

# HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE

Rudolf Alexander Schröder – Eberhard von Bodenhausen  
Briefwechsel Arthur Schnitzler »Medardus Affairen«  
Teil II, Materialien Gustave Lanson Die zeitgenössische  
Dichtung: Stéphane Mallarmé Waltraud Wiethölter  
Zum Schriftverkehr zwischen Hofmannsthal und Ottonie  
Gräfin Degenfeld Rina Schmeller Pädagogische und  
poetologische Dimensionen der Architektur in Stiftern  
»Nachsommer« Heinz Rölleke »Lieder eines fahrenden  
Gesellen«. Literarische Quellen zu Mahlers Gedichtzyklus  
Jutta Heinz Cézanne-Erlebnisse bei Rilke und Handke

21/2013

Rombach Verlag Freiburg

Hofmannsthal  
Jahrbuch · Zur europäischen Moderne  
21/2013



# HOFMANNSTHAL

JAHRBUCH · ZUR EUROPÄISCHEN MODERNE 21/2013

Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft

herausgegeben von

Maximilian Bergengruen · Gerhard Neumann · Ursula Renner

Günter Schnitzler · Gotthart Wunberg

Rombach Verlag Freiburg

Ab dem vorliegenden Band folgt das »Hofmannsthal Jahrbuch · Zur Europäischen Moderne« der neuen Rechtschreibung. Nur »Arthur Schnitzlers ›Medardus Affairen‹. Teil II: Materialien« folgt der alten Rechtschreibung von Teil I.

© 2013, Rombach Verlag KG,  
Freiburg im Breisgau

1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten

Typographie: Friedrich Pfäfflin, Marbach

Redaktion: Dr. Friederike Wursthorn

Satz: TIESLED Satz & Service, Köln

Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG,  
Freiburg i. Br.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7930-9736-5

## Inhalt

Rudolf Alexander Schröder und Eberhard von Bodenhausen  
Briefwechsel 1909–1918  
Mit unveröffentlichter Prosa und einem Testament Schröders von 1914  
*Herausgegeben und kommentiert von Till Matthias Zimmermann*  
7

Arthur Schnitzlers »Medardus Affairen«  
Teil II: Materialien  
*Mitgeteilt von Hans Peter Buhler*  
177

Gustave Lanson  
Die zeitgenössische Dichtung: Stéphane Mallarmé  
*Herausgegeben und übersetzt von Rudolf Brandmeyer*  
245

*Waltraud Wiethöller*  
Eine Briefliebe oder Die dritte Haut der Berührung  
Zum Schriftverkehr zwischen Hugo von Hofmannsthal  
und Ottonie Gräfin Degenfeld-Schonburg (1909–1929)  
263

*Rina Schmeller*  
Die Lücken schließen  
Pädagogische und poetologische Dimensionen  
der Architektur in Adalbert Stifters »Nachsommer«  
315

*Heinz Rölleke*  
»Lieder eines fahrenden Gesellen«  
Literarische Quellen zu Gustav Mahlers Gedichtzyklus  
353

*Jutta Heinz*  
Cézanne-Erlebnisse bei Rainer Maria Rilke und Peter Handke  
Ansätze zu einer literarischen Phänomenologie  
367

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.  
Mitteilungen  
391

Siglen- und Abkürzungsverzeichnis  
397

Anschriften der Mitarbeiter  
407

Register  
409

# Rudolf Alexander Schröder und Eberhard von Bodenhausen Briefwechsel 1909–1918

## Mit unveröffentlichter Prosa und einem Testament Schröders von 1914

Herausgegeben und kommentiert von Till Matthias Zimmermann

*gewidmet Maria von Katte*

### Einleitung

Als die Festwochen der Stadt Berlin im September 1953 zu Ende gehen, spricht Rudolf Alexander Schröder in der Eichengalerie des Charlottenburger Schlosses über sein Berlin – die Stadt, die »mir am nächsten ans Herz gewachsen ist«. Schröder hält sich um 1900 regelmäßig dort auf, wohnt zwischen 1905 und 1908 beim Ehepaar Meier-Graefe in der Genthiner Straße und erweist in seiner Rede einer langen Reihe von Freunden und Weggefährten seine Referenz, von Detlev von Liliencron und Paul Scheerbart über Johannes Schlaf, Richard und Ida Dehmel und Stanislaw Przybyszewski bis hin zu Harry Graf Kessler. Schließlich kommt er auf »eine der denkwürdigsten Gestalten meines engeren Freundeskreises« zu sprechen: Eberhard von Bodenhausen. In schneller Folge lässt Schröder dessen berufliche Laufbahn Revue passieren. Dem gelernten Juristen, der »zu den tätigsten Mitbegründern und Mitarbeitern des Pan« zählt und der – nach dem Studium der Kunstgeschichte – »die heute noch führende Arbeit über Gerard David« schreibt, gelingt der

Eintritt in das Kruppsche Direktorium. Als 1914 der Krieg ausbrach, war Bodenhausen – äußerlich ein Hüne – schon ein müder Mann; gegen Kriegsende war er aus dem Amt geschieden, hatte das Angebot der Nachfolge Wilhelm von Bodes und sogar den Reichskanzlerposten ablehnen müssen.



Schließlich äußert der Redner den Wunsch, »man möchte sich in Berlin einen der würdigsten Vertreter deutscher Geistigkeit um die Jahrhundertwende ins Gedächtnis zurückrufen.«<sup>1</sup>

Selbst wenn man das Pathos der Festrede berücksichtigt, wird deutlich, dass Bodenhausen im Leben Schröders eine besondere Bedeutung zukommt. Dass er trotzdem vergessen scheint, liegt an den eigentümlichen Mustern der Rezeption, die selten linear verlaufen. Dabei ist der Beginn vielversprechend: Nachdem ab 1953 innerhalb von zwei Jahren der Briefwechsel Bodenhausens mit Hugo von Hofmannsthal<sup>2</sup> und ein Band mit ausgewählten Briefen und Tagebuchauszügen erscheint,<sup>3</sup> erwirbt das Literaturarchiv in Marbach im Oktober 1957 den Nachlass von der Witwe Dora von Bodenhausen, der den dort bereits vorhandenen Nachlass des »Pan«-Redakteurs Cäsar Flaischlen ergänzt und erweitert.<sup>4</sup> Doch erst 21 Jahre später wird der Briefwechsel mit dem Lebensfreund Harry Graf Kessler publiziert.<sup>5</sup> Danach interessieren sich vor allem die Fachdisziplinen für diese »hochgebildete, aktive Persönlichkeit von genialer Vielseitigkeit«.<sup>6</sup> Die Germanisten sehen allenfalls den Freund und Vertrauten Hofmannsthals, der als »Bruder Eberhard«<sup>7</sup> für Emotionales und Finanzen zuständig ist. Die Kunsthistoriker kennen den Vorsitzenden des Aufsichtsrats und Schriftleiter der monumentalen Kunstzeitschrift »Pan« (1895–1900),<sup>8</sup> seine Übersetzungen kunstwissenschaftlicher Bücher<sup>9</sup> aus dem Englischen und Französischen und die be-

<sup>1</sup> Alle Zitate dieses Absatzes aus Rudolf Alexander Schröder, Berlin einst und jetzt. Eine Rede. Berlin/Witten 1954, S. 11 und 21f.

<sup>2</sup> BW Bodenhausen.

<sup>3</sup> Eberhard von Bodenhausen, Ein Leben für Kunst und Wirtschaft. Hg. von Dora Freifrau von Bodenhausen-Degener. Düsseldorf/Köln 1955.

<sup>4</sup> Vgl. Bernhard Zeller, Marbacher Memorabilien. Vom Schiller-Nationalmuseum zum Deutschen Literaturarchiv. 1953–1973. Marbach a.N., S. 122–127.

<sup>5</sup> Eberhard von Bodenhausen–Harry Graf Kessler. Ein Briefwechsel 1894–1918. Ausgewählt und hg. von Hans-Ulrich Simon. Marbach a.N. 1978.

<sup>6</sup> Zeller, Memorabilien (wie Anm. 4), S. 122.

<sup>7</sup> So Ulrich Weinzierl, Hofmannsthal. Skizzen zu seinem Bild. Wien 2005, S. 170, in der Überschrift zu dem Bodenhausen und Carl J. Burckhardt gewidmeten Kapitel »Bruder Eberhard und sein Nachfolger«.

<sup>8</sup> Vgl. Theo Neteler, Eberhard von Bodenhausen, die Zeitschrift »Pan« und die Buchkunstbewegung um 1900. In: *Marginalien* 4/2003, S. 3–33; Anne Schulten, Eros des Nordens. Rezeption und Vermittlung skandinavischer Kunst im Kontext der Zeitschrift Pan, 1895–1900. Frankfurt a.M. u.a. 2009, S. 51–83.

<sup>9</sup> Eugène Fromentin, Die alten Meister. Belgien – Holland, ins Deutsche übertragen von Dr. Freiherr Eberhard von Bodenhausen. Berlin 1903; Robert A.M. Stevenson, Velazquez, übersetzt und eingeleitet von Dr. Eberhard Freiherr von Bodenhausen. München 1904.

reits erwähnte Studie über Gerard David.<sup>10</sup> Die Wirtschaftshistoriker, die sich der Erforschung der Firma Krupp gewidmet haben, lenken den Blick auf den Adligen mit der »bürgerlichen« Karriere.<sup>11</sup> Einen Weg zum Verständnis dieses Menschen weisen die Herausgeber des Tagebuchs von Harry Graf Kessler, die – wohl sensibilisiert durch ihren Gegenstand – in Bodenhausen eine »Parallelbiographie« zu Kessler erkennen;<sup>12</sup> doch auch bei Kessler hat es lange gedauert, bis die unterschiedlichen Professionen des Mannes – häufig nur bekannt als der »rote Graf« –, die von der Cranach-Presse bis zum Völkerbund reichen, vor dem Hintergrund »eines« Lebens gesehen werden.<sup>13</sup> Im vergangenen Jahr erschien die Dokumentation Maria von Kattes. Sie schildert in Bildern und Texten die Geschichte des Landschaftsparks Degenershausen, der zwischen 1854 und 1937 von vier Generationen der Familie Bodenhausen bewohnt und bewirtschaftet wird – darunter auch von Eberhard von Bodenhausen.<sup>14</sup>

Die vorliegende Dokumentation unternimmt den Versuch, Eberhard von Bodenhausen am Beispiel der Korrespondenz mit Rudolf Alexander Schröder in den verschiedenen Zusammenhängen seines Lebens zu zeigen. Auch bei dem Bremer Dichter handelt es sich um eine Person, deren höchst unterschiedliche Begabungen bislang kaum in Beziehung zueinander gestellt oder gar historisch kontextualisiert wurden.<sup>15</sup> Im

<sup>10</sup> Eberhard von Bodenhausen, Gerard David und seine Schule. München 1905. – Zur Aktualität dieses Buches vgl. Johannes Rößler, Rhythmus, Symbol des Lebens. Die deutsche El-Greco-Rezeption von den Anfängen bis zu Julius Meier-Graefes »Spanischer Reise« (1910). In: Marburger Jahrbuch für Kunstwissenschaft 26/2009, S. 391–411, bes. S. 403f.

<sup>11</sup> Vgl. Uwe Kefler, Zur Geschichte des Managements bei Krupp. Von den Unternehmensanfängen bis zur Auflösung der Fried. Krupp AG (1811–1943). Stuttgart 1995, S. 113–151; Manfred Rasch, Adelige Unternehmer am Ende der Wilhelminischen Epoche. In: Wirtschaft im Zeitalter der Extreme. Beiträge zur Unternehmensgeschichte Deutschlands und Österreichs. In Gedenken an Gerald D. Feldman. Hg. von Hartmut Berghoff, Jürgen Kocka und Dieter Ziegler. München 2010, S. 21–46, bes. S. 33–36.

<sup>12</sup> Jörg Schuster, Beginn einer ästhetischen Existenz: Kesslers Tagebuch der Moderne. In: Harry Graf Kessler, Das Tagebuch 1880–1937. Hg. von Roland S. Kamzelak und Ulrich Ott. Bd. 2: 1892–1897. Hg. von Günter Riederer und Jörg Schuster. Stuttgart 2004, S. 38–68, hier S. 50.

<sup>13</sup> Vgl. hierzu auch: Harry Graf Kessler. Tagebuch eines Weltmannes. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar. Hg. von Gerhard Schuster und Margot Pehle. 3., durchges. Aufl. Marbach a.N. 1996.

<sup>14</sup> Maria von Katte, Der Park von Degenershausen und seine Menschen. Eine Chronik aus den Jahren 1806 bis 2012. 2. überarb. und erweit. Aufl. Wolfenbüttel 2012.

<sup>15</sup> Wie auch bei Rudolf Borchardt werden Werk und Biografie Schröders am fundiertesten gewürdigt im Katalog Rudolf Borchardt, Alfred Walter Heymel, Rudolf Alexander Schröder. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Mar-

Folgenden werden die beiden Hauptpersonen dieses Briefwechsels kurz vorgestellt; zudem soll der Frage nachgegangen werden, was genau diese Freundschaft begründet und gefestigt hat. Ein eigenes Unterkapitel ist dem »Denkschriftenkrieg« gewidmet. Ab September 1914 formulieren Politik und Wirtschaft ihre Kriegsziele; in diesem Umfeld entsteht auch das Exposé, das Bodenhausen im Oktober 1914 an Schröder schickt.<sup>16</sup> Neben der Korrespondenz dokumentiert diese Edition in kurzen Zwischentexten die Begegnungen der beiden, die manchmal Anlass zu Briefen sind, aber in diesen nicht jedesmal erwähnt werden.<sup>17</sup> Gerade zwischen 1915 und 1917, als Schröder auf Vermittlung Bodenhausens Pressezensor der Politischen Abteilung beim Generalgouverneur im besetzten Belgien ist, finden solche Treffen mehrmals statt. Auch Bemerkungen über den Briefpartner gegenüber Dritten sind nachgewiesen, wenn sie für die Korrespondenz von Belang sind.<sup>18</sup> Nach dem Tode Bodenhausens im Mai 1918 spielt Schröder eine wichtige Rolle als Ansprechpartner für die Familie, speziell für Dora von Bodenhausen. Neben dem Entwurf und der Gestaltung der Grabanlage in Degenershausen wird in ihren Briefen die Herausgabe der Quellenkompilation »Ein Leben für Kunst und Wirtschaft« verhandelt, die schließlich mit Schröders Hilfe und durch seine Kontakte in das Programm des Diederichs Verlags aufgenommen wird. Die vorliegende Edition umfasst nicht den gesamten Briefwechsel zwischen Schröder und Dora von Bodenhausen;

bach am Neckar. Hg. von Reinhard Tgahrt u.a. Marbach a.N. 1978. Zudem gibt der Briefwechsel mit Rudolf Borchardt Auskunft über eine der wichtigsten Freundschaften Schröders; Rudolf Borchardt–Rudolf Alexander Schröder. Briefwechsel. In Verbindung mit dem Rudolf Borchardt Archiv bearb. von Elisabetta Abbondanza. Bd. 1: 1901–1918. Text. Bd. 2: 1919–1945. Text. München/Wien 2001. – Zuletzt erschien Schröders Korrespondenz mit Ernst Jünger: Claudia Scheufele, Die Verleihung des Bremer Literaturpreises an Ernst Jünger im Spiegel seiner Korrespondenz mit Rudolf Alexander Schröder. In: *Les Carnets Ernst Jünger* 11/2011, S. 257–280.

<sup>16</sup> Vgl. Nr. 23. – Zum Begriff »Denkschriftenkrieg« vgl. Wolfgang J. Mommsen, *Bürgerstolz und Weltmachtstreben. Deutschland unter Wilhelm II. 1890 bis 1918*. Berlin 1995, S. 619.

<sup>17</sup> Ein wichtiges Hilfsmittel, solche Treffen zu eruieren, stellen Bodenhausens kleinformatige Notizkalender dar (Nachlass Bodenhausen DLA), in denen er zwischen 1908 und 1918 Arbeitstermine, Begegnungen und Lektüren, aber auch sein persönliches Befinden notiert. Weitere Treffen werden über den Band: Rudolf Alexander Schröder. Hg. von Klaus Goebel und Reinhard Käisinger. Neubeuern 2012, nachgewiesen.

<sup>18</sup> Ein solches Verfahren bemüht sich um Vollständigkeit, erreichen kann es sie freilich kaum. Beispielhaft in seiner engmaschigen Struktur ist Klaus E. Bohnenkamp, *Ad fontes! Hugo von Hofmannsthal im Herbst und Winter 1913/1914*. Daten, Fakten, Korrekturen. In: *HJb* 16/2008, S. 7–65.

in einem chronologischen Bericht werden nur die Passagen erwähnt, die in direktem Zusammenhang mit Eberhard von Bodenhausen, seinem Grab oder einer Veröffentlichung über ihn stehen. Die beiden bereits publizierten Texte Schröders über Bodenhausen sind dabei nachgewiesen. Hinzu kommt bisher noch unveröffentlichte Prosa über Bodenhausen aus dem Nachlass.

Eberhard Freiherr von Bodenhausen, geboren 1868, aus altem niedersächsischem Landadel, studiert in Bonn und Leipzig Jura, beendet das Studium mit der Promotion und leistet danach sein Referendariat in Potsdam ab. Er gehört am 1. Mai 1894 zu den Gründungsmitgliedern der Genossenschaft der Zeitschrift »Pan« und ist bis 1900 Vorsitzender des Aufsichtsrats und Beiträger. Seit 1897 steht er in engem Kontakt mit Hugo von Hofmannsthal und Henry van de Velde, die er finanziell berät; bei Rudolf Pannwitz wirkt er später mäzenatisch. Während seiner Zeit beim »Pan« ist Bodenhausen Geschäftsführer der Troponwerke in Mülheim am Rhein, einer Firma, die mit einem Eiweißprodukt die Volksgesundheit verbessern wollte. Für dieses Unternehmen entwirft van de Velde die Werbung und Verpackung, eines der frühen Beispiele für gelungenes Produktdesign.

Der Schritt in die Industrie ist zudem Bodenhausens Versuch, sich von seinem Vater zu emanzipieren. Hans Heinrich von Bodenhausen hatte seinen Sohn wiederholt aufgefordert, eine Karriere als Landrat im heimischen Weißenfels einzuschlagen. Als Bodenhausen wegen seines Interesses an der modernen Kunst und seiner Arbeit beim »Pan« diesen Vorschlag ablehnt, streicht ihm der Vater die Bezüge und verweigert ihm das Gut in Hollsteitz. Erst die Karriere bei Tropon löst dieses Problem: Bodenhausens Gehalt ermöglicht ihm 1898 die Heirat mit Dora Gräfin von Degenfeld-Schonburg; eine großzügige Abfindung bei Tropon wiederum erlaubt ihm ab 1902 das Studium der Kunstgeschichte in Heidelberg. Nachdem eine (verfrühte) Bewerbung um den Direktorenposten des Frankfurter Stadel scheitert, eignet sich Bodenhausen bei der Deutschen Bank, München, in wenigen Monaten betriebswirtschaftliche Grundlagen an, um sich endgültig der Industrie zuzuwenden. Ab 1906 ist er Assistent der Direktion bei der Firma Friedrich Krupp in Essen, 1910 wird er zum Direktor ernannt. Die letzte berufliche Station führt ihn 1918 nach Berlin zur Disconto-Gesellschaft, einer der größten Pri-

vatbanken Deutschlands, in deren Aufsichtsrat er berufen wird. Der Firma Krupp bleibt er als Mitglied des Aufsichtsrats verbunden. Während seiner Zeit in Essen lehnt er zweimal (1917 und 1918) die ihm angetragene Reichskanzlerschaft ab, genauso wie zuvor die Nachfolge Wilhelm von Bodes als Direktor der Königlichen Museen in Berlin. Bodenhausen stirbt im Frühling des letzten Kriegesjahres, am 8. Mai 1918, auf einem seiner Güter.<sup>19</sup>

Rudolf Alexander Schröder ist zehn Jahre jünger als Bodenhausen. Er stammt aus einer norddeutschen Kaufmannsfamilie – der Vater ist überdies Präses der Norddeutschen Mission. Schon zu Schulzeiten veröffentlicht Schröder erste Gedichte. Seit 1898 gibt er in München mit seinem Vetter Alfred Walter Heymel und Otto Julius Bierbaum die Zeitschrift »Die Insel« heraus; so lernt er Hugo von Hofmannsthal kennen, mit dem er sich bald anfreundet. Schröder entwickelt sich zu einem formstärkeren Lyriker von großer Produktivität,<sup>20</sup> bekannt wird er allerdings nur einem kleinen Kreis. Dass sich dies nicht ändert, liegt wohl auch an dem verlegerischen Konzept des Insel-Verlags. »Ein Unbekannter verträgt schwer eine Ausstattung für Bibliophilen mit all ihren Folgen hinsichtlich der beschränkten Auflage und des erhöhten Preises«, befindet Reinhard Tgahrt.<sup>21</sup> Schröder selbst umschreibt seine Lyrik in einer Widmung an Rudolf Borchardt mit der ironischen Wendung »Non multum – sed multa!«<sup>22</sup> Einen Namen macht er sich auch als literarischer Übersetzer, besonders von Beardsley und Pope, Horaz, Homer, Vergil, später auch Shakespeare, Racine, Molière und Corneille.

<sup>19</sup> Einen biografischen Überblick bietet Rasch, Unternehmer (wie Anm. 11), S. 33–36; vgl. außerdem Simon, Nachwort. In: BW Kessler–Bodenhausen (wie Anm. 5), S. 202–217; und den Nachruf in den Kruppschen Mitteilungen, 11. Mai 1918.

<sup>20</sup> Mit Bezug auf die mehr als 400 Sonette in einem Band (Rudolf Alexander Schröder, Sonette zum Andenken an eine Verstorbene. Leipzig 1904) resümiert die Forschung vor wenigen Jahren: »In rekordverdächtiger Manier beherrscht dieses Genre [das Sonett] Rudolf Alexander Schröder« (Peter Sprengel, Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900–1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. München 2004, S. 602). Schröder selbst spricht 1929 rückblickend von seiner »Sonettenwut« (Rudolf Alexander Schröder, Erster und letzter Besuch in Rodaun. In: Ders., Gesammelte Werke in fünf Bänden. Bd. 2: Die Aufsätze und Reden 1. Frankfurt a.M. 1952, S. 824–846, hier S. 833).

<sup>21</sup> Katalog Borchardt Heymel Schröder (wie Anm. 15), S. 223. Das hat auch zur Folge, dass der »frühe Schröder« vergessen ist, da seine Gedichte in dem der Lyrik gewidmeten Band der »Gesammelten Werke« nicht enthalten, und sie wegen ihrer kleinen Auflagen nur in wenige Hände gekommen sind.

<sup>22</sup> BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 69.

Neben seiner literarischen Arbeit ist Schröder Innenarchitekt: Er richtet die Münchner Insel-Wohnung und zwei Luxusdampfer des Norddeutschen Lloyd ein, gestaltet Landhäuser und Gartenanlagen in Bremen, Hamburg und Berlin, entwirft Teppichmuster ebenso wie das Ratssilber in Bremen, malt den Damensalon oder den Festsaal, die Etage oder die Villa aus.<sup>23</sup> Bis 1931 übt Schröder diesen Beruf, wie er untertreibend selbst sagt, »zur linken Hand« aus, und sorgt damit im Freundeskreis immer wieder für belustigte Kommentare, etwa wenn Hofmannsthal amüsiert an Kessler berichtet: »Ein wunderliches Geschöpf! und ist nun bald 30 Jahre alt! und bemalt die Nachttischchen alter Senatorsfrauen mit Rosen!«<sup>24</sup> Das äußert Hofmannsthal ausgerechnet in einer Zeit, als dem Architekten Schröder in der renommierten Kunstzeitschrift »Dekorative Kunst« eine ausführliche Würdigung zuteilwird. Der Autor des Artikels, der Kunsthistoriker Emil Waldmann, rühmt Schröders »sehr gut erzogenes Proportionsgefühl«, ein »fast körperliches Wohlbehagen, was einen erfüllt, wenn man diese Räume betritt und sich in ihnen aufhält.«<sup>25</sup> Auch öffentliche Erfolge stellen sich ein; so erhält das von Schröder gestaltete Ankleidezimmer bei der Weltausstellung in Brüssel 1910 die Goldmedaille.<sup>26</sup> Zudem sollte mit Blick auf Hofmannsthals Bonmot nicht übersehen werden, dass Schröder mit seiner eigenen Firma (mit bis zu 20 Mitarbeitern) und in Zusammenarbeit mit den »Vereinigten Werkstätten« große Aufträge erhält, führende Industrielle und Kaufleute sowie wohlhabende Patrizier und große Unternehmen ausstattet. Diesen gutdotierten Aufträgen verdankt er sein nicht unbeträchtliches Vermögen, mit dem der erfolgreiche Architekt und Einrichter seinen Lebensabend finanzieren wird.

Die erste Begegnung zwischen Bodenhausen und Schröder lässt sich auf den Tag genau datieren und lokalisieren: Sie findet am Sonntag, den 11. März 1900, statt, in Harry Kesslers Wohnung in der Köthener Straße 28 in Berlin-Kreuzberg und ist Teil der (später gescheiterten) Fu-

<sup>23</sup> Vgl. hierzu grundlegend Ursula und Günter Heiderich, Rudolf Alexander Schröder und die Wohnkunst. 1899–1931. Mit einem chronologischen Werküberblick und Katalog sowie einem Verzeichnis der Werkzeichnungen im Archiv der Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk. München/Bremen 1977.

<sup>24</sup> Brief vom 4. Februar 1908. In: BW Kessler, S. 173f., hier S. 174.

<sup>25</sup> Emil Waldmann, Rudolf Alex. Schröders neuere Arbeiten auf dem Gebiete der angewandten Kunst. In: Dekorative Kunst 16/1908, S. 145–184, Zitate S. 146.

<sup>26</sup> Vgl. Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), S. 20 und 138f.

sionsverhandlungen zwischen den Zeitschriften »Insel« und »Pan«. Mit Heymel und Meier-Graefe konferiert Kessler bereits zwei Tage zuvor und notiert an dem bewussten Tag in seinem Tagebuch: »Mit Heymel und Schroeder verhandelt. Nachher Beide bei mir mit Bodenhausens u Flaischlen.«<sup>27</sup> Dass sich nach dieser Begegnung kein weiterer Kontakt ergibt, liegt vielleicht an dem negativen Eindruck, den Kessler von Schröder gewinnt. Da Bodenhausen in dieser Zeit noch sehr viel auf die Meinung des Freundes gibt, mag er sich Kesslers Einschätzung zu eigen gemacht haben, dass Schröder den »Eindruck eines mässig begabten und stark verwichsten Unterprimaners« mache; er sei »nervenkrank, fahrig, unreif; er weiss Nichts, aber wendet darauf Begriffe an, die er nicht versteht, was dann geistreich klingt«, und nennt ihn einen »dummen Jungen und Neidhammel.«<sup>28</sup> Kessler wird sein Urteil später revidieren und sogar eng mit dem Übersetzer Schröder zusammenarbeiten und ihn freundschaftlich wertschätzen. So schreibt er am 14. September 1909 an Hofmannsthal: »Diesmal freute mich besonders, was du über dein Verhältnis zu Rudi Schröder sagst. Er ist ein lieber tiefer, fast kindlicher Mensch, dem man trotz mancher Unarten nicht wirklich böse sein kann.«<sup>29</sup> Doch auch ein Blick auf die kunstgewerbliche Bewegung, die Bodenhausen in Gestalt von Henry van de Velde propagiert – und der beispielsweise Bodenhausens Berliner Wohnung in der Brückentallee einrichtet –, verdeutlicht, dass er mit Schröder wahrscheinlich nicht viel anfangen kann, weil dessen Entwürfe »voll im biedermeierlich und klassizistisch geprägten Trend der kulturell aufgeschlossenen Kreise« liegen.<sup>30</sup>

<sup>27</sup> Vgl. auch den Eintrag am 11. März 1900 in: Kessler, Tagebuch 1880–1937 (wie Anm. 12). Bd. 3: 1897–1905. Hg. von Carina Schäfer und Gabriele Biedermann. Stuttgart 2004, S. 290; und Rudolf Alexander Schröder, Eberhard von Bodenhausen. Zum 6. Mai 1928. In: Ders., Aufsätze und Reden 1 (wie Anm. 20), S. 961–968, hier S. 965: »Meine früheste Begegnung mit dem nachmaligen nahen Freund datiert aus dieser Zeit. Heymel und ich verhandelten mit ihm und dem Grafen Kessler wegen einer eventuellen Übernahme des »Pan« durch die von uns zu kurzem Dasein ins Leben gerufene »Insel.«

<sup>28</sup> Alle Zitate Kessler, Tagebuch. Bd. 3 (wie Anm. 27), S. 294 (6. April 1900) und 541 (29. Dezember 1901).

<sup>29</sup> Kessler an Hofmannsthal, 14. September 1909. In: BW Kessler, S. 263.

<sup>30</sup> Vgl. dazu Ursula Muscheler, Möbel, Kunst und feine Nerven. Henry van de Velde und der Kultus der Schönheit 1895–1914. Berlin 2012, S. 155, 177 (dort das Zitat) und passim. Kessler sieht »[ü]berall Rosen und Impotenz, aber ein gewisses Maass«, als er das von Schröder eingerichtete Haus der Familie Wolde besucht. »Manches erklärt sich durch Schröders unglücklichen Zwiespalt, dass er einerseits, wie mir Heymel sagt, nur Knaben liebt, andererseits doch noch so an die hergebrachten Anschauungen der biedereren Bremer Patrizier fest-

Es ist Hofmannsthal, der die zwei mit ihm befreundeten Männer einander näherbringt, indem er Bodenhausen im Herbst 1909 auf den Lyriker Schröder aufmerksam macht und ihm den Band »Hama« schenkt, eine Sammlung von humoristischen Couplets und Balladen.<sup>31</sup> Hofmannsthal ist mit beiden seit Jahren befreundet und steht mit ihnen in einer intensiven Korrespondenz.<sup>32</sup> Begeistert vermerkt Bodenhausen seine Lektüre von Schröders Gedichten, vor allem von dem Band »Elysium«, den er ebenfalls im Oktober 1909 liest.<sup>33</sup> Im Rückblick schreibt Hofmannsthal den beiden sogar dieselbe landsmannschaftliche Herkunft zu, und diese soll sich, zumindest aus der Perspektive des Österreichers, auch in ihrem Charakter niederschlagen:

Preußisches war mir lästig wie alles Gewollte. (Du weißt aus meiner Freundschaft für Bodenhausen, für Rudi Schröder, für Alfred Nostitz, wie sehr ich das norddeutsche Wesen in seiner reinen Form zu *lieben* vermag.)<sup>34</sup>

hält, dass er beständig in Angst lebt, geklappt zu werden. Daher die Unfreiheit, das Scheue, die bewusste oder selbst suggerierte Impotenz seiner Natur.« In: Kessler, Tagebuch. Bd. 3 (wie Anm. 27), S. 823 (16. Dezember 1905).

<sup>31</sup> Die Sammlung geht in Teilen auf Veröffentlichungen in der »Insel« zurück und auf Schröders Beiträge zur Anthologie: Deutsche Chansons (Brettli-Lieder). Mit 132 Beiträgen von Bierbaum, Dehmel, Falke, Finckh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind und Wolzogen. Mit den Porträts der Dichter und einer Einleitung von Otto Julius Bierbaum. Berlin/Leipzig 1900. Vgl. auch Anm. 74.

<sup>32</sup> Der Briefwechsel zwischen Rudolf Alexander Schröder und Hugo von Hofmannsthal befindet sich, wie der Kommentar des Briefwechsels zwischen Rudolf Borchardt und Rudolf Alexander Schröder, in Vorbereitung. Der Herausgeber dankt Gerhard Schuster, der ihn die Editionsmanuskripte einsehen ließ und ihm erlaubte, daraus zu zitieren. Bei diesen Zitaten wird nur der Standort der Dokumente nachgewiesen. – Außerdem wird eine revidierte Fassung des Briefwechsels Hofmannsthal–Bodenhausen vorbereitet, aus der im Folgenden zitiert wird; wiederum gibt der Nachweis nur den Standort des jeweiligen Dokuments an.

<sup>33</sup> Vgl. dazu Bodenhausen an Hofmannsthal, 28. Oktober 1909: »Und habe einen *ganz* grossen Genuss von dem Elysium von Schroeder gehabt. Ich habe da, zum erstenmal bei ihm, den Eindruck eines allerersten Niveaus.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Gemeint ist die von Heymel privat veranstaltete Ausgabe: Rudolf Alexander Schröder, Elysium. Ein Buch Gedichte. Leipzig 1906. Kolophon: »Dieses Buch wurde im Auftrage von Alfred Walter Heymel in einer Auflage von dreihundert handschriftlich nummerierten Exemplaren gedruckt in Leipzig bei Poeschel & Trepte. Nummer Eins bis Fünfundzwanzig wurden auf Pergament abgezogen.« – Vor »Hama« und »Elysium« gelangt von Schröder mit Sicherheit noch der Band »Baumblüte im Werder 1906« (Leipzig 1908; das Kolophon lautet: »Als Frühlingsgeschenk des Insel-Verlages wurde dies Buch im Mai 1908 bei W. Drugulin in Leipzig in 200 Exemplaren als Handschrift gedruckt.«) in Bodenhausens Bibliothek. Vgl. dazu Alfred Walter Heymel an Anton Kippenberg, Bremen-Horn, 11. Juli 1908: »Lieber Herr Doktor! | Hier die Liste derjenigen Personen, an die ich die Baumblüte von Schröder von hier aus versandt habe, damit später genau festzustellen ist, wer alles das Geschenkbüchlein erhalten hat. [...] | Freiherr von Bodenhausen, Essen« (SUA: Insel DLA).

<sup>34</sup> Hofmannsthal an Kessler, 14. Dezember 1928. In: BW Kessler, S. 407–409, hier S. 408. – Auch bei Schröder wird Bodenhausen in seinen Erinnerungen »Aus den Münchner Anfän-



Während die Korrespondenz in den ersten Jahren noch vornehmlich um Schröders Lyrik und die Begegnungen der beiden kreist – Bodenhausen lässt die Gedichte abschreiben, vervielfältigen und im Freundeskreis verschicken<sup>35</sup> –, verändern sich der Ton und die Themen der Briefe zu Kriegsbeginn radikal. Die persönlichen Treffen zum Jahreswechsel in Neubeuern hatten eine gewisse Vertrautheit hergestellt. Trotzdem erstaunt es, dass Bodenhausen Schröder in diesem Ausmaß über Einzelheiten in Rüstungs- und Kriegswirtschaftsfragen informiert, über die er durch seine Arbeit bei Krupp verfügt. Wieso also korrespondiert ein führender Industrieller über entscheidende politische Fragen mit einem Dichter im Rang eines Artilleristen-Maats der Seewehr? Die Antwort liegt in der zeitgenössischen Bedeutung von Schröders politischer Dichtung, über die Heymel schon zum Jahresende 1909 an Anton Kippenberg berichtet:

Schröder arbeitet an 10 Oden an das Vaterland; sechs Strophen zu vier Versen im horazischen Odentakt. Eine prachtvolle Sache! [...] Ich glaube es handelt sich hier um bei weitem das Beste, was Rudi je geschrieben hat und neben der Meisterschaft der Form ist die Höhe der Gesinnung über alles zu loben. Es ist genau das, was wir heute brauchen.<sup>36</sup>

Die »Deutschen Oden« erscheinen in zwei Reihen im Oktober 1910 und Februar 1911 in den »Süddeutschen Monatsheften«, eine Buchausgabe veröffentlicht der Insel-Verlag 1913.<sup>37</sup> Beginnt Schröder diese Gedichte

gen des Insel-Verlags« zu jemand, »dessen unverkennbar norddeutsches Wesen mich schon damals verwandt anrührte«. Vgl. Rudolf Alexander Schröder, Aus den Münchner Anfängen des Insel-Verlags. In: Ders., Aus Kindheit und Jugend. Erinnerungen und Erzählungen. Hamburg 1935, S. 164–206, hier zit. nach Ders., Gesammelte Werke (wie Anm. 20). Bd. 3: Die Aufsätze und Reden 2, S. 945–974, hier S. 972. Vgl. auch S. 163.

<sup>35</sup> Ein im Freundeskreis bewährtes Verfahren, das auch bei den Frontbriefen Kesslers praktiziert wird, die später in dem Band: Harry Graf Kessler, Krieg und Zusammenbruch aus Feldpostbriefen 1914–1918. Weimar 1921, dokumentiert werden. Meist ist es Bodenhausens Privatsekretär Hans Herbst, der beispielsweise von den Gedichten und Reden Rudolf Borchards Typoskripte anfertigt, die dann von Bodenhausen in den Druck befördert oder an den Autor zurückgesandt werden; mehrere solcher Abschriften haben sich im Nachlass Bodenhausen im DLA erhalten.

<sup>36</sup> Heymel an Kippenberg, München, 28. Dezember 1909 (SUA: Insel DLA).

<sup>37</sup> Die Erste Reihe der Oden (16 Oden: Schröder, Gesammelte Werke (wie Anm. 20). Bd. 1: Die Gedichte, S. 12–27) wird in den »Süddeutschen Monatsheften« als »Deutsche Oden« im Oktober 1910 veröffentlicht, die Zweite Reihe (10 Oden: ebd., S. 28–37) in den »Süddeutschen Monatsheften« als »Neue deutsche Oden« im Februar 1911. Anton Kippenberg nimmt im Sommer 1913 alle 26 Oden in die Insel-Bücherei auf: Rudolf Alexander Schröder, Deutsche Oden. Leipzig 1913.

im Winter 1909 noch »aus Ärger über das unerfreuliche Schimpfen über deutsche Verhältnisse«,<sup>38</sup> wachsen sie sich schließlich zu einer großen Sammlung in der Tradition der politischen Lyrik aus. Bewusst ist diesen Gedichten eine an Horaz erinnernde Form gegeben; anknüpfend an die Überlieferung beklagen sie Missstände aus der Perspektive der Vorfahren, betreiben Modernekritik in antikisierender Form. Auch fordern sie bereits die »Selbsteinkehr« der Deutschen, die für den Konservatismus Schröders so typisch ist und der mit seinem Kreisen um »Treue« und »Gedenken« eher an die Zeit um 1800 erinnert als an die Zeitgenossen.<sup>39</sup> Doch nicht nur Kritik an den aktuellen Zuständen wird geäußert, auch eine unverkennbare Kriegserwartung, die diffuse Hoffnung auf ein europäisches Kräfteressen.

Diese Gedichte finden, gemessen an Schröders sonstiger Produktion, eine große Verbreitung, und ihr Verfasser wird, auch wegen seiner »Odyssee«-Übertragung, in den höchsten politischen Kreisen gelesen.<sup>40</sup> Sogar der damalige Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg räumt in einem Brief an Schröder vom 15. Februar 1912 ein:

So muß ein schriftlicher Dank die große Freude ausdrücken, die Sie mir mit der Gabe Ihrer neuen deutschen Oden gemacht haben. Wie oft muß ich die öden und leeren Prahlereien eines grossmäuligen Chauvinismus anhören oder lesen! Ihre Verse machen den Sinn frei und stark. Auch im vorigen Sommer verdankte ich Ihnen viel. Als die Marokkowogen<sup>41</sup> am höchsten gingen, las ich jeden Abend den Meinen einen Gesang aus der Odyssee vor. In Ihrer Übersetzung ist mir Homer zum ersten Male ganz vertraut geworden. Ich habe ihn genossen, wie ich Goethe genieße.<sup>42</sup>

<sup>38</sup> So in einem Brief Schröders an Hofmannsthal vom November 1909. (Nachlass Hofmannsthal FDH)

<sup>39</sup> Vgl. dazu Katalog Borchardt Heymel Schröder (wie Anm. 15), S. 239; und zum Beispiel Schröders Gedicht »Ballade vom Wandersmann«. In: Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 433–452.

<sup>40</sup> Der Insel-Verlag druckt vom 1913 erscheinenden Band bis 1916 15 000 Exemplare. Vgl. Herbert Kästner, Die Insel-Bücherei. Bibliographie 1912–1999. Frankfurt a.M. 1999, S. 25.

<sup>41</sup> Als im April 1911 französische Truppen Fès und Rabat besetzen und damit die zuvor vertraglich festgelegte Souveränität Marokkos verletzen, entsendet das Deutsche Reich das Kanonenboot »Panther« nach Agadir, um Frankreich zur Abtretung von Kolonialgebieten an das Deutsche Reich zu bewegen. Im Gegenzug will Deutschland seine Akzeptanz der französischen Herrschaft über Marokko erklären. Während Bethmann Hollweg Frankreich mit dem »Panthersprung« an den Verhandlungstisch zwingen will, fordern nationalistische Zeitungen und Verbände den Krieg gegen Frankreich.

<sup>42</sup> Und am 23. Dezember 1912 schreibt Bethmann Hollweg an Schröder: »Mit Ihrem Elysium machen Sie mir eine ganz besondere Weihnachtsfreude. [...] Die Gedankenwelt Ihrer deutschen Oden, die in den fünf neuen, wenn es möglich ist, noch vertieft worden ist,

Auch wegen dieses Urteils einer der führenden Personen des Reiches ist Schröder für Bodenhausen ein interessanter und vertrauenswürdiger Briefpartner.

Doch nicht nur in der Politik finden Bodenhausen und Schröder ein gemeinsames Thema. Beide begründen eine bedeutende Literatur- ebenso wie eine Kunstzeitschrift, die »Insel« und den »Pan«, und arbeiten als Herausgeber dieser Periodika. Auch ein Interesse für den Buchschmuck und die Buchkunst ist beiden eigen; Schröder gestaltet Hefte der »Insel« nach englischem Vorbild,<sup>43</sup> Bodenhausen hat einige Jahre zuvor im »Pan« über die englische Buchkunst berichtet.<sup>44</sup> Und obwohl ihre Auffassung von (Einrichtungs-)Kunst von einander abweichen, in ihrem Glauben an die Aufgabe der Kunst sind sie einander sehr ähnlich. Wie auch Bodenhausen stemmt sich Schröder mit seinen Mitteln gegen die massige Architektur und Kunst der Gründerzeit, setzt seine verspielten, floralen Muster gegen die Wucht des Wilhelminismus. Beide leiden »an der historisierenden Häßlichkeit der sie umgebenden bürgerlichen Welt« und setzen ihr das eigene Leben entgegen, dass sie durch die Kunst erhöhen wollen. Sie fühlen sich als die Träger einer neuen Ästhetik und Moral, die sie gegen die als bedrohlich wahrgenommene, immer stärker industrialisierte Gesellschaft ins Feld führen. Am Ende dieser Vision soll das Leben in äußerer Harmonie zur inneren Harmonie führen, die in dieser Zeit so sehr vermisst wird.<sup>45</sup>

Doch erscheint eine Freundschaft Bodenhausens und Schröders nicht eher unwahrscheinlich, trotz der gemeinsamen Interessen? Sind sie in ihrem Naturell nicht doch zu unterschiedlich, hier der überarbeitete und melancholische Industrielle und Familienvater, dort der heitere Dichter, Karikaturist und Architekt, homosexuell und alleinstehend? Naturge-

beherrscht mich unbezwinglich. Sie sprechen aus, was mir Untergrund von Sorge und Arbeit, aber doch auch von Hoffnung ist.« (Nachlass Schröder DLA)

<sup>43</sup> So in dem Essay »Von meinen Bemühungen um das schöne Buch«: »Für den zweiten Jahrgang [der »Insel«] setzte ich dann die auf alle Fälle lesbarere und bescheidenere Antiqua durch. Bierbaum und ich teilten uns schließlich, friedlich in die äußere Gestaltung je eines Quartals, so daß das zweite und vierte Quartal zeigen, wie ich mir damals eine anständig gedruckte Zeitung vorstellte. Englische Muster gaben mir ebenso wie für meine ersten Bücher das Vorbild.« In: Schröder, Aufsätze und Reden 2 (wie Anm. 34), S. 926–934, hier S. 929. – Der kurze Text berichtet über die wichtigsten buch künstlerischen Arbeiten Schröders.

<sup>44</sup> Vgl. dazu die beiden Artikel: Eberhard von Bodenhausen, Englische Kunst im Hause. In: Pan 2/1896/97, H. 4, S. 329–336; Das englische Buch. In: Pan 2/1896/97, H. 4, S. 337–340.

<sup>45</sup> Vgl. dazu auch die Einleitung bei Muscheler, Möbel (wie Anm. 30), S. 9f., Zitat S. 9.

mäß lässt sich in einem Briefwechsel das entscheidende Moment einer solchen Freundschaft kaum dokumentieren – die Wirkung der Persönlichkeit, das Charisma der Briefpartner. Dem zu Schwermut neigenden Bodenhausen, der zudem von seiner Arbeit bei der Firma Krupp so sehr in Anspruch genommen wird, dass ihn Bekannte, denen er zufällig begegnet, kaum wiedererkennen,<sup>46</sup> steht zwar scheinbar unvereinbar der Humorist Schröder gegenüber. Doch gerade dessen fröhlich-spöttisches Naturell, dass sich dem Leser noch in seinen Karikaturen und Versen mitteilt, muss Bodenhausen hingerissen haben, und es scheint kein Zufall zu sein, dass am Beginn der Korrespondenz die Lektüre von Schröders Versepos »Das Chinesische Gemälde« steht.<sup>47</sup> So festigt sich die Freundschaft gerade im persönlichen Austausch während der geselligen Abende auf Schloss Neubeuern, das für einige Jahre der Treffpunkt der Freunde wird und so etwas wie die erste Bühne, auf der sich neue Dichtungen von Schröder, Hofmannsthal und anderen bewähren müssen; nach dem zweiten Wiedersehen duzt man sich. Und es nimmt nicht wunder, dass Bodenhausen in dieser Korrespondenz der Werbende, sich Bemühende ist. Immer wieder hält er den chronisch schreibfaulen Schröder an – der gegenüber Borchardt einmal von »einem Anfall der bekannten epistolaren Lethargie«<sup>48</sup> berichtet –, den Kontakt nicht abreißen zu lassen. Bodenhausen scheint Schröders Freundschaft zu suchen, gerade weil er ihm so wenig ähnlich ist.

In der Korrespondenz zwischen Bodenhausen und Schröder gibt es ein umfangreiches Dokument, das besondere Beachtung verlangt. Bodenhausen bezeichnet es als »Exposé, das ich über die Lage, wie sie sich mir Mitte September darstellte, aufgesetzt habe«.<sup>49</sup> Es handelt sich um eines von unzähligen sogenannten Kriegszielprogrammen, die der Reichsleitung ab September 1914 zugehen. Dass es diese Denkschriften

<sup>46</sup> Schon im Dezember 1913 äußert die Schriftstellerin Erika von Watzdorf-Bachoff bei einem Berliner Abendessen im Hotel Eden, einem der Luxushäuser der Stadt in Tiergarten: »Vom anderen Ende der langen Tafel trank mir ein sehr sympathisch aussehender Herr irgendwie vertraut zu, und ich fragte [Ernst] Hardt, wer das sei. Die Antwort »Eberhard Bodenhausen« ergriff mich, denn er sah so leidend und vor der Zeit gealtert aus, daß ich ihn nicht erkannt hatte.« In: Erika von Watzdorf-Bachoff, *Im Wandel und in der Verwandlung der Zeit. Ein Leben von 1878 bis [1963]*, aus dem Nachlaß hg. von Reinhard R. Doerries. Stuttgart 1997, S. 211.

<sup>47</sup> Vgl. Nr. 1 vom 24. Oktober 1909, Anm. 74.

<sup>48</sup> Schröder an Borchardt, Ende Juni–13. Oktober 1912. In: BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 425–442, hier S. 429.

<sup>49</sup> Vgl. Nr. 23 vom 24. Oktober 1914.

überhaupt gibt, liegt daran, dass der Krieg schon nach wenigen Wochen anders wahrgenommen wird als zuvor. Nachdem das Deutsche Reich seinem Selbstverständnis nach zunächst einen »Verteidigungskrieg« geführt hat, in dem es sich gegen die Feinde zur Wehr setzte, die es überfallen haben, melden sich nach den großen militärischen Erfolgen der deutschen Armee im Westen Politiker und Industrielle, wirtschaftliche Interessengruppen, Parteien und Verbände sowie die Repräsentanten der bundesstaatlichen Dynastien mit Memoranden zu Wort, in denen sie ihren annexionistischen Forderungen Ausdruck verleihen. »Man waret in Denkschriften!«, fasst Wilhelm Solf, Staatssekretär im Reichskolonialamt, im September die Lage zusammen.<sup>50</sup> Diese Eingaben gehen nicht nur an die Reichsleitung, sondern werden – mit dem Hinweis, diese vertraulich zu behandeln – stets einem größeren Personenkreis zugänglich gemacht.<sup>51</sup>

Drei Programme sind im Zusammenhang mit dem Bodenhausen-Exposé von besonderem Interesse: die Denkschrift des Ruhr-Industriellen August Thyssen, die von Heinrich Claß, Vorsitzender des Alldeutschen Verbandes, und die des Reichskanzlers Bethmann Hollweg; an diesen verdeutlichen sich die Positionen eines Teils der deutschen Industrie, der nationalen Rechten und der Reichsleitung, die einen wichtigen Bezugsrahmen für Bodenhausen und die Firma Krupp darstellen. Zuvor hat bereits der Zentrumspolitiker Matthias Erzberger am 2. September 1914 eine Denkschrift eingereicht, in der er, neben hohen Kriegsschädigungen und einem großen zentralafrikanischen Kolonialreich, im Westen die »militärische Oberhoheit« über Belgien, die nordfranzösische Kanalküste von Dünkirchen bis Boulogne und die Annexion des Beckens von Longwy-Briey in Lothringen wegen seiner Eisenerzvorkommen fordert; im Osten verlangt er, größere Gebiete des Zarenreichs zu annektieren. Thyssen geht darüber noch hinaus und fordert weitere Gebietsgewinne im Westen, etwa die des französischen Festungsgürtels um Belfort; im Osten soll der deutsche Machtbereich bis in das Don-Gebiet, die Krim und den Kaukasus ausgedehnt werden, vor allem wegen der Erzreserven dieser Gebiete. Außerdem hält es Thyssen für nötig, einen

<sup>50</sup> Einen guten Überblick bietet Volker Ullrich, *Die nervöse Großmacht. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs 1871–1918*. Frankfurt a.M. 1997, S. 419–433, Zitat S. 419.

<sup>51</sup> Vgl. Mommsen, *Bürgerstolz* (wie Anm. 16), S. 619.

mitteleuropäischen Zollverein zu gründen, dem neben Deutschland beispielsweise Holland, Dänemark, die Schweiz, Österreich-Ungarn und die Balkanstaaten angehören.<sup>52</sup>

Den Höhepunkt der Forderungen bildet allerdings die Denkschrift von Heinrich Claß, die Mitte September gedruckt vorliegt.<sup>53</sup> Nicht nur ihre annexionistischen Zielsetzungen – die Bevölkerung der eroberten Gebiete soll zwangsweise umgesiedelt werden, um Platz für deutsche Siedler zu schaffen –, sondern besonders die »Unverblümtheit der Sprache« und die »Rücksichtslosigkeit«, mit der diese durchzusetzen sind, machen das Memorandum zu einem einzigartigen Dokument der nationalen Rechten, deren Ziele sich im Laufe des Krieges kaum mehr ändern werden. Zwar bemüht sich die Reichsleitung zu verhindern, dass die Denkschrift weiter verbreitet wird – einen großen Erfolg hat man mit dieser Aktion allerdings nicht. Dies überzeugt eher entsprechende Kreise, dass man in Berlin kein eigenes Kriegszielprogramm besitzt, und Bethmann Hollweg gerät in den Ruf, ein »Flaumacher« zu sein, der bereit sei, einen für Deutschland unbefriedigenden Frieden zu schließen.<sup>54</sup>

Der Reichskanzler bemüht sich seinerseits, eigene Kriegsziele zu formulieren, um im Falle eines Friedensschlusses entsprechende Forderungen zu stellen. Bereits am 9. September 1914 liegen die »vorläufigen Aufzeichnungen über die Richtlinien unserer Politik beim Friedensschluß« vor. Dieses sogenannte Septemberprogramm Bethmann Hollwegs<sup>55</sup> fordert, dass das Deutsche Reich eine unangreifbare Hegemonialstellung in Europa einnimmt, umgeben von einem Gürtel aus »Pufferstaaten« im Osten, die ehemals zum zaristischen Russland gehört haben. Frankreich soll die Festung Belfort, den Westhang der Vogesen und den Küstenstrei-

<sup>52</sup> Vgl. dazu Ullrich, *Großmacht* (wie Anm. 50), S. 419f.; Mommsen, *Bürgerstolz* (wie Anm. 16), S. 618f.

<sup>53</sup> Heinrich Claß, *Denkschrift betreffend die national-, wirtschafts- und sozial-politischen Ziele des deutschen Volkes im gegenwärtigen Kriege*. Als Handschrift gedruckt. [München 1914].

<sup>54</sup> Vgl. Mommsen, *Bürgerstolz* (wie Anm. 16), S. 618–620, Zitate S. 618f.; zur Kriegsziel-denkschrift der Alldeutschen vgl. auch Rainer Hering, *Konstruierte Nation. Der Alldeutsche Verband 1890 bis 1939*. Hamburg 2003, S. 134f.

<sup>55</sup> Das Programm erlangt durch das Buch des Hamburger Historikers Fritz Fischer und die sich an seine Veröffentlichung anschließende »Fischer-Kontroverse« eine gewisse Berühmtheit. Vgl. Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18*. Düsseldorf 1961; historisiert wird das Buch und seine Debatte bei Klaus Große Kracht, »An das gute Gewissen der Deutschen ist eine Mine gelegt«. Fritz Fischer und die Kontinuitäten deutscher Geschichte. In: 50 *Klassiker der Zeitgeschichte*. Hg. von Jürgen Danyel, Jan-Holger Kirsch und Martin Sabrow. Göttingen 2007, S. 66–70.

fen von Dünkirchen bis Boulogne abtreten, außerdem das Erzbecken von Longwy-Briey, und zu solch hohen Entschädigungen verpflichtet werden, dass es eine Großmacht Frankreich auf absehbare Zeit nicht mehr geben wird. Belgien soll zu einem deutschen Vasallenstaat werden, der zudem Teile seines Staatsgebiets an Preußen abtritt; ein um das belgische Gebiet vergrößertes Luxemburg soll annektiert und ein deutscher Bundesstaat werden. Wie auch schon von Thyssen vorgeschlagen – und auch auf das Betreiben von Walther Rathenau –, wird eine Zollunion mit Frankreich, Holland, Belgien, Dänemark, Österreich-Ungarn, Polen, eventuell auch mit Italien, Schweden und Norwegen in Aussicht gestellt.<sup>56</sup>

Offiziell äußert sich die Firma Krupp nicht zu diesen Plänen. Doch über den Vorsitzenden des Krupp-Direktoriums, Bodenhausens Kollegen Alfred Hugenberg, stehen die Essener seit Jahren in indirektem Kontakt mit dem Alldeutschen Verband, dessen Gründer Hugenberg ist, und der Claß hilft, die Denkschrift vorzubereiten.<sup>57</sup> So ist es auch kein Zufall, daß diese bei einer Zusammenkunft der deutschen Wirtschaftsführer im Oktober 1914 auf breite Zustimmung stößt, wohl auch bei Hugenberg, der ebenfalls zugegen ist.<sup>58</sup> Claß hat zudem in seinen Erinnerungen, die zu Beginn der 1930er Jahre publiziert werden, über ein Abendessen gemeinsam mit Hugenberg bei Gustav und Bertha Krupp von Bohlen und Halbach in Essen berichtet. Um die Mitte des Septembers, nachdem seine Denkschrift erschienen ist, habe Hugenberg diese Begegnung vermittelt. Das Gespräch dreht sich ausschließlich um das Memorandum. Claß ist geschmeichelt über die Zustimmung Krupps, auch bei einer zweiten Unterredung am nächsten Morgen sei man sich einig über die Kriegsziele, und Krupp äußere den dringenden Wunsch, mit Claß in Kontakt zu bleiben. Das nächste Treffen in Berlin, drei Wochen später, wieder mit Hugenberg, steht unter dem Eindruck deutscher Verluste an der Marne. Aus dem siegesgewissen Krupp von Bohlen und Halbach ist »ein Zweifler« geworden. Claß zählt ihn nun nicht mehr zu den Parteigängern der Alldeutschen, vor allem nachdem er bemerkt

<sup>56</sup> Vgl. Ullrich, *Großmacht* (wie Anm. 50), S. 420–422.

<sup>57</sup> Vgl. Klaus Tenfelde, *Krupp in Krieg und Krisen. Unternehmensgeschichte der Fried. Krupp AG 1914 bis 1924/25*. In: *Krupp im 20. Jahrhundert. Die Geschichte des Unternehmens vom Ersten Weltkrieg bis zur Gründung der Stiftung*. Hg. von Lothar Gall. Berlin 2002, S. 15–165, hier S. 28–30.

<sup>58</sup> Vgl. Fischer, *Weltmacht* (wie Anm. 55), S. 115.

hat, dass Krupp auf Seiten des Reichskanzlers steht, gegen den Claß entschiedene politische Vorbehalte pflegt.<sup>59</sup>

Krupp wird diese abwartende Haltung gegenüber den Plänen der deutschen Wirtschaft und Politik nicht aufgeben. Man mag ihn für einen »extremen Annexionisten« halten,<sup>60</sup> öffentlich geäußert hat er dies jedoch nie. Das einzige Dokument, das eine solche Politik unterstützt, ist die Denkschrift aus dem Herbst 1914, die im November dem Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Gottlieb von Jagow, übergeben wird. Dem Reichskanzler geht dieses Schriftstück erst im Sommer 1915 zu. Krupp möchte sich, wie er in dem begleitenden Schreiben an den Chef des Geheimen Zivilkabinetts, Rudolf von Valentini, mitteilt, von den immer radikaleren Forderungen Hugenbergs distanzieren und legt Wert darauf, »daß weder die Firma Krupp noch ihr Inhaber sich in den Vordergrund der politischen Kämpfe schieben lassen.«<sup>61</sup>

Die Verfasserschaft dieser Krupp-Denkschrift lässt sich nicht zweifelsfrei klären. Sie macht nicht den Eindruck, das Ergebnis kurzfristiger Improvisation zu sein, ihr »systematisch gegliederter Aufbau und die geschickte Stilistik deuten ebenfalls auf eine gründliche Vorbereitung hin.«<sup>62</sup> So stark wie die »deutsche Kultur« und das »gesamte Deutschtum« betont wird, die es gilt, so frei von fremden Einflüssen wie möglich zu halten, liegt eine (Mit-)Verfasserschaft Hugenbergs allemal näher als eine Bodenhausens. Die Denkschrift schlägt zwar leisere Töne an, die Forderungen aber zeigen große Parallelen zu denen der Alldeutschen. Dies gilt für die Klage über den mangelnden deutschen Wirtschaftsraum ebenso wie für den angeblichen Wall aus feindlich gesinnten Nationen an Deutschlands Grenzen. Ebenso passt die geforderte Neuordnung Mitteleuropas unter deutscher politischer und wirtschaftlicher Führung dazu – unter Einschluss von Österreich-Ungarn, Holland, der Schweiz, der Balkanstaaten und der nordischen Staaten. Annektiert werden sollen Belgien, französische Gebiete östlich von Mosel und Maas und die Nordküste Frankreichs und Teile Polens; dessen restliches Staatsgebiet

<sup>59</sup> Vgl. Heinrich Claß, *Wider den Strom. Vom Werden und Wachsen der nationalen Opposition im alten Reich*. Leipzig 1932, S. 326f., Zitat S. 327.

<sup>60</sup> So in: Krupp und die Hohenzollern in Dokumenten. Krupp-Korrespondenz mit Kaisern, Kabinettschefs und Ministern 1850–1918. Hg. von Willi A. Boelcke. Frankfurt a.M. 1970, S. 230–237, Zitat S. 236.

<sup>61</sup> Der Brief wird zit. ebd., S. 245–247, Zitat S. 246.

<sup>62</sup> Ebd., S. 232.



Deutschland außerdem vor einem möglichen russischen Angriff schützen soll. Diese Ziele werden beinahe immer mit handelspolitischen und wirtschaftlichen Argumenten begründet. Insgesamt bleibt der Eindruck, dass sich Krupp zwar – im Vergleich zu den anderen Kriegszielprogrammen – einer gemäßigten Sprache bedient, er sich aber wegen der anexionistischen Vorarbeiten der rheinischen Industrie und seines direkten Umfelds zu dieser »maßvolleren, letztlich jedoch gleichermaßen unbesonnenen Denkschrift« hinreißen ließ.<sup>63</sup>

Von einer Verfasserschaft Bodenhausens ist bisher nicht auszugehen.<sup>64</sup> Zu unterschiedlich sind die Themen, denn während sich Bodenhausen ausschließlich mit der Frage beschäftigt, wie England im Krieg beizukommen ist, erwähnt Krupps Denkschrift England nur zweimal: Zum einen wird die militärische Beherrschung Belgiens und Nordfrankreichs als Schutz gegen England bezeichnet, und zum anderen wird festgestellt, dass eine mögliche Strategie gegen England noch zu finden sei. Zudem fällt bei einem Vergleich der Ausarbeitungen auf, dass Bodenhausens konkrete Zahlen und klar definierten Reparationen in dem kruppschen Papier keine Rolle spielen. So kann man vielleicht annehmen, dass Bodenhausens Ausführungen als eine sehr frühe Vorstufe gedient haben, dessen Ziele durch den Kriegsverlauf zwischen September und November *ad absurdum* geführt wurden. Trotzdem bleibt das Papier, auch wegen Bodenhausens Kontakten in Berlin, ein wichtiges Zeugnis der internen Bemühungen der Firma Krupp, in dem Augenblick, da weitreichende Forderungen an die Reichsleitung herangetragen werden, ebenfalls in diesen Chor einzustimmen.

### Zur Edition

Die vorliegende Edition bietet sämtliche bisher ermittelten Briefe zwischen Bodenhausen und Schröder. Auszüge aus fünf Briefen Bodenhausens und aus einem von Schröder sind bereits im Gedenkbuch von 1955 veröffentlicht worden.<sup>65</sup> Der Bestand liegt im Deutschen Literaturarchiv (DLA), Marbach am Neckar, mit Ausnahme eines Briefes von Schröder

<sup>63</sup> Tenfelde, *Krisen* (wie Anm. 57), S. 30.

<sup>64</sup> Entsprechende Unterlagen konnten im Archiv der Firma Krupp nicht ermittelt werden.

<sup>65</sup> Vgl. Bodenhausen, *Leben* (wie Anm. 3), S. 281–286.

an Dora von Bodenhausen, den das Landeshauptarchiv Sachsen-Anhalt, Magdeburg, Standort Wernigerode (LHASA, MD) als Teil des Gutsarchivs Degenershausen verwahrt, und einer Postkarte Bodenhausens an Schröder aus dem Nachlass Rudolf Hirsch im Freien Deutschen Hochstift (FDH), Frankfurt a.M. Zur Tätigkeit Bodenhausens bei der Firma Krupp finden sich Unterlagen im Historischen Archiv Krupp (HAK), Essen.

Bereits im Jahre 1957 erwirbt der damalige Direktor des DLA, Bernhard Zeller, den Nachlass Bodenhausen für Marbach;<sup>66</sup> 1966 und 1979 wird dieser Bestand erweitert, auch ein Teil der Briefe Schröders findet sich im zweiten Zugang.<sup>67</sup> Der Nachlass Schröder kommt in mehreren Lieferungen ins Haus, die Briefe an Dora von Bodenhausen zum Beispiel erst 1999.<sup>68</sup> Gerade dieser Bestand ist sehr umfangreich. Aus der Zeit nach dem Tode ihres Mannes haben sich mehr als 120 Briefe und Postkarten an Schröder erhalten, von seinen Antworten fanden knapp 40 ihren Weg ins Archiv. Nicht nur der Umfang dieser Korrespondenz, sondern auch der sachliche Gehalt machen eine Auswahl notwendig. Wie bereits erwähnt, werden nur Briefe aufgenommen, die in Bezug zu Eberhard von Bodenhausen stehen. Der größere Teil erschöpft sich freilich in Geburtstagsglückwünschen, Auskünfte über den Gesundheitszustand etc.

Die Textgestalt der Briefe folgt den handschriftlichen Originalen. Die Umschläge der Korrespondenz haben sich nicht erhalten, Angaben zu Postausgangsstempeln etc. können nur bei Postkarten gemacht werden und werden in der Überlieferung mitgeteilt. Offensichtliche Fehler werden stillschweigend bereinigt, die durch übergesetzten Strich angezeigte Konsonatendopplung wird aufgelöst. In den Briefen finden sich nur wenige, meist unerhebliche Sofortkorrekturen, die nicht verzeichnet

<sup>66</sup> Vgl. dazu Zeller, *Memorabilien* (wie Anm. 4), S. 122–127; und Wilhelm Hoffmann, *Jahresbericht der Deutschen Schillergesellschaft 1957/59*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 3/1959, S. 463.

<sup>67</sup> Vgl. Bernhard Zeller/Wilhelm Hoffmann, *Jahresbericht der Deutschen Schillergesellschaft 1966/67*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 11/1967, S. 686: »Restnachlaß Eberhard von Bodenhausen [...] und das Gedenkbuch für Bodenhausen betr. Briefe von Rudolf Alexander Schröder«; Bernhard Zeller, *Jahresbericht der Deutschen Schillergesellschaft 1979/80*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 24/1980, S. 506: »Den 1957 ins Haus gekommenen Nachlaß Eberhards von Bodenhausen vermehrte Marie Therese Miller-Degenfeld durch Briefdurchschläge Bodenhausens und durch Einzelbriefe«.

<sup>68</sup> Ulrich Ott, *Jahresbericht der Deutschen Schillergesellschaft 1999/2000*. In: *Jahrbuch der Deutschen Schillergesellschaft* 44/2000, S. 482.

werden. Eine große Zahl der Briefe Bodenhausens wurde diktiert; bei diesen erforderten Schreibfehler und fehlende Umlaute bei Großbuchstaben stillschweigende Eingriffe. Spezifische Formalia des Sekretariats Bodenhausen – wie die maschinenschriftlichen Trennstriche zwischen Adressangabe und Wohnort und die gesperrten Eigennamen in der Anredezeile – wurden nicht übernommen. Die Wiedergabe des Textes nimmt auf den Zeilenfall keine Rücksicht, bei Gruß- oder Schlußformeln unterscheidet sie nur zwischen links- und rechtsbündig. Hervorhebungen im Text sind kursiv kenntlich gemacht, Zusätze des Herausgebers stehen in eckigen Klammern. Eingriffe in den Text, die darüber hinausgehen, werden in den Anmerkungen mitgeteilt und erläutert. Abkürzungen werden nicht aufgelöst, aber gegebenenfalls in den Anmerkungen erläutert. Alle erkennbaren Eigenheiten bleiben gewahrt.

Der Herausgeber dankt Cornelius Borchardt, der im Namen der Erben-gemeinschaft Schröder die Publikation der Briefe genehmigte, Reinhild Maxtone-Mailer für die Erlaubnis, die Briefe von Dora von Bodenhausen zu veröffentlichen, dem Leiter der Handschriftenabteilung des DLA, Ulrich von Bülow, der Handschriftenabteilung des FDH unter der Leitung von Konrad Heumann und dem LHASA, MD, Standort Wernigerode und seinem Leiter Jörg Brückner.

Die Rechte an den Schriften von Eberhard von Bodenhausen sind seit 1988 frei. Hildegard Dieke (Marbach a.N.) hat mit ihrem archivalischen Spürsinn so manches zu Tage gefördert, ihr sei ebenso gedankt wie Gerhard Schuster (Rudolf Borchardt Archiv, Wetzlar/L.), Katja Kaluga (FDH, Frankfurt a.M.) und Heinfried Voß (HAK, Essen) für wertvolle Hinweise. Ohne die Hilfe von Karen Siepert (Stadtarchiv Kassel) und Björn Schmalz (LHASA, MD, Wernigerode) könnte das Porträt Bodenhausens nicht abgedruckt werden.

»Ist Schröder bei Euch? dessen wundervolle Dichtung vor mir liegt«, <sup>69</sup> fragt Dora von Bodenhausen im Juli 1909 Hugo von Hofmannsthal. Der Sonderdruck von Schröders »Der Landbau. Elegie als Epistel an Hugo von Hofmannsthal«, den Alfred Walter Heymel verschickte, muss ihr kurz zuvor zugegangen sein. <sup>70</sup> Bodenhausen hält sich vom 1. bis zum 25. Oktober auf Schloss Neubauern im Inntal auf; das Schloss ist im Besitz seiner Schwägerin, Julie von Wendelstadt. <sup>71</sup> Hofmannsthal, der zu dieser Zeit ebenfalls auf dem Schloss zu Gast ist, <sup>72</sup> bringt bei dieser Gelegenheit auch Schröders »Hama« mit, einen Band, den er sehr schätzt. <sup>73</sup> Vermutlich wird nach einer Wanderung in der Heuberggütte der Familie Wendelstadt daraus gelesen. Danach schenkt Hofmannsthal dem Freund diesen Band, <sup>74</sup> versehen mit der eigenhändigen Widmung: »Meinem lieben Eberhard zur Erinnerung an den Heubergabend October 1909. Hugo.« <sup>75</sup>

<sup>69</sup> Dorothea Freifrau von Bodenhausen an Hugo von Hofmannsthal, Degenershausen, 10. Juli 1909 (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>70</sup> Rudolf Alexander Schröder, Der Landbau. Elegie als Epistel an Hugo von Hofmannsthal. In: Süddeutsche Monatshefte. München. Jg. 6, Nr. 7, Juli 1909, S. 1–7; als Sonderdruck in 50 nummerierten Exemplaren im Auftrag Alfred Walter Heymels.

<sup>71</sup> Ihr Mann, Jan von Wendelstadt (1856–1909), hat sich am 27. Juli das Leben genommen.

<sup>72</sup> Im Notizkalender vermerkt Bodenhausen am 23. Oktober »Hugo abgefahren« (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>73</sup> Vgl. dazu auch Hofmannsthals Brief an Kessler, 10. September 1909: »Kennst du einiges seiner [Schröders] neueren Production. Ein Büchlein »Hama« das mir ganz zufällig in die Hände kam, mit Liedern einer sonderbar grotesk traurigen Art, die etwas, aber nicht viel dem Beardsley verdanken – und von einer unsagbar zarten Festigkeit in der *Linie* sind [...]« In: BW Kessler, S. 262. Vgl. auch Anm. 74.

<sup>74</sup> Rudolf Alexander Schröder, Hama. Gedichte und Erzählungen. Leipzig 1908.

<sup>75</sup> Zit. nach Deutsche Literatur, Widmungsexemplare, Autographen des 20. Jahrhunderts. Hg. vom Antiquariat Haus der Bücher AG Erasmushaus, Basel 1967, S. 15, Nr. 1214; der Standort des Buches konnte nicht ermittelt werden. – Beim Heuberg (1338m) handelt es sich um einen Berg der Chiemgauer Alpen am Eingang des Inntals, in der Nähe von Nußdorf. Die Wendelstadts besitzen dort eine Berghütte. Eine kolorierte Zeichnung der Hütte von Willy Hildenbrandt in: Goebel/Käsinger, Schröder (wie Anm. 17), S. 73.

1 Eberhard von Bodenhausen, Dorothea von Bodenhausen, Julie von  
Wendelstadt und Ottonie von Degenfeld an Rudolf Alexander Schröder<sup>76</sup>

[Neubeuern] 24.10.09

[Sonntag]

Auch dies ist die Gegend, die Sie so *hinreissend* in Ihrer Elegie zum Schluss besingen.<sup>77</sup>

Gestern Abend habe ich mit dem Chinesischen Gemälde<sup>78</sup> einen rauschenden Erfolg erzielt.

Besten Gruß.

E.Bodenhausen.<sup>79</sup>

Rauschend! B[aro]nin Wendelstadt

Es war ein großer Genuss

D. Bodenhausen, geb. Rappelschnuss<sup>80</sup>

<sup>76</sup> Überlieferung: Eigenhändige Bildpostkarte, schwarz-weiß, Motiv bzw. Beschriftung Vorderseite: »NEUBEUERN am Inn«, in der Mitte stilisierte Zeichnung des Dorfes mit darüber gelegenem Schloss, dahinter im Halbkreis die anliegenden Berggipfel, außerdem rechts und links oben in den Ecken junge Leute in Tracht, Zeichnung von »E. Felle 07«, Postausgangsstempel: »NEUBEUERN 24 OCT V [unleserlich] 10 09.« Adressiert an: »Herrn R.A. Schoeder. | ? Chaussee 365. | Bremen-Horn« (Nachlass Schröder DLA). Zu der unsicheren Adresse vgl. Rudolf Borchardts Bemerkung an Hugo von Hofmannsthal, 30. März 1902: »Ich weiss nicht, ob nach Ihren Vorstellungen | Herrn R.A. Schroeder | Bremen | A.W. Contrescarpe 5 | eine Adresse ist, genau so scheint es aber in seinem letzten Briefe an mich dazustehen, mit den Vorbehalten, zu denen die Gesetze der Schroederschen Kalligraphie zwingen.« In: BW Borchardt (1994), S. 11.

<sup>77</sup> Gemeint ist die zehnte, vorletzte Strophe der Elegie: Schröder, Der Landbau (wie Anm. 70); sie beginnt mit den Worten: »Oder uns wird ein Schöneres spät, [...]«, nach einer harschen Kritik des literarisch-politischen Berlins, die Beschreibung einer ländlichen Szene zwischen Fluss und See, Dorf und Markt. Vgl. Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 78–87, hier S. 86f.

<sup>78</sup> Gemeint ist das Gedicht: Das wunderbare Gemälde. Eine chinesische Geschichte. In: Schröder, Hama (wie Anm. 74), S. [67]–118. Erstdruck in der »Insel« unter dem Titel: Das wunderbare Gemälde. Eine chinesische Geschichte in deutsche Reime gebracht und Herrn Otto Julius Bierbaum zugeeignet. Mit einer Zeichnung von Laurence Housman. In: Die Insel. München. Jg. 2, Nr. 5, Februar 1901, S. 194–233. Darüber schreibt Borchardt am 2. Juli 1901 an Schröder: »Auch die chinesische Geschichte mit ihrem zarten wielandischen geste hat mir und anderen eine ernstliche Freude gemacht.« In: BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 30.

<sup>79</sup> Der Text bis zur ersten Unterschrift ist von Bodenhausen. Danach unterzeichnen die anderen Absender der Karte.

<sup>80</sup> »Rappelschnuß« ist eine Figur aus Schröders Gedicht »Das wunderbare Gemälde« (vgl. Anm. 78), über die es heißt: »Die, 'ne geborne Rappelschnuß, / In grader Linie von Konfuzius / Entsprungen war, dem großen Weisen, / Und deshalb selbst als äußerst klug zu preisen. / Ihr Äußres zeugte freilich nicht / Von ganz besondrer Gunst der Musen; / Denn knochenscharf war ihr Gesicht / Und etwas mangelhaft ihr Busen; / Doch ward als Politur für diese

Sie müssen unbedingt diesen Fleck Erde kennen lernen.  
Haben es so genossen  
Grfn Degenfeld<sup>81</sup>

## 2 Rudolf Alexander Schröder an Eberhard von Bodenhausen<sup>82</sup>

Lieber Baron Bodenhausen

nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihre freundlichen Karten.<sup>83</sup> Ich komme im Anfang November nach München.<sup>84</sup> Hoffentlich sind Sie dann noch da & wir können uns mal sehen, vielleicht komme ich auch auf einen Tag nach Neubeuern hinaus, das ich so gern mal kennen lernen möcht. Ich bin fleißig beim Homer-Übersetzen und sonstiger weniger angenehmer Tätigkeit.<sup>85</sup>

äußere Rauheit / Gar manche Tugend ihr, am meisten die der Schlaueit.« In: Schröder, Hama (wie Anm. 74), S. 95f.

<sup>81</sup> Bei den Unterzeichnenden handelt es sich erstens um Bodenhausens Schwägerin, Julie Baronin von Wendelstadt geb. Gräfin von Degenfeld-Schonburg (1871–1942), die Gattin des Freiherrn Jan von Wendelstadt, der Schloss Neubeuern 1882 erwarb; zweitens um ihre Schwester und Bodenhausens Gattin, Dorothea (genannt »Dora« oder »Mädi«) geb. Gräfin von Degenfeld-Schonburg (1877–1969); drittens um Mädis Schwägerin, Ottonie Gräfin von Degenfeld-Schonburg geb. Freiin von Schwartz (1882–1970).

<sup>82</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief, 1 Blatt (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>83</sup> Ermittelt werden konnte nur die Postkarte (vgl. Nr. 1 vom 24. Oktober 1909); eine zweite verfasst Bodenhausen wohl zusammen mit Hofmannsthal. Vgl. dazu Schröder an Hofmannsthal, Anfang November 1909: »Lieber Hugo | Die Karte aus Neubeuern hat mich sehr gefreut. Ich finde es sehr gut und brav und edel und so weiter von Dir, daß Du für »Hama Propaganda machst.« (Nachlass Hofmannsthal FDH)

<sup>84</sup> Schröders Münchner Aufenthalt konnte nicht ermittelt werden; möglicherweise besucht er Heymel.

<sup>85</sup> Vgl. dazu auch Schröder an Karoline Borchardt, 1. Juli 1909: »Ich würde gerne noch weiter mit Ihnen plaudern; aber Homer und diverse Möbelstücke winken und drohen mit dem Finger.« (In: BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 [wie Anm. 15], S. 159) Schröder arbeitet gestalterisch in dieser Zeit unter anderem an der Einrichtung für Leopold O.H. Biermann, Blumenthalstraße 15, Bremen (Umbau der Veranda, Einrichtung von Empfangsraum, Salon mit Kaminerker, Wohnzimmer und der Bücherschränke in der Bibliothek) und an Einrichtungen für den Dampfer »George Washington« des Norddeutschen Lloyd (Speisesaal der 1. Klasse und einige Kabinen). Vgl. dazu Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), S. 131–135. – Seit 1904 arbeitet Schröder an einer Übersetzung der »Odyssee«, im Jahre 1907 beginnt Kessler mit dem Druck für die Cranach-Presse. Der erste Band mit den Gesängen 1 bis 12 erscheint schließlich nach langen Korrekturarbeiten 1910 und wird durch den Insel-Verlag ausgeliefert. Vgl. dazu auch Schröder an Hofmannsthal, Bremen, Anfang November 1909: »Ich komme hier jetzt sehr brav zum Homerieren [...]. Wenn nur erst die leidigen, immer noch nötigen Korrekturen zum ersten Band erledigt wären! Das Herumplagen mit diesen alten Schlacken (es sind die ersten Gesänge), die so schwer zu reinigen & aus zu glühen sind, ist manchmal entmutigend.« (Nachlass Hofmannsthal FDH) Vgl. auch Anm. 102.

Grüßen Sie Ihre verehrte Frau Gemahlin bestens von mir & empfehlen Sie mich den übrigen Herrschaften, die so liebenswürdig unterzeichnet haben.<sup>86</sup>

In der Hoffnung auf baldiges  
Zusammentreffen  
bin ich  
Ihr herzlich  
ergebener  
RASchröder

Bremen-Horn  
Schwachhauser-Chaussee 365.  
25.10.09. [Montag]

*3 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>87</sup>

München  
28/10.09. [Donnerstag]

Leider verlassen wir Bayern in diesen Tagen.<sup>88</sup> Meine Schwägerin Wendelstadt hofft aber sehr, dass Sie sie in Neubeuern besuchen und sich telephonisch dort Amt Brannenburg<sup>89</sup> No. 21. ansagen. Von Ihrem Elysium<sup>90</sup> habe ich einen *ganz* grossen Eindruck, ganz oberstes Niveau. Davon ein andermal. Gruss

EB.

<sup>86</sup> Vgl. Nr. 1 vom 24. Oktober 1909.

<sup>87</sup> Überlieferung: Eigenhändige Bildpostkarte, schwarz-weiß, Motiv Vorderseite: »Königliches Schloß und Gemälde-Galerie Schleissheim, der Vorsaak«, Original-Aufnahme von Lorenz Fränzl. München. No. 4504. Poststempel: »München 1 28.10.09. 7–8 N.« Adressiert an »Herrn | R.A. Schroeder. | Bremen-Horn | Schwachhäuser | Chaussee 365.« (Nachlass Schröder DLA)

<sup>88</sup> Bodenhausen fährt am 29. Oktober 1909 über Frankfurt zurück nach Bredeney bei Essen (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>89</sup> Brannenburg, etwa 15 Kilometer südlich von Rosenheim, ist das zuständige Postamt und ein Umsteigeort für die Kufstein-Rosenheimer Bahn.

<sup>90</sup> Schröder, Elysium (wie Anm. 33).

[BredeneŸ]<sup>92</sup>

25/1.11. [recte: 1910] [Mittwoch]

Lieber Schroeder.

Können Sie mir die inliegende Frage unserer Freundin Frau von Buchwaldt,<sup>93</sup> die der Hugo auch kennt, beantworten? Ich schreibe nicht an Hugo, weil ich annehme, dass er ohnehin genug hat.<sup>94</sup> Die Gräfin Hans Harrach fragte mich nach ihren Kinderzeichnungen, zu denen Sie, glaube ich, einige Begleitverse machen wollten.<sup>95</sup> Hans Harrach wohnt z.Zt. Berlin, Bismarckstr. 3.<sup>96</sup>

Treue Gedanken Ihnen allen.<sup>97</sup>

Bodenhausen

<sup>91</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »BREDENEY | BEI ESSEN-RUHR«. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA)

<sup>92</sup> Die Familie wohnt seit April 1907 in der Ruhrsteinstraße 47, im Juli 1915 umbenannt in Am Ruhrstein 47. Eigentümer des Hauses ist Wilhelm Hartmann, der außerdem auch das Luftkurhaus »Hotel und Pension Ruhrstein« in der Ruhrsteinstraße führt (freundliche Auskunft des Stadtarchivs Essen).

<sup>93</sup> Zu der Beilage und ihrer Absenderin konnte nichts ermittelt werden.

<sup>94</sup> Anspielung bleibt dem Herausgeber unklar.

<sup>95</sup> Gemeint ist Helene Gräfin von Harrach geb. Gräfin von Arco-Zinneberg (1877–1961). Weder im Nachlass Bodenhausen noch im Nachlass Schröder konnte eine Korrespondenz mit Gräfin Harrach ermittelt werden. Vgl. auch Anm. 99.

<sup>96</sup> Hans Albrecht Graf von Harrach (1873–1963), Maler und Bildhauer, ist wie Bodenhausen Bonner »Borusse«. – Die Bismarckstraße (ab 1911 Fürst-Bismarck-Straße) ist Teil des »Alsenviertels« am Berliner Spreebogen. Der Name geht auf die dänische Insel Alsen zurück, um die 1864 eine entscheidende Schlacht im preußisch-dänischen Krieg geschlagen wurde. Auch andere Straßennamen erinnern an die deutschen Einigungskriege, wie zum Beispiel die Moltke-, Herwarth- und Roonstraße oder auch das Kronprinzenufer. Viele Botschaften hatten dort ihre Vertretungen, berühmte Militärs und Politiker wohnten dort. – Die erwähnte Nr. 3 liegt auf der Ecke Bismarckstraße und Alsenstraße 6a (wobei die Alsen- die Bismarckstraße mit dem Kronprinzenufer verbindet), im Postbezirk NW. 40 (Lehrter Bahnhof).

<sup>97</sup> Wohl ein Gruß an Schröders Eltern oder Geschwister, die Bodenhausen allerdings (noch) nicht bekannt sind.



15/II.10. [Dienstag]

Lieber Schroeder

Beifolgend das entzückende Kinderbuch der Graefin Harrach.<sup>99</sup> Am besten schicken Sie es dann mit den Versen direkt an Hofmannsthal.<sup>100</sup>

Habe heute in Marina di Pisa den D'Annunzio kennen gelernt.<sup>101</sup> Hatte keinen grossen Eindruck.

Alles Gute.

E.Bodenhausen.

Florenz.

Anfang Juli geht Bodenhausen der erste Band von Schröders Übersetzung der »Odyssee« aus der Cranach-Presse des Freundes Harry Graf Kessler zu. Bodenhausen dankt ihm mit den Worten:

Welch ganz grosse und ganz unerwartete Freude hast Du mir gemacht mit dem herrlichen Homer.<sup>102</sup> Ich danke Dir von ganzem Herzen und gratuliere Dir, als

<sup>98</sup> Überlieferung: Eigenhändige Bildpostkarte, Motiv: Turm von Pisa mit Dom. Beischrift: »PISA – Campanile e parte posteriore del Duomo«. Die Karte wurde nicht adressiert, wahrscheinlich in einem (nicht überlieferten) Umschlag verschickt. Vgl. dazu die Nennung des beiliegenden Buches (Nachlass Schröder DLA).

<sup>99</sup> Schokolade am Drei Königstag. Zeichnungen von Helene Gräfin Harrach. Verse von Rudolf Alexander Schröder. Leipzig [1910]. Anscheinend erhält Schröder die Zeichnungen über Bodenhausen; eine Beilage der Sendung konnte nicht ermittelt werden.

<sup>100</sup> Eine solche Sendung konnte in der Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und Schröder nicht ermittelt werden.

<sup>101</sup> Unter Mittwoch, dem 16. Februar 1910, vermerkt Bodenhausen: »Bei Tata in Marina di Pisa. D'Annunzio kennen gelernt.« (Notizkalender Bodenhausen DLA) Tata ist der Spitzname von Natascha von Goloubeff (1879–1941), die Bodenhausen aus Heidelberg kennt, wo er mit ihrem Ehemann Victor von Goloubeff (1868–1945) Kunstgeschichte studierte. Unter dem Pseudonym Donatella Cross übersetzt Natascha von Goloubeff Werke des italienischen Schriftstellers und Politikers Gabriele D'Annunzio (1863–1938), zwischen 1908 und 1915 ist sie seine Geliebte. – Zu dem Treffen in Italien bemerkt Bodenhausen in einem Brief an Henry van de Velde vom 20. Februar 1910: »Ich komme heute aus Italien zurück. Ich sah Frau von Goloubeff mit ihrem D'Annunzio und sie tat mir unendlich leid. [...] Sie wird eine der vollkommensten Enttäuschungen erleben. Sie weiß es, sagt es ganz offen, aber sie findet, es stehe dafür.« In: Bodenhausen, *Leben* (wie Anm. 3), S. 218.

<sup>102</sup> Kessler schickt Bodenhausen den ersten Band von: *Die Odyssee*. Neu ins Deutsche übertragen von Rudolf Alexander Schröder. Erster bis zwölfter Gesang. Des Gesamtwerks erste Abteilung. Kolophon: »Unter der Leitung von Harry Graf Kessler gedruckt in den Jahren MDCCCCVII bis MDCCCCX auf den Pressen von R. Wagner Sohn in Weimar mit Titeln und Initialen von Eric Gill und drei Holzschnitten von Aristide Maillol. Verlegt durch den Inselverlag zu Leipzig. Gedruckt in CCCCXXV Exemplaren, von denen CCCL verkäuflich sind«. Der zweite Band, mit dem 13. bis 24. Gesang, erscheint erst im Januar

dem Schöpfer dieses Werkes und seiner inneren und acusseren Schönheit zu diesem Erfolge. [...] Ich glaube nicht, dass es möglich sein kann, Homer reiner und restloser Deutsch zu geben, als Schroeder es getan, und lese mit wirklichem Genuss.<sup>103</sup>

Nachdem ihn bereits Bodenhausen im Vorjahr nach Neubeuern eingeladen hat, bemüht sich Ende November auch Hofmannsthal, Schröder zu einer Reise über den Jahreswechsel zu bewegen:

Wir gehen den 27<sup>ten</sup> December für etwa 10 Tage nach Neubeuern, Eberhard Bodenhausen zulieb vor allem, den ich seit fast einem Jahr nicht gesehen habe. Dort sind ein paar Menschen zusammen, die sich seit Jahren in der nettesten und bescheidensten Weise wünschen, dich zu sehen. Es ist bei München und du hast sicherlich bald wieder in München zu tun. Lass es in diese Zeit fallen und komm in der Woche um Neujahr dorthin, und sei es nur für 24, für 48 Stunden. Es wäre allen eine so große Freude.<sup>104</sup>

So treffen über Weihnachten und Neujahr 1910/11 auf Schloss Neubeuern Bodenhausen, Théo van Rysselberghe, Henry van de Velde, Walther Rathenau und das Ehepaar Hofmannsthal ein. Am 30. Dezember vermerkt Bodenhausen: »Ankunft *Schroeder*« in seinem Notizkalender.<sup>105</sup>

Einen Tag später vergnügt man sich auf einer »Schlittenfahrt nach Rosenheim«; an der »Rodelexpedition n. Brannenburg« am 3. Januar 1911 kann Schröder wohl nicht teilnehmen, Bodenhausen notiert »Schroeder i. Bett.« Am 5. Januar fährt Bodenhausen nach Rosenheim ab, dort trifft er abends das Ehepaar Heymel. Vor seiner Abreise am 6. Januar verfasst Schröder im Gästebuch

1911. Kolophon: »Unter der Leitung von Harry Graf Kessler gedruckt im Spätsommer und Herbst MDCCCCX in Weimar auf den Pressen von R. Wagner Sohn in Weimar mit eigenhändig von Aristide Maillol und Arth. Eric Gill in Holz geschnittenen Illustrationen, Überschriften und Initialen. Verlegt durch den Inselverlag zu Leipzig. Gedruckt in CCCCXXV Exemplaren, von denen CCCL verkäuflich sind.« Bodenhausens Exemplar ist die Nr. 17 der auf 25 beschränkten Vorzugsausgabe auf Büttchen in handgebundenen dunkelblauen Maroquinbänden, versehen mit der nicht von Kessler stammenden Eintragung: »Für Freiherr Eberhard von Bodenhausen | von | H K« (Sammlung Heribert Tenschert). Vgl. auch die ausführliche Beschreibung in: Die Cranach-Presse des Grafen Kessler in Weimar. Eine Sammlung, in der sämtliche Pergamentdrucke und Vorzugsausgaben enthalten sind. Mit einer Vorbemerkung von Renate Müller-Krumbach. Anhang: Die fünf Pergamentdrucke der Bremer Presse. Ramsen 1994, S. 16, Nr. 4; Abb. S. [2].

<sup>103</sup> Bodenhausen an Kessler, Essen-Bredeneu, 10. Juli 1910, zit. nach BW Bodenhausen-Kessler (wie Anm. 5), S. 91.

<sup>104</sup> Hofmannsthal an Schröder, Rodaun, 27. November 1910 (Nachlass Schröder DLA). Schröder sagt in einem Brief vom 22. Dezember 1910 zu und kündigt seine Ankunft für den 30. oder 31. Dezember an (Nachlass Hofmannsthal FDH).

<sup>105</sup> Notizkalender Bodenhausen (Nachlass Bodenhausen DLA). – Im Gästebuch Schloss Neubeuern datiert der Aufenthalt nach Schröders Eintrag vom 31. Dezember 1910 bis 6. Januar 1911 »(darunter 2 Tage im Bett)«. Vgl. dazu Goebel/Käsinger, Schröder (wie Anm. 17), S. 37; ebd., auf S. 36f. ist auch Schröders folgendes Gästebuch-Gedicht abgedruckt (mit Abb.).

ein Gedicht auf die fünf Frauen, denen er während seines Aufenthalts begegnet; dort heißt es über Dora von Bodenhausen:

Und nun – oh stärkt mich ihr Camönen,<sup>106</sup>  
Sonst geht mir noch die Puste aus! –  
Es tönt mein Lied zum Preis der Schönen,  
der Frau Direktor Bodenhaus! (en)

Sie ist mit Tugenden gesegnet  
Und übt sie aus zu jeder Frist  
Falls ihr nicht irgendwas begegnet,  
das etwa nicht ihr ›genre‹ ist.

Wieder zurück in Essen notiert Bodenhausen nach einer arbeitsreichen Woche am 15. Januar: »Einsamer, einsamer Sonntg Sonnenschein, Schnee, Einsamkeit. Mädi's Briefe geordnet, viel geschrieben, viel gearbeitet, sehr einsam gefühlt. *Elegie von Schroeder*,<sup>107</sup> an ihn geschrieben.«<sup>108</sup>

Zur Premiere von Hofmannsthals »Jedermann« unter der Regie von Max Reinhardt im Berliner »Zirkus Schumann« finden sich am 1. Dezember 1911 Teile des Freundeskreises zusammen. Am 3. Dezember 1911 berichtet Walther Rathenau in seinem Tagebuch über ein gemeinsames Frühstück im Hotel Adlon: »Sonntag. Mittags bei Frau v. Bodenhausen (Baronin Wendelstadt, Gräfin Degenfeld, Hofmannsthals, Colliers,<sup>109</sup> Kessler, Schröder, Heymel).«<sup>110</sup>

Auch 1911 fährt Bodenhausen zum Jahreswechsel nach Neubeuern, wo nach ihm Hiram Collier, Rathenau und das Ehepaar Hofmannsthal eintreffen. Am 29. Dezember vermerkt Bodenhausen im Notizkalender: »Nachm. Schroeder«; einen Tag später wird – vielleicht von Bodenhausen selbst – »Abds. Chines. Märchen gelesen.« Schröder liest am Silvesternachmittag zum ersten Mal »In Memoriam«. <sup>111</sup> Seit dieser Zeit duzen sich beide. Außerdem verewigt sich Schrö-

<sup>106</sup> Bei römischen Dichtern anderer Name für die Musen, eigentlich altitalische Quellnympfen.

<sup>107</sup> Es handelt sich wohl um Rudolf Alexander Schröder, Tivoli. *Elegie an meine Schwester Clara*. In: *Süddeutsche Monatshefte*. München. Jg. 8, Nr. 4, April 1911, S. 429–439; als Sonderdruck in 50 nummerierten Exemplaren im Auftrag Alfred Walter Heymels; jetzt in Schröder, *Gedichte* (wie Anm. 37), S. 87–102.

<sup>108</sup> Das Schreiben konnte nicht ermittelt werden.

<sup>109</sup> Hiram Price Collier (1860–1913), amerikanischer Offizier und Schriftsteller, und Katharine Collier geb. Delano, seine Ehefrau seit 1893.

<sup>110</sup> Walther Rathenau, *Tagebuch 1907–1922*. Hg. und kommentiert von Hartmut Pogge von Strandmann. Düsseldorf 1967, S. 151. – Vgl. auch Kesslers ausführlichen Bericht über die Tage in Berlin, der ebenfalls mit dem Essen bei Dora von Bodenhausen einsetzt: »Bei der Maily Bodenhausen im Adlon gefrühstückt mit ihrer Schwester Wendelstadt, der Gräfin Degenfeldt, Hofmannsthals, Heymel, Rudi Schröder, Walther Rathenau und einem Amerikaner, Pierce Collier, und seiner Frau.« In: Kessler, *Tagebuch 1880–1937* (wie Anm. 12). Bd. 4: 1906–1914. Hg. von Jörg Schuster. Stuttgart 2005, S. 753.

<sup>111</sup> Am 31. Dezember heißt es im Notizkalender: »Nachm. die neue *Elegie von Schroeders*«.

der im Gästebuch mit einem umfangreichen Bildergedicht, »Sylvester auf Neu-beuern, historisch-romantisches Epos in mehreren Gesängen, eigenhändig vom Verfasser gedichtet.« In einer Mischung aus heiterer Bildergeschichte und Karikaturenkabinett charakterisiert Schröder die Gäste augenzwinkernd, beschäftigt sich beispielsweise ausführlich mit ihren Frisuren. So heißt es über Dora von Bodenhausen:

Freilich, tut das Jahr verrinnen,  
Werden manche auch gewinnen,  
So *Baronin Bodenhaus'*  
Wie verändert schaut sie aus.  
Welche Ordnung ich gewahr –  
Im Ensemble ihres Haars,  
trägt sie doch adrett – ihr seht's –  
über der Frisur ein Netz.  
Und am Hals lang und schwer  
von unendlicher Valeur  
*Perlen* weiß und rund gereiht  
Ja, da hat sie nix gefeit!

Beschreibt Schröder die Frisuren der Damen noch ausführlich, nimmt er sich bei den Herren weniger Zeit. So heißt es über das Haupthaar von Hofmannsthal, Bodenhausen und über sein eigenes nur:

Von den Männern, diesen Helden,  
Wüßt ich weniger zu melden.  
*Hugo's Haupt* blieb wie es war,  
Ruppig, struppig ganz und gar.  
*Eberhard* und dem *Verfasser*  
ward der *Schädel* etwas blasser  
weil der *Locken* volle Pracht  
Peu à peu sich »*dünne*«macht.<sup>112</sup>

Schröders Lesung wirkt nachhaltig. Die Begeisterung Bodenhausens über Schröders Elegie illustriert der Brief Alfred Walter Heymels an Anton Kippenberg:

Dort auch alle anderen Zitate des Absatzes (Nachlass Bodenhausen DLA). Vgl. dazu Nr. 7. – Hofmannsthal erinnert sich noch ein Jahr später an diese Lesung. Vgl. dazu S. 45f.

<sup>112</sup> Zit. nach Goebel/Käsinger, Schröder (wie Anm. 17), S. 46–60, hier S. 50 und 52 (mit Abb.).



Abb. 1: Familie Bodenhausen in Neubeuern. Vorderseite einer Postkarte an Harry Graf Kessler zum Jahreswechsel 1910/11. Vorne: Hans Wilke, Julie, Dora und Karin; dahinter: Eberhard und Christa (Nachlass Kessler DLA)

Schliesslich bitte ich Dich, mir die Umbruchbogen des Schröderschen Buches,<sup>113</sup> soweit sie fertig sind, gütigst senden lassen zu wollen und den Bogen, in dem die Woldesche Elegie in memoriam steht, an Eberhard Freiherr von Bodenhausen, Bredeney-Essen/Ruhr, senden zu wollen. Er findet diese Elegie nämlich das schönste Gedicht, das Schröder bis jetzt gemacht hat und möchte es gern möglichst bald haben, um es auf seine Geschäftsreisen als Trost mitzunehmen.<sup>114</sup>

Kippenberg kommt dieser Bitte nach,<sup>115</sup> so dass Bodenhausen die Elegie bereits vor Publikation des Bandes besitzt.

Mitte April 1912 erhält Bodenhausen außerdem aus Rodaun die Würdigung von Schröders »Odyssee«-Übersetzung, Hofmannsthals »Ein deutscher Homer von heute«. Dieser sieht in der Übertragung ein »begabtes Individuum« am Werk, und bekundet, es sei »alles wie selbstverständlich und eben darum vortrefflich.«<sup>116</sup>

## 6 Rudolf Alexander Schröder an Eberhard von Bodenhausen<sup>117</sup>

[Hamburg]

[Sonntag] 23.6.1912

Lieber Eberhard,

unser Haushalt ist infolge Personalwechsels etc. momentan etwas derangiert, sonst hättest Du schon von mir ein Lebens- und ein Beleidigungszeichen. So hat man mir aber erst jetzt die Anzeige vom Tode Deines Herren Vaters<sup>118</sup> mir nach Hamburg nachgeschickt, wo ich beim Ausmalen eines Zimmers beschäftigt bin.<sup>119</sup> Nimm die Versicherung meiner

<sup>113</sup> Rudolf Alexander Schröder, *Elysium. Gesammelte Gedichte*. Leipzig 1912. Vgl. Nr. 7.

<sup>114</sup> Heymel an Kippenberg, München, 3. Januar 1912 (Nachlass Heymel DLA).

<sup>115</sup> Kippenberg an Heymel, Leipzig, 4. Januar 1912: »Die Umbruchbogen des Schröder'schen Buches sollst Du bekommen, auch lasse ich die Woldesche Elegie seinerzeit an Herrn von Bodenhausen schicken.« (Nachlass Heymel DLA)

<sup>116</sup> Hofmannsthal an Bodenhausen, Rodaun, 16. April 1912: »Mein Aufsatz über Schroeders Homer geht mit gleicher Post nach Bredeney.« (Nachlass Bodenhausen DLA) – Hugo von Hofmannsthal, *Ein deutscher Homer von heute*. In: *Neue Freie Presse*. Wien. Nr. 17106, 7. April 1912, S. 32–36; jetzt in: SW XXXIV, S. 42–52 mit S. 438–469, Zitate S. 48 und 51.

<sup>117</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »HAMBURG 37 | HARVESTEHUDERWEG 36«. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>118</sup> Der Großgrundbesitzer Hans Heinrich Freiherr von Bodenhausen-Degener (1839–1912), Fideikommissherr auf Degenershausen und Hollsteitz sowie Herr auf Meineweh und Thierbach, stirbt am 12. Juni im Alter von 73 Jahren.

<sup>119</sup> Schröder hat bereits 1909 den Auftrag erhalten, Zimmer im Haus von Otto Blohm (1870–1944), Hamburger Kaufmann und Porzellansammler, Harvestehuder Weg 36, einzurichten. Nachdem das von Paul Schöß entworfene Haus 1912 fertiggestellt war, richtet Schröder ein Damenzimmer, einen Salon und ein Speisezimmer ein und malt das Speisezimmer aus.

herzlichen Anteilnahme und drücke sie, bitte auch den Deinigen, vor allem Deiner lieben, verehrten Frau aus. – Ich sende Dir statt aller weiterer Worte mein neues Buch, in dem Du die Elegie, die Dir vorigen Winter so gut gefiel und auch eine kleine neue, am Jahrestag des Todes meiner Mutter geschriebene findest.<sup>120</sup> Vielleicht hast Du in der jetzigen stillen Zeit, Muße & Lust einmal in die Dir größtenteils ja bekannten Sachen hinein zu schauen. – Ich habe das arbeitsreichste Semester meines Lebens hinter mir & stecke noch bis über die Ohren in Verpflichtungen und Aufträgen.<sup>121</sup> Hoffentlich ändert sich das bald. – Dir, lieber Freund, wünsche ich auch einige Muße, Du hast sie verdient! – Es würde mich sehr freuen, einmal ein Wort von euch zu hören und zu erfahren, wie es euch geht. Es ist schade, daß man so durch Welt & Lebenstage jagt, & nicht mehr Zeit & Muße findet ein paar Briefe zu schreiben – aber *que faire!*<sup>122</sup> Wenn wir mal alt werden, denke ich kommt die epistulare Periode & wir verfassen herrliche Briefwechsel à la Humboldt, Voltaire etc. – Verzeih bitte die schlechte, schiefe Schrift, ich komme grade vom Rudern & hab ein wenig zitterige Hände. Hamburg ist im Sommer wunderschön.

Hoffentlich sehen wir uns bald einmal. Reisepläne habe ich allerdings keine bestimmten. Ich hoffe auf den Herbst, aber weiß nicht, wann, wie, wohin und – ob.

Die Ausführung der Malerei liegt bei Schröder, Rudolf Tewes und Ernst Matthes, die Möbel stammen aus den »Vereinigten Werkstätten«. Teile der Einrichtung und der Wandmalerei haben sich im Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg, erhalten. Vgl. Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), S. 151f. mit ausführlicher Beschreibung der Motive, Schröders Ausmalung auf den Abb. 48 und 49. Vgl. auch die ausführliche Beschreibung Schröders in einem Brief an Borchardt, Ende Juni–13. Oktober 1912. In: BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 425–442, hier S. 426–429.

<sup>120</sup> Gemeint sind »In Memoriam [Georg Wolde]« und »Der Jahrestag«. Vgl. dazu die folgende Nr. 7. – Schröders Mutter, Elisabeth Schröder geb. Meyer (1847–1911), ist am 8. März des Vorjahres gestorben.

<sup>121</sup> Im Jahre 1912 arbeitet Schröder an der Einrichtung für seine Schwester Hilda Schütte, Bremen, und Otto Blohm, Hamburg (vgl. Anm. 119) sowie für die Ausstellungs- und Verkaufsräume der »Vereinigten Werkstätten«, Bremen, für Georg und Elly Heye, Bremen, und an der Ladeneinrichtung der Firma Wilkens & Danger, Bremen. Außerdem entwirft Schröder in dieser Zeit die Ausstattung des Sitzungssaales für den Senat im Neuen Bremer Rathaus und ergänzt zu diesem Anlass das Ratssilber. Vgl. Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), S. 26–29, 34–39 und 149–158.

<sup>122</sup> Frz. Was soll man machen.

Mit vielen Grüßen auch an Deine Kinder & der Bitte mich Deiner Frau in freundliches Andenken zu bringen bin ich mit nochmaliger Versicherung herzlichen, teilnehmenden Gedenkens

Dein  
RASchröder

Der Brief liegt wohl ursprünglich dem Band Schröders bei, aus dem die folgende Widmung stammt:

*7 Rudolf Alexander Schröder an Eberhard und Dorothea von Bodenhausen*<sup>123</sup>

Den Freunden Eberhard und  
Mädi Bodenhausen  
der Verfasser  
in treuem Gedenken

[Widmung in: Rudolf Alexander Schröder, *Elysium. Gesammelte Gedichte*. Leipzig 1912.]<sup>124</sup>

Zum Jahreswechsel trifft sich der Freundeskreis erneut auf Schloss Neubauern; Bodenhausen ist vom 23. Dezember 1912 bis 2. Januar 1913 dort.<sup>125</sup> Am

<sup>123</sup> Überlieferung: Eigenhändige Widmung (Bibliothek DLA).

<sup>124</sup> Aus der Bibliothek von Ernst Zinn, der diesen Band nach beiliegender Rechnung bei »Erasmus. Antiquariaat en Boekhandel« Amsterdam, Holland, für 85 Gulden erwirbt. Vgl. dazu Erasmus. Katalog 302. Mai 1974, Nr. 410d. Das Kolophon lautet: »Im Insel-Verlag zu Leipzig | 1912 || Druck der Spamerschen | Buchdruckerei in Leipzig.« – Der Band enthält: »Den Freunden«, »Elysium«, »Baumblüte im Werder«, »Die Stunden des Tages, Sonette«, »Sonette aus der Villa Torlonia«, »An die sixtinische Madonna«, »Die Zwillingbrüder«, »Deutsche Oden«, »Neue deutsche Oden«, »Der Landbau«, »Tivoli«, »In Memoriam«, »Der Jahrestag«. Mit sechs handschriftlichen Korrekturen Schröders; außerdem finden sich Anstreichungen Bodenhausens im Band, besonders viele in »Elysium« Erstes bis Drittes Buch, S. [7]–42, und jeweils eine in »Tivoli. Elegie als Epistel an meine Schwester Clara«, S. [175]–202 und »In Memoriam«, S. [203]–221, dazu ein eingeleger eigenhändiger Zettel von Dora von Bodenhausen zwischen den Seiten 220 und 221, dort, wo die letzten Zeilen von »In Memoriam« stehen: »Wir nur gehen einher .... | zu Häupten von Eberhards Grab, über der Steinbank – u. von ihm selber bestimmt. | Die übrigen Bleistiftstriche stammen von Eberhards Hand.« Bei den Zeilen, die gemeint sind, handelt es sich um folgende: »Wir nur gehen einher, und schau hier unten den Wandel | Und verstehen ihn nicht, selber in Wandel verstrickt. | Ihn aber dünkt es gleich, was ausging, oder was einging, | Weil er der Seinen keins unter den Flügeln verliert.« Schröder, *Gedichte* (wie Anm. 37), S. 103–112, hier S. 111. – Zum Grabspruch vgl. auch Nr. 31 vom 13. Januar 1915.

<sup>125</sup> Vgl. Notizkalender Bodenhausen (Nachlass Bodenhausen DLA).



29. Dezember vermerkt er: »Schroeder und Nostitz<sup>126</sup> Ankunft Mittags. Hugo's Abends.« Am 31. Dezember unternehmen die Gäste eine Fahrt auf den Wendelstein, ein gut 1800 Meter hoher Berg der bayrischen Voralpen und höchster Gipfel des gleichnamigen Massivs. Hinauf gelangen sie mit der Wendelsteinbahn, einer Zahnradbahn, die erst im Mai 1912 eröffnet wurde. Über den Abstieg schreibt Bodenhausen später: »Silvester. Gang auf dem Wendelstein, der beinahe zum Unglück geführt hätte. Absturz von Hugo.« Schröder hat dieses Ereignis in dem Neubeuerner Gästebuch in einem an Wilhelm Busch erinnernden Gedicht mit Zeichnungen unter dem Titel »Der Abstieg vom Wendelstein. Silvester 1912. Episches Gedicht vom Verfasser« dokumentiert.<sup>127</sup> Darin heißt es:

Direktoren, gut bei Kasse,  
Dichter erst- und zweiter Klasse,  
Bürokraten  
Und Soldaten,  
Frauen hold und jung nicht minder  
Und zum Schluß diverse Kinder,  
Saßen in der Bahn von Eisen,  
Auf den Wendelstein zu reisen.

Die Wanderer genießen die Aussicht und werden wegen des guten Wetters und des Weins immer euphorischer, so dass folgender Entschluss gefasst wurde:

Und beseligt, kühn und munter  
Sprach man: »Steigen wir hinunter.«  
Mancher freilich, der mit Rührung  
Ansah unsre Ausstaffierung,  
Mancher von den andren Gästen  
Auf des Berges höchster Vesten,  
Der gesehn, wie die Stafette  
Nicht mal einen Bergstock hätte.

Doch schlechte Ausrüstung kann die Gruppe nicht zurückhalten, und so beginnt der Abstieg, von Schröder gnadenlos in Szene gesetzt, der besonders die eigene Person nicht schont:

Aber, aber voller Beben  
Sicht man in der Mitte schweben

<sup>126</sup> Alfred von Nostitz-Wallwitz (1870–1953), Diplomat und Politiker, eng mit Hofmannsthal befreundet, und seine Frau Helene von Nostitz-Wallwitz geb. von Beneckendorff und von Hindenburg (1878–1944).

<sup>127</sup> Zit. nach Werner Volke, »Es ist hier wieder so paradiesisch schön ...« Die Dichter und das Gästebuch. Hofmannsthal und Schröder in Neubeuern. In: HB 40/1990, S. 3–29, hier S. 16–26.

*Schröder* mit verkrampften Beinen  
Angekrallt an steilen Steinen,  
Auf des Schnees blanker Kruste  
Schwindelnd, schwitzend, ohne Puste,  
Die Cigarre im Gesicht  
Stolpert niederwärts der Wicht.

Bodenhausen, der hier unter seinem Spitznamen auftritt, den er seiner Tochter Karin<sup>128</sup> verdankt, bewährt sich als Retter der stolpernden Helene von Nostitz:

*Bockelchen* tut aufwärts langen,  
Um *Helene* auf zu fangen.  
Ach sie stürzt, daß Gott erbarm,  
In den starken Männerarm!  
Und so geht es wenig munter  
Widerstrebungsvoll hinunter.

Tückische Schneefelder machen den Wanderern zu schaffen, und kosten Hofmannsthal angeblich fast das Leben:

Dies war links. Auf rechter Seiten  
Kommt der *Hofmannsthal* in's Gleiten.  
Spricht der König der Poeten:  
»*Gerty*, ach, mein Halt ging flöten,  
Liebe *Gerty*, ach, ich rutsch,  
*Gerty*, schau, schon bin ich futsch.«  
In Gestalt einer Spirale  
Rollet abwärts *Hofmannsthale*,  
*Gerty* schreit  
Wie nicht gescheit.

Nachdem er den Freund so spöttisch beobachtet, wendet sich Schröder wieder seinem eigenen Weiterkommen zu:

Doch was sollen meine Klagen  
Von dem Dichter *Schröder* sagen?  
Blau und violett von Wangen,  
Tut er wanken, straucheln, hangen,  
Bis ihn *Henry*<sup>129</sup> engelsgut  
Und *v. Nostitz* stützen tut.

Nach all den Strapazen und Gefahren schließt Schröder mit den Worten:

<sup>128</sup> Karin Freiin von Bodenhausen (1898–1920).

<sup>129</sup> Henry van de Velde (1863–1957).

Muse decke deinen Schleier,  
Muse, dämpfe deine Leier,  
Sprich es nur zum Schluß noch aus:  
Alle kamen gut nach Haus,  
Wünschten sich ein »Prost Neujahr«  
Nach bestandener Gefahr.

Am 1. Januar 1913 stellt Bodenhausen nur lakonisch fest: »Sehr ermüdet wegen des Wendelstein-Ganges.«<sup>130</sup>

### 8 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder<sup>131</sup>

[Bredene]y  
[Freitag] 10. Januar 1913.

Lieber Rudi,

So furchtbar eilig war die Sache gar nicht.<sup>132</sup> Den Aufsatz von Wrochem<sup>133</sup> schicke ich Dir nochmals zu mit der Bitte, ihm mir gelegentlich

<sup>130</sup> Vgl. Notizkalender (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>131</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »BREDENEY | BEI ESSEN-RUHR«, mit eigenhändiger Unterschrift und Korrekturen. 2 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

<sup>132</sup> Bezieht sich wohl auf einen nicht ermittelten Brief Schröders, in dem er den Artikel zurücksendet, den ihm Bodenhausen hat zukommen lassen – möglicherweise beim Jahreswechsel auf Schloss Neubuern (vgl. Anm. 133).

<sup>133</sup> Gemeint ist der Artikel »Wehrorgen«, der, mit »v. Wrochem« gezeichnet, am 18. Dezember 1912 in der »Täglichen Rundschau« erscheint. Beim Autor handelt es sich wahrscheinlich um Johannes von Wrochem (gest. 1914), Generalleutnant a.D., Vorstandsmitglied des Alldeutschen Verbands und Mitglied des Deutschen Wehrvereins. Wrochens Text thematisiert die Pläne der französischen Armee zur Truppenverstärkung; er fordert, dass auch auf deutscher Seite das Heer personell und technisch verstärkt werde, um seine Vormachtstellung in Europa bei dem nahenden Kampf gegen Frankreich nicht zu gefährden. Dazu sei es nötig, die Reserve-Kader Deutschlands zu verstärken, noch entscheidender sei aber die »Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht.« Der Bestand an Maschinengewehren müsse vergrößert werden; außerdem fordert Wrochem eine Probemobilmachung, eine zweite Haubitzen-Abteilung solle eingerichtet werden und die Bespannungen für Geschütze und Munitionswagen der Feldartillerie müssten vermehrt werden. Er schließt mit den Worten: »Das Volk in seinen breiten Schichten ist zu jeder erforderlichen Leistung bereit, weil es das Verständnis dafür hat, daß geringe Opfer ihm seine Sicherheit, seinen Wohlstand, seine Ehre und wahrscheinlich einen langen Frieden verbürgen. Möge unsere Regierung die nötigen Mittel fordern, sie darf sicher sein, daß das deutsche Volk sie ihr nicht verweigern wird.« In: Tägliche Rundschau. Berlin. Jg. 32, Nr. 592, Morgen-Ausgabe, 18. Dezember 1912, [Hauptblatt S. 1]. – Zu Wrochem vgl. Alfred Kruck, Geschichte des Alldeutschen Verbands 1980–1939. Stuttgart 1954, S. 69 und 258; Marilyn Shevin Coetzee, The German Army League. Popular nationalism in Wilhelmine Germany. Oxford 1990, S. 86; außerdem die kurze Würdigung des Vorsitzenden des Alldeutschen Verbandes, Heinrich Claß, der von Johannes von Wrochem als »Mann von unglaublichem Gedächtnis und von rascher Auffassungsgabe« spricht, »ein sehr guter Redner

wieder zurückzusenden. Du brauchst Dich aber damit durchaus nicht zu beeilen. Es ist vollkommen zeitig genug, wenn ich das Blatt Ende März wieder in Händen habe.<sup>134</sup>

Eine Einführung bei General Keim<sup>135</sup> kann ich Dir nicht geben. Ich würde dies auch, aus den Dir mündlich dargelegten Gründen,<sup>136</sup> nicht für zweckmäßig halten. Seine Adresse wirst Du ohne weiteres aus dem Adress- oder Telefonbuch in Berlin ersehen,<sup>137</sup> und es bedarf sicherlich nur einer kurzen Zeile von Dir über den Grund des beabsichtigten Besuches, um Dir die herzlichste Aufnahme zu sichern. Unter Umständen wird die ganze Aktion ja dadurch unnötig werden, dass ohnehin eine

und hervorragend geeignet zur Ausführung von politischen Aufträgen, die Geschick verlangen.« In: Claß, Strom (wie Anm. 59), S. 160. – Zum Deutschen Wehrverein und den Heeresvorlagen vgl. auch Anm. 135 und 138.

<sup>134</sup> Eine solche Rücksendung konnte nicht ermittelt werden.

<sup>135</sup> August Keim (1845–1926), General a.D., Veteran des Deutsch-Französischen Kriegs und konservativer Publizist. Keim ist schon 1892 für die publizistische Propaganda zuständig, mit der die von Reichskanzler Leo von Caprivi angestrebte Heeresvermehrung durchgesetzt werden soll; er unterhält zahlreiche Kontakte zu Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik und Presse. Ab 1900 ist er im Präsidium des Deutschen Flottenvereins, setzt sich dort für die Interessen von Industrie und Banken ein. Wegen seines Kurses gegen Regierung und Zentrum muss er 1908 auf Betreiben von Wilhelm II. zurücktreten. Ab 1911 ist er in der Hauptleitung des Alldeutschen Verbandes, 1912 gründet er den völkisch-nationalen Deutschen Wehrverein, dessen Vorsitzender er auch ist. Auch dieser Verein propagiert eine massive Heeresvergrößerung. Vgl. dazu Marilyn Shevin Coetzee, Der »Deutsche Wehrverein«. In: Handbuch zur »Völkischen Bewegung« 1871–1918. Hg. von Uwe Puschner, Walter Schmitz und Justus H. Ulbricht. München u.a. 1996, S. 366–375, hier S. 366f.; und Stephan Leistenschneider, August Keim. In: Handbuch zur »Völkischen Bewegung«, S. 912f.

<sup>136</sup> Damit spielt Bodenhausen wahrscheinlich auf das erwähnte Treffen zum Jahreswechsel auf Schloss Neubeuern an. Über den Inhalt dieses Gesprächs kann nur spekuliert werden: Zum einen ist es möglich, dass Bodenhausen wegen der »Kornwalzer-Affäre« jede Nähe zu den Interessenverbänden um Keim vermeiden will; 1912/13 wird ein Krupp-Angestellter der Bestechung von Heeres- und Marineoffizieren für schuldig befunden (vgl. dazu Lothar Burchard, Zwischen Kriegsgewinn und Kriegskosten: Krupp im Ersten Weltkrieg. In: Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 32/1987, S. 71–123, hier S. 71). Zum anderen ist zu vermuten, dass Bodenhausens Kollege Alfred Hugenberg (1865–1951), der 1890 zu den Mitbegründern des Alldeutschen Verbandes gehört, Kontakt zu Keim pflegt. Hugenberg ist seit dem 1. Oktober 1909 Vorsitzender des Direktoriums, Direktor ohne speziellen Geschäftsbereich und die stärkste Kraft des Unternehmens neben Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, so etwas wie der »Generaldirektor des Unternehmens« (vgl. Harold James, Krupp. Deutsche Legende und globales Unternehmen. München 2011, S. 141). Die Alldeutschen fordern militärische Aufrüstung ebenso wie der Deutsche Wehrverein, dessen Gründung von den Alldeutschen angeregt wurde. Vgl. dazu Kruck, Geschichte (wie Anm. 133), S. 17; und allgemein Hering, Nation (wie Anm. 54), S. 110, 125 und 128f.

<sup>137</sup> Keim wohnt Uhlandstraße 110 in Berlin-Wilmersdorf. Telefon: Pszb. 8194. Vgl. Berliner Adressbuch 1913. Unter Benutzung amtlicher Quellen. Berlin 1913, Bd. 1, S. 1414. Ob Schröder den Kontakt sucht, konnte nicht ermittelt werden.



Abb. 2: Eberhard von Bodenhausen, etwa 1912. Fotografie aus dem Atelier Julius Benade, Kassel (LHASA, MD, H 52, Nr. 347, Bild 115)

Militärvorlage in dem erhofften Umfang noch im Lauf dieses Winters an den Reichstag gelangt. Darüber würdest Du von Keim sicherlich die zuverlässigste Auskunft erhalten können.<sup>138</sup>

Von meiner Frau lauten die Nachrichten leider noch immer recht schlecht.<sup>139</sup>

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein getreuer  
Eberhard

Herrn Rudolf Alexander Schröder  
Bremen-Horn  
Schwachhauser Chaussee 365.

Ein Jahr nach der Lesung von »In Memoriam« kommt Hofmannsthal im Januar 1913 in einem Brief an Bodenhausen auf den Nachmittag in Neubeuern zu sprechen; Schröder hat ihm den Band »Elysium« erst vor drei Wochen übergeben.<sup>140</sup>

<sup>138</sup> In seinen Erinnerungen schildert Keim eine Unterredung mit Kriegsminister von Heeringen Ende Dezember 1912, der ihm keine neue Wehrvorlage in Aussicht stellt. Am 3. Januar 1913 erhält Keim ein Schreiben des Kriegsministers, in dem ihn dieser bittet, dass der Wehrverein seine »aufklärende Tätigkeit« bis zur Balkan-Konferenz in London einstellen möge (August Keim, *Erlebtes und Erstrebtes. Lebenserinnerungen*. Hannover 1925, S. 180). – Im Streit um die Heeresvorlage überreicht der Chef des Großen Generalstabs, Helmuth von Moltke (1848–1916), dem Kriegsminister Josias von Heeringen (1850–1926) und dem Reichskanzler Bethmann Hollweg (1856–1921) am 21. Dezember 1912 eine von Erich Ludendorff (1865–1937), Chef der Aufmarschabteilung beim Großen Generalstab, verfasste Denkschrift, die die volle Einführung der Wehrpflicht fordert. Als Ende März 1913 Einzelheiten aus der neuen Heeresvorlage bekannt werden, zeigt sich, dass zwar die hochgesteckten Ziele verfehlt wurden, doch es überwiegen die positiven Stimmen. Vor allem beim Deutschen Wehrverein, der dies für das Ergebnis seiner erfolgreichen Agitation hält (vgl. Roger Chickering, *Der »Deutsche Wehrverein« und die Reform der deutsche Armee 1912–1914*. In: *Militärgeschichtliche Mitteilungen* 25/1979, S. 7–33, bes. S. 22f.). Beeinflusst im Sinne des Wehrvereins wird die Öffentlichkeit nicht zuletzt wegen seiner sehr guten Kontakte zur »Täglichen Rundschau«, deren Herausgeber Heinrich Rippler (1866–1934) ist Mitglied des Ausschusses, des führenden Gremiums des Wehrvereins, und räumt neben Johannes von Wrochem auch August Keim einen publizistischen Platz in seinem Blatt ein.

<sup>139</sup> Bereits am 28. November 1912 vermerkt Bodenhausen im Notizkalender: »Mädi *Influenza*«. Ähnliche Eintragungen begleiten die nächsten Wochen (2. Dezember: »Mädi sehr elend.« 14. Dezember: »Mädi noch immer krank.« 15. Dezember: »Mädi besser.« 17. Dezember: »Bohlen bietet mir f. Mädi den Salonwagen an.« Sie bleibt bis Anfang Februar in Neubeuern, begibt sich im Anschluss zu einer Kur nach Konstanz und kommt erst am 8. April wieder zurück nach Essen (»Nachm. 4 Uhr Mädi an der Bahn abgeholt.«; Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>140</sup> Schröder widmet Hofmannsthal den Band »herzlichst und dankbarlichst« in Neubeuern an Neujahr 1913 (SW XL Nr. 2375).

Von Schroeder schlag ich jeden zweiten dritten Tag ein Gedicht auf jedesmal mit neuem Staunen über die Reinheit, die Kraft, Reife. Die beiden letzten im Bande, der Todestag der Mutter und der Abschied von dem bejahrten Freund sind mir unaussprechlich nahe gegangen, im Wiederlesen, fand mich unbegreiflich daß ich beim ersten Lesen nur bewegt, nicht durch und durch erschütterter war – ich meine als er das Gedicht auf den alten Mann vorigen Silvester uns las.<sup>141</sup>

## 9 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder<sup>142</sup>

[Bozen]

Ich war nur gespannt, ob Du meine in Campiglio<sup>143</sup> liegen gebliebene Karte je bekommst.

Eberhard.

14.9.13. [Sonntag]

Die Rückfahrt aus Italien unterbricht Bodenhausen – wie schon die Hinfahrt – für einen kurzen Aufenthalt in Aussee. Darüber berichtet Hofmannsthal Schröder Ende September aus Venedig: »Eberhard Bodenhausen war dort [in Aussee] einen Tag bei uns. Er ging, allein und mit mir, in der strahlenden Landschaft herum – und er sagte, »unaufhörlich klingen mir die Verse der »Elegien« von innen und aussen hier wieder.«<sup>144</sup>

Ab 22. Dezember 1913 hält sich Bodenhausen wieder in Neubeuern auf. Dort erleidet er einen schweren Gichtanfall und ist vom 28. Dezember bis 3. Januar 1914 bettlägerig. Kessler berichtet er später: »Hatte schlimme Zeit war meist im Bett, habe Hugo, Henry, Rudi nur an meinem Krankenlager gesehen.«<sup>145</sup> Van de Velde ist am 26., Hofmannsthal und Schröder sind am 28. Dezember eingetroffen. Am 8. Januar 1914 kommen Rudolf Borchardt und seine Ehefrau

<sup>141</sup> Hofmannsthal an Bodenhausen, Rodaun, 21. Januar 1913 (Nachlass Bodenhausen DLA). – Gemeint sind »In Memoriam [Georg Wolde]« und »Der Jahrestag«. In: Schröder, Elysium (wie Anm. 113), S. 204–221 und 223–229. Zu dem mit Schröder befreundeten Bankier Johann Georg Wolde vgl. auch Anm. 232.

<sup>142</sup> Überlieferung: Eigenhändige Bildpostkarte, auf der Vorderseite: kolorierte Fotografie überschrieben mit »Burg Runkelstein gegen Gries bei Bozen. Tirol.« Adressiert an »Herrn Rudolf | Alexander Schröder | Bremen. | Schwachhäuser | Landstrasse«; Poststempel »BOZEN 2«. Rest unleserlich (Nachlass Schröder DLA).

<sup>143</sup> Bodenhausen hält sich seit dem 31. August 1913 in Madonna di Campiglio zu einem Wanderurlaub mit Familie auf. Hofmannsthal ist mit seiner Frau vom 11. bis 13. September zu Besuch. Am 14. September geht es zurück über den Brenner. – Madonna di Campiglio (dt. Sankt Maria im Pein) im Trentino, Norditalien, liegt in einer Talsenke zwischen dem Brenta-Gebirge und der Adamellogruppe auf etwa 1500 Metern.

<sup>144</sup> Hofmannsthal an Schröder, Venedig, 25. September 1913 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>145</sup> Bodenhausen an Kessler, Neubeuern, 4. Januar 1914, zit. nach BW Bodenhausen-Kessler (wie Anm. 5), S. 96.

Karoline nach Neubeuern, um einen Tag später mit dem Ehepaar Bodenhausen nach München zu reisen.<sup>146</sup> Bodenhausen fährt in der Nacht nach Berlin, um sich dort bis Mitte Februar wegen seiner angeschlagenen Gesundheit behandeln zu lassen.<sup>147</sup>

*10 Rudolf und Karoline Borchardt mit Eberhard und Dorothea von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>148</sup>

[Rosenheim, 9. Januar 1914]

[Freitag]

Gelb wie dies ist unsere Galle  
weil wir mit gesamtem Tross  
Schon vertauscht das schlanke Schloss  
Mit des Bahnhofs schnoeder Halle.  
RB.                      Mädi  
Lina B.<sup>149</sup>                Eberhard.

*11 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>150</sup>

[Sonntag] 25. Januar 1914

z. Zt. Berlin, Hotel Adlon.

Mein lieber Rudi,

Durch meinen Buchhändler erhielt ich heute den Prospekt betreffs der Bremer Presse.<sup>151</sup>

<sup>146</sup> Alle Angaben nach dem Notizkalender Bodenhausens (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>147</sup> Vgl. BW Bodenhausen-Kessler (wie Anm. 5), S. 185.

<sup>148</sup> Überlieferung: Eigenhändige Bildpostkarte. Auf Vorderseite kolorierte Zeichnung »Schloss Neubeuern a. Inn«, Atelier E. Felle, Isny; der Himmel im Hintergrund ist tiefgelb. Adressiert an »Rudi | 365 Schwachhauser | Chausee | Bremen«, Postausgangsstempel: »K.B.BAHNPOST 9 JAN. KUFST M-2 14« (Nachlass Borchardt DLA). Vgl. auch BW Borchardt-Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 591.

<sup>149</sup> Rudolf Borchardts erste Ehefrau, die Malerin Karoline Borchardt geb. Ehrmann (1873–1944 in Theresienstadt).

<sup>150</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER | BREDENEY - ESSEN-RUHR || ESSEN-RUHR, DEN«, mit eigenhändiger Unterschrift und eigenhändigen Korrekturen. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>151</sup> Die »Bremer Presse« ist das gemeinsame Projekt der Freunde Willy Wiegand (1884–1961) und Ludwig (»Lutz«) Wolde (1884–1949). Nach dem Vorbild der englischen Handpressen und auf Anraten Schröders begründen sie 1911 eine bibliophile Privatpresse, die erst in Bremen, später in Bad Tölz und München domiziliert. Schröder, Borchardt und Hofmanns-



Da ich es für möglich halte, dass Ihr ein Interesse daran habt, unter Umgehung des Buchhändler-Rabatts, Subskriptionen direkt zu erhalten, so möchte ich zunächst von Dir hören, ob diese meine Annahme zutrifft, in welchem Falle ich meine Subskription an Dich gelangen lassen würde.

Recht erheblich erscheint mir die Kosten-Differenz zwischen gebundene und nicht gebundenen Exemplaren zu sein.<sup>152</sup> Würdest Du vielleicht die Freundlichkeit haben zu veranlassen, dass mir gelegentlich einmal ein Probe-Exemplar eines gehefteten Bandes zugeht, damit ich darnach beurteilen kann, ob ich auf die gehefteten oder auf die gebundenen Exemplare subscribiere. Hoffentlich bereite ich Dir mit dieser Anfrage keine Ungelegenheiten. Beabsichtigt ist sie jedenfalls lediglich im Interesse Eures Unternehmens.

Mit den herzlichsten Grüßen  
Dein getreuer  
Eberhard.

Herrn  
Rudolf Alexander Schröder,  
Hochwohlgeboren  
Bremen.  
Schwachhauser Chaussee 365

thal fungieren als Berater und Mitarbeiter; sie sehen in dieser Unternehmung die Möglichkeit, ihre künstlerischen, literarischen und kulturpolitischen Vorstellungen zu verwirklichen. – Bei dem Prospekt handelt es sich um ein »Bremer Presse MDCCCCXIV« überschriebenes, beidseitig bedrucktes Blatt, auf dem die vier ersten Publikationen zur Subskription angekündigt werden: »Cornelii Taciti Germania. Herausgegeben und übersetzt von Rudolf Borchardt. Titel, Initialen und Einband von Professor Georg Römer«; »Goethe, Antikische Dichtungen. Achilleis, Elpenor, Pandora, Proserpina. Herausgegeben von Dr. Max Hecker. Titel, Initialen und Einband von Rudolf Alexander Schröder«; »Hartmann von Aue, Der arme Heinrich. Besorgt von Rudolf Borchardt. Holzschnitte und Initialen von Georges Minne. Einband von Rudolf A. Schröder«; »Francis Bacon, Essays. Herausgegeben von Professor Johannes Hoops. Titel und Initialen von Anna Simons, Einband von Frieda Thiersch«. Die Auflage beträgt bei allen vier Titeln jeweils 250 Exemplare; von Tacitus' Germania werden »Fünfzehn Exemplare [...] auf Pergament gedruckt; die Initialen werden von Anna Simons mit der Hand vergollet. Hiervon kommen zehn in den Handel; der Preis für das in Leder gebundene Exemplar beträgt 500 Mk.« (Bibliothek DLA) – Zur »Bremer Presse« vgl. Die Bremer Presse, Königin der deutschen Privatpressen. Eine Rückschau. Mit einem Verzeichnis aller erschienenen Werke. Zusammengestellt von Josef Lehnacker und Beiträgen von Herbert Post und Rudolf Adolph. München 1964; Katalog Borchardt Heymel Schröder (wie Anm. 15), S. 326–344.

<sup>152</sup> Der Prospekt »Bremer Presse MDCCCCXIV« gibt darüber Auskunft, dass in Pergament geheftete Exemplare 75 Mark kosten, in Leder gebundene 120 bzw. 140 Mark; Subskribenten der vier Drucke zahlen 250 Mark für die in Pergament gehefteten und 400 Mark für in Leder gebundenen Exemplare (Bibliothek DLA).

[Bremen]  
[Freitag] 30.1.1914

Lieber Eberhard

Deinen Auftrag habe ich den Bremer-Presse-Leuten übermittelt.<sup>154</sup> Sie werden Dir s.Z. eine geheftete Probe vorlegen.<sup>155</sup> Die »Heftung« wird übrigens meines Wissens in einem Pergamentband bestehen, also immer sehr anständig sein.

Ich bin am 3. & 5. in Berlin,<sup>156</sup> bringe für alle Fälle die abgeschriebenen Elegien mit.<sup>157</sup>

Herzlichst  
Rudi

<sup>153</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »R.A. SCHRÖDER || BREMEN | SCHWACHHAUSER CHAUSSEE 365«. 1 Blatt (Nachlass Bodenhausen DLA). Im Nachlass Bodenhausen findet sich eine Abschrift, Typoskript von fremder Hand.

<sup>154</sup> Nicht ermittelt, wohl mündlich überbracht.

<sup>155</sup> Anhand von zwei Durchschlägen von Briefen Bodenhausens lässt sich die Angelegenheit rekonstruieren. Am 13. Februar 1914 schreibt Bodenhausen an die Bremer Presse aus Berlin: »Ich bestätige dankend den Empfang Ihrer Zuschrift vom 7. d.M. und bitte, Ihre mir in Aussicht gestellten Sendungen mir nach Bredeneu, bei Essen/Ruhr, zukommen zu lassen.« Am 20. Juni 1914 aus Essen: »Unter Bezugnahme auf Ihr gütiges Schreiben vom 7. Februar, worin Sie mir für den Mai die Uebersendung von je einem gehefteten und gebundenen Exemplar von Cornelii Taciti Germania zur Ansicht in Aussicht stellten, bitte ich um freundliche Mitteilung, wann ich der Zusendung des Buches entgegensehen darf. Ich werde zu dieser Frage veranlasst, weil ich von Herrn Professor van de Velde höre, das Buch sei längst erschienen.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs verzögert das Erscheinen von Borchardts zweisprachigem Druck, er wird erst 1917 ausgeliefert.

<sup>156</sup> Bodenhausen trifft Schröder am 7. Februar 1914 in Berlin. Am nächsten Tag folgt die Lektüre, und Bodenhausen vermerkt im Notizkalender: »Elegien von Schröder. Karamasoff.« Dostojewskis Roman hat er zwischen dem 3. und 8. Februar gelesen (Notizkalender Bodenhausen DLA). Gemeint sind Schröders »Römische Elegien«, die seit 1913 entstehen, aber erst 1940 vollendet werden. Vgl. Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 118–137.

<sup>157</sup> Vgl. dazu die in Nr. 13 vom 9. Februar 1914 genannten Gedichte.

[Berlin]

9.II.14. [Montag]

Mein lieber Rudi.

Die Elegie an den verstorbenen Freund mit der Contrapunktierung des keimenden Lebens ist sehr ergreifend und gehört zu Deinen besten Schöpfungen.<sup>159</sup> Ferner ist ganz vollendet das Tempo in »Eile Dich, eile zur Stadt«. <sup>160</sup> Es ist erstaunlich, dass so etwas in Hexametern überhaupt möglich ist. Die anderen Elegien haben mir mehr oder weniger gesagt;<sup>161</sup> »Weile noch, weile bezaubernder Traum«<sup>162</sup> ist wunderbar; aber schon hierbei vermisst man die Gesamt-Atmosphäre, es wirkt als Teil, nicht als Ganzes und das trifft noch mehr bei den anderen zu. Nichts kann natürlicher sein; nur wo der Eigengehalt ganz stark wird, wie bei dem Gruss an den Verstorbenen, entsteht auch das eigene, aus dem Ganzen losgelöste Leben. Auf dieses Ganze freue ich mich von ganzem Herzen und wenn ein Zuruf Dir irgend etwas bedeuten kann, so wäre es eben der, dass ich mich freue und dass es etwas wertvolles wird, das Du im Werden hast.

In neuer Freundschaft

der Deine  
Eberhd.

<sup>158</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »[Signet: Adler auf Reichsapfel] | Hotel Adlon Berlin || Hotel Adlon Berlin W. | Unter den Linden 1 | am Pariser Platz«. 1 Doppelblatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>159</sup> Gemeint ist Schröders »Harald«. Vgl. Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 122–124. Ein Typoskript dieses Gedichts hat sich im Nachlass Bodenhausen DLA erhalten.

<sup>160</sup> Schröders Elegie »Die Versper« beginnt: »Eile dich, eile zur Stadt! ...«. Vgl. Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 131–134. Ein Typoskript dieses Gedichts hat sich im Nachlass Bodenhausen DLA erhalten.

<sup>161</sup> Außer den genannten haben sich noch Typoskripte der Elegien »Die Muhme« und »Die Muse« im Nachlass Bodenhausen DLA erhalten. Vgl. ebd., S. 124–128 und 134f.

<sup>162</sup> »Weile noch, weile, bezaubernder Traum! [...]« ist der Beginn von Schröders Elegie »Serafina«. Vgl. Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 128–131. Ein Typoskript dieses Gedichts hat sich im Nachlass Bodenhausen DLA erhalten. »Serafina« und »Die Muhme« wurden vorab veröffentlicht als »Neue römische Elegien«. In: Die Horen 1/1924, H. 1, S. 8–13.

[Essen]

[Mittwoch] 25. Februar 1914.

Mein lieber Rudi,

Der Ehre, die Du uns durch das Verlangen nach unseren Photographien<sup>164</sup> erwiesen hast, werden wir hiermit, sowie mit den allerherzlichsten Grüßen gerecht.

In Freundschaft

der Deine  
Eberhard.

Hochwohlgeboren  
Herrn Rudolf Alexander Schröder  
Schwachhauser Chaussee 365  
Bremen.  
2 Photographien.

Mitte März 1914 begegnen sich Schröder und Bodenhausen, der wohl von seiner Frau begleitet wird, in Berlin in der heymelschen Wohnung in der Fürst-Bismarck-Straße 2.<sup>165</sup> Bei Heymel ist bereits im Januar 1913 die Tuberkulose ausgebrochen und sein Zustand verschlechtert sich im Winter 1913/14. Der Freundeskreis ist sehr beunruhigt, da er offensichtlich über den wahren Charakter der Krankheit im Unklaren ist. So berichtet Bodenhausen an Hofmannsthal:

Mein lieber Hugo,

Es hat sich so gefügt, dass ich heute Schröder bei Heymel traf. Ich sagte ihm sofort, dass Du ihn schon seit längerer Zeit erwartest, worauf er sich sehr schuldig bekannte. [...]

Der andere Grund, warum ich Schröder sprechen wollte, liegt in dem Befinden von Heymel. Wir sind doch sehr erschrocken über sein Aussehen, und auch Schröder gab mir zu, dass er ausserordentlich ängstlich ist. Aus gewissen Symptomen fürchte ich schliesslich zu müssen, dass es Zucker ist. Schröder, dem ge-

<sup>163</sup> Überlieferung: Durchschlag eines maschinenschriftlichen Briefes mit eigenhändiger Unterschrift. 1 Blatt (Nachlass Bodenhausen, Konvolut Pannwitz DLA).

<sup>164</sup> Nicht ermittelt, wohl mündlich geäußert.

<sup>165</sup> Nach der Scheidung seiner Ehe mit Marguerite (»Gitta«) von Heymel geb. von Kühlmann (1878–1951) im Oktober 1912 verkauft Heymel sein Haus in München und zieht im Dezember nach Berlin.

genüber ich diese Vermutung aussprach, war sehr erschrocken, hielt aber auch sofort meine Vermutung für sehr wahrscheinlich. Er will heute Abend und morgen früh die beiden behandelnden Aerzte, ohne Wissen von Heymel, aufsuchen. Ich stehe jedenfalls unter dem sehr betrübenden Eindruck, dass wir ihn nicht mehr lange unter uns haben werden.<sup>166</sup>

### 15 Rudolf Alexander Schröder an Eberhard von Bodenhausen<sup>167</sup>

Köln, 13. Mai 1914. [Mittwoch]

Lieber Eberhard,

Jetzt sitze ich in Köln,<sup>168</sup> aber aus meinem geplanten Besuch in Brede-ney<sup>169</sup> wird nun doch nichts, weil ich hier bis Sonnabend Vormittag<sup>170</sup> zu tun habe und Sonnabend in Bremen, Sonntag früh in Hamburg zu tun habe.<sup>171</sup>

Ich möchte aber doch diesen Sommer nicht vorübergehen lassen, ohne bei Euch gewesen zu sein. Willst Du mir eine Zeile schreiben, ob Dir der letzte Sonntag im Mai oder einer der ersten Junisonntage passt?<sup>172</sup> Es ist schrecklich, wenn man so gebunden ist!

<sup>166</sup> Bodenhausen an Hofmannsthal, Berlin, 16. März 1914 (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>167</sup> Überlieferung: Maschinenschriftliche Abschrift. 1 Blatt. Über dem Datum der maschinelle Vermerk »Abschrift.«, rechts oben mit Bleistift eine Notiz des Sekretärs Hans Herbst: »Orig. mit Copie | der Antwort am 14. Mai | an Frau Baronin | H.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>168</sup> Der 1907 gegründete Deutsche Werkbund setzt sich unter den Schlagwörtern »Materi- algerechtigkeit« und »Künstlerische Wahrhaftigkeit« für eine enge Zusammenarbeit zwischen den unter seinem Dach versammelten Künstlern, Fabrikanten, Handwerkern und Kaufleuten ein. Am 15. Mai 1914 eröffnet die Ausstellung des Werkbundes im Kölner Stadtteil Deutz. Schröder gestaltet mehrere Räume im von Leopold O.H. Biermann mitfinanzierten »Bremen- Oldenburger Haus«, darunter einen Raum für die Buchwerkstatt der Bremer Presse. Vgl. Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), S. 39–41 und 161f.

<sup>169</sup> Der Besuch wird wahrscheinlich im März bei Heymel verabredet.

<sup>170</sup> Der 16. Mai 1914.

<sup>171</sup> Schröder hat 1914 in Bremen drei Projekte: den Bau des Landhauses Helene Weyhausens, Obermeulander Landstraße 183, sowie die Ausstattung zweier Salons für Meta Schütte, Kohlhöckerstraße 29, und den Bau des Hauses von Gustav Albrecht Schütte, Schwachhauser Heerstraße 67. In Hamburg arbeitet Schröder in dieser Zeit am Anbau und der Ausstattung von drei Räumen für die Sammlung des Hamburger Bankiers Theo Behrens, Waldenau bei Hamburg. Vgl. Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), S. 158 und 160–163.

<sup>172</sup> Weder am 31. Mai (Pfingstsonntag) noch am 7. oder 14. Juni 1914 wird im Notizkalender ein Besuch Schröders verzeichnet (Nachlass Bodenhausen DLA).

Ich war, nachdem ich den armen guten Alfred nach Meran gebracht,<sup>173</sup> für eine Woche in Rodaun, Homer übersetzend und mit Hugo plaudernd.<sup>174</sup> Ursprünglich sollte es ein Aufenthalt von 5 Wochen werden, dem Fortschreiten der Ilias gewidmet – aber, aber! –<sup>175</sup>

Die Ausstellung hier<sup>176</sup> wird meines Erachtens fast nichts von dem zeigen, was selbst bescheidenen Erwartungen sich versprochen haben mochten, langweilig bis dort hinaus! – Van de Velde, der heute nach Paris zur »Joseph«<sup>177</sup> Premiere fährt, klagte auch sehr über das Versagen der Leitung.<sup>178</sup> Sein Theater soll sehr interessant werden, ich sehe nur erst

<sup>173</sup> Heymel reist Ende April in das Sanatorium Martinsbrunn in Meran, Südtirol. Er bleibt dort einen Monat und fährt Ende Mai zurück nach Berlin. Vgl. Katalog Borchardt Heymel Schröder (wie Anm. 15), S. 605.

<sup>174</sup> Vgl. den Brief Bodenhausens an Hofmannsthal vom 16. März 1914: »Ich sagte ihm [Schröder] sofort, dass Du ihn schon seit längerer Zeit erwartest, worauf er sich sehr schuldig bekannte. Ich habe es dann übernommen, den Briefboten zu spielen, und Dir von ihm zu sagen, dass er seit 14 Tagen immer wieder darauf gerechnet hat, zu Dir kommen zu können, dass er aber immer wieder, beinahe von Tag zu Tag, durch Ueberarbeit daran verhindert worden sei. | Er hofft nun ganz bestimmt, Freitag, spätestens Sonnabend, in 8 Tagen, bei Euch einzutreffen und 14 Tage bei Euch zu bleiben. | Er fährt von hier aus morgen oder übermorgen nach Bremen zurück, alsdann, geschäftlich tätig, nach Basel und sonstige Schweiz, von wo aus er dann nach Wien kommt.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Schröder trifft schließlich am 20. April 1914 in Rodaun ein. Vgl. BW Degenfeld (1986), S. 306.

<sup>175</sup> Gegenüber Borchardt befürchtet Schröder schon »in den ersten Anfangsstadien« seiner Arbeit an der »Ilias«-Übertragung, Anton Kippenberg könne ihn wegen der Verspätung »ganz übel chikanieren«. Und gesteht noch im März 1913: »Wenn nur die Ilias werden wollte. Aber es ist wie verhext. Ich hoffe da alles von Italien; denn wenn ich nur erst mal im Zuge bin, wird's schon werden. Aber ich habe eine zu lange Pause gemacht & inzwischen ist man älter, bedächtiger und anspruchsvoller geworden & strauchelt über Steinchen im Wege, die man früher kaum bemerkt hätte.« Briefe an Borchardt, 14. September 1912 und 8. März 1913. In: BW Borchardt-Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 422 und 525. Vgl. auch Anm. 263.

<sup>176</sup> Neben Schröder kann man Arbeiten der folgenden Werkbundarchitekten und Künstler in Köln sehen: Henry van de Velde, Walter Gropius, Peter Behrens, Hermann Muthesius und viele andere. Die Kölner Ausstellung stellt die erste Werkschau des Werkbunds dar, in über 50 Gebäuden soll einer größeren Öffentlichkeit die hochwertige kunstgewerbliche Produktion der Zeit vorgestellt werden.

<sup>177</sup> Die »Josephslegende« ist eine gemeinschaftliche Produktion von Harry Graf Kessler, Hugo von Hofmannsthal (Text) und Richard Strauss (Musik), die am 14. Mai 1914 im Théâtre National de l'Opéra uraufgeführt wurde. Vgl. dazu Ausstellungskatalog Kessler (wie Anm. 13), S. 269–281.

<sup>178</sup> Erst im Februar 1914 beauftragen die Organisatoren der Werkbundaussstellung – darunter der Kölner Oberbürgermeister Max Wallraf und der erste Beigeordnete der Stadt Köln, Konrad Adenauer – van de Velde mit dem Bau eines Theaters am Kölner Rheindeich. Nachdem starke Unwetter den Abschluss der Arbeiten mehrmals verzögern, kann das Theater erst am 18. Juni 1914 eröffnet werden – einen Monat nach der Ausstellung. In seinen Erinnerungen schreibt van de Velde: »Es war ein wahres Husarenstück« (Henry van de Velde, Geschichte meines Lebens. Hg. und übertragen von Hans Curjel. 2. Aufl., München/Zürich 1986, S. 355). – Bodenhausen gehört dem Gesamtvorstand des Organisationskomitees an und stellt als Vorsitzender des Verkehrsausschusses und als stellvertretender Vorsitzender des Industrieausschusses Kontakt zu Firmen her, deren Produkte in Köln gezeigt werden sollen.

einige Facadentrümmer, doch soll es im Inneren schon weit fortgeschritten sein und wird am 30. eröffnet.<sup>179</sup> Sonnabend wird die Ausstellung eröffnet<sup>180</sup> – was man da zeigen will, weiss ich nicht, es ist ein Haufen frommer Wünsche, vorläufig.

Viele Grüsse an die reizende Mädi und sag Ihr bitte nochmals von mir, wie entzückend sie damals an dem Abreiseabend beim guten Alfi ausgesehen hat,<sup>181</sup> ich war ganz weg.

Mein unwürdiges Portrait ist in Preussen von einer Kunstphotografin<sup>182</sup> angefertigt und geht Euch nächstens zu.<sup>183</sup>

Mit herzl. Gruss  
Euer freundlichst ergebener  
Schröder.

Er setzt sich mit Nachdruck dafür ein, dass van de Velde der Auftrag zum Bau eines Theaters erteilt wird, macht sogar sein eigenes Engagement davon abhängig. Teile der Korrespondenz haben sich im Archiv der Firma Krupp erhalten (HAK WA 4/1541).

<sup>179</sup> Eine ausführliche Würdigung erfährt van de Veldes Theaterbau im Beitrag von Ulrich Schulze, Formen für Reformen. Henry van de Veldes Theaterarchitektur. In: Henry van de Velde. Ein europäischer Künstler seiner Zeit. Hg. von Klaus-Jürgen Sembach und Birgit Schulte. Köln 1992, S. 341–357, bes. S. 352–357.

<sup>180</sup> Der 16. Mai 1914. Laut Notizkalender besucht Bodenhausen die Ausstellung am 23. Juli: »Mittags n. Köln wo mit [Karl Ernst] Osthaus Werkbd. Ausstllg besichtigt.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>181</sup> Vgl. S. 51.

<sup>182</sup> Es könnte sich bei der »Kunstphotografin« um Thea Sternheim handeln, die am 15. Januar 1912 in ihrem Tagebuch vermerkt: »Zum Abendessen kommt Schröder. Hinterher sitzen wir in meinem Zimmer. Schröder versäumt die letzten Züge und bleibt über Nacht. Er sagt uns vier seiner neuen deutschen Oden auf. Diese Gedichte sind von vollkommener Schönheit des Gedankens und Ausdrucks. Der sonst so zurückhaltende Mann wird redselig und begeistert.« (In: Thea Sternheim, Tagebücher 1903–1971. Bd. 1: 1903–1925. Hg. und ausgewählt von Thomas Ehrsam und Regula Wyss im Auftrag der Heinrich Enrique Beck-Stiftung. Göttingen 2002, S. 125) Von einem Foto ist zwar nicht die Rede, doch wenn man die Bilder der Sternheim von Hugo von Tschudi (ebd., S. 77) und Hugo von Hofmannsthal mit der Fotografie Schröders (Katalog Borchardt Heymel Schröder [wie Anm. 15], S. 241, datiert »Um 1910«) vergleicht, so scheint sie als Urheberin nicht unwahrscheinlich.

<sup>183</sup> Nicht ermittelt.

[BredeneŸ]  
[Donnerstag] 14. Mai 1914.

Mein guter lieber Rudi,

Tausend Dank für Deinen lieben Brief. Mädi ist z.Zt. in Neubeuern, und bringt am Montag<sup>185</sup> den Jungen zurück nach Zuoz.<sup>186</sup> Du hättest sie also ohnehin hier nicht angetroffen. Auch am 24. wird sie kaum zurück sein.<sup>187</sup> Dagegen glaube ich, ohne es heute schon übersehen zu können, dass wir Pfingsten hier zusammen sein werden.<sup>188</sup> Es wäre wirklich reizend, wenn Du Dich so einrichten könntest, diese Tage bei uns zu verbringen. Nur muss ich Dich darauf aufmerksam machen, dass wir gerade in diesen Tagen Diererwechsel haben, so dass Du vielleicht nicht all die Bequemlichkeit finden wirst, die wir sonst Dir verschafft haben würden. Bitte, gib doch nochmals rechtzeitig Nachricht, ob wir mit Deinem Kommen rechnen können, und wohin ich Dich darüber benachrichtigen dürfte, ob wir alsdann hier sind. Eventuell käme ja sonst auch der nächste Sonntag im Juni<sup>189</sup> in Betracht.

Mit den herzlichsten Grüßen  
Dein getreuer  
Eberhd.

Herrn

Rudolf Alexander Schröder

z. Zt. *Köln*.

Exels. Ernst<sup>190</sup>

<sup>184</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER | BREDENEY – ESSEN-RUHR || ESSEN-RUHR, DEN«, mit eigenhändiger Unterschrift, 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>185</sup> Montag, der 18. Mai 1914.

<sup>186</sup> Ab dem 1. Mai 1913 ist Hans Wilke von Bodenhausen (1901–1937) Internatsschüler des Lyceum Alpinum Zuoz im Oberengadin, Schweiz. 1904 wird das Institut Engiadina als höhere Lehranstalt unter staatlicher Aufsicht eröffnet. 1913 beginnen große Erweiterungsbauten unter dem Direktor Dr. Anton Velleman (1875–1962), die bereits ab dem Schuljahr 1913/14 zur Verfügung stehen.

<sup>187</sup> Bodenhausen trifft seine Frau am Donnerstag, den 28. Mai, in Zuoz: »6 Uhr Abf. 3 Uhr Ankunft Zuoz« (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>188</sup> Pfingstsonntag fiel 1914 auf den 31. Mai, Pfingstmontag auf den 1. Juni.

<sup>189</sup> Sonntag, der 7. Juni 1914.

<sup>190</sup> Die Adresse ist von fremder Hand auf dem Durchschlag des Briefes im Nachlass Bodenhausen Konvolut Pannwitz notiert. Das Hotel Ernst, das seit eines großen Umbaus den Zusatz



[Bremen]  
[Dienstag] 19. Mai 1914

Lieber Eberhard

Der Gedanke mit Pfingsten ist geradezu genial! Nur Du konntest drauf kommen.

Also ich werde erscheinen, & zwar am Sonnabend vorher,<sup>192</sup> wenn Euch das paßt. Ich möchte zu gerne mal einen Blick in Dein Eisenreich<sup>193</sup> tun. – Nicht um nachher »eiserne Sonette« zu dichten,<sup>194</sup> da kannst Du ganz ruhig sein.

(Wundere dich nicht über meine heroische Handschrift – ich probiere eine neue Goldfeder, die aber für mich zu dick ist).<sup>195</sup>

1000 Grüße an Mädi und die Kinder nebst Ihrem p.p.<sup>196</sup> Erzeuger  
von Deinem  
getreuen  
RAS.

»Exelsior« trägt, befindet sich in der Trankgasse, direkt am Domvorplatz. Nach der Wiedereröffnung 1910 als »Fünf Sterne-Grandhotel« verfügt das Haus über 250 Zimmer, 100 mit eigenem Bad.

<sup>191</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »R.A. SCHRÖDER || BREMEN | SCHWACHHAUSER CHAUSSEE 365«. 1 Blatt (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>192</sup> Samstag, den 30. Mai 1914.

<sup>193</sup> Gemeint ist die Firma Fried. Krupp AG.

<sup>194</sup> »Eiserne Sonette« von Josef Winckler (1881–1966) wurden zuerst anonym 1912/13 in drei Ausgaben der Zeitschrift »Quadriga« veröffentlicht. Sie erschienen 1914 im Insel-Verlag, Leipzig, als Band 134 der »Insel-Bücherei«, außerdem als »Der Nyland-Werke Erster Band« und gelten als das erste Dokument der Industrie-Lyrik. Die vier Sonettfolgen feiern hymnisch, wie sich eine Naturlandschaft zum modernen Industriestandort entwickelt. Vgl. Literatur im Industriezeitalter. Eine Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar. Ausstellung und Katalog: Peter-Paul Schneider u.a. Bd. 2. Marbach 1987, S. 639–663, bes. S. 642–646.

<sup>195</sup> Vgl. Abb. 3.

<sup>196</sup> Lat. praemissis praemittendis, wörtlich: nach Vorausschickung des Vorauszuschickenden, hier: gebührende Titel seien vorausgeschickt.

4. Mai 1914

Kater Morgen

das Gedanke mit Opfern  
 in großen Anzahl! Dies aber  
 kommt doch von Menschen.

Alle in viele Hoffnungen, a ganz  
 aus dem Leben weg, wenn Sie  
 das ganze. Ich möchte für ganz  
 und einen Schritt in diese  
 Erfahrung sein. — wie ich hoffe  
 in einem Monat für Sie, da Kampf  
 die ganz richtig sein.

(Zusätzlich aber wie ich meine  
 Hoffnung von Erfolg - ich glaube  
 mit einem Erfolg, bei allen für  
 mich für alle (f.)).

1000 Schritte an Hand  
 und die Kinder nach oben  
 p. p. Ergänzungen

aus dem  
 Johann

R. A. Schröder

Abb. 3: Die »heroische Handschrift« Rudolf Alexander Schröders, Brief vom 19. Mai 1914 (Nachlass Bodenhausen DLA)

[Essen]

[Mittwoch] 20. Mai 1914.

Mein lieber Rudi,

Vielen Dank für Deinen lieben Brief. Die Genialität eines Gedankens trägt leider nicht immer die Gewähr für dessen Realisierung in sich. Die Verhältnisse haben sich inzwischen schon wieder vollkommen verschoben. Mädi fährt erst heute mit dem Jungen nach Zuoz und kann vor Pfingsten nicht schon wieder hier sein. Wir haben daher vorläufig in Aussicht genommen, dass ich am Freitag vor Pfingsten ebenfalls nach Zuoz fahre,<sup>198</sup> um dort 4 bis 5 Tage zur Ruhe zu benutzen. Es ist ausserordentlich schade, dass wir auf diese Weise um die grosse Freude kommen müssen, Dich hier bei uns zu sehen.<sup>199</sup> Selbstverständlich kann es sich nur um eine Verschiebung Deines Besuches, nicht aber um dessen Aufgabe handeln. Was würdest Du z.B. zum 21. Juni sagen? Oder auch zum 11., an welchem Tage hier Fronleichnamsfest ist.<sup>200</sup> Du könntest Dich dann eventuell so einrichten, bis 14. zu bleiben, wobei ich allerdings bemerken muss, dass ich am 12. und 13. von hier abwesend bin<sup>201</sup> und aller Wahrscheinlichkeit nach mich nicht anders einrichten kann, als spät am Nachmittag des 14. hier einzutreffen. Es ist schon wirklich unglaublich, wie stark ich besetzt bin. Ich würde Dir auch den 7. Juni vorschlagen, fürchte aber, dass an diesem Tage Mädi vielleicht noch nicht zurück ist, und dass ich selbst auch möglicherweise erst am Nachmittag hier eintreffe.<sup>202</sup>

<sup>197</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER || ESSEN-RUHR, DEN«, mit eigenhändiger Unterschrift. 2 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

<sup>198</sup> Bodenhausen fährt am Donnerstag, den 28. Mai, drei Tage vor Pfingsten nach Zuoz. Vgl. Anm. 202.

<sup>199</sup> Vgl. auch Bodenhausens Äußerung gegenüber Hofmannsthal, 21. Mai 1914: »Schroeder hatte über Pfingsten kommen wollen und ich habe ihm zu meinem grossen Leidwesen abschreiben müssen, da ich Zuoz nicht aufgeben möchte.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>200</sup> Donnerstag, den 11. Juni 1914, ist außerdem Bodenhausens 46. Geburtstag.

<sup>201</sup> Am Freitag, den 12. Juni, fährt Bodenhausen von Bredeneu über Siegen nach Wetzlar zu einer Handelskammer-Sitzung; am Samstag, den 13. Juni, wird »Wetzlar besichtigt. Roheisen Sitzung. Braunfels: 5 Uhr p. Auto n. Köln über Westerwald.« (Notizkalender Bodenhausen DLA)

<sup>202</sup> Nach seinem Notizkalender kommt Bodenhausen am 7. Juni aus Berlin »Mittags zurück n. Bredeneu« (Nachlass Bodenhausen DLA).

Von Hugo hatte ich heute einen leidlich befriedigenden Brief aus Paris.<sup>203</sup>

In der dringenden Hoffnung, dass doch noch Dein Besuch hierselbst sich im Laufe dieses Sommers ermöglichen lässt,<sup>204</sup> verbleibe ich

in herzlichster Freundschaft  
der Deine  
Eberhard.

Herrn  
Rudolf Alexander Schröder,  
Hochwohlgeboren  
Bremen.  
Schwachhauser Chaussee 365

Nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers und der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien, reagiert das Deutsche Reich auf die russische Teilmobilmachung am 1. August mit der Kriegserklärung an Russland. Bodenhausens Eintrag im Notizkalender vom gleichen Tag: »Unerträgliche Spannung. Endlich 6 Uhr *Mobilmachung*«. <sup>205</sup> Schröder leistet ab 1. August 1914 Kriegsdienst in der 12. Matrosen-Artilleristen-Abteilung auf der Nordseeinsel Wangerooge. Vermutlich wenige Tage zuvor setzt er folgendes Testament auf:

### *Rudolf Alexander Schröder, Testament*<sup>206</sup>

Ich übertrage hiermit die Redaktion meines schriftstellerischen Nachlasses meinen Freunden Hugo v. Hofmannsthal, Alfred Walter Heymel und Rudolf Borchardt. Sollten die beiden erstgenannten die Sache lieber zunächst allein machen, so stimme ich dem zu & bitte nur das endgültige Manuskript Borchardt zur Durchsicht zu geben & seine Kritiken an zu

<sup>203</sup> Hofmannsthal teilt Bodenhausen mit: »Kesslers tenue [Benehmen] in der ganzen Sache ist nicht glücklich, doch bleibt die Linie genau so geführt wie ich sie führen wollte, das Verhältnis zwischen mir und ihm nach dieser Sache entschieden ins Schönere gerückt. Das ist was ich im Auge hatte.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Kessler ist der Meinung, daß er den Hauptteil der Arbeit am gemeinsamen Ballett »Josephslegende« geleistet hat (vgl. dazu Anm. 117). Hofmannsthal reklamiert die Autorschaft ausschließlich für sich und bemüht sich, das angespannte Verhältnis durch eine Erläuterung in der Einleitung des Textbuches zu entspannen, in der er »die poetischen und mimetischen Motive« als das Werk Kesslers bezeichnet (SW XXVII, S. 64).

<sup>204</sup> Ob Schröders Besuch in den Wochen vor dem Kriegsausbruch noch stattfindet, konnte nicht ermittelt werden.

<sup>205</sup> Notizkalender Bodenhausen (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>206</sup> Überlieferung: Eigenhändige Niederschrift. 3 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

erkennen, wo sie nicht völlig anderer Meinung sind. Ich möchte, daß mit meinen früheren veröffentlichten & unveröffentlichten Produkten schonungslos verfahren wird und nur das reife und Dauer versprechende in einem oder zwei möglichst kompakten Bänden gesammelt wird. Ich weiß daß meinen Freunden eine schwere und langweilige Arbeit harrt & bitte sie im Voraus um Verzeihung. Sollte einer oder zweie davor versterben, ehe die Ordnung meines Nachlasses in Frage kommt, so überlasse ich den Überlebenden die Wahl des ihnen competent erscheinenden Mitarbeiters.

Ich möchte daß mein Freund Dr. Kippenberg einen etwaigen Erlös aus meinen Werken der Veteranenfürsorge zuwendet,<sup>207</sup> falls nicht die Schrödergesellschaft<sup>208</sup> Ansprüche stellt.

Meine Bibliothek vermache ich meinem lieben Vetter Alfred Heymel, mit der Ausnahme, daß Lutz Wolde, Leo Biermann<sup>209</sup> Dr. Wiegand und Frau Toni Schütte<sup>210</sup> und Dr. Waldmann<sup>211</sup> sich je ein wertvolles ihnen zusagendes Buch oder Werk – vielleicht aus den alten Büchern [-] heraus suchen. Sollte Heymel vor mir versterben fällt die Bibliothek an meine Geschwister.

Meinem lieben Freund Meier Gräfe vermache ich den antiken Kopf.

<sup>207</sup> Emendiert aus: zu zu wenden.

<sup>208</sup> Die Schröder-Gesellschaft wird im November 1906 gegründet, um dem Übersetzer die nötigen finanziellen Mittel bereitzustellen, damit er »sich in Muße der Übersetzung der Ilias und Odyssee und der Shakespeare'schen Dramen hinzugeben« in der Lage ist. Das Kapital stellen der Insel-Verlag, Leopold O.H. Biermann, Victor von Goloubeff, Alfred Walter Heymel, Harry Graf Kessler, Richard von Kühlmann, Yella Freifrau von Oppenheimer, Rudolf von Simolin und Georg Wolde zur Verfügung, ab dem 1. April 1908 soll Schröder für sechs Jahre 36 000 Reichsmark erhalten. Geschäftsführer ist Schröders Schwager, der Rechtsanwalt und Notar Robert Voigt, Ehemann der Schwester Lina. Der Erlös der Übersetzungen soll vor Ablauf der Föderung im Jahre 1914 die Beiträge der Gesellschafter mindern, nach dem 1. April 1914 sollen ihnen damit ihre gezahlten Beiträge erstattet werden. Die Gesellschaft ist nicht gewinnorientiert und löst sich auf, sobald ihre Beträge zurückerstattet sind (Nachlass Schröder DLA).

<sup>209</sup> Leopold O.H. Biermann (1875–1922), Bremer Sammler und Kunsthistoriker, unterstützt mäzenatisch u.a. die Bremer Kunsthalle und den Verlag der Bremer Presse.

<sup>210</sup> Für das Landhaus von Georg und Toni Schütte in Bremen, Oberneulander Landstraße 187, entwirft Schröder etwa 1911 Möbel für Speisezimmer und Herrenzimmer, vielleicht auch ein Kinderzimmer, vgl. Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), S. 147f. und 159.

<sup>211</sup> Emil Waldmann (1880–1945) ist ein Bremer Kunsthistoriker. Seit 1907 ist er Assistent des Direktors der Bremer Kunsthalle, dessen Nachfolger er 1914 wird. Von ihm stammt die mit mehr als 30 Abbildungen versehene Würdigung des Künstlers und Raumausstatters Schröder. Vgl. Waldmann, Arbeiten (wie Anm. 25).

Meinem lieben Gusti Pauli<sup>212</sup> die antiken Vasen.

Meinem lieben Hugo v. Hofmannsthal die japanischen Hunde und siamesischen Schalen.

Meinem lieben Rudolf Borchardt vermache ich das mir s.Z. geschenkte Relief<sup>213</sup> und das Marees-Werk.<sup>214</sup>

Meiner lieben Magda Pauli<sup>215</sup> vermache ich den Harzer Roller,<sup>216</sup> den Sie mir geschenkt hat.

Frau Emmy Melchers<sup>217</sup> den komischen Neger aus Bronze.

Meiner Schwester Dora<sup>218</sup> meine Perlen,

Meiner Schwester Lina<sup>219</sup> meine feinen Gläser & Caraffen & die zwei großen und vier kleinen versilberten Leuchter die mir gehören, sowie die silberne Kaffeekanne & die Hummerbestecke.

Meiner Schwester Else<sup>220</sup> mein japanisches & chinesische Costüm, die Plated-Schale<sup>221</sup> von Frau Wolde<sup>222</sup> und den alten Spiegel über meiner Kommode

Meiner Schwester Hilda<sup>223</sup> die schöne Schreibmappe und die venezianische Spitzendecke sowie das gelbe Tablett & die beiden Schreibtischleuchter.

<sup>212</sup> Gustav Pauli (1866–1938) ist von 1905 bis 1914 Direktor der Bremer Kunsthalle. Vgl. auch Anm. 215.

<sup>213</sup> Gemeint ist ein von Borchardt in Italien erworbenes Terracottarelieff, angeblich aus dem 15. Jahrhundert, Madonna mit Kind darstellend (Privatbesitz). Borchardt hält es zunächst für ein Werk des Bildhauers Jacopo della Quercia (1374–1438). Es wird dann zwar von Sachverständigen als »moderne« Fälschung eingestuft, bildet aber dennoch das Geschenk des Ehepaars Borchardt zu Schröders 35. Geburtstag am 26. Januar 1913. Vgl. Schröders Brief an Borchardt, 28. Januar 1913. In: BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 519f.

<sup>214</sup> Julius Meier-Graefe, Hans von Marees. Sein Leben und sein Werk, 3 Bde., erscheint 1909/10 im Piper Verlag. Womöglich handelt es sich um eines von 30 Exemplaren der sogenannten Museumsausgabe, Halbpergamentbände im Großformat mit Titel- und Rückenvergoldung, die nicht in den Handel kommt. Weitere 75 Exemplare, die Luxusausgabe, sind Quartbände mit gleicher Ausstattung. – Schröder denkt dabei wohl eher an Karoline Borchardt; während ihr Mann dem Verfasser ablehnend gegenübersteht, ist sie begeistert. Vgl. Borchardts Brief an Schröder, 16. Februar 1911. In: BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 305–312, bes. S. 311f.

<sup>215</sup> Magda Pauli geb. Melchers (1875–1970) war die Ehefrau von Gustav Pauli.

<sup>216</sup> »Harzer Roller« ist die Bezeichnung für eine im Oberharz gezüchtete Rasse des Kanarienvogels.

<sup>217</sup> Zu Emmy Melchers konnte nichts ermittelt werden.

<sup>218</sup> Dora Schröder (1888–1960).

<sup>219</sup> Lina Schröder (1875–1949).

<sup>220</sup> Else Schröder (1872–1935).

<sup>221</sup> Engl. versilbert.

<sup>222</sup> Vgl. Anm. 232.

<sup>223</sup> Hilda Schröder (1890–1964).

Graf Harry v. Kessler Weimar Cranachtrasse

*Harry Kessler* den chinesischen Götzen

Freiherr *Eberhard v. Bodenhausen* das achteckige japanische Gefäß.

Bredency bei Essen.

*Dr. Kippenberg*

die trauernde Alabasterdame.

*Tante Henny*<sup>224</sup> die kleinen Kopenhagener Jesusse<sup>225</sup>

*Tante Lina*<sup>226</sup> die bronzene Figur auf meinem Bücherbord.

*Diez Edzard*<sup>227</sup> meinen Zigarettenkasten.

*Hans*<sup>228</sup> den Hamlet von Delacroix<sup>229</sup>

*Robert*<sup>230</sup> mein Rauchtisch & Rauchbesteck

*Klärchen*<sup>231</sup> die schönen Tassen das silberne Tablett, sowie meine sämtlichen Manuscripte. Unbenommen soll es Freunden bleiben, ein oder das andre Blatt daraus zu nehmen.

*Frau Adele Wolde*<sup>232</sup> die kleine schwarze antike Tonlampe.

<sup>224</sup> Henriette (»Henny«) Durlach (1879–1960), eine Cousine Schröders, ist Museumsbeamtin und Kustodin im Focke-Museum. Vgl. Siegfried Fliegner, Durlach, Henriette gen. Henny. In: Bremische Biographie 1912–1962. Bearb. von Wilhelm Lührs. Bremen 1969, S. 124f.

<sup>225</sup> Gemeint sind Nachbildungen des »Segnenden Christus« von Bertel Thorvaldsen (1770–1844) aus Porzellan. Die über drei Meter hohe Marmorstatue des dänischen Bildhauers steht seit 1839 in der Frauenkirche von Kopenhagen. Bereits ein Jahr später wird sie in verkleinertem Maßstab in Porzellan hergestellt. Ab den 60er Jahren verbreiten dänische Manufakturen die Figur in verschiedenen Höhen zwischen 20 und 120 Zentimetern, zum Beispiel auch Bing & Grøndahl. Freundliche Auskunft von Frau Dr. Daniela Antonin (Hetjens-Museum Düsseldorf, Deutsches Keramikmuseum). – Schröder ist die Manufaktur ein Begriff, eine »Bing & Grøndalvase« wird in einem Brief Schröders an Hofmannsthal erwähnt, 29. Januar 1904 (Nachlass Hofmannsthal FDH).

<sup>226</sup> Lina Durlach geb. Meyer (1857–1945) ist eine Schwester der Mutter. Schröder baut ihr Haus in der Prager Straße 14, Bremen. Vgl. Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), S. 131.

<sup>227</sup> Diez (Dietrich Hermann) Edzard (1893–1963) ist ein Bremer Maler und Bildhauer, dessen Werk stark vom französischen Impressionismus beeinflusst wird.

<sup>228</sup> Johann Gottfried William (»Hans«) Schröder (1869–1941), Schröders älterer Bruder.

<sup>229</sup> William Shakespeare, Hamlet. Prinz von Dänemark. Textrevision Max J. Wolff. Mit 16 Lichtdrucktafeln nach den Lithographien von Eugène Delacroix. Druckleitung und Einbandzeichnung von E.R. Weiß. Leipzig 1913. 615 nummerierte Exemplare, davon Nr. 1–100 auf van Gelder-Büttenpapier, Maroquin und Goldschnitt. Nr. 101–615 in Halbleder und Goldschnitt.

<sup>230</sup> Robert Voigt (1865–1933), Ehemann von Schröders Schwester Lina.

<sup>231</sup> Clara Schröder (1880–1963), Schröders jüngere Schwester.

<sup>232</sup> Adele Wolde geb. Baronin von Knoop (1852–1932), Gattin des Bremer Bankiers Johann Georg Wolde (1845–1911), die beide eng mit Schröder befreundet sind. Dieser sorgt 1904/05 für den Innenausbau und die Einrichtung der Villa an der Contrescarpe 22/23, Bremen, und 1910–1911 für den Hallenumbau, das Rosarium und die Terrassenanlage des Hauses Schottek, St. Magnus, Auf dem hohen Ufer 60–62 (vgl. Heiderich, Wohnkunst [wie Anm. 23], S. 115–121 und 141). – Ihr Sohn ist Lutz Wolde (vgl. Anm. 151).

*Herbert Alberti*<sup>233</sup> mein goldenes Cigarettenetui.

*Dora* erhält alles nicht benannte, sie soll evtl. kleine Andenken an Freunde abgeben. Vielleicht weiß sie auch etwas für die Pathenkin-  
der<sup>234</sup> – ich kann jetzt nicht mehr drüber nachdenken.

*Fräulein Brandt*<sup>235</sup> erhält den schönen Teppich, mit dem sie mir so viel Freunde gemacht hat.

*Frau Meier-Gräfe*<sup>236</sup> meinen Ring mit der Coralle<sup>237</sup>

Meinem lieben Vater<sup>238</sup> danke ich herzlich für alle seine Liebe und Nachsicht.

*19 Dorothea von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>239</sup>

[Degenershausen]<sup>240</sup>

[Mittwoch] 23. Sept. 1914.

Lieber Schröder,

Längst hätten Sie meinen Brief u. Gruß, wenn ich mit Ihrer Adresse ganz im Reinen gewesen wäre.<sup>241</sup> Nun ist Eberhard für 3 Tage hier und hat mich darüber beruhigt u. so will ich keinen Tag länger warten, Ihnen ein inniges Gedenken von uns beiden zu schreiben. Wie nah ist man sich in dieser grauenhaft herrlichen Zeit! – Daß Sie nicht dem Kugelregen direkt ausgesetzt sind, ist uns eine große, große Beruhigung, ebenso daß

<sup>233</sup> Herbert Alberti (1884–1926), Bremer Schriftsteller.

<sup>234</sup> Beispielsweise ist die erste Tochter von Anton und Katharina Kippenberg, Jutta Kippenberg, verh. von Hesler (1906–2004), Schröders Patenkind.

<sup>235</sup> Anna Meta Brandt ist seit 1907 in der Familie Schröder als Wirtschafterin tätig; für Schröder arbeitet sie bis 1923.

<sup>236</sup> Anna (»Rieke«) Meier-Graefe geb. Baurath (1875–1963) wohnt mit ihrem Mann und Schröder zwischen 1905 und 1908 in der Genthinerstraße 13 in Berlin.

<sup>237</sup> Schröder trägt diesen Ring auf dem Gemälde, das Adolf Heller etwa 1912 von ihm fertigt; heute im Schiller-Nationalmuseum, Marbach a.N. Vgl. Heiderich, Wohnkunst (wie Anm. 23), Abb. 1 nach S. 52.

<sup>238</sup> Johannes Schröder (1837–1916), Kaufmann, Gründer des Bremer Handelshauses Schröder, Smidt & Co, seit 1889 auch »Präses« (Vorsitzender) der Norddeutschen Missions-Gesellschaft in Bremen.

<sup>239</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »DEGENERSHAUSEN | BEI ERMSLEBEN AM HARZ«. 2 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

<sup>240</sup> In Degenershausen bei Ermsleben am Harz befindet sich das Gut der Familie Bodenhausen; seit 1854 in Familienbesitz, seit dem Tod seines Vaters 1912 ist Bodenhausen Fideikommissherr auf Degenershausen und hat dort mit seiner Familie seinen Hauptwohnsitz. Vgl. Katte, Park (wie Anm. 14), S. 45f.

<sup>241</sup> Vgl. dazu Bodenhausens Erwähnung, seine Frau hätte Schröder einen Brief an eine »phantastische Adresse« geschrieben; Nr. 20 vom 11. Oktober 1914.



Hugo in Wien ist.<sup>242</sup> Alfred ist ja nun in Berlin zurück u. ich staune wie lange er's allein mit der Energie geschafft hat. Seine sehr schönen Tagebuchblätter<sup>243</sup> habe ich zum Teil, meinen hier übrig gebliebenen Männlein vorgelesen, die mit lauschenden Augen zuhörten. Den Weiblein, die ich zum Nähabend um mich versammle, lese ich die Zeitungen mit den nötigen Erläuterungen vor und sehe auf diese Weise, wie ich den Leuten die zeitgemäße Stimmung gebe, – denn wir liegen hier sehr ab. – Bei uns ist alles fix u. fertig um Rekonvaleszenten aufzunehmen,<sup>244</sup> aber vorläufig sind keine da. Nur Maria v.d. Velde mit 2 Kindern, da ihr Verbleib in Weimar unmöglich war, da man ihnen ihr Belgiertum vorwirft etc. u. sie sehr unangenehme Erfahrungen gemacht haben.<sup>245</sup>

Ich schaffe hier von früh bis Abend u. empfinde das Wunderbare täglich neu, das die eigene Scholle an Kräften auszulösen vermag. Sie können mich in Gedanken, teils Pferde putzend, fahrend, teils Holz verkauend, beim Zimmer einrichten im Haus, mit den Kindern, umgeben von Handwerkern, um die Wasserleitung kämpfend etc. treffen.

Eberhard wird in Essen festgehalten. Aber die großen Fragen beschäftigen ihn natürlich sehr. Und es fehlt an Köpfen! Wie lange sie sich auch besinnen, um einen Menschen wie ihn sich zu holen, – es scheint ja nicht viele von der Sorte zu geben – bang kann es Einem werden – weil doch hier schon andre Arbeit im Gange sein müsste, während Ihr alle draußen steht im Sumpf.

<sup>242</sup> Vgl. Bodenhausen an Hofmannsthal, Essen, 3. Oktober 1914: »Als ich bei meiner Ankunft in Degenershausen aus einem Briefe von Gerty erfuhr, Du seiest in Wien, da war es mir, als seiest Du mir von neuem geschenkt.« (Nachlass Bodenhausen DLA) – Seit dem 1. Oktober ist Hofmannsthal vom Militärdienst befreit und in Wien dem Kriegsfürsorgeamt im Kriegsministerium unterstellt.

<sup>243</sup> Alfred Walter Heymel, Vom Siegeslauf der Armee Bülow. Eine Sammlung freundschaftlicher Meldekarten. 5. August bis 11. September 1914. In: Süddeutsche Monatshefte. Kriegsheft: Das neue Deutschland. München. Jg. 12, Nr. 11, November 1914, S. 276–290; die Buchausgabe unter dem Titel: Gedichte. Der Tag von Charleroi, Feldpostbriefe. Mit einem Nachwort von Rudolf Alexander Schröder. Leipzig 1925.

<sup>244</sup> Bereits am 21. September 1914 hatte Schröder von Heymel aus Berlin erfahren: »Mädi richtet Degenershausen als Erholungsheim ein und will mich gerne hin haben, es wird nichts daraus werden, wenn ich nicht länger krank bin, als ich hoffe es sein zu müssen.« (Nachlass Heymel DLA)

<sup>245</sup> Gemeint sind die Zwillinge Thylbert (1904–1980) und Thylberthe (1904–1955). – Im Juli 1914 reicht Henry van de Velde seine Entlassung als Leiter der Kunstgewerbeschule Weimar ein. Der Kriegsausbruch verstärkt die deutschnationale Stimmung, und besonders der deutsche Einmarsch in Belgien und das negative Echo in der internationalen Presse dürften die antibelgische Stimmung weiter angeheizt haben.

Wie geht es Ihnen nur gesundheitlich? Ich war paff,<sup>246</sup> daß Sie auch mit sind u. find es herrlich. Dehmel ist ja auch Freiwilliger.<sup>247</sup> – Herrlich ist diese Einheit u. Begeisterung u. dieser göttliche Opfermut im Einzelnen und im Ganzen. Fein, die Kriegsannehmung!<sup>248</sup> –

Meine arme Mutter hat einen Schlaganfall und kann kein Wort sprechen, auch schwer schlucken – bei ganz klarem Verstand. Es muß sehr hart sein. Julie u. Ottonie sind in Eybach,<sup>249</sup> da sie nicht transportiert werden kann u. wechseln sich ab, so gut es geht. Das ganze Schloß in Neubeuern haben sie als Lazarett eingerichtet. Ottonie hatte den hintren Bau übernommen für 23 Mannschaften, Julie Stall- u. Neubau für 25 Offiziere. Im Dorf haben sie noch für 150 Mannschaften eingerichtet. Ich fahre schnell für einige Tage nach Eybach, bin aber unentbehrlich auf meinem Posten hier. –

Gott schütze Sie, lieber Freund! Wir sind mehr dann je mit Ihnen verbunden in innigster Freundschaft!

Mädi Bodenhausen

bitte ab u. zu ein paar Zeilen!

<sup>246</sup> »Paf« bzw. »paff« ist gleichbedeutend mit dem heute geläufigeren »baff«.

<sup>247</sup> Richard Dehmel (1863–1920) gehört zu einem Kreis der Berliner Künstler, der sich im »Schwarzen Ferkel« in der Neuen Wilhelmstraße, trifft; unter anderem gehörten Otto Julius Bierbaum, Julius Meier-Graefe, Stanislaw Przybyszewski und August Strindberg zu diesem Kreis; mit Bodenhausen ist Dehmel seit dieser Zeit und durch seine späteren Veröffentlichungen im »Pan« bekannt. Er meldet sich 1914 als Kriegsfreiwilliger und stirbt schließlich an einer Venenentzündung, die er sich im Krieg zugezogen hat.

<sup>248</sup> Mit dem Kauf einer Kriegsannehmung, einem verzinslichen oder unverzinslichen Wertpapier, gewährt der Käufer faktisch der Regierung einen Kredit. So wird in vielen Staaten der Erste Weltkrieg finanziert. In Deutschland werden insgesamt neun Kriegsannehmungen ausgegeben, die 98 Milliarden Reichsmark einbringen und etwa 60 Prozent der Kriegskosten decken.

<sup>249</sup> Schloss Eybach unterhalb der Schwäbischen Alb ist Stammsitz der Grafen von Degenfeld-Schonburg.

[BredeneŸ]

11.X.14. [Sonntag]

Mein lieber Rudi.

Mit Dir ist es mir seit Ausbruch des Krieges sehr merkwürdig gegangen. Gedacht habe ich an Dich jeden Tag. Nachdem ich die erste Woche lang Pferde ausgehoben<sup>251</sup> und mein Wunsch, mich wieder zur Verfügung zu stellen, von der Firma (mit Recht) abschlägig beschieden war,<sup>252</sup> ging ich für den August, der noch keine Arbeit für mich brachte, zu Dr. Kohnstamm nach Königstein, um meine chronischen Kopfschmerzen loszuwerden.<sup>253</sup> Dort erhielt ich Deine Karte.<sup>254</sup> Merkwürdiger Weise war es mir peinlich aus solchem Nichtstun heraus in solcher Zeit an den in so exponierter Stellung befindl. Freund zu schreiben. Ich schickte die Karte an Mädi, die alles falsch las und Dir an eine ganz phantastische Adresse nach der Maas-Armee (Maat!) schrieb. Dann war die Karte nicht wieder aufzufinden. Heute endlich erhalte ich wieder über unseren tapferen Heymel Deine Adresse.<sup>255</sup> Mädi ist gerade hier und sagt: na endlich kannst Du an Deinen Schroeder schreiben. Sie schickt in Gedanken alles Gute und schickt hoffentlich bald mehr. Dass Du allerdings in

<sup>250</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »BREDENEY | BEI ESSEN-RUHR«. 4 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

<sup>251</sup> Vom 2. bis 6. August 1914 ist Bodenhausen in Geldern. Dort »Beginn der Pferde-Aushebung« (Notizkalender Bodenhausen DLA). Vgl. dazu Bodenhausen Bericht »Deutschlands Krieg 1914«: »Das ganze Aushebungsgeschäft vollzog sich, mit Hilfe auch der vorzüglichen Gendarmen, ohne irgendwelche nennenswerte Reibung und unter der denkbar grössten Ruhe.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>252</sup> Der Notizkalender teilt am 7. August 1914 mit: »Entschluss, mich nicht wieder zur Verf. zu stellen.« (Notizkalender Bodenhausen DLA)

<sup>253</sup> Oscar Kohnstamm (1871–1917), Psychologe, Leiter eines Sanatoriums in Königstein im Taunus. Nach seinem Notizkalender ist Bodenhausen dort vom 10. August bis 4. September 1914 zu Gast (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>254</sup> Nicht ermittelt. – Es handelt sich um die erste Nachricht aus Wangerooge, die Schröder an viele Freunde schickt. Vgl. dazu auch den Brief an Borchardt von Anfang September 1914: »Wir sind hier in einer Art Vorposten für die Küstenverteidigung, speziell Wilhelmshaven. Vorläufig geht es uns glänzend, bin Telephonordonnanz & kann in meiner Freizeit Homer übersetzen.« (In: BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 [wie Anm. 15], S. 596) Schröder ist zuständig für die telefonische Entgegennahme von Befehlen an die Kommandantur in Wangerooge.

<sup>255</sup> Heymel schreibt Dora von Bodenhausen am 5. Oktober 1914 aus Berlin: »Schröders Adresse ist: Artilleriemaat, Wangeroog, Nordsee.« (LHASA, MD, H 52, Nr. 346)

so exponierter Lage bist, wie Dein gestern hier eingetroffener Brief an Hugo<sup>256</sup> (M. Fr. Grs.)<sup>257</sup> ahnen lässt, hatte ich nicht angenommen. Dieser Brief war mir eine grosse Freude. Ich habe mit Spannung alles verfolgt, was an Kriegs-Gedichten kam.<sup>258</sup> Vor kurzem erhielt ich die kleine Sammlung Kriegsgedichte von Dehmel.<sup>259</sup> Wieder stört mich ein gewisses Pathos. Dann endlich kamen Eure Gedichte, das Deine an Hugo und Hugo's Antwort.<sup>260</sup> Das war die Erlösung. Beide geschlossen, knapp, volkstümlich, tiefinnen wahr und ganz meisterlich. Auch das Wort an Hugo: »Gott wird es hernach bescheiden«<sup>261</sup> ist wundervoll. Doch hat auch Dehmel vier schöne Zeilen gefunden:

<sup>256</sup> Es handelt sich um Schröders Brief an Hofmannsthal vom 1. September 1914 (Nachlass Hofmannsthal FDH). Der Brief erscheint – mit kleineren Streichungen und redaktionellen Eingriffen in Orthografie und Interpunktion – unter dem Titel »In einer deutschen Seefestung. Brief an Hugo v. Hofmannsthal«. In: Neue Freie Presse. Wien. Nr. 17977, Morgenblatt, 11. September 1914, S. 1f. – Einen gekürzten Nachdruck bringt die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« (Jg. 53, Nr. 222, 15. September 1914, Erste Ausgabe S. [2]) mit der redaktionellen Vorbemerkung: »Hugo von Hofmannsthal übergibt der »Neuen Freien Presse« einen Brief seines Freundes Rudolf Alexander Schröder, des bekannten Übersetzers der »Odyssee«, dessen Kriegssoden vor kurzem wieder viel Beachtung fanden, und der jetzt als *Maat* der *deutschen Marineartillerie* einem exponierten Inselfort zugeteilt ist.« In der Korrespondenz zwischen Bodenhausen und Hofmannsthal wird dieser Brief nicht erwähnt.

<sup>257</sup> Mit Freundlichen Grüßen.

<sup>258</sup> Die »Unterhaltungsbeilage der Tägliche Rundschau« veröffentlicht seit Kriegsbeginn regelmäßig Kriegsgedichte, unter anderem von Richard Dehmel, Gerhart Hauptmann, Walter Flex, Rudolf G. Binding, Ina Seidel, Hans von Wolzogen, Richard Schaukal, Michael Georg Conrad, Friedrich Lienhard, Gertrud von Le Fort und Rudolf Herzog.

<sup>259</sup> Gemeint ist: Volksstimme Gottesstimme. Kriegsgedichte von Richard Dehmel. Hamburg 1914. Mit dem Umschlagvermerk: »Der Reinertrag dieses Flugblattes wird dem Infanterie-Regiment 31 (Altona) zu Liebesgaben überwiesen«.

<sup>260</sup> Am 10. Oktober notiert Bodenhausen im Notizkalender: »Antwerpen gefallen. Gedichte von Hugo und Schröder.« (Notizkalender Bodenhausen DLA) Vgl. dazu auch Bodenhausen an Hofmannsthal, Essen, 13. Oktober 1914: »Otonie hat mir Deine und Rudis Gedichte geschickt, die für mich eine Erlösung bedeuteten. Sie stehen so himmelhoch über dem vielen Gereimel und den vielen Sentimentalitäten, die man täglich zu lesen bekommt.« (Nachlass Bodenhausen DLA) – Dabei handelt sich um Schröders »Lemberg«. Unter dem Titel »Der deutsche Feldpostgruß« wird es neben Hofmannsthal's »Die österreichische Antwort« in der »Neuen Freien Presse« (Wien. Nr. 17990, Morgenblatt, 24. September 1914, S. 1; jetzt SW I, S. 112 und 428–431) als »Deutscher Feldpostgruß und österreichische Antwort« abgedruckt. Die beiden Gedichte werden in zahlreichen deutschen Zeitungen nachgedruckt. Zugleich erscheint beim Wiener Buchhändler Hugo Heller ein in großer Auflage hergestelltes Doppelblatt mit beiden Gedichten.

<sup>261</sup> Ein frei zitierter Vers aus Schröders Gedicht »Lemberg« (vgl. Anm. 260). Bei Schröder lautet die dritte Strophe: »Österreich, Österreich, / Hab nur Geduld! / Und wärens Mordgesellen / So viel wie Meereswellen, / Wie Sand auf dürrer Heiden, / Gott wird's hernach entscheiden! / Österreich, Österreich, / Hab nur Geduld!«

Frag nicht wann! Was lebt muss sterben!  
Saat ist Leben; gib's nur *edel* hin!  
Was die Kinder Höchstes erben,  
ist der Väter Heldensinn.<sup>262</sup>

Dass Du an der Ilias arbeiten kannst,<sup>263</sup> hat meine höchste Bewunderung. Denn auch Du dort inmitten eines Erwartens und Vorbereitens wirst erfüllt sein von einer ähnlichen Spannung wie wir sie erleben und wie sie unter Lähmung alles Tuns bis zu Qualen oft sich steigert. An der Front muss das Erlebnis unvergleichlich schöner sein. Aber schön und bis in's Innerste ergreifend ist auch hier hinten für uns alle diese Zeit. Und geht sie gegen uns; müssten wir Deutschlands! Kraefte einsargen, dann lohnt es wahrlich nicht mehr, zu leben. Ja, diese Engländer! Aber welches Glück, dass sie endlich ihr wahres Gesicht gezeigt, dass sie nicht an ihrer weit besseren, erfolgreicheren, schlauderen Politik der Zuwartens und Beiseitestehens festgehalten haben.<sup>264</sup> Freilich wären wir dann in Frankreich längst fertig.<sup>265</sup> Aber ein anderer Frieden, als ein fauler, wäre dann nicht möglich und diese unerhörte Energie-Entfaltung eines ganzen Volkes wäre ohne diesen grössten Gegner nie zu dieser Gewalt ausgewachsen.<sup>266</sup> England erst mit seiner ganzen Niedertracht hat

<sup>262</sup> Die letzten Verse aus der »Meldung zum Landsturm«. In: Dehmel, Volksstimme (wie Anm. 259), S. [5]. Unter dem Titel »Meldung zur Waffe«. In: Richard Dehmel, Kriegs-Brevier. Leipzig [1917], S. 14.

<sup>263</sup> Schröder arbeitet seit Frühjahr 1913 an der Übersetzung der »Ilias«. Publiziert wird sie erst zu Beginn der 40er Jahre; Rudolf Alexander Schröder, Homers Ilias. Deutsch. Berlin 1943. Vgl. Anm. 254.

<sup>264</sup> Nach dem deutschen Einmarsch in Belgien am 3. August 1914 macht die britische Armee mobil und fordert am 4. August in einem Ultimatum, dass Deutschland die Neutralität Belgiens zu respektieren habe. Dies geschieht nicht, Großbritannien bricht daraufhin die diplomatischen Beziehungen ab, was allgemein als »Kriegszustand« und Verrat des »perfiden Albion« bezeichnet wird; eine Kriegserklärung bleibt aus. Am 12. August erklärt Großbritannien Österreich-Ungarn den Krieg.

<sup>265</sup> Um einen Zweifrontenkrieg zu verhindern, wird bereits 1904/05 der »Schlieffen-Plan« entworfen. Er sieht vor, dass Deutschland Frankreich innerhalb kürzester Zeit niederwirft, um sich danach ganz auf einen Krieg gegen Russland zu konzentrieren. Der Kriegseintritt Englands erweitert allerdings die Front und macht eine Verlagerung der deutschen Truppen in die norddeutschen Seehäfen nötig.

<sup>266</sup> Mit Kriegsbeginn werden in Deutschland etwa 3 820 000 Mann mobil gemacht. Vgl. Wilhelm Deist, Streitkräfte (Deutsches Reich). In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Hg. von Gerhard Hirschfeld u.a. Paderborn u.a. 2009, S. 870–876, hier S. 870.

uns ganz bewusst und frei gemacht. Mit vielen ruhigen Beurteilern der Wirtschaftslage glaube ich dass wir trotz unserer unglücklichen geographischen Lage wie finanziell so auch wirtschaftlich den Engländern uns überlegen erweisen werden; dass wir es länger aushalten, als sie, dass die Zeit mit uns läuft. Für uns ist es *nur* eine Frage gewisser Rohstoffe, Jute, Kupfer, Schmieröl Baumwolle, Wolle, Salpeter.<sup>267</sup> Für Jute *muss* ein Ersatz sich finden lassen.<sup>268</sup> In allen anderen Artikeln sind wir *weit* hinein in das nächste Jahr versorgt und an keiner Stelle, am wenigsten aber bei den professionellen Händlern,<sup>269</sup> besteht ein ernster Zweifel daran, dass wir bis dahin uns neue Mengen verschaffen werden. Interessant, was Antwerpen etwa an Oelen und an Wolle uns bringen wird.<sup>270</sup> – Und dann dämmert der Islam langsam aber ganz sicher auf aus seinem Schläfe.<sup>271</sup>

<sup>267</sup> Die englische Seeblockade verhindert die Einfuhr kriegswichtiger Materialien. So wird beispielsweise Jute zur Herstellung von Getreide- und Mehlsäcken benötigt, außerdem findet das grobe Garn bei Heer und Marine Verwendung. Salpeter wird für die Herstellung von Dünger und Sprengstoff benötigt. Vgl. dazu Anm. 275.

<sup>268</sup> Es gibt Überlegungen, Hanf statt Jute anzubauen (vgl. Werner Friedrich Brück, Juteersatz und Hanfbau. Ein Beitrag zur Organisation unseres inneren Wirtschaftsmarktes während des Krieges, zugleich ein Vorschlag für Deutschlands Landwirtschaft und Textil-Faserindustrie. Berlin 1914). – Die Hanffaser ist bis zur Einführung der Baumwolle im 19. Jahrhundert eine der wichtigsten Rohstoffe für die europäische Textilindustrie.

<sup>269</sup> In Abstimmung mit der Kriegsrohstoffabteilung unter Walther Rathenau versuchen Rohstoffgroßhändler, die Versorgung Deutschlands zu organisieren. Vgl. Lothar Burchardt, Eine neue Quelle zu den Anfängen der Kriegswirtschaft in Deutschland. In: Tradition 16/1971, S. 72–77; dazu: Das Tagebuch Wichard v. Moellendorffs vom 13. August bis zum 14. Oktober. In: Tradition 16/1971, S. 78–92. Vgl. auch Anm. 275.

<sup>270</sup> Antwerpen ist Festungsstadt mit 70 000 Mann Besatzung, hat den drittgrößten Hafen Europas und ist ein bedeutender Umschlagplatz für Rohstoffe. Nach dem Fall Lüttichs (Mitte August 1914) zieht sich der belgische König mit 80 000 Mann nach Antwerpen zurück, um auf alliierte Verstärkung zu warten. Ab Ende August belagert die deutsche Armee die Stadt, nach schweren Kämpfen wird sie am 10. Oktober 1914 eingenommen. Die belgische Regierung flieht über Ostende nach Le Havre. Zur Kriegsbeute in Antwerpen vgl. Anm. 283 und 284.

<sup>271</sup> Das Osmanische Reich tritt erst Anfang November 1914 auf Seiten der Mittelmächte in den Krieg ein. Zwar ist das Verhältnis zwischen Deutschland und der Türkei, nicht zuletzt wegen der deutschen Militärmissionen und der im Bau befindlichen Bagdadbahn, als gut zu bezeichnen. Doch bemüht sich die Regierung in Konstantinopel zunächst um Neutralität. Erst nachdem zwei deutsche Schiffe, die »SMS Goeben« und »SMS Breslau«, auf ihrer Flucht vor der englischen Flotte in Konstantinopel einlaufen, an die osmanische Flotte übergeben werden und von dort aus – weiterhin unter deutschem Befehl und mit deutschen Seeleuten – am 29. Oktober russische Küstenstädte im Schwarzen Meer beschießen, erklären Anfang November Frankreich, Großbritannien und Russland dem Osmanischen Reich den Krieg. Vgl. auch die folgende Anm.

Russland *kann* auf die Dauer die Dardanellen-Sperre nicht ertragen.<sup>272</sup> Sein Munitions-Ersatz aus Amerika muss ja unzureichend bleiben. Sobald aber die Türkei angegriffen wird, erfüllt sich ihr sehnlichster Wunsch (sie kann nicht selbst angreifen weil das Rumänien noch machen könnte) und dann ist der Englischen Schwierigkeiten kein Ende mehr. Denn so unwesentlich die Türkei an sich ist, als Kalifat und als Schirmer der Khediven<sup>273</sup> bedeutet sie England gegenüber eine Weltmacht. So wollen wir in Standhaftigkeit ausharren und hoffen, auch dann, wenn wieder einmal schwerere Wochen und grössere Rückschläge kommen sollten. Der Gott der Weltgeschichte ist mit uns, freilich nur dann auf die Dauer, wenn wir Demut halten. Ein arrogantes dünkelfhaftes Deutschland wäre weit schlimmer, als das dünkelfhafte England. Und dann erhebt sich die grosse Frage: wer leitet dann unsere Geschicke hinüber uns hinein in das neue Zeitalter. Ich habe bisher nur beobachten können, dass die alten Lenker versagt haben, nicht aber, dass neue Köpfe sich ankündigen. Wir würden ja alle ihnen so gerne folgen!

Weisst Du etwas von Borchardt?<sup>274</sup> Unser Freund Rathenau spielt eine mehr als zweideutige denkbar unreinliche Rolle als Zivilkommissar der Rohstoffabteilung im Kriegsministerium.<sup>275</sup>

<sup>272</sup> Die Dardanellen sind die Meerenge zwischen dem Ägäischen Meer und dem Marmarameer im Nordosten der Türkei. Sie verbinden, zusammen mit dem Bosphorus im Norden, das Schwarze Meer mit dem Mittelmeer. Die Türkei blockiert Dardanellen und Bosphorus mit Hilfe der deutschen Kriegsschiffe »SMS Goeben« und »SMS Breslau«. Durch die gleichzeitige Blockade der Ostsee durch die deutsche Marine sind Russlands Seeverbindungen zur Entente unterbrochen.

<sup>273</sup> Als Kalifat wird die Herrschaft eines Kalifen bezeichnet, der als Nachfolger oder Stellvertreter des Gesandten Gottes gilt. Mit dem Kalifentitel ist meist auch die Vorstellung verbunden, dass der Sultan Schutzherr aller Muslime ist, auch der außerhalb seines direkten Machtbereiches. Zu seinem Schutzbereich gehört somit auch das Khedivat Ägypten. Der Khedive (»Fürst« oder »Herr«) ist der Titel des osmanischen Vizekönigs, der in der Hierarchie unter dem Sultan steht. Nach der Besetzung Ägyptens 1882 durch britische Truppen übernimmt Großbritannien zwar die Kontrolle über das Land, die formelle Bindung zum Osmanischen Reich besteht aber weiterhin, und der Khedive von Ägypten bleibt ein Vasall der Osmanen.

<sup>274</sup> Borchardt meldet sich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger, wird im September einberufen und leistet seit dem 26. Oktober Militärdienst im 7. Badischen Infanterie-Regiment Nr. 142, Rekrutenausbildung (vgl. Katalog Borchardt Heymel Schröder [wie Anm. 15], S. 595). Schröder erfährt davon erst durch »ein paar Bleistiftzeilen«, die ihm Borchardt am 14. November 1914 sendet. Vgl. BW Borchardt-Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 598f., das Zitat aus Schröders Brief vom 15. November 1914 in: ebd., S. 599. Vgl. auch Anm. 453.

<sup>275</sup> Das Deutsche Reich erwartet zunächst einen »kurzen Krieg«; die deutsche Wirtschaft sollte also von größeren Einschnitten und Versorgungsengpässen verschont bleiben. Die englische Seeblockade verdeutlicht jedoch schon nach wenigen Tagen, dass eine exportorientierte Nation wie Deutschland nicht auf Dauer vom Weltmarkt abgeschnitten sein kann. Auf Vor-

Mädi sitzt mit den Kindern in Degenershausen, wo sie ein Rekonva-leszentenheim eingerichtet hat,<sup>276</sup> vorläufig aber noch ohne die Rekonva-leszenten. Solltest Du je erholungsbedürftig sein, so denke immer daran, denke aber auch an Bredeney, wo Du in meinem lieben und einsamen Haus alle Pflege u. Ruhe haben würdest.

Erfreue mich einmal mit einem kurzen Gruss.

In Treuen  
Dein  
Eberhd.

*21 Rudolf Alexander Schröder an Eberhard von Bodenhausen*<sup>277</sup>

Artl. Maat d. Seewehr  
Rudolf A. Schröder  
Kommandantur  
Wangerooge.

19.10.1914 [Montag]

Lieber Eberhard,

Seltsam genug! Ich scheue mich jetzt eure lieben Briefe, die ich beide erhalten habe,<sup>278</sup> zu beantworten. Ihr habt beide eine gesegnete Thätigkeit;

schlag des Chefs der AEG, Walther Rathenau, wird am 13. August 1914 eine Kriegsrohstoff- abteilung (KRA) im Preußischen Kriegsministerium eingerichtet. Rathenau übernimmt bis zum 31. März 1915 die Leitung der Abteilung. Um die einzelnen Rohstoffe zu erfassen, zu kaufen und zu verteilen, richtet die KRA Kriegsrohstoffgesellschaften ein; diese sind wie Aktiengesellschaften organisiert, allerdings ohne Dividenden oder Gewinne auszuschütten. Sie waren privatwirtschaftliche Organe unter staatlicher Aufsicht. Die großindustrielle Rüstungs- industrie profitiert am meisten von den Kriegsgesellschaften, da sie mit ihrer Finanzkraft und ihren Interessenverbänden (Kriegsausschuss der deutschen Industrie, Bund der Industriellen, Centralverband der Industriellen) in die Kriegsgesellschaften investiert. Schon Zeitgenossen kritisieren die Schaffung der KRA, in der sie einen erheblichen Eingriff in die freiheitliche Wirtschaftsordnung erblicken. Zudem wird Rathenau, der im Aufsichtsrat mehrerer Kriegs- güter produzierender Unternehmen sitzt, Vorteilsannahme vorgeworfen. Auch eine Reihe von deutschen Industriellen ist mit dieser Art der Verteilung nicht einverstanden. Vgl. dazu auch den Brief Bodenhausens an Hofmannsthal vom 13. Oktober 1914, BW Bodenhausen, S. 176. Vgl. Lothar Gall, Walther Rathenau. Portrait einer Epoche. München 2009, S. 175– 197, bes. S. 183f.; Rathenau, Tagebuch (wie Anm. 110), S. 187; Ullrich, Großmacht (wie Anm. 50), S. 456–464, bes. S. 457f.

<sup>276</sup> Vgl. Anm. 244.

<sup>277</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief. 5 Blätter (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>278</sup> Die Briefe vom 23. September und 11. Oktober 1914 (Nr. 19 und 20).



& ich sitze hier & tu nichts als Gedichte fabricieren,<sup>279</sup> kann Euch auch von hier garnichts berichten. Ein Tag läuft wie der andre hin, man ist mit törichten Leuten zusammengesperrt & merkt vom Kriege nichts außer den kleinen Unbequemlichkeiten der militärischen Existenz. Man hofft immer nochmal von hier weg zu kommen; bislang sind allerdings die Versuche in der Richtung fehlgeschlagen.<sup>280</sup> Ihr werdet es mir nachfühlen, warum ich unter dieser allerdings unverschuldeten Situation etwas leide. Im Anfang erwarteten wir hier jede Stunde ein »Ereignis«; das hat sich aber nun gegeben, ich sitze den halben Tag auf der Telephonwache<sup>281</sup> herum und muß – o Hohn! – dafür sorgen, mir »Motion«<sup>282</sup> zu machen.

Was Du mir über unsre finanziellen und ökonomischen Aussichten schriebst, hat mich *sehr* getröstet & beruhigt. Ich bin neugierig gelegentlich mal von Dir zu erfahren, was die Antwerpener Beute wirklich ergeben hat. Die offizielle Nachricht ist ja gar zu dürftig.<sup>283</sup> Wie schade,

<sup>279</sup> Schröders Gedichte werden in der »Täglichen Rundschau« veröffentlicht (»An die deutschen Krieger« [Nr. 179, 3. August 1914, S. 713], »Deutsches Lied« [Nr. 195, 21. August 1914, S. 778; später unter dem Titel »Deutscher Schwur«] und »Deutsche Grenzwacht« [Nr. 203, 31. August 1914, S. 810]). Die Verse werden in zahlreichen Feuilletons nachgedruckt und gehen auch in Anthologien über. – Außerdem erscheint Schröders Kriegslyrik in der »Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau« (»Herz der Völker, Vaterland« [Nr. 210, 8. September 1914, S. 837], »Parole Heimat« [Nr. 233, 5. Oktober 1914, S. 929], »Tsingtau« [Nr. 239, 12. Oktober 1914, S. 953], »Sie wollen [dir das Land verwüsten]« [Nr. 244, 17. Oktober 1914, S. 973], »Hilf den Söhnen, Vaterland!« [Nr. 249, 23. Oktober 1914, S. 993], »Reiterlied« [Nr. 253, 28. Oktober 1914, S. 1009], »Vier Soldatenlieder« [»Lied der Strandwache«, »Soldatenabschied«, »Marschlied« und »Soldatenlied vom Frieden« [Nr. 258, 3. November 1914, S. 1030]). In den »Süddeutschen Monatsheften« (München. Nr. 11, November 1914, S. 155) erscheinen »Die Fragen und die Antworten«. Eine Auswahl der Gedichte in: Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 489–499.

<sup>280</sup> Nicht ermittelt.

<sup>281</sup> Vgl. Anm. 254.

<sup>282</sup> Frz. Bewegung.

<sup>283</sup> Die amtlichen Meldungen aus dem »Großen Hauptquartier« in Berlin werden auf der ersten Seite der Tageszeitungen verbreitet. So berichtet die »Vossische Zeitung« am 15. Oktober 1914 unter der Überschrift »Unsere Truppen vor Warschau: »Großes Hauptquartier, 15. Oktober, mittags. [...] Die Kriegsbeute in Antwerpen ist groß. Mindestens 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Massen von Sätteln und Woylachs [Pferdedecken], sehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Waggons, vier Millionen Kilogramm Getreide, viel Mehl, Kohlen, Flachs, für 10 Millionen Kilogramm und für 10 Millionen Mark Wolle, Kupfer und Silber im Werte von etwa einer halben Million Mark, ein Panzer-Eisenbahnzug, mehrere Verpflegungszüge, große Viehbestände.« (Nr. 525, Abend-Ausgabe, 15. Oktober 1914, S. 1])

dass das Petroleum ausgebrannt ist.<sup>284</sup> Bekommen wir übrigens durch Rumänien etwas herein?<sup>285</sup>

Die Dehmelschen Gedichte<sup>286</sup> – ja, darüber wäre viel zu sagen. Vieles ist schön, rührend & rein; aber dazwischen stören einen Gewaltsamkeiten und der Mangel an einem wirklichen Ton, es will sich in der Eile nicht recht runden. Immerhin finde ich die Sammlung recht dankenswert, und muß sie wohl so finden, da ich selber etwas ähnliches vorhabe.<sup>287</sup> Ich sende euch alles<sup>288</sup> was bisher entstanden ist & hoffe, Ihr nehmt es auf, wie es gemeint ist, als Gabe des Augenblicks für den Augenblick. Ich halte es für richtig, daß sich der Dichter in solcher Zeit nicht auf sein hohes Piedestal<sup>289</sup> zurückzieht, sondern in usum

<sup>284</sup> Der Kriegsberichterstatter Oskar Bongard (geb. 1872) schildert in der »Vossischen Zeitung« vom 17. Oktober 1914 in seinem Artikel »Nach der Eroberung von Antwerpen« die Umstände: »Dieser Tat [das Zerstören der Kessel der im Hafen liegenden Schiffe durch englische Truppen] ist das *Anzünden der riesigen Petroleumlager* gleichzustellen, welches auf Befehl des Kommandanten durch den belgischen Leutnant Michel [Augustin Edouard Michel du Faing d'Aigremont (1855–1931)] vorgenommen wurde, um das Öl nicht in den Besitz der Deutschen gelangen zu lassen. [...] Als wir zu den außerhalb der Stadt gelegenen gewaltigen Ölbehältern hinausfuhren, schlugen die ungeheuren Flammen noch immer gen Himmel und schwarze Rauchwolken hüllten die ganze Gegend ein. Zu löschen ist da nichts, und der Brand wird noch einige Tage dauern, bis der letzte der angezündeten Petroleumtürme ausgebrannt ist und die dicken eisernen Wände, durch die große Hitze gebogen, wie zusammengeknittertes Papier über- und durcheinanderliegen.« (Nr. 528, Morgen-Ausgabe, 17. Oktober 1914, S. [4])

<sup>285</sup> Rumänien orientiert sich zwar seit dem 1883 geschlossenen Dreibund an den Partnern Österreich und Deutschland, wahrt doch nach Ausbruch des Krieges vorerst seine Neutralität. Sowohl die Mittelmächte als auch die Entente bemühen sich in der folgenden Zeit um das Land, das schließlich im August 1916 auf Seiten der Entente in den Krieg zieht. Größere Petroleumlieferungen an das Deutsche Reich ließen sich in dieser Zeit nicht ermitteln.

<sup>286</sup> Vgl. Heymel an Schröder aus Berlin, 6. Oktober 1914: »Mein Rudi! | Nur soviel heute, die Dehmelschen Gedichte habe ich bekommen, lasse sie Dir schicken.« (Nachlass Heymel DLA) Vgl. Anm. 259.

<sup>287</sup> Heilig Vaterland. Kriegsgedichte von Rudolf Alexander Schröder. Leipzig 1914. Umschlagvermerk: »Erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig | der im Verein mit dem Dichter den gesamten Reinertrag für das Zentral-Komitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz bestimmt hat«. Der Band erscheint Ende November 1914 und enthält insgesamt 23 Gedichte: »Widmung«, »Deutscher Schwur«, »Zum 1. August 1914«, »Herz der Völker, Vaterland«, »Ihr habt's gewollt«, »Der Kaiser hat gerufen«, »Tsingtau«, »Gumbinnen«, »Lemberg«, »Hilf den Söhnen, Vaterland!«, »Reiterlied. Für Alfred Walter Heymel«, »Reitertod. Dem Andenken des Freiherrn Götz von Seckendorff«, »Trutz und Trost«, »Feind und Freund«, »Die Fragen und die Antworten«, »Parole Heimat«, »Lied der Strandwache«, »Marschlied«, »Soldatenabschied«, »Soldatenlied vom Frieden«, »Mahnung zur Geduld«, »Die ersten Toten«, »An Deutschland«, »Deutscher Schwur [Komposition]«; nur acht davon werden aufgenommen in den Band Schröder, Gedichte (wie Anm. 37). Vgl. dazu auch Anm. 430.

<sup>288</sup> Vgl. Anm. 306.

<sup>289</sup> Frz. Sockel, hoher Sitz.

delphini<sup>290</sup> drauf los dichtet, auf die Gefahr hin hier & da zu entgleisen. Gegenüber dem abscheulichen Schund, von dem unsre »Unterhaltungsbeilagen« jetzt widerhallen,<sup>291</sup> liefert man doch noch verhältnismäßig reelle Ware.

Über die Kriegslage zu radotieren<sup>292</sup> halte ich im gegenwärtigem Zeitpunkt für frevelhaft. Wir dürfen stolz sein, das ist gewiß; & daß wir jetzt in Geduld warten müssen, ist noch gewisser. Daß ich es ohne große Sorgen & Befürchtungen tue, kann ich nicht sagen, doch liegt das Sorgen & Fürchten bei großen Unternehmungen in meiner Natur, stünde ich wirklich und nicht nur »so zu sagen« an der Front, so würde das wahrscheinlich anders sein. Ihr könnt versichert sein, Ihr spürt & erlebt vom Krieg viel mehr als wir abgeschlossenen Verbrecher hier auf unserm Eiland.<sup>293</sup> Und ich hab mir soviel eingeildet, als ich mich hierher »auf Vorposten« meldete!<sup>294</sup>

Die schroffe und sehr »unzweideutige« Bemerkung die Du am Schlusse Deines Briefes über Rathenau machst, hat mich doch etwas erschreckt, obwohl ich nach allem keine besonderen Heldenleistungen von ihm erwartete.<sup>295</sup> Wahrscheinlich ist die Sache zu heikel, als daß Du Dich ausführlicher drüber auslassen könntest.

Die Befürchtungen, die Du in Deinem Briefe sonst noch aussprachst, finden bei mir leider ein lebhaftes Echo; und doch sage ich mir täglich,

<sup>290</sup> Lat. hier: volkstümlich; eigentlich *ad usum delphini*, ursprünglich in Bezug auf den französischen Thronfolger (Dauphin), für den auf Veranlassung Ludwigs XIV. Ausgaben antiker Klassiker hergestellt wurden, die in moralischer und politischer Hinsicht gereinigt und kommentiert waren, also zum Gebrauch des Dauphins; später allgemein: für die Jugend (bearbeitet).

<sup>291</sup> Vgl. Anm. 258.

<sup>292</sup> Frz. ungehemmt schwatzen.

<sup>293</sup> Als Anspielung auf die europäischen Sträflingskolonien in Übersee, die bis in das 19. Jahrhundert existierten; Frankreichs in Neukaledonien und Französisch-Guayana und Großbritanniens in Australien.

<sup>294</sup> Vgl. dazu auch Schröders Brief an Borchardt aus Wangerooge, Anfang September 1914: »Nur eins: Wer hatte wohl Recht mit den Engländern? Das ist das Böseste, was die Weltgeschichte zu verzeichnen hat. Gott wird uns helfen, dessen sind wir gewiss; aber die Opfer die er fordern wird, werden ungeheuer sein. Wir beiden, lieber Freund, gewiss das bleibt!! Aber jetzt heisst es »Vaterland« und nichts andres.« BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 596.

<sup>295</sup> Schröder begegnet Rathenau erstmals in Berlin um 1900, im Umfeld der Zeitschriften »Pan« und »Insel« (vgl. dazu Harry Graf Kessler, Gesammelte Schriften in drei Bänden. Hg. von Cornelia Blasberg und Gerhard Schuster. Bd. 3: Walther Rathenau. Sein Leben und sein Werk. Frankfurt a.M. 1988, S. 57). Schröder reist sogar mit ihm durch Italien, worüber er Rudolf Borchardt aus Rom berichtet: »Rathenau war sehr lieb und nett trotz einiger Monumentalworte (wie z.B. daß die Sculpturen in der Michelangelocapelle »seelenlos« seien!!!!), die

man darf eigentlich jetzt solchen Gedanken keinen Raum geben. Wenn man die unsagbare und unfasßbare Gemeinheit und Niedertracht ansieht, die um uns her am Werk ist so muß man doch gewiß sein dürfen, daß wir als Sieger uns immer noch anständiger benehmen werden, als einer unsrer p.t.<sup>296</sup> Gegner. So viel darf doch wohl selbst das Mindestmaß der bescheidensten Selbstachtung uns zu[zu]sprechen wagen. Wenn man allerdings die »Tägliche Rundschau« – in der übrigens meine Poeme erscheinen<sup>297</sup> – und ähnliche Zeitungen liest, kann es einem angst & bange werden. Mit viel größerer Sorge erfüllt mich eigentlich die Frage, wie soll der Haß & die Verbitterung, die dieser Krieg & die ihn begleitende Verleumdung und Verhetzung in aller Welt gesät haben, je wieder ausgerottet werden; und – noch schlimmer! – wird es möglich sein die Zersetzung der europäischen Weltwirtschaft und Weltherrschaft, die unsre Feinde mit ihren Japanern, Mongolen, Indern, Negern und Morisken<sup>298</sup> nunmehr offiziell inaugurieren haben, aufzuhalten und die frevelhaft preis-

ich schweigend & respektvoll quittierte. Sonst ist er aber ein Mensch, der ernsthaft nachdenkt und in Vielem auch wirkliche tiefe Resultate zeitigt. [...] Rathenau hat übrigens auch etwas über Lyrik gesagt – Detail ist mir entschwinden – aber es lief so auf »das lyrische Gedicht hinaus ›Über allen Wipfeln‹ – mir deuchte dieser Ton nicht unbekannt. Ferner findet er Mandarinen ›jüdisch‹, was mich frappierte. Er behauptet sie schmeckten nach Haaröl – dagegen seien Erdbeeren die Speise der Mutmenschen.« (Brief vom 24. Mai 1909. In: BW Borchardt-Schröder. Bd. 1 [wie Anm. 15], S. 256f.) – Dem Schriftsteller und Essayisten steht Schröder eher ablehnend gegenüber. Vgl. dazu Hofmannsthal's Äußerung in seinem Brief an Kessler, 14. Oktober 1908: »Ist dir das Dir geweihte Exemplar seines Folianten, betitelt ›Reflexionen‹ [Walther Rathenau, Reflexionen. Leipzig 1908] zugekommen [...]? Rudi über dieses Thema zu hören, ist ein ausgesuchtes Vergnügen. Er triumphiert natürlich, seit *dieser* Mensch *dieses* Buch veröffentlicht hat. Und er geräth dadurch so in Schwung (Rudi, nicht Rathenau ist es, von dem ich jetzt spreche) daß ihm nun nichts mehr darauf ankommt, zwischen Suppe und Milchrahmstrudel auch noch Schopenhauer Kant und Platon *endgiltig* abzutun und zwar mit einem so entzückenden Enthusiasmus des Hasses, mit einer so energischen Beteuerung, daß er es überhaupt nicht hätte ertragen können ›mit einem dieser drei Menschen gleichzeitig auf der Welt zu sein‹ – und dabei ist in dieser Absurdität etwas so Wundervolles, eine solche reine Flamme, ein so urbaner zarter bis zur Manie gesteigerter Instinct, eine solch, dem Wesen Shelleys verwandte, Auflehnung gegen jede auch die geistigste Vergewaltigung, gegen jede auch die sublimste Unzartheit, jede auch die hochgetriebenste Taschenspiellerei – daß man ihn immer lieber gewinnt.« (BW Kessler, S. 197f.) – In Schröders Bibliothek findet sich ein (nicht abgesandtes) eigenhändiges Widmungsexemplar von »Elysium. Gesammelte Gedichte« (Leipzig 1912) mit der Einschrift: »Herrn Walther Rathenau | in herzlicher Erwidrerung | freundlicher Gaben | RA Schröder | – | Bremen-Horn den 11. Nov. 1912« (Privatbesitz).

<sup>296</sup> Lat. *pleno titulo*, mit dem vollen Titel angesprochen, oder *praemisso titolu*, mit Vorraussetzung des Titels, Höflichkeitsfloskel bei Anrede mehrere Personen, die nicht einzeln genannt werden; hier wohl ironisch gemeint.

<sup>297</sup> Vgl. Anm. 279.

<sup>298</sup> Anspielung auf die Truppen der Entente, die von ihren Kolonien und Verbündeten gestellt werden. Mit den Morisken beispielsweise sind die französischen Protektoratssoldaten aus Marokko gemeint.

gegebenen Posten wieder zu erobern? Mir will unter den vielen schrecklichen Begleitumständen dieses Krieges dieser fast als der schrecklichste und folgenschwerste erscheinen. Englands Verhalten erscheint mir immer noch als völlig absurd. Zugegeben, daß es viele Gründe hat uns übel zu wollen. Aber, daß eine große und bewunderte Nation<sup>299</sup> so herabkommen konnte, daß sie sich & ihre Aufgaben nur noch innerhalb des Begriffs einer Konkurrenzfirma zu erblicken vermag und diesem einen Instinkt alle höheren Gesichtspunkte, auch den ihrer eigenen Selbsterhaltung – im höheren Sinne – opfert, wird für alle Zeit unbegreiflich bleiben.

Nun, lieber Eberhard habe ich genug Blödsinn verzapft. Ich hoffe nur, daß Ihr bei Krupp die geheimnisvollen Wunderwerke fabriziert,<sup>300</sup> von denen alle Welt faselt, & die uns irgend wie nach England hineinschmuggeln sollen. Wäre dies nicht der Fall, so würde ich Dich als einen der Direktoren (sogar den hervorragendsten, wie mir hier versichert wurde!!) persönlich dafür haftbar machen.

<sup>299</sup> Schröders Anglophilie wird nicht zuletzt durch die Namensgebung der Zeitschrift »Insel« und deren Orientierung an englischen Vorbildern (wie »The Studio«) deutlich; auch als er die Gründung der »Bremer Presse« anregt, hat er englische Vorbilder im Sinn (vgl. Anm. 151). – Schon seit seiner Kindheit hat Schröder durch den Vater eine positive Sicht auf England. Vgl. dazu auch die Erinnerung von Hans Grimm (1875–1959) an eine Begegnung mit Schröder beim »Dichtertreffen« auf dem Lippoldsberg 1935: »Wir waren uns wohl einig, daß, wenn die Deutschen und Engländer sich nicht alsbald fänden, die Gefahr ungeheuer sei. Sie erzählten mir da ein Ereignis Ihres Lebens. Sie sprachen von einer Ode, in der Ihr Unmut über die kurzsichtige englische Kabinettpolitik Deutschland gegenüber, noch vor dem Kriege, künstlerischen Ausdruck gesucht habe. Sie erzählten, Sie hätten die Ode vor Ihrem alten Vater und anderen in Bremen im Elternhause vorgelesen, vor Ihrem alten, frommen, schönen Vater, der als junger Kaufmann in seinem indischen Geschäfte viele Jahre unter Engländern verbracht und sie gekannt hatte. Dann, des Nachts, habe es an Ihrer Türe gepocht, und im Nachtkleid sei der weißbärtige Herr hereingekommen, er habe gleich gesprochen, er habe gleich gesagt: ›Ich kann nicht schlafen. Ich denke an die Ode. Es trifft das alles wohl so zu mit England. Ich meine indessen, Du hättest es nicht schreiben sollen. Denn was kann aus der Menschheit werden, wenn England und wir gegeneinanderstehen?‹ Ich glaube, Sie haben damals geantwortet, Sie vermöchten bei allem Ihrem Vatergehorsam und bei all Ihrer Vatererehrfurcht nicht zurück von der Ode. Ihr alter Vater ist darauf umgekehrt in sein Schlafzimmer ohne Vorwurf mit dem Worten, er verstünde das, aber was er erkenne, habe er sich verpflichtet gefühlt, auszusprechen, und er werde nun schlafen.« (In: Werke und Tage. Festschrift für Rudolf Alexander Schröder zum 60. Geburtstag am 26. Januar 1938. Hg. von Ernst L. Hauswedell und Kurt Ihlenfeld. Berlin/Hamburg 1938, S. 56f.) Gemeint sein könnte hier etwa die Zehnte der »Deutschen Odens«, deren zweite Strophe lautet: »Auf ihren Inseln sinnet die Schwester dir / Verwirrten Hader, bräche mit Listen gern / Dein Panzerkleid, auf daß du nimmer / Den uner-sättlichen Plan ihr kreuzest.« In: Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 21.

<sup>300</sup> Anspielung auf die U-Boote, die in Krupps Germaniawerft, Kiel, gebaut werden.

Grüße Deine liebe Frau herzlichst! Ich schreibe ihr in diesen Tagen,<sup>301</sup>  
auch der armen Ottonie in Eybach.<sup>302</sup>

Wenn du mal Zeit & Lust hast, mir wieder zu schreiben, wird es mir  
eine große Freude und Wonne sein, wo nicht, so bleibe ich doch immer  
dein getreuer

RAS.

Nachschrift.

Es kommt eben ein ganz rührender Brief von Ottonie<sup>303</sup> bezüglich des  
Gedichtes »Deutscher Schwur«,<sup>304</sup> Ich finde die Idee sehr nett & bin Dir  
sehr dankbar dafür.<sup>305</sup> Gerade über dies Gedicht habe ich von vielen  
Seiten Freundliches und Liebes gehört.

Ihr habt mit dieser Sendung<sup>306</sup> alle bisher fertigen Gedichte von mir bis  
auf eins,<sup>307</sup> von dem ich keinen Abdruck habe, vielleicht läßt Du das eine  
und das andre für Neubeuern abschreiben?

Also denk an die 52 cm.!!<sup>308</sup>

Herzlichst  
Rudi

<sup>301</sup> Vgl. Nr. 24.

<sup>302</sup> Nicht ermittelt.

<sup>303</sup> Aus dieser Zeit gibt es keine Briefe von Ottonie von Degenfeld im Nachlass Schröder.

<sup>304</sup> Zuerst veröffentlicht in der »Täglichen Rundschau« (Nr. 195, 21. August 1914, S. 778)  
unter dem Titel »Deutsches Lied«. In: Schröder, Vaterland (wie Anm. 287), S. 5f., unter dem  
Titel »Deutscher Schwur«.

<sup>305</sup> Es geht wohl um Bodenhausens Plan, Schröders Kriegsgedichte zu veröffentlichen. Vgl.  
Anm. 318.

<sup>306</sup> Hat sich nicht erhalten. Es muss sich (zumindest) um die zwölf Gedichte gehandelt  
haben, die Bodenhausen in seinem Brief vom 24. Oktober 1914 erwähnt (Nr. 23). Vgl. dort  
Anm. 322.

<sup>307</sup> Dabei handelt es sich vielleicht um »Die Fragen und die Antworten«, die in der Novem-  
ber-Ausgabe der »Süddeutschen Monatshefte« (Jg. 12, Nr. 11, S. 155) erscheint.

<sup>308</sup> Vgl. dazu Schröders Rede von den »geheimnisvollen Wunderwerke[n]« in diesem Brief  
und die Anm. 315.

## 22 Dorothea von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder<sup>309</sup>

Degenershausen Stat[ion]. Ermsleben a. Harz. [22. Oktober 1914]  
[Donnerstag]

Ihre Gedichte sind einfach *herrlich!* Jetzt sind Sie unser großer Deutscher Dichter geworden schon allein mit: heilig Vaterland u. dem Willen Gottes.<sup>310</sup> Ob Sie wohl meinen Brief bekommen haben?<sup>311</sup> Ich denke so viel an Sie. Habe hier oben bei den schreienden Hirschen ein Rekonvaz.-Heim eingerichtet<sup>312</sup> aber es scheint nicht genug Reklame für mein Hôtel noble gemacht zu sein. Dabei ist alles fertig – brauche nur noch die Zimmer zu heizen u. Bettflaschen in's Bett zu tun damit alles schön warm. Trotzdem könnt man ab u. zu den Pockerlfräas<sup>313</sup> kriegen bei dem Warten u. nicht Mit-Erleben können bei Euch draussen! Von Herzen Mädi B.

## 23 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder<sup>314</sup>

[Bredeneŷ]  
[Samstag] 24. Oktober 1914

Mein lieber Rudi.

Tausend Dank für Deinen lieben Brief. Mit den 52ern ist es nichts,<sup>315</sup>

<sup>309</sup> Überlieferung: Eigenhändige Feldpostkarten. Beide rückseitig adressiert an »Artillerie-maat | Rud. Alex. Schröder | *Wangeroog* | *Nordsee*«. Zwei gleichlautende Postausgangsstempel: »Ermsleben 22.10.14 4–5 N«. 2 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

<sup>310</sup> »Heilig Vaterland« lautet der erste Vers aus »Deutsches Lied« bzw. »Deutscher Schwur«. Der »Willen Gottes« bezieht sich auf Schröders »Sie wollen [dir das Land verwüsten]«. Beide Titel stammen wohl von Bodenhausen, der die Gedichte so in den »Kruppschen Mitteilungen« und auf den von ihm beauftragten Flugblättern drucken lässt. Vgl. die Anm. 322 und 327.

<sup>311</sup> Vgl. Nr. 19 vom 23. September 1914.

<sup>312</sup> Vgl. Anm. 244.

<sup>313</sup> Pockerlfräas bedeutet »bebender Zorn«; von Pockerl (ungar. Pujka) Truthahn. Vgl. Julius Jakob, Wörterbuch des Wiener Dialektes mit einer kurzgefaßten Grammatik. Wien 1929, S. 138.

<sup>314</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER | BREDENEY – ESSEN-RUHR || ESSEN-RUHR, DEN«, mit eigenhändiger Unterschrift. 4 Blätter, die Ergänzung »Abschrift an H. v Hofmannsthal.« wohl von Hans Herbst (Nachlass Schröder DLA). – Teildruck in Bodenhausen, Leben (wie Anm. 3), S. 281

<sup>315</sup> Die Angabe bezieht sich auf den Durchmesser der Granate. Der 42-cm-Mörser von Krupp (auch bekannt unter dem Namen »Dicke Berta«) wird zuerst im Weltkrieg eingesetzt, vor allem zur Bekämpfung von Festungsanlagen. Besonders die Eroberung des als unein-

diese Enttäuschung muss ich Dir als Einleitung bereiten. Es ist rätselhaft, wie dieses Gerücht entstanden ist und wie es über ganz Deutschland hin Verbreitung gefunden hat. Wir können uns nirgendwo sehen lassen, ohne darauf angedredet zu werden und haben uns angewöhnt, darauf zu antworten: Der Einfachheit halber seien wir gleich auf eine runde Zahl gegangen und hätten ein Kaliber von 1 m gewählt. Im übrigen aber wirst Du hoffentlich ganz unbesorgt sein. Was in unseren Kräften steht, geschieht, zur weiteren Wehrhaftmachung unserer Armee.

Mit gleicher Post geht an Dich ab ein Exposé, das ich über die Lage, wie sie sich mir Mitte September darstellte, aufgesetzt habe<sup>316</sup> und aus dem auch heute noch einige Bemerkungen Dich vielleicht interessieren werden. Ich muss heute nur ergänzend bemerken, dass ich nicht mehr zu hoffen wage, dass es uns gelingen wird, die Franzosen in so vernichtender und katastrophaler Weise zu schlagen, wie noch vor mehreren Wochen gehofft werden konnte;<sup>317</sup> dass infolgedessen die Chancen, England auf dem Wege seiner Bundesgenossen zu zwingen, sich stark vermindert haben.

nehmbar geltenden Festungsring Lüttich (bestehend aus zwölf Forts) trägt dazu bei, dass die Dicke Bertha als kruppsche Wunderwaffe gilt. Ein 52-cm-Mörser wird von Krupp nicht entwickelt. – Vgl. auch den Eintrag in Meier-Graefes Tagebuch, 18. Oktober 1914: »Mit Mynherr [Viktor von Mutzenbecher (1857–1918)] und Bodenhausen gefrühstückt. Bodenhausen gibt schlimme Details über die Ära Heeringen. Krupp hat vergeblich die Schütze [sic!] angeboten, die heute im deutschen Heere fehlen. Die 42cm-Geschütze sind nur mit allen möglichen Chicänen durchgesetzt worden. Hätten wir 20 statt 6, wären wir wahrscheinlich mit Frankreich schon fertig. Rumänien hat bessere Feldgeschütze von Krupp erhalten als wir besitzen. Nur der Generalstab! Dieser Generalstab hat allein aufgepakt [sic!]. Der Kriegsminister ist Beamter wie alle anderen.« (Julius Meier-Graefe, Tagebuch 1903–1917 und weitere Dokumente. Hg. und kommentiert von Catherine Kraemer. Göttingen 2009, S. 261) – Josias Oskar Otto Heeringen ist von 1909 bis 1913 als Kriegsminister für die technische Ausrüstung der Armee zuständig.

<sup>316</sup> Bodenhausen vermerkt am 16. September 1914 im Notizkalender: »Rückf. n. Essen, wo 4 angekommen. Langes Diktat mit Auffassung über Lge.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Er kommt aus Berlin, wo er sich vom 12. September an mehrmals mit Alfred Hugenberg, Karl Helfferich und Walther Rathenau trifft. Karl Helfferich (1872–1924), der Direktor der Deutschen Bank, wird im Januar 1915 zum Staatssekretär im Reichsschatzamt ernannt und übernimmt die Leitung der Kriegsfinanzierung. Er verzichtet weitgehend auf zusätzliche Steuern und will den Krieg durch Anleihen finanzieren. Am 13. Oktober 1914 berichtet Bodenhausen an Hofmannsthal, dass Albert Ballin (1857–1918), Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie, vorschlägt »Helfferich und mich als Berater in's Hauptquartier zu berufen.« (BW Bodenhausen, S. 174–176)

<sup>317</sup> So gehen die Kriegszielprogramme vom September 1914 beispielsweise von Matthias Erzberger, den Alldeutschen und dem Reichskanzler von einem schnellen Erfolg (»Blitzsieg«) gegen Frankreich aus. Nachdem die deutsche Offensive an der Marne in der zweiten Septemberwoche ins Stocken gerät, beurteilt man die Lage weniger optimistisch.



Mit ganz besonderer Freude habe ich Deine Gedichte gelesen. Ich stehe ganz unter ihrem Eindruck und habe die grösste Bewunderung dafür. Darin scheint mir die wirkliche Grösse des Dichters zu bestehen, dass er in einer solchen Zeit, in der alles Individualgefühl sich aufgelöst hat in einem Gesamtgefühl, er in der Lage ist, diesen Gefühlen, des Höchststehenden wie des einfachen Mannes, auf einem höchsten Form- und Inhaltsniveau Ausdruck zu verleihen. Ich stelle diese Deine Schöpfungen durchaus mit an die erste Stelle Deiner Produktion, und auf die gleiche Höhe wie Deine Oden und wie Deine Elegien. Kopie eines Briefes, den ich in dieser Angelegenheit an Kippenberg schrieb,<sup>318</sup> lege ich bei. Du wirst daraus ersehen, was ich anstrebte. Inzwischen erhielt ich von Kippenberg ein Telegramm,<sup>319</sup> dass der Insel-Verlag derartiges vorbereite und warte nun auf den zugesagten Brief. Hoffentlich kollidiert nicht mit diesem Plan des Insel-Verlags der nachstehende Plan, den ich realisieren möchte:

Die Firma Krupp gibt jeden Sonnabend eine Zeitung heraus, unter dem Titel: »Kruppsche Mitteilungen«.<sup>320</sup> Diese Zeitung gelangt gratis zur Ausgabe an die Werksangehörigen und erscheint in einer Auflage von

<sup>318</sup> Vgl. Bodenhausens Brief an Kippenberg, 19. Oktober 1914: »Lieber Herr Kippenberg. | [...] Es handelt sich um die wunderbaren, zum Teil nahezu unvergleichlichen Kriegsgedichte von Schröder. Ich finde diese Gedichte auf einem solchen Niveau stehend, dass nichts, was bis jetzt erschien, auch nur in die Nähe kommt, und ich würde es für ausserordentlich wertvoll halten, ihnen eine möglichst grosse Verbreitung zu sichern. Ich denke mir das in Form eines kleinen Heftes, kleiner als das von Dehmel herausgegebene Heft, und in der Aufmachung selbstverständlich sehr viel geschmackvoller. Von den bisher erschienenen Gedichten würde ich in diese Sammlung fünf aufzunehmen vorschlagen und zwar: | 1. Heilig Vaterland. | 2. Parole Heimat. | 3. Herz der Völker, Vaterland. | 4. Sie wollen (das ich umtaufen würde in: Der Willen Gottes) und | 5. Tsingtau. | Heymel sagte mir, dass noch ein weiteres unvergleichliches Gedicht in der »Tägl-Rundschau« erscheinen werde [»Hilf den Söhnen, Vaterland!« Vgl. Anm. 279]; darauf könnte man ja dann noch warten. Als Titel dieser Gedichtsammlung würde ich mir denken: | Heilig Vaterland. | Kriegslieder von einem Artilleriemeat auf Wangeroo. | (Rudolf Alexander Schröder.) | oder aber: | Heilig Vaterland. | Kriegslieder aus Wangeroo. | Rudolf Alexander Schröder. | Vielleicht auch wäre es noch besser, den Namen vollständig wegzulassen und die Lieder ohne Autor populär werden zu lassen. | Ich meine, dass eine solche Sammlung in einer Auflage von mindestens 100 000 Exemplaren erscheinen sollte. Diese Frage zu klären, ist der Zweck meines Briefes. Beabsichtigen Sie, wie Heymel annahm, etwas in diesem Umfang und in dieser Richtung zu tun? Sollte dies nicht der Fall sein: Würden Sie damit einverstanden sein, dass eine derartig grosse Auflage von anderer Seite in Szene gesetzt wird?« (Kippenberg-Archiv DLA)

<sup>319</sup> Nicht ermittelt.

<sup>320</sup> Die erste Nummer dieser wöchentlichen Werkszeitung erscheint am 8. Januar 1910, unter dem Titel: »Kruppsche Mitteilungen« mit der Beilage »Nach der Schicht« und dem Hinweis »erscheint nach Bedarf – in der Regel wöchentlich«. Herausgeber ist die Friedrich Krupp A.G., Essen, Schriftleiter Ernst Jordan.

rd. 70 000 Exemplaren. Dieser Zeitung möchte ich ein Sonderheft beilegen mit 12 Deiner Gedichte, unter dem Titel:

Sonderheft der Kruppschen Mitteilungen.

(Beilage für Liebesgaben.)<sup>321</sup>

»Heilig Vaterland.«

Kriegslieder eines Artilleriemaats auf Wangeroog.<sup>322</sup>

Dieses Sonderheft wird in je 2 Exemplaren den Kruppschen Mitteilungen beigelegt. Ausserdem enthält die entsprechende Nummer einen Hinweis darauf dass weitere Exemplare auf Wunsch gratis zur Verfügung stehen.<sup>323</sup> Die Gesamtauflage des Sonderheftes soll 200 000 bis 250 000 Exemplare betragen. Die Kruppschen Mitteilungen würden Dir ein Honorar von M. 1000,00 bewilligen. Unter den Gedichten würde sich auch »Lemberg« befinden, mit der Antwort von Hugo, unter der Überschrift:

»Österreichs Antwort.«<sup>324</sup>

(Von einem österreichischen Offizier.)

Das Gedicht selbst in Anführungszeichen, um es von den anderen zu unterscheiden.<sup>325</sup>

Nun teile mir bitte mit, ob Du damit einverstanden bist und ob Du mir das Recht zu dieser Publikation unter den oben genannten Bedingungen einräumst. Ich betone ausdrücklich, dass nicht ein Exemplar dieses Sonderheftes verkauft wird, sondern dass es sich lediglich um Gratisbeilagen

<sup>321</sup> Die sogenannten Liebesgaben sind Sendungen der Zivilbevölkerung für die Frontsoldaten. Dabei werden vor allem Lebens- und Genussmittel verschickt.

<sup>322</sup> Dieses Heft erscheint als »Heilig Vaterland«. Kriegslieder von einem Artilleristen-Maat auf Wangeroog, Essen-Ruhr, November 1914. Sonderheft der Kruppschen Mitteilungen. Auf den zwölf Seiten finden sich »Heilig Vaterland«, »Zum 1. August«, »Herz der Völker, Vaterland«, »Parole Heimat«, »Lemberg«, »Österreich's Antwort. Von einem österreichischen Offizier [Hofmannsthal]«, »Hilf den Söhnen, Vaterland!«, »Der Willen Gottes«, »Reiterlied«, »Soldatenlied vom Frieden«, »Gott kennt den Weg«, »Lied der Strandwache«. Vgl. Abb. 4.

<sup>323</sup> Im November 1914 (5. Jg.) erscheinen vier Nummern der Mitteilungen: Nr. 44, 7. November; Nr. 45, 14. November; Nr. 46, 21. November; Nr. 47, 28. November. Der Hinweis auf die Broschüre findet sich dort nicht.

<sup>324</sup> Vgl. Anm. 260.

<sup>325</sup> Das Gedicht von Hofmannsthal wird in Antiqua, die Gedichte Schröders hingegen in Fraktur gesetzt.

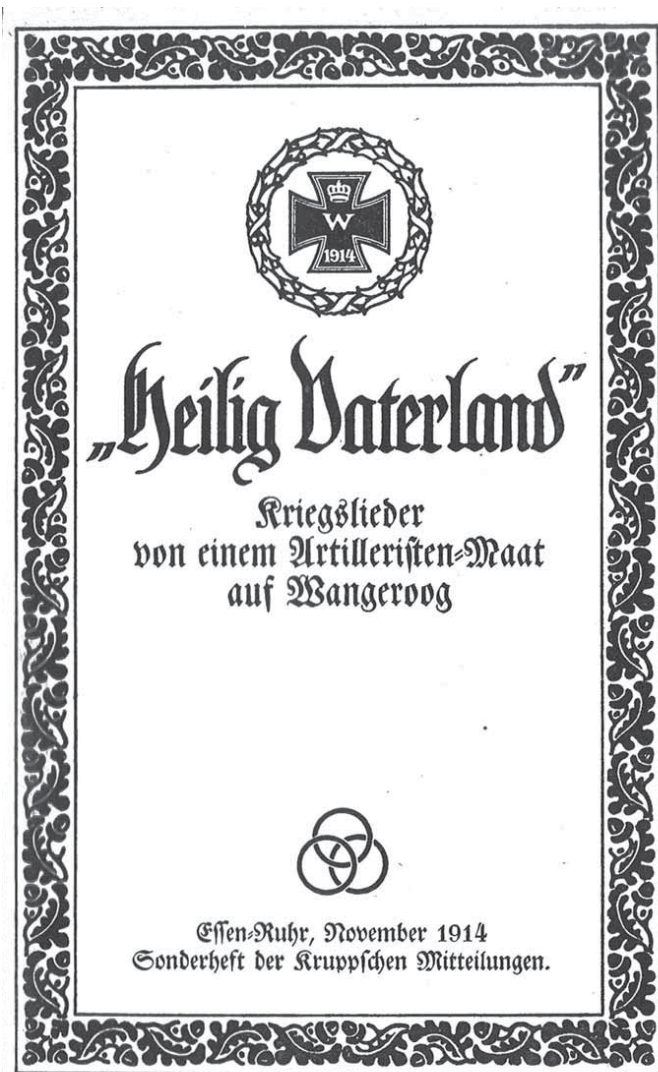


Abb. 4: »[...] auf einem höchsten Form- und Inhaltsniveau«. Rudolf Alexander Schröders »Kriegslieder«. Sonderdruck der »Kruppschen Mitteilungen« aus dem November 1914 (Historisches Archiv Krupp, Essen)

handelt. Ich betone ferner, dass der Kreis, an den sich diese Mitteilungen wenden, als Käuferkreis für etwaige Publikationen des Insel-Verlages in irgendwie nennenswertem Umfang nicht in Betracht kommt,<sup>326</sup> sodass also eine Konkurrenz für den Insel-Verlag gar nicht entstehen kann.

Ich bringe ausserdem noch persönlich 5 Flugblätter heraus, mit folgenden Inhalten:

- I. »Heilig Vaterland« und »Reiterlied«.
- II. »Lied der Strandwache«
- III. »Soldatenabschied.«
- IV. »Marschlied.«
- V. »Soldatenlied vom Frieden.«<sup>327</sup>

Diese 5 Flugblätter werden gedruckt in Auflagen von vorläufig je 10 000 Exemplaren und gehen an verschiedene Zentralstellen, von denen aus Liebesgaben versandt werden, als Beilagen; so z.B. nach Degenershausen, Neubeuern, Eybach, ferner aber auch nach Dresden, Magdeburg etc. Auch werden sie allen von meiner hiesigen Abteilung regelmässig alle 14 Tage ausgehenden Liebesgaben beigelegt.

Am liebsten wäre es mir schon, wenn Du mir mit dem grossen Plan bezüglich der Kruppschen Mitteilungen Dein telegraphisches Einverständnis aussprechen könntest.<sup>328</sup>

Du schreibst, dass Du Dich von dort fortsehnst. Soll ich versuchen, etwas für Dich zu tun?<sup>329</sup> Freilich stehen mir nicht annähernd so gute Verbindungen zu Gebote, wie Dir. Für Bethmann<sup>330</sup> müsste es doch eine Kleinigkeit sein, Dich in eine Stelle bringen zu lassen, die Dir sympathischer wäre als Deine jetzige Aufgabe.

<sup>326</sup> Ein Hinweis darauf, dass die Arbeiter und Angestellten bei Krupp nicht zu den Lesern des Insel-Verlags zählten, mit seinem gehobenen literarischen Programm und aufwendig gestalteten Büchern.

<sup>327</sup> Vgl. Bodenhausens Schreiben an die Lithographische Anstalt vom 24. Oktober 1914, in dem er den Satz der Flugblätter anweist (Nachlass Bodenhausen DLA). – Von diesem Flugblatt konnte kein Exemplar ermittelt werden.

<sup>328</sup> Vgl. Anm. 388.

<sup>329</sup> Vgl. dazu schliesslich Anm. 472.

<sup>330</sup> Zu Schröders Verhältnis zu Bethmann Hollweg vgl. die Anm. 397.

Von Hugo habe ich gute Nachrichten.<sup>331</sup> Willst Du etwas für das »Zeit-Echo« von Haas-Heye tun?<sup>332</sup>

Ich schreibe bald wieder. Bis dahin mit treuesten Grüßen

Dein  
Eberhard.

1 Exposé.

1 Kopie.<sup>333</sup>

<sup>331</sup> In seinem Brief vom 18. Oktober 1914 berichtet Hofmannsthal: »Ich bin voll Zuversicht trotz allem und allem. Dass wir so nebenbei, in schwierigstem Gebirgsterrain, mit Kräften 1:1, Serbien allmählich niederkämpfen, [...] wird vielleicht bei Euch nicht ganz nach Gebühr erkannt.« Außerdem sorgt er sich um die Gesundheit des Freundes und rät zur Goethe-Lektüre, um von der Arbeit zu entspannen: »[...] leg die Gespräche mit Eckermann, oder die mit dem Kanzler Müller aufs Nachtkästchen, lies jeden Abend für 10 Minuten darin. [...] wunder-voll erquickend.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>332</sup> Otto Ludwig Haas-Heye (1879–1959), Herausgeber der ersten beiden Jahrgänge des »Zeit-Echo. Ein Kriegs-Tagebuch für Künstler« (München 1914–1917). Den letzten Jahrgang edierte Ludwig Rubiner im Zeit-Echo-Verlag Benteli: Bern. Die Hefte erscheinen im Umfang von 10 bis 15 Seiten. – Bereits am 24. Oktober berichtet Bodenhausen in einem Brief an Hofmannsthal: »Der auch vielleicht Dir bekannte, mir recht unsympathische Haas-Heye [...], gibt eine Art von Kriegszeitschrift heraus, unter dem Titel ›Zeit-Echo‹, mit Beiträgen von Rilke, M.G. Conrad, Annette Kolb u.a. Er traf mich neulich in Berlin und bat mich geradezu flehentlich, ihm Beiträge von Dir und Schröder zu besorgen. Auf meine Frage, ob er bereit sei, eine Auflage von mindestens 100 000 Exemplaren einer Schröderschen Gedichtsammlung für das Rote Kreuz zur Verfügung zu stellen, stimmte er sofort zu. Ich habe mich darüber mit Kippenberg in Verbindung gesetzt, der mir gestern telegraphierte, dass der Insel-Verlag dies schon machen wolle. Ich muss ihm also schon diese erste Enttäuschung bereiten. Irgendwelchen Beitrag von Dir habe ich ihm als durchaus unwahrscheinlich hingestellt. Es ist mir aber nun der Gedanke gekommen, ob Du Deine Antwort an Schröder in der mir mitgeteilten Form als einen Beitrag liefern würdest, um den guten Willen zu zeigen und um auch Deinem schönen Gedichte eine gewisse Verbreitung zu sichern.« (Nachlass Bodenhausen DLA) (Zur Veröffentlichung Hofmannsthals vgl. Anm. 381.) In seinem Brief vom 6. November 1914 teilt Bodenhausen Otto Haas-Heye seine Vorbehalte mit: »Die Graphik stellt mich vor stets erneute, für mich unlösbare Probleme. Die Dichtung ist mir schlechthin unverständlich. Es gilt dies ganz besonders für den Beitrag von Rilke im 1. Heft. [...] Sie werden mich fragen, wie ich mir ein solches Zeit-Echo denke. Darauf kann ich Ihnen nur antworten, dass ich mir die Beiträge sehr viel einfacher und sehr viel näher denke an den Geschehnissen, die uns alle bis in's tiefste bewegen. Ein Beispiel: Ich wüsste mir keine schönere und bessere Dichtung für diese Zeit als den ›Cornet‹ von R.M. Rilke. Ich habe die Probe gemacht und habe in einer Versammlung von 30 Menschen gefunden, welch' ungeheure Wirkung davon ausging. Wie kann ein Mann, der etwas so herrliches und naturechtes geschrieben hat wie diese Dichtung, in der allereinfachsten Zeit zu solch' verstiegenen, dunklen Aesserungen kommen, wie in Ihrem 1. Heft?« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>333</sup> Beilage fehlt. Vgl. aber Anm. 318.

Herrn Rudolf Alexander Schröder  
Artilleriemat der Seewehr  
Kommandantur  
Wangeroog.  
Abschrift an H. v Hofmannsthal.

[Exposé]<sup>334</sup>

[Essen]

[Mittwoch] 16. September 1914

Eine Betrachtung der Folgen des Krieges wird zunächst von dessen Ausgangsmöglichkeiten auszugehen haben.

Die Möglichkeit, dass wir auf der ganzen Linie geschlagen werden, sowie die andere Möglichkeit, dass wir zwar nach dem Westen siegreich bleiben, dem Osten gegenüber aber infolge der laschen Haltung von Österreich unterliegen;<sup>335</sup> diese beiden Möglichkeiten dürften ausser Betracht bleiben. Denn sie sind durchaus unwahrscheinlich. Zudem sind die Friedensbedingungen in diesen beiden Fällen nicht mit uns zu vereinbaren, sondern werden uns diktiert. Wir würden dann nur noch von Englands Gnaden leben und würden ein in allen wesentlichen Punkten vernichtetes Dasein führen müssen.

Eine Möglichkeit, in Friedensverhandlungen einzutreten, bei denen unsere Stimme von Gewicht ist, tritt überhaupt erst dann ein, wenn wir Frankreich und Russland entscheidend geschlagen haben. (Unter »Frankreich« sollen hier stets Frankreich und Belgien, unter »Russland« hier stets Russland, Serbien und Montenegro verstanden sein.) Die nachfolgende Betrachtung geht infolgedessen davon aus, dass zunächst einmal Frankreich und Russland geschlagen sind. Alsdann bleibt noch als die von allen wichtigste Frage, die Frage betreffs England, offen.

Ein Niederringen von England kann auf vierfachem Wege vor sich gehen:

<sup>334</sup> Überlieferung: Typoskript mit handschriftliche Korrekturen. 11 Blätter (Nachlass Schröder DLA). – Der Kommentar zu diesem Exposé beschränkt sich auf kurze Sacherläuterungen und bietet den nötigsten historischen Hintergrund. Vgl. zu den Kriegszielprogrammen der deutschen Industrie und Politik die Einleitung S. 19–24.

<sup>335</sup> Die 1. und 4. österreichische Armee müssen bei den Schlachten von Lemberg im August und September 1914 den Kampf gegen eine russische Übermacht vorzeitig abbrechen. Vgl. dazu auch Anm. 365 und 367.

- 1) mit den Waffen;
- 2) wirtschaftlich;
- 3) indirekt auf dem Wege über Englands Bundesgenossen,<sup>336</sup>
- 4) indirekt auf dem Wege über den Islam.<sup>337</sup>

Zu 1). Auf die Möglichkeit, England mit den Waffen völlig niederzurufen, wage ich nicht zu hoffen.

Eine Landung mit solch' grossen Truppenmassen, wie sie für das hass-erfüllte und willensstarke England erforderlich wären, ist aller Wahrscheinlichkeit nach ausgeschlossen. Eine *völlige* Beherrschung der See ganz und gar unwahrscheinlich.

Unsere Flotte hat mit dem Tage der englischen Kriegserklärung einen Teil ihrer Bedeutung verloren, indem ihre Stärke es nicht vermocht hat, die Engländer von dem Wagnis des Einsatzes der ihren abzuhalten. Aufgabe unserer Flotte ist es nunmehr, für die Dauer des Krieges, soweit möglich, einschüchternd zu wirken und durch die Tatsache ihres Daseins und mit gelegentlichen stärkeren oder schwächeren Einzelwirkungen England in Nervosität zu erhalten. Je länger wir unsere Flotte intakt halten können, umso besser. Selbst wenn wir den günstigen Fall annehmen wollen, dass jedes deutsche Schiff zwei englische Schiffe niederkämpfen könnte, wäre zur Erreichung solchen Zieles die Havariierung der eigenen Schiffe nicht zu vermeiden. Selbst bei einem relativ so günstigen Ausgang würde bei dem gegebenen Kräfteverhältnis England immer noch – wenn auch absolut genommen im bescheidensten Umfange – uns gegenüber die See beherrschen.<sup>338</sup>

Mit Luftschiffen aber ist etwas Ernsthaftes nicht zu erreichen. Ich hoffe dringend, dass man davon absehen wird, die Luftschiffe anders, als gegen befestigte, also Küstenplätze, zu verwenden. Ein Luftbombardement der offenen Stadt London würde mir, da letzten Endes ganz wirkungslos, als ein schwerer politischer Fehler erscheinen.<sup>339</sup> Auf diesem Wege also ist eine Entscheidung kaum zu erreichen.

<sup>336</sup> Gemeint sind Frankreich und Belgien.

<sup>337</sup> Gemeint ist das Osmanische Reich.

<sup>338</sup> Zu Kriegsbeginn verfügt die Royal Navy über eine wesentlich größere Flotte im Vergleich zur deutschen Marine. So stehen beispielsweise 20 britische Schlachtschiffe 15 deutschen gegenüber, bei den Panzerkreuzern beträgt das Verhältnis 34 zu 9, bei den Zerstörern 256 zu 149.

<sup>339</sup> Bereits vor dem Krieg sind Zeppeline in Deutschland weiterentwickelt worden, um sie als strategische Aufklärungs- und Bombenwurfmöglichkeit gegen England zu benutzen. Ab

Zu 2). Der Ausgang des wirtschaftlichen Kampfes hängt von der Frage ab, ob wir in der Lage sind,

- a. ohne jede Zufuhr von ausserhalb uns selbst zu ernähren,
- b. die für den Krieg und für das Wirtschaftsleben erforderlichen Rohstoffe von dem Ausland herein zu bekommen.

Die Frage ad a) ist ohne weiteres zu bejahen. Deutschland ist seit längerer Zeit schon zu 90 % selbst versorgend; eine Einschränkung um 10 % ist ohne jedes nennenswerte Opfer möglich (vor 15 Jahren betrug der durchschnittliche Brotkonsum pro Kopf und Tag mehr als 15 % weniger als heute und wir sind auch damals nicht verhungert). Zudem ist die Zufuhr aus dem Balkan offen und wird voraussichtlich von dem Verbrauch der Balkanstaaten nicht voll absorbiert werden.

Dagegen ist die Frage ad b) sehr schwierig. Gelingt es uns, diese Frage in ihren wesentlichen Punkten zu lösen, so sind wir bei weitgehendster und nicht zu bezweifelnder Opferwilligkeit des gesamten Volkes in der Lage, in dem wirtschaftlichen Kampf über England zu siegen. Hier muss uns die Festigkeit und der Wille der Vereinigten Staaten zu Hülfe kommen. Wenn es gelingt, wie beabsichtigt ist, neutrale grosse Lagerstellen in Häfen wie Malmö und Genua einzurichten,<sup>340</sup> zu denen die amerikanischen, für unsern wirtschaftlichen Fortbestand unentbehrlichen Waren (Schmieröle, Kupfer, Jute und Baumwolle)<sup>341</sup> auf amerikanischen Schiffen als amerikanisches Eigentum transportiert werden und von denen aus die Amerikaner die für ihre eigene wirtschaftliche Existenz unentbehrlichen, nur aus Deutschland zu beziehenden Rohstoffe (Kali und Farbstoffe)<sup>342</sup> zurück verfrachten, und wird ferner diese unter amerikanischer Flagge betriebene Schifffahrt von den Engländern respektiert, wie selbst bei äusserster Notlage Englands anzunehmen ist, so wird die im übrigen weit grössere Opferwilligkeit Deutschlands uns die wirtschaftliche

1915 finden 1106 Aufklärungs- und 352 Angriffsfahrten der Marine nach Frankreich und England statt, mit Bombardements von Paris und London. Bei insgesamt 51 Angriffsfahrten gegen England werden 550 Zivilisten getötet, 1350 verwundet. Vgl. Wolfgang Schmidt, Art. Zeppelin (Luftschiff). In: Enzyklopädie Erster Weltkrieg (wie Anm. 266), S. 976.

<sup>340</sup> Über Malmö verläuft vor dem Krieg der deutsche Ostseehandel, die Stadt wird vor allem von Lübeck aus angefahren. Über Genua wird der deutsche Überseehandel in den Osten, nach Australien, Zentralamerika und in den Pazifik geleitet.

<sup>341</sup> Zur Bedeutung dieser Güter vgl. Anm. 267.

<sup>342</sup> Seit der Entdeckung des Staßfurter Lagers 1861 hatte Deutschland beinahe das Weltmonopol auf Kali; Kalisalze werden hauptsächlich zur Herstellung von Kunstdüngemittel eingesetzt.



Überlegenheit sichern. Der gegebene Zustand kommt für England einer Kontinentalsperre ganz nahe.<sup>343</sup> Die mit krampfhaftem Eifer in's Leben gerufenen Versuche der Engländer, die deutschen Farbstoffe, die den gesamten Weltmarkt versorgen, in England herzustellen, können erst nach längerer Zeit, und dann auch nur ganz unvollständig, zu einem Ergebnis führen. Bis dahin aber kommt die gesamte und in ihrem Umfang ungeheure englische Textilindustrie zum Erliegen.<sup>344</sup> Auf die Schwierigkeiten zur Beschaffung von Zucker brauche ich nur hinzudeuten.<sup>345</sup> Im Augenblick allerdings ist England auf sechs Monate mit Zucker versorgt; dies hat es indessen mit einer Steigerung des Zuckerpreises um das Dreifache bezahlen müssen. Wenn auch, wie sachverständige Beurteiler aussagen, London heute noch ein vollkommen normales Gepräge aufweist, so scheint doch die Nervosität in den Geschäftskreisen, insbesondere bei den Banken, eine ungeheure zu sein, während bei uns ausnahmslos in allen Kreisen die grösste Ruhe und Zuversicht herrscht.<sup>346</sup>

Zu 3). Die Möglichkeit, dass Frankreich und Belgien von uns so niedrigerungen werden, dass sie mit allen Mitteln, und auch mit grossen Opfern an europäischem und Kolonialbesitz, in England zum Abschluss des Friedens hindrängen, ist durchaus vorhanden. Schon jetzt steht Frankreich vor

<sup>343</sup> Eine Anspielung auf Napoleons Wirtschaftsblockade gegen die britischen Inseln, die von 1806 bis 1814 in Kraft ist. Wegen der Siege der deutschen Armee in Frankreich und der Seeblockade in der Ostsee gegen Russland sind Englands Verbündete auf dem Festland nur schwer zu erreichen.

<sup>344</sup> Vgl. dazu den Bericht der Wirtschaftsfachzeitschrift »The Engineer« aus dem März 1915 über die wirtschaftliche Schädigung Englands durch den Krieg und durch das Ausbleiben deutscher Fabrikate: »Wie sehr das Fehlen wichtiger Zwischenstufen in der Produktion ein Land schädigen kann, zeigt sich in *England*, wo die ungenügende Entwicklung manchen Herstellungsverfahrens *einige der wichtigsten Industriezweige des Landes fast lahmgelegt* hat. So bedroht das Aufhören der Farbstoffeinfuhr aus Deutschland, trotzdem diese in Geldeswert nur etwa 20 Mill. Mk. beträgt, die englische Textilindustrie, die Tapetenindustrie und andere Industriezweige. So hat das Ausbleiben der billigen Halbfabrikate die *englische Eisenindustrie* in eine *unangenehme Lage* gebracht, während das Ausbleiben von Grubenhölzern für die Kohlengruben sehr unbequem ist. Das britische Prinzip, nur Fertigfabrikate herzustellen und Rohstoffe, sowie Halbfabrikate einzuführen, hat sich in diesem Kriege *dem deutschen System unterlegen gezeigt*.« Zit. nach Carl Johannes Fuchs, Die deutsche Volkswirtschaft im Kriege. Tübingen 1915, S. 48, Anm. 61.

<sup>345</sup> Die Hälfte der von der deutschen Zuckerindustrie erzeugten Produkte ist für den Export bestimmt, etwa drei Viertel davon gehen nach England. Nach Kriegsausbruch wird ein Ausfuhrverbot erlassen – einerseits um die englische Volkswirtschaft zu schädigen, andererseits weil die Zuckerrüben in der Landwirtschaft als Futtermittel benötigt werden. Vgl. Fuchs, Volkswirtschaft (wie Anm. 344), S. 63, Anm. 88.

<sup>346</sup> Wahrscheinlich nach der Einschätzung von Karl Helfferich. Vgl. Anm. 316.

einer völligen Katastrophe. Die Banque de Paris<sup>347</sup> und die Société générale<sup>348</sup> sind bankrott. Der Crédit Lyonnais<sup>349</sup> honoriert nicht den geringsten Auslandsscheck mehr. Schweizer Schecks über frs. 300,00 werden vom Crédit Lyonnais als uneinlösbar zurückgewiesen. Die im Juli ausgegebene Anleihe ist überhaupt nicht unterzubringen. Die Geldbeschaffung in einem zu einem Viertel besetzten Lande wird auf unüberwindliche Schwierigkeiten stossen und wird an die Geduld Englands ungeheure Anforderungen stellen. Diese Situation wird ungemein verschlimmert dadurch, dass Russland seine Zinsen nicht bezahlen wird.<sup>350</sup>

Die Möglichkeit ad 4) muss zur Zeit als eine noch offene Frage angesehen werden. Trotzdem ist es keine Utopie, auf erhebliche Schädigungen des englischen Reiches durch den Islam zu hoffen. Es ist ein Zeichen dafür, wie verwundbar und schwach England sich selbst auf diesem Gebiet ansieht, dass es sich schon so viel Demütigungen seitens der Türkei ausgesetzt hat, ohne irgend etwas dagegen zu tun.

Auf den Protest des englischen Botschafters<sup>351</sup> hin wegen dem Verbleib von »Goeben« und »Breslau« in Konstantinopel hat die Türkei geantwortet, diese Schiffe seien als Ersatz für die von England beschlagnahmten Dreadnoughts von Deutschland an die Türkei verkauft.<sup>352</sup> Also offener Hohn! Und der britische Botschafter ist angewiesen worden, so zu tun, als ob er dies glaube. Er hat auch weiter schlucken müssen, dass die gesamte deutsche Besatzung auf den Schiffen verblieben ist, und dass auf seinen Protest hin geantwortet wurde, diese sämtlichen Deutschen seien inzwischen Türken geworden. England hat es ferner hinnehmen müssen, dass seine berühmte Marine-Kommission mit angeblichen »Konferenzen am Lande« vier Wochen lang bis zu der gestern erfolgten Abreise kaltgestellt worden ist.<sup>353</sup> Alle diese Vorkommnisse sprechen dafür, dass die Türkei nicht mehr zurück kann.

<sup>347</sup> Die Banque Nationale de Paris wird 1848 gegründet und ist heute die älteste Bank Frankreichs.

<sup>348</sup> Die Société Générale ist eine der wichtigsten Geschäftsbanken Frankreichs; sie wird 1864 zur Förderung von Handel und Industrie gegründet und hat ihren Sitz in Paris.

<sup>349</sup> Der Crédit Lyonnais ist eine 1863 gegründete Geschäftsbank mit Sitz in Lyon.

<sup>350</sup> Seit den 1890er Jahren wird die russische Industrialisierung beinahe ausschließlich von französischen Banken finanziert. Die deutsche Seeblockade bringt Russland um die benötigten Exporteinnahmen, um weiterhin die Zinszahlungen leisten zu können. Vgl. auch Anm. 366.

<sup>351</sup> Der britische Botschafter in Konstantinopel, Sir Louis de Mallet (1864–1936).

<sup>352</sup> Vgl. dazu Anm. 271.

<sup>353</sup> Die britische Marinekommission wird wegen des Verdachts der Spionage seit Mitte August an der Ausreise gehindert.

Im Falle eines Sieges unserer Feinde wäre es um die Existenz der Türkei geschehen. Die bisher in Deutschland mit Verwunderung beobachtete Verzögerung erklärt sich daraus, dass die aus Deutschland gesandten Minen für die Dardanellensperre erst am 12. und 13. September in Konstantinopel ankamen und erst gestern abend fertig verlegt worden sind.<sup>354</sup> Bei der Natur des Orientalen mag es immerhin noch einige Wochen dauern; schliesslich aber wird die Entscheidung gegen England fallen müssen.<sup>355</sup> Ergiebt es sich alsdann, dass der Kriegserklärung der Türkei der von den Engländern so misshandelte, in Konstantinopel befindliche, Khedive sich anschliesst, so erwächst zunächst in Ägypten den Engländern eine sehr schwierige Stellung.<sup>356</sup> Die Tatsache verdient Erwähnung, dass die Engländer Ende August den Versuch gemacht haben, in Alexandrien die englische Flagge zu hissen, dass sie aber daran verhindert worden sind durch eine drohende Haltung der mohammedanischen Soldaten, die bereit waren, die Maschinengewehre gegen ihre Offiziere in Tätigkeit treten zu lassen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es so kommen, dass alle vier Faktoren zusammengenommen, in teilweisen oder völligen Erfolgen, zu einer mindestens teilweisen Niederzwingung von England, im Anschluss an die Niederlage seiner Verbündeten, führen werden.

Die Aufgaben, die alsdann zu lösen sind, gliedern sich in

- I. politische,
- II. wirtschaftliche.

<sup>354</sup> Durch den Minengürtel der Dardanellen scheitert im März 1915 ein britisch-französischer Durchbruchversuch unter erheblichen Verlusten.

<sup>355</sup> Eine türkische Kriegserklärung bleibt aus. Nachdem die »Goeben« und die »Breslau« Ende Oktober russische Schwarzmeerhäfen beschiesßen, sieht sich Russland zur Kriegserklärung veranlasst. Am 5. November 1914 erklärt Großbritannien der Türkei den Krieg und annektiert Zypern.

<sup>356</sup> England hat dem sich in Konstantinopel aufhaltenden Khediven [Abbas Hilmi II. (1874–1944)] im August 1914 mitgeteilt, seine Rückkehr nach Ägypten sei nicht erwünscht. Daraufhin meldet Ende August der deutsche Botschafter in der Türkei [Hans von Wangenheim (1859–1915)], dass der Khedive angeboten habe, in Ägypten einen antibritischen Aufstand vorzubereiten. – Ägypten gilt neben Indien als mögliche Schwachstelle des Empires; einen Aufstand gegen die Kolonialmacht zu entfesseln, gehört seit Kriegsbeginn zum Programm des Auswärtigen Amtes. Vgl. dazu Kurt Riezler, Tagebücher, Aufsätze, Dokumente. Hg. von Karl Dietrich Erdmann. Göttingen 2008, S. 200, Anm. 2.

Die Formulierung der Aufgabe ad I) ist ohne Kenntnis der äussersten und unabweislichen Forderungen unseres Grossen Generalstabes kaum möglich.<sup>357</sup> Vorbehaltlich jeder Korrektur der nachfolgenden Gedanken durch militärische Gesichtspunkte wäre etwa folgende Lösung zu denken:

*a. Osten.*

Die Ostseeprovinzen mit militärisch ausreichendem Zwischenland zwischen Ostpreussen und Kurland werden deutsche Gebiete, bei weitgehendster Erhaltung der in den Händen der Oberkaste ruhenden Selbstverwaltung, bei Verwertung eines zu enteignenden Teiles des Grossgrundbesitzes zugunsten deutscher Ansiedler und bei Begünstigung einer Auswanderung der Letten in die von deutschen Ansiedlern besiedelten und gegen diese in der Besiedlung einzutauschenden Teile des inneren Russland. Irgend welche politischen Rechte müssten in diesen Provinzen an die deutsche Nationalität gebunden sein.

Polen wird zu einem selbständigen Staat erhoben, unter österreichischer Oberhoheit in noch zu vereinbarenden Form. Insoweit militärische Rücksichten es verlangen, würden Teile von Polen zu Preussen geschlagen werden müssen. Für diese Teile sowohl, als für die jetzt zu Preussen gehörigen polnischen Landesteile wäre, bei möglichster Förderung deutscher Ansiedler, eventl. im Austausch gegen die deutschen Ansiedler im Innern Russlands, der Grundsatz aufzustellen, dass jedem Staatsangehörigen polnischer Nationalität eine Frist gegeben wird von etwa 5 Jahren, innerhalb derer er sich darüber schlüssig zu machen hat, ob er innerhalb des alten und neuen Preussens zu bleiben gewillt ist, oder ob er es vorzieht, in den neuen polnischen Staat auszuwandern. Die Auswanderung ist nach Möglichkeit zu erleichtern, insbesondere durch Übernahme des Grund und Bodens durch die Ansiedlungs-Kommission, zur Förderung weiterer deutscher Ansiedler. Nach Ablauf dieser 5 Jahre würde in dem neuen sowohl als in dem alten polnischen Preussen die deutsche Sprache für sämtliche Schulen und Kirchen obligatorisch werden und jede polnische Presse verboten sein.

<sup>357</sup> Der Generalstab ist die höchste militärische Kommandobehörde der deutschen Streitkräfte. Gemeinsam mit Generalstabsoffizieren aus Sachsen, Württemberg und Bayern führt der preussische »Generalstab der Armee« die militärische Planung im Reich durch, wobei die Zentrale in Berlin als »Großer Generalstab« bezeichnet wird. Aus den vier Generalstäben wird zu Beginn des Ersten Weltkrieges die Oberste Heeresleitung (OHL) gebildet. Seit dem 14. September ist Erich von Falkenhayn (1861–1922) Chef der OHL.

Ueber die staatsrechtliche und militärische Ausgestaltung des unter österreichischer Oberhoheit zu bildenden neuen Polenreiches möchte ich mich nicht auslassen, da mir diese Frage zu fern liegt. Jedenfalls muss ein Mittel gefunden werden, um die militärische Verbindung des neuen Polenreiches nicht nur mit Österreich, sondern auch mit dem Deutschen Reiche für alle Zeiten sicher zu stellen.

*b. Westen.*

Das wichtigste Erfordernis ist eine Verständigung mit Holland auf der ganzen Linie, Zollunion und Militärkonvention. Unter dieser Voraussetzung kann das ganze vlämische Belgien einschl. Antwerpen an Holland abgetreten werden.

Da der Grosse Generalstab die Küste bis Boulogne vermutlich unbedingt verlangen wird, so muss eine Form gefunden werden, in der Belgien, einschl. der nördlichen Teile Frankreichs, dem Deutschen Reich angegliedert wird. Dabei muss unter allen Umständen vermieden werden, dass diese neuen Teile etwa politisch gleichberechtigte Bestandteile des Deutschen Reiches werden. Die Form, in der dies geschehen kann, ist mir noch durchaus nicht klar. In erster Linie müssen wir die gesamten Eisenbahnen beherrschen, sowie alle strategisch wichtigen Punkte. Durchaus vermieden muss es werden, ein grösseres Luxemburg zu schaffen. Die jetzige Stellung Luxemburgs als unabhängiges und neutrales Land, das mit uns in Zollunion steht, darf in keiner Weise angetastet werden. Eine Änderung dieses Zustandes darf nur in Betracht kommen, wenn der Wunsch von Luxemburg selbst ausgeht. Auch dann aber wäre es nicht wünschenswert, an dem bestehenden Zustande etwas zu ändern. Die Bestimmung der neuen französischen Grenze wird, abgesehen von dem Erzlager bei Longwy und Briey, das wir unbedingt haben müssen,<sup>358</sup> im wesentlichen von militärischen Gesichtspunkten aus erörtert werden müssen. In diesem Fall könnte, insoweit weitere Teile zu Deutschland geschlagen werden, diese später, nach Ablauf von 30 bis 60 Jahren, mit Elsass-Lothringen zu vereinigen.

<sup>358</sup> Noch zehn Jahre nach Bodenhausens Tod erinnert sich Hofmannsthal beim Verfassen eines Erinnerungsaufsatzes an diesen Satz: »Sein Annexionismus. »Das Becken von Briey brauchen wir eben.« Und fügt leicht irritiert hinzu: »War aber diese Haltung sein Letztes?« (GW RA III, S. 167)

### *c. Kolonien*

Auf Kiautschou,<sup>359</sup> dessen Besitzergreifung ein schwerer politischer Fehler war und dessen Besitz zu immer neuen Verwicklungen in Ostasien führen kann, sollten wir verzichten. Ferner sollten wir versuchen, die Südsee-Inseln<sup>360</sup> Amerika zu überlassen und uns dagegen dauernde wirtschaftliche Vorteile, wie Meistbegünstigung, von den Vereinigten Staaten zu sichern. Dagegen muss unser Kolonialreich in Afrika eine grosse Ausdehnung erfahren, in erster Linie durch den grössten Teil oder das Ganze des französischen und belgischen Kongo, sowie durch den westlichen, an den Atlantischen Ozean angrenzenden Teil von Marokko.<sup>361</sup> Gegen Kiautschou muss England uns Zanzibar, Walfischbai und den an den Kilimandscharo angrenzenden Teil von Britisch-Ostafrika abtreten.<sup>362</sup> Daneben käme der von anderer Seite gemachte Vorschlag in Betracht, von den Engländern eine Kompensation zu verlangen in der Form von je 2 Schiffen in natura für jedes uns in Kiautschou verloren gegangene Schiff.

*d. England* muss uns jedes verlorene oder dauernd havarierte Schiff in natura ersetzen.

## II. Wirtschaftlich.

Die Lösung dieser Aufgabe wird sehr schwierig. Sie kann daher vorläufig nur ganz andeutungsweise erörtert werden und wird noch nach vieler Richtung hin der Ergänzung und der Korrektur bedürfen.

<sup>359</sup> Kiautschou ist ein Gebiet im Süden der Shandong-Halbinsel an der chinesischen Ostküste. Es wird dem Deutschen Reich 1898 durch das Kaiserreich China verpachtet. Die Hauptstadt ist Tsingtau. Am 10. August 1914 ergeht ein japanisches Ultimatum, dass die vollständige Übergabe des Gebietes fordert. Da dieses Ultimatum unbeantwortet bleibt, errichten japanische und britische Kriegsschiffe am 27. August eine Blockade. Nach erfolglosen Angriffen ziehen die Alliierten einen Belagerungsring um das Pachtgebiet. Erst Anfang November geht den Deutschen die Munition aus; man kapituliert am 7. November 1914. Kiautschou wird durch Japan besetzt.

<sup>360</sup> Die deutschen Schutzgebiete in der Südsee begründen sich auf einen kaiserlichen Schutzbrief für die Handelsniederlassungen deutscher Gesellschaften. Das Gebiet gliedert sich in Deutsch-Neuguinea und Deutsch-Samoa.

<sup>361</sup> Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat Deutschland immer wieder Interesse an einem Einfluss in Marokko bekundet (vgl. Anm. 41). 1912 wird das Land in die Protektorate Französisch-Marokko und Spanisch-Marokko im Norden aufgeteilt. Es gehört somit zu großen Teilen zum Kolonialgebiet Französisch-Westafrika.

<sup>362</sup> Sansibar ist ein britisches Protektorat vor der Küste von Deutsch-Ostafrika. Die Walfischbucht ist eine britische Enklave auf dem Gebiet der deutschen Kolonie Südwestafrika. Der Kilimandscharo, auch Kaiser-Wilhelm-Spitze genannt, liegt im äußersten Norden von Deutsch-Ostafrika, direkt an der Grenze zu Britisch-Ostafrika (heute Kenia).

Zunächst wird auszugehen sein von einer mitteleuropäischen Zollunion, die in sich begreift: Deutschland, Österreich mit dem neuen Polen, Holland, das frühere Belgien, und vielleicht auch die Schweiz. Innerhalb dieser Zollunion werden Differenzialzölle nicht zu umgehen sein,<sup>363</sup> insbesondere sind diese erforderlich für landwirtschaftliche Produkte zugunsten Deutschlands zwischen Österreich und Deutschland wogegen dann als Kompensation Österreich wieder gewisse Differenzialzölle, insbesondere für seine Eisenindustrie, verlangen wird. Differenzialzölle aber sind auch erforderlich gegen das bisherige Belgien, da dessen Eisenindustrie z.B. mit unvergleichlich niedrigeren Selbstkosten arbeitet, als Deutschland. Die durchaus erforderliche Einführung der sozialen Gesetzgebung für das bisherige Belgien wird diesen Unterschied etwas ausgleichen. Es müsste in Aussicht genommen werden, bei fortschreitendem Ausgleich diese Differenzialzölle zu mildern und schliesslich aufzuheben. Die Einzelheiten in der Ordnung dieser Verhältnisse könnten weiteren Verhandlungen nach Friedensschluss vorbehalten werden, da es sich um Verhandlungen mit befreundeten Staaten dreht; dagegen müssen die wirtschaftlichen Verhältnisse zum feindlichen Ausland naturgemäss mit dem Friedensschluss zusammen geordnet werden, bedürfen also einer möglichst einfachen Gestaltung. Dabei ist Vorsorge zu treffen, dass der französische und russische, und soweit irgend anhängig, der englische Markt uns erhalten werden. Ob die Vereinbarung der Meistbegünstigung bei der feindlichen Gesinnung, die in dem besiegten Ausland noch jahrzehntelang andauern wird, uns genügenden Vorteil verschafft, ist zweifelhaft. Von dem Umfang und der Durchschlagskraft unserer Siege wird es abhängen, inwieweit es möglich wird, in den genannten drei Ländern einheitlich festgelegte Vorzugszölle für uns zu erwirken.

Die Zollverhältnisse Englands müssen uns gegenüber für das ganze englische Machtgebiet einheitlich sein, es müssen also die sämtlichen gegen uns bestehenden Vorrechte, die ein Teil der englischen Kolonien zur Zeit dem englischen Mutterland einräumt, in Fortfall kommen und es muss eine völlige Gleichstellung der deutschen und der englischen Exporte in den englischen Kolonien herbeigeführt werden.

<sup>363</sup> Differenzialzölle sind Zollabgaben, bei denen nicht alle Staaten den gleichen Zollsatz zahlen. Dadurch kann der Handel oder die Industrie eines bestimmten Landes begünstigt werden.

Wie im Osten der Grossgrundbesitz, so muss in dem okkupierten westlichen Feindesland der Grossgrundbesitz, der gesamte Bergbau und ein Teil der Schwer-Industrie zugunsten Deutschlands als Bestandteil der Kriegsentschädigung enteignet werden; Grundbesitz zugunsten Besiedlungszwecken, Bergbau und Industrie zugunsten meistbietender deutscher Käufer.

*24 Rudolf Alexander Schröder an Eberhard von Bodenhausen*<sup>364</sup>

[Wangerooge]

26.10.1914 [Montag]

Lieber Eberhard,

Hab vielen Dank für Deinen Brief. Das Expose hat mich sehr interessiert; leider habe auch ich jetzt den Eindruck, als werden wir nicht ganz soviel erreichen. Meine Hauptsorge ist & bleibt auch Österreich. Nachdem, was ich durch Heymel & und auch durch Hugo erfahre,<sup>365</sup> scheint man dort doch der Aufgabe sehr wenig gewachsen zu sein, & wenn nicht die Russen wirklich in die finanziellen, sanitären und Munitions-

<sup>364</sup> Überlieferung; Eigenhändiger Brief. 9 Blätter (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>365</sup> Heymel schreibt am 21. September 1914 aus Berlin an Schröder: »Lemberg ist eine furchtbare Schweinerei. Alles ist dort verraten gewesen, der ganze österreichische Aufmarsch, die Österreicher haben von den Russen nichts gewusst, auf schönen Strassen die verbündete Artillerie nach Russland hineingezogen, aber die Strassen waren Fallen und hörten auf und führten in Sümpfe. [...] Der Aufmarsch der Österreicher war glücklich am 20. August notdürftig beendet, sie haben mit unserm Säbel gerasselt bei unserem Ultimatum und waren natürlich die verfluchten Schlamper wie immer die Zauderlinge nicht fertig. Die Truppen schlagen sich mit derselben Bravour wie unsere braven Kerle, aber der grüne Tisch zaudert wieder einmal kurz und gut, Gott schütze uns vor unseren Freunden!« (Nachlass Heymel DLA) Und Hofmannsthal berichtet Schröder am 24. September 1914: »Ahnst du denn, mein Guter, wie ungeheuer gespannt unsere Situation ist?!: die unsagbar brave Armee in Galizien einer Übermacht von 100000 Gewehren gegenüber (und artilleristisch schwächer) in Bosnien der schwache Grenzcordon durchbrochen und die Serben im Anmarsch auf Sarajewo (wir werden sie schon hinaus schlagen!) [...] mit Rumänien das Verhältnis ganz ebenso, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde auf der Schneide – im Innern dies Meer von Not und Schwierigkeiten, das Land überflutet von den Flüchtlingen aus Galizien und der Bukowina (Galizien ist größer wie Baiern) – nun wirst du verstehen, mein Lieber, daß mir hier, an einer Centralstelle des Reiches, wo man alles erfährt, alles weiß [...] und so wenig helfen kann, sich verzehrt in Ohnmacht und Verbitterung, daß mir da manchmal dein Seefort mit all der schweren Gefahr, die ein gegebener Augenblick dort bringen kann, als ein beneidenswerter idyllischer Aufenthalt erscheint.« (Nachlass Schröder DLA)



Kalamitäten geraten, die man ihnen bei uns prophezeit,<sup>366</sup> & die wir ihnen ja trotz aller Christenliebe wünschen müssen, so wird der Druck in der galizischen Ecke wohl sehr fühlbar bleiben.<sup>367</sup> Im Westen habe ich doch das Vertrauen, das schließlich nicht wir, sondern die anderen Retraite<sup>368</sup> blasen, wenn damit auch wohl nur eine zweite »Quartalschlacht«<sup>369</sup> eingeleitet wird. Ich schneide dir für alle Fälle aus der »Tägl. Rundschau« einen Artikel heraus,<sup>370</sup> obwohl ich annehme, daß du ihn gelesen haben wirst. Man bekommt wirklich Respekt vor dem konsequenten Verbrechen

<sup>366</sup> Die »Tägliche Rundschau« berichtet an diesem Tag in einem »Die zwölfte Kriegswoche« betitelten Artikel: »Die Russen haben ungeheure Verluste an Menschen und Geschützen, und wenn sie auch neue Truppen ins Feld stellen können, so werden sie die verlorenen Geschütze nicht neu zu schaffen vermögen.« (Jg. 34. Nr. 515, Morgen-Ausgabe, 26. Oktober, S. [1]) Und am Abend des 26. gibt die Zeitung unter der Überschrift »Rußland auf dem volkswirtschaftlichen Isolierstuhl« den Bericht des englischen Schriftstellers Stephen Graham (1884–1975) wieder, der in der Londoner »Times« aus der russischen Kleinstadt Kowno (heute Litauen) schreibt: »Rußland ist im Begriff, von dem übrigen Europa abgeschnitten zu werden.« Weder sei Schifffahrt in den baltischen Hafenstädten, noch über das Schwarze Meer möglich, das arktische Meer friere bald zu, ebenso der finnische Meerbusen. »Die Folgen der Blockade haben sich bereits in Rußland fühlbar gemacht. Die landwirtschaftlichen russischen Produkte können nicht mehr ausgeführt werden. Der große Handel mit Eiern und mit sibirischer Butter hat aufgehört, und die Butter wird nun in Sibirien zu jedem Preise verkauft, da sie nicht konserviert werden kann. Die Einfuhr hat ein Ende genommen, die Geschäfte haben keine Vorräte mehr, und die Preise sind außerordentlich gestiegen. Schuhe, Kleider, alles ist um 50 v[on]. H[undert]. und mehr verteuert. Dabei wird die Teuerung mit jedem Tag größer.« Tägliche Rundschau. Berlin. Jg. 34, Nr. 516, Abend-Ausgabe, 26. Oktober 1914, Hauptblatt S. 2.

<sup>367</sup> Nachdem die russische Armee die Schlachten bei Lemberg gewonnen hat, steht der größte Teil Galiziens unter russischer Kontrolle. Die österreichische Armee verliert ein Drittel ihres Offizierkorps und wichtige Ölfelder südlich von Lemberg.

<sup>368</sup> Frz. Zapfenstreich der Kavallerie, Rückzug.

<sup>369</sup> Regelmäßig, vierteljährlich wiederkehrende Schlacht.

<sup>370</sup> Es handelt sich wohl um den Artikel vom 24. Oktober 1914, in dem die »Tägliche Rundschau« »Enthüllungen über die englischen Kriegspläne« verspricht. In dem ungezeichneten Bericht kommt der Kunststagent und politische Publizist Arnold Rechberg (1879–1947) zu Wort, ein »Freund der Frankfurter Zeitung« und Anhänger einer gegen England gerichteten deutsch-französischen Verständigung, der seit 1904 in Paris lebt. Englische Diplomaten bekannten ihm gegenüber gesprächsweise: »England müsse auf alle Fälle Krieg gegen Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung führen. Der Erfolg eines solchen Krieges ist gerade auf wirtschaftlichem Gebiete nur dann möglich, wenn Frankreich und Rußland auf Englands Seite kämpfen. Wären beide Länder siegreich, so sei Englands Ziel zu erreichen, ohne daß England selbst große Opfer bringen müsse. Würden seine Verbündeten geschlagen, so werde England trotzdem einen Friedensschluß zu verhindern suchen. [...] Um den deutschen Wettbewerb auf lange lahmzulegen, müsse England versuchen, den Kriegszustand lange hinauszuziehen, auch wenn seine Verbündeten Erfolge nicht erringen könnten.« Rechberg bekundet sein Erstaunen darüber, daß sich die zwei Großmächte Frankreich und Rußland so sehr für britische Interessen instrumentalisieren lassen. Tägliche Rundschau. Berlin. Jg. 34, Nr. 512, Morgen-Ausgabe, 24. Oktober 1914, Hauptblatt S. 3. Zu Rechberg vgl. Werner Bühner, Arnold Rechberg. In: Neue Deutsche Biographie 21/2003, S. 228f.

dieser christlichsten aller Nationen.<sup>371</sup> Ich würde gern mal von einem Kenner Auskunft erhalten darüber, ob denn wirklich die wirtschaftliche Konkurrenz Deutschlands den Engländern so an's *Leben* (nicht nur an die Bequemlichkeit) ging. Mir scheint das gar nicht mal der Fall. Um so größer die Niedertracht. – Ich bin im allgemeinen dem üblichen Geschimpfe über die Regierenden sehr fremd, aber es muß doch irgendwo und nicht nur »irgend« wo, sondern an vielen Stellen unsre auswärtige Politik & Diplomatie in einer unvorstellbaren Weise versagt haben, sonst könnten wir nicht so in der Patsche sitzen bezüglich der Neutralen, die doch soviel helfen könnten, wenn sie wollten, & deren mehr oder minder verschleierte Abneigung eins der bedeutensten Gewichte in Englands Waagschale ist. Wie kommt die groteske Stellungnahme Amerikas zu Stande,<sup>372</sup> wie ist es möglich, daß man nicht schon in Friedenszeiten verstanden hat dem deutsche Element Einfluß auf die Regierung zu verschaffen? U.s.w. U.s.w. –

Im übrigen scheint es doch, als wenn in der Frage der Öltransporte für uns Hoffnungen bleiben. Wenn du Zeit & Gelegenheit fändest, mich über diese Fragen hin und wieder zu unterrichten, wäre ich dir sehr dankbar. Man scheint ja zum Teil Papier als Ersatz für Jute verwenden zu wollen. – Weißt Du ferner, wie es jetzt mit der Einkleidung & Bewaffnung der Österreichischen Reserven steht? Heymel schrieb mir darüber haarsträubende Einzelheiten.<sup>373</sup> Können wir da einspringen? Es

<sup>371</sup> Ironische Bezeichnung für England. Als »Allerchristlichste Majestät« werden seit Ludwig XI. 1469 die Könige von Frankreich bezeichnet.

<sup>372</sup> Schröder spielt vermutlich auf den Artikel »Die Wahrheit in Amerika« aus der »Täglichen Rundschau« vom 25. Oktober 1914 an. Dort wird aus einem Brief des in Harvard lehrenden Hugo Münsterberg (1863–1916) zitiert, den dieser am 25. September an einen Freund in Köln geschrieben hat und in dem der deutsche Professor für experimentelle Psychologie die Stimmung in den USA schildert: »Die Situation ist ganz anders, als Sie und die meisten Deutschen es sich vorstellen. Deutsche Nachrichten *fehlen nicht*. [...] Nur ist ihr Wert gänzlich aufgehoben, weil hier die Überschriften, die Leitartikel, die Bilder, die Aufsätze alles ins Gegenteil verkehren, und weil zehnmal mehr Nachrichten aus England, Frankreich und Rußland kommen, wo Amerika über 100 Spezialkorrespondenten hat. Es ist überhaupt nicht Frage von Sieg und Niederlage. Jeder dumme Junge außerhalb Deutschlands ist tief davon überzeugt, daß Deutschland 300 Jahre hinter der Kultur der westlichen Nationen zurück ist, daß der Neutralitätsbruch das schlimmste Verbrechen der Menschheit war, und daß die Deutschen in Belgien und Frankreich vandalisch hausen.« (Jg. 34. Nr. 514, Morgen-Ausgabe, 25. Oktober 1914, Erste Beilage, S. 2)

<sup>373</sup> Heymel an Schröder aus Berlin, 6. Oktober 1914: »Die Unordnung und Schlampelei bei den Österreichern soll haarsträubend sein. Für 60% war vorbereitet, 97% haben sich gestellt. Die Regimenter haben keine Waffen, eins hat alte bayrische Gewehre, ein anderes mexikanische. Die Leute, die sich in Prag gestellt haben, mussten drei Tage im Stadtpark

ist doch so bitter not, daß alle wehrfähigen Leute herangeschafft und ausgebildet werden, gerade jetzt, wo es klar wird, daß der Krieg bis zur Erschöpfung einer der Parteien geführt werden wird. Du wirst mir alle diese Fragen nicht verübeln, und nur draus sehen, wie wenig man hier in der Lage ist, sich über irgend etwas zu orientieren. – Was die Landung in England angeht, so sehe auch ich darin sehr schwarz. Es scheint aber doch, als wenn an dergleichen gedacht wird.<sup>374</sup> Oder nicht? Das Bombenwerfen auf London würde ich auch nur im äußersten Fall & als Repressalie vorschlagen; dagegen könnte ich mir einige Zeppeline über englischen Kriegshäfen ganz wohl vorstellen.<sup>375</sup> Irgendwie müßten doch die Kanailen,<sup>376</sup> die um ihres Geldsacks willen Europa ruinieren, die Folgen am eigenen Fell spüren. Was bedeuten wohl die Besitzergreifungen von Japan in der Südsee?<sup>377</sup> Hat vielleicht die »Emden«<sup>378</sup> in den deutschen Häfen dort Unterschlupf gehabt oder gekohlt? Ich kann mir nicht recht denken, daß andere als militärische Gründe vorliegen; denn daß England seine ockerfarbenen Bundesbrüder<sup>379</sup> dort lassen will & wird, ist doch nicht an zu nehmen; sonst wäre es ja wirklich wie ein Tier, das vorn seine Beute schlingt & in der Gier nicht drauf achtet, daß es von hinten selbst angeknabbert wird. Na, alle diese & die weiteren Fragen &

unter freiem Himmel schlafen, bis sie sich nur ärztlich untersuchen lassen konnten. Es soll an allem fehlen. Diese Nachrichten kommen nicht nur von Bethusy [Maximillian Graf von Bethusy-Huc (1866–1929)] – der im österr. Hauptquartier ist, sondern von Österreichern selber, die versucht haben, sich zu stellen. Die Mannschaften wären blendend einzeln, liessen sich totschiessen, wo sie ständen oder lägen. Die Intendantur sei total bürokratisch, zerfasert und der Wirklichkeit nicht gewachsen, sobald es über die aktive Armee und etwas Reserve hinausginge.« (Nachlass Heymel DLA)

<sup>374</sup> Schröder spielt hier wahrscheinlich auf einen Bericht der »Täglichen Rundschau« an, die am 21. Oktober 1914 unter der amtlichen Meldung in der ersten Spalte fragt: »Werden die Deutschen in England landen?« Ein »Eigener Drahtbericht« referiert Artikel aus der Londoner »Times« und dem Amsterdamer »Algemeen Handelsblad«, die über die Möglichkeit einer deutschen Landung in England spekulieren. Allerdings kommen beide Zeitungen zu dem Schluss, dass dies wenig wahrscheinlich sei; die Rundschau schließt die Meldung mit den Worten: »Uns genügt einstweilen, daß man im »unangreifbaren, unüberwindbaren England« sich genötigt sieht, den »unmöglichen« Gedanken einer deutschen Landung zum Troste und zu Beruhigung der nervös gewordenen Engländer so eifrig zu erörtern.« In: Tägliche Rundschau. Berlin. Jg. 34, Nr. 507, Abend-Ausgabe, 21. Oktober 1914, [Hauptblatt S. 1].

<sup>375</sup> Vgl. dazu Anm. 339.

<sup>376</sup> Frz. Gesindel, Pack.

<sup>377</sup> Im Laufe des Oktobers 1914 besetzt Japan kampflos die deutschen Kolonien in Mikronesien mit Ausnahme von Nauru, das unter britischer Besatzung steht.

<sup>378</sup> Die »SMS Emden« ist ein Kleiner Kreuzer der deutschen Marine. Bei ihren Einsätzen im Indischen Ozean bringt sie 23 feindliche Handelsschiffe und zwei Kriegsschiffe auf oder versenkt sie, bevor sie am 9. November 1914 im Gefecht mit einem australischen Kreuzer unterliegt.

<sup>379</sup> Gemeint ist Japan, das am 23. August auf Seiten der Entente in den Krieg eingetreten ist.

Möglichkeiten die dieser Krieg offen läßt, machen einen nur schwindlicht. Für uns kommt es ja, Gott sei Dank, zunächst nur darauf an uns durch zu beißen & soviel aufrecht zu erhalten als eben möglich ist. Es liegt eine ergreifende Ironie darin, daß wir, indem wir – und von Tag zu Tage muß diese unsre Stellung auch nach außen hin klarer werden – als Conservatoren Europas auftreten, zugleich das erste und höchste Gebot Christi erfüllen und ohne jeden Schatten einer Zweideutigkeit unsern Feinden Gutes tun. Denn, wenn es nach ihrem Willen ginge, wo würden dann die »Kultur« & all die andern schönen Dinge bleiben, als deren Verfechter sich diese lügnerischen Bravados<sup>380</sup> vor aller Welt aufspielen!

Das Zeit-Echo des Herrn Haas-Heye<sup>381</sup> scheint mir dann doch mehr oder weniger aus einer Kloake zu tönen. Ich kann die Kerls nicht leiden, die aus dem Weltenbrände Holz für ihr Feuerchen stehlen möchten. Die Kassiererschen Blätter<sup>382</sup> lasse ich gelten; das ist schlecht & recht aus dem Tag für den Tag geboren & dabei zum Teil wirklich schön & dokumentarisch. Aber dies Echo? Was soll das süßliche gespreizte Schöntun vor

<sup>380</sup> Engl. Draufgänger, Maulheld.

<sup>381</sup> Otto Haas-Heye wendete sich am 5. November 1914 aus Berlin an Schröder: »Lieber Rudolf Alexander Schröder, | durch die Liebenswürdigkeit von Frau Meier-Graefe erhielt ich 4 Ihrer schönen Kriegsgedichte – aus denen ich mir erlaubt habe die »Fragen u. Antworten« auszuwählen. Dieses Gedicht im »Zeit-Echo« das ich selbst herausgebe (2 Exemplare folgen anbei) abdrucken zu dürfen, wäre mir eine außerordentliche Freude. Ich frage nun auf diesem Wege direkt nach Ihrer Zustimmung. Ich nehme an, daß das von mir gewählte Gedicht ein noch nicht gedrucktes Originalwerk ist und gebe Ihnen anheim mir ein Ihnen angemessen dünkendes Honorar zu bestimmen. | Wollen Sie mir bitte bald antworten? | Mit vielen Grüßen aus alter u. neuer Zeit | Ihr | Otto Haas-Heye. | P.S. | Heft drei: | 1) Hoffmannsthal's [sic!] Gedicht: | »Antwort giebt im Felde nur«, mit einem Vers den er für mich hinzudichtet. | 2) Brod | Buber etc.« (Nachlass Schröder DLA) Eine Antwort Schröders ist nicht überliefert; zu einem Abdruck seines Kriegsgedichts im »Zeit-Echo« kommt es nicht; Hofmannsthal's »Österreichs Antwort« erscheint wie angekündigt (Zeit-Echo. H. 3, Oktober 1914, S. 32). Zur ablehnenden Haltung vgl. Schröders Brief an Kippenberg, 26. Oktober 1914: »N.B. Das »Kriegs-Echo« scheint mir ein ganz minderes Unternehmen des Herrn Haas-Heye. Was sagen Sie zu dem Quatsch den Rilke drin geschrieben hat? Na, ja!« (Nachlass Kippenberg DLA) Vgl. dazu auch Heymel an Schröder aus Berlin, 26. Oktober 1914: »Der Schleicher und Leisetreter Haas-Heye wollte auch mit allen Opfern Deine Gedichte drucken, wenn Du aber das Drecksblatt ansiehst, was die sogenannten ersten Köpfe unserer Nation bei ihm herausgeben, dann wirst Du wohl genug davon haben. Ich lege es an, nicht um Dich zu ärgern, sondern um Dich zu orientieren.« (Nachlass Heymel DLA)

<sup>382</sup> Eine ironische Anspielung auf die wöchentlich erscheinende Zeitschrift »Kriegszeit. Künstlerflugblätter«, die der Verlag von Paul Cassirer in Berlin zwischen August 1914 und März 1916 in 64 Heften, die selten länger als fünf Seiten sind, publiziert. Herausgegeben wird sie von Paul Cassirer und seinem verantwortlichen Redakteur Alfred Gold. Die »Kriegszeit« druckt Original-Lithografien von Ernst Barlach, Max Beckmann, Käthe Kollwitz, Max Liebermann, Max Slevogt u.v.a. Vgl. auch Christian Kennert, Paul Cassirer und sein Kreis. Ein Berliner Wegbereiter der Moderne. Frankfurt a.M. u.a. 1996, S. 128.

dem furchtbarsten Antlitz, das das Leben uns zeigen kann. Diesen Herrschaften müßte Bellona<sup>383</sup> den Hintern versohlen, bis sie andere und »wahrhaftigere« Gesänge anstimmen. – Die Zeilen von Annette Kolb sind übrigens brav & lieb,<sup>384</sup> nur sollte die gute Person wenigstens in diesen ernsten Tagen von ihrer gewohnheitsmäßigen Mißhandlung der deutschen Grammatik ablassen.<sup>385</sup> Dein Fragezeichen bei Rilke ist das einzig vernünftige auf der ganzen zierlich bedruckten Seite. Das ist, bei Gott, – verzeih den groben Ausdruck! – ein saudummes Geseiere.<sup>386</sup> Wenn diesen Menschen der Allmächtige selbst vor's Antlitz träte, sie würden daraus keine andere Frucht bringen & bringen können als ein »litterarisches« Sekret. Punktum.

Im übrigen würde die »Erscheinung« des Herrn Rilke, wenn sie sich zum Reden bequeme, etwa folgendes sagen: »Ihr Hundsfötter sollt endlich einmal eure *Pflicht* tun!« Da nehmen die Herren natürlich Reißaus. Dies sei gesagt ohne Präjudiz für Rilkes übrige Talente & Meriten; aber er soll sich für die Kriegszeit lieber unter Glas setzen lassen; für den hohen Atmosphärendruck, der jetzt herrscht, sind solche Consistenzen zu fragil.<sup>387</sup>

<sup>383</sup> Bellona ist die römische Göttin des Krieges und die Ehefrau des Mars.

<sup>384</sup> Annette Kolb, Ich denke zurück. In: Zeit-Echo. H. 1, August 1914, S. 8.

<sup>385</sup> Schröder ist mit Annette Kolb wegen gemeinsamer Aufenthalte in Neubeuern bekannt. In einem Brief an Borchardt schreibt er vom »Fräulein Kolb (bayrische Aussprache für Kalb).« (Brief vom 24. April 1926. In: BW Borchardt–Schröder. Bd. 1 [wie Anm. 15], S. 87) Und dichtet gegenüber Hofmannsthal am 6. Dezember 1912 vor der Reise nach Neubeuern »wo von Annetens Üblichkeit / uns rettet Gertys Lieblichkeit«, womit sowohl die schlechte Laune genauso wie ihre gewöhnliche (»übliche«) Art gemeint ist (Nachlass Hofmannsthal FDH).

<sup>386</sup> Rainer Maria Rilke, Wir haben eine Erscheinung. In: Zeit-Echo. H. 1, August 1914, S. 6. Rilke beschreibt das Erscheinen des Krieges, der nicht wie etwas längst Bekanntes und Vertrautes wahrgenommen werden sollte, in Sätzen wie: »Ihr sollt davor stehen, wie neulich vor der Tatsache, daß in ein paar Pferden, bisher unangerufen, eine Gegenwart des bestimmtesten Geistes wohnt; ihr sollt als die, die ihr jetzt seid, den leidenschaftlichen Umgang des Todes hinnehmen und seine Vertraulichkeit erwidern; denn was wißt ihr von seiner Liebe zu euch?« – Außerdem enthält die erste Nummer der Zeitschrift ein Gedicht von Michael Georg Conrad (»Wächterruf«, S. 2) und eine kurze Betrachtung in Prosa von Eduard Keyserling (»Das Wunder von heute«, S. 4).

<sup>387</sup> Vgl. dazu den Brief Martin Bodmers an Herbert Steiner, 11. Februar 1932: »In »vergilten Papieren« blättern find ich übrigens folgenden Ausspruch von RAS., den ich mir im Gespräch aufgeschrieben hatte (1927): »Rilke hatte eine besondere Anlage, das Seltsame & Unwichtige der Dinge zu sehen, und er formte es ohne Begabung aber mit eisernem Fleiß.« Noch früher, ca. 1925 hatte ich mir notiert: »Was bleibt, wenn man die Rilkeschen Dinge auf ihren Inhalt hin auflöst –? Eine unglaubliche, slawische!, Musikalität, die vor allem auf Frauen wirkt, aber zwischen den Fingern (?) durchrutscht, & ein angenehmes Kitzelgefühl (Reiz für Frauen!) hinterläßt ... Leichtes Seekrankheitsgefühl ...« (Nachlass Steiner DLA)

Nach dieser Philippika gegen die bösen Autoren und ihre Verwandten ist es fast komisch, wenn ich Dir von meinen »Gedichten« schreibe, die Du so freundlich und zahlreich propagieren willst. Aber ich habe doch ein gutes Gewissen dabei. Zwischen den »Echo«-Herren und etwa Dehmel & mir besteht ein prinzipieller Unterschied. Wir wollen sonst nichts anderes als in aller Bescheidenheit den Mitkämpfenden & Mit-Leidenden daheim & draußen ein ermunterndes oder tröstlichen Wort zurufen, braven Burschen im Feld zu einem Reim verhelfen, der ihnen in leeren oder bedrängten Stunden in's Gedächtnis kommen mag. Daß auch diese Präntation eine sehr hohe & kühne ist, soll zugegeben werden.

Du wirst ja aus meinen Telegrammen<sup>388</sup> das nötige entnommen haben. Ich möchte Kippenberg, dem ich mich in vielem verpflichtet fühle, und dessen Stellungnahme ich von hier aus nicht im Voraus beurteilen kann keine Verlegenheit bereiten, zumal er mir einen sehr lieben und freundschaftlichen Brief (etwa mit deinem zusammenfallend) geschrieben hat.<sup>389</sup> Doch zweifle ich im Grunde nicht daran, daß er dir die Sache freigeben wird, zumal inzwischen meine Gedichte auf 19–20 angewachsen sind & also seine Sammlung erheblich reicher werden wird als die Deine, ein Umstand, der ja für den Verkauf auch da, wo etwa schon die Kruppschen Blätter vorhanden sein sollten, günstig wirken kann. Zudem habe ich auch ihm gegenüber großen Nachdruck auf das mir von Euch angebotene fürstliche Honorar gelegt,<sup>390</sup> das mir – höchstwillkommen! – dienen soll, um den vielen Anforderungen, die in dieser Zeit an Jeden herantreten, besser gerecht zu werden, als ich es bei dem geringen Bestande meiner finanziellen Reserven, hätte leisten können. Es gibt ja

<sup>388</sup> Nicht ermittelt. Vgl. aber die Äußerung Schröders in dem Brief an Kippenberg, 26. Oktober 1914: »Ich habe heute an Bodenhausen deponiert: | Mit Vorschlag dankbarlichst einverstanden falls Du Dich mit Kippenberg verständigen kannst.« (Nachlass Kippenberg DLA)

<sup>389</sup> Vgl. Kippenberg an Schröder aus Halle, 21. Oktober 1914: »Mein geliebter Schröder, | Heymels, Bodenhausens und mancher anderer Anregung, Ihre Vaterlands-Lieder als billiges Büchlein in hoher Auflage herauszugeben, kommt meiner eigenen Absicht aufs wunderschönste entgegen. Mit diesen Liedern lebe ich, kann sie Zeile für Zeile auswendig & werde glücklich sein, sie auf dem Insel-Schifflein [...] in alle Buchten des heutigen deutschen Volksraumes zu tragen.« (Nachlass Schröder DLA)

<sup>390</sup> Vgl. Schröders Brief an Kippenberg aus Wangerooge, 26. Oktober 1914: »Mein Lieber, | jetzt habe ich doch die Hauptsache, nämlich den Bodenhausenschen Brief vergessen! Also, seien Sie lieb und gut & haben Sie Erbarmen mit den 1 000 M., die mir immer vor den Augen tanzen, ich bin ja überzeugt, daß diese Kruppsche Publikation dem Inselverlag nicht schaden wird. Sagen Sie aber nur »ja«, wenn Sie es reinen Herzens & Gewissens tun können, wohlverstanden!« (Nachlass Kippenberg DLA)

nicht nur Not & Elend da draußen. Du kannst Dir denken, welch eine Genugtuung es für mich sein muß, wenn ich mir sagen kann: Deine Poeme mögen sein, wie sie wollen, Du hast jedenfalls dadurch ein paar 1 000 M. zusammengebracht für die große Sache. Deshalb möchte ich Dir & den Herausgebern der Kruppschen Nachrichten hierfür ganz besonders danken. Eine große Freude machen mir auch die Einzelblätter,<sup>391</sup> vor allem, weil Du in der Hauptsache die wirklichen Soldatenlieder dafür nehmen willst. Hab also vielen herzlichen Dank, lieber Eberhard.

Zu deinem Vorschlag betreffs meiner anderweitigen Verwendung möchte ich Dir folgendes schreiben. Es befestigt sich hier immer mehr das Gerücht, daß wir hier wegkommen, & Präzedenzfälle lassen dies Ereignis nicht einmal unwahrscheinlich erscheinen. Meine Kameraden behaupten, daß wir für diesen Fall vielleicht nach der belgischen oder französischen Küste kommen würden. Das ist natürlich zunächst noch unkontrollierbares Gerede.

Mich von hier direkt zur Front zu melden halte ich für unangebracht, ich müßte erst wochenlang Infanteriedienst üben, & ob ich dann wirklich tauglich wäre, muß ich bezweifeln; & Du wirst mir, wenn du an den p.p. Wendelstein denkst,<sup>392</sup> darin Recht geben. Trotzdem habe ich das dringende Bedürfnis irgend wie mehr zu leisten als hier, wo ich durchaus eine »Sinecura«<sup>393</sup> in des Worts verwegenster Bedeutung innehabe, und wo vorallem das Moment auch nur der leisesten persönlichen Gefährdung wegfällt, ohne das doch das Soldatenspielen läppisch wirkt.

Nun radebreche ich in einer jedenfalls für den allgemeinen Verkehr so ziemlich genügenden Weise Englisch und Französisch,<sup>394</sup> kann auch als Niederdeutscher mich mit den Flamen einigermaßen verständigen, was ich bei mehreren Aufenthalten in Antwerpen konstatieren konnte. Zu Antwerpen im besondern habe ich durch einen Onkel,<sup>395</sup> der dort ein Leben lang deutscher Pfarrer war, viele Beziehungen. Könnte man

<sup>391</sup> Vgl. Anm. 327.

<sup>392</sup> Gemeint ist der Abstieg vom Wendelstein am 31. Dezember 1912. Vgl. S. 40–42.

<sup>393</sup> Materiell (und psychisch) sorgenfreie Position (lat. ohne Sorge).

<sup>394</sup> Vgl. dazu auch Schröders Erinnerung an seine Zeit in Paris beim Ehepaar Meier-Graefe, als er die beiden in ihrer Kunsthandlung mit »geradebrechten Anempfehlungen« beim Verkauf von »windschiefen Tintenfässer[n]« unterstützt und ansonsten »vergnügt in den Tag hinbummelte, den lieben Gott einen guten Mann sein ließ und im Tagesdurchschnitt zwanzig Gedichte machte.« Rudolf Alexander Schröder, Zum 60. Geburtstag von Julius Meier-Graefe [1927]. In: Schröder, Aufsätze und Reden 2 (wie Anm. 34), S. 1083–1090, hier S. 1085.

<sup>395</sup> Nicht ermittelt.

mich vielleicht dort in irgend einer Legalität verwenden? Du siehst meine Vorstellungen sind sehr vage, und ich muß es Dir überlassen, ob Du im Stande bist und Lust hast ihnen eine konkretere Form zu geben. Mich an Bethmann direkt zu wenden, widerstrebt mir durchaus, ich habe ihm in den ersten Tagen des Krieges ein paar Zeilen ganz allgemeinen Inhalts geschrieben,<sup>396</sup> und er hat mir sehr schön & ernst geantwortet,<sup>397</sup> aber den Mann jetzt mit persönlichen Wünschen zu behelligen bringe ich nicht übers Herz. Wenn Dir die Sache wichtig genug scheinen und Du Dich bei ihr zu meinen Anwalt machen würdest, so wäre das was andres. Aber ich bitte Dich, tu in der Sache nicht mehr, als was du ohne Belästigungen und Gêne<sup>398</sup> für Dich tun kannst & magst. Bedenke dabei immer, daß ich nur Unterofficier<sup>399</sup> bin, nie eine Übung gemacht habe und auch jetzt keine militärischen Aspirationen habe. Was ich möchte, wäre, daß ich nach meinen Kräften etwas mehr, als jetzt hier möglich ist, zu dem allgemeinen Dienst beitragen dürfte, ein Wunsch der ja eigentlich selbstverständlich ist & von tausenden geteilt wird, die gleich mir vorläufig auf einem unfruchtbaren und undankbaren Posten ausharren müssen. Gefahr wäre dabei ein Anreiz für mich; denn sie ist die eigentliche Forderung der Stunde. Dagegen muß ich ehrlicherwise sagen, daß ich, obwohl durchaus gesund, befürchten muß übermächtigen *Marsch*anstrengungen nicht gewachsen zu sein. Verzeih, daß ich mich über diese Sache so umständlich auslasse; aber mir lag dran Dir einen klaren Einblick in meine Situation zu geben. Jedenfalls danke ich dir für Deinen guten Willen und deine Hilfsbereitschaft von Herzen.

Damit, lieber Eberhard wäre wohl alles abgehandelt, was Dein Brief anregte. Ich möchte Dir noch eines schreiben. Meine Schwester Heye<sup>400</sup> teilt mir aus Berlin mit, daß Alfred alten starken Rheinwein trinken

<sup>396</sup> Nicht ermittelt.

<sup>397</sup> Vgl. Bethmann Hollweg an Schröder aus dem »Großen Hauptquartier«, 24. August 1914: »Sehr geehrter Herr Schröder. | Herzlichen Dank für Ihren Brief. Bedenken Sie in dieser Zeit eines innerlichen Aufschwungs der Nation und einer überwältigenden sittlichen Bewegung, wie viel da der Dichter für sein Land sein kann, und sorgen Sie mit dafür, daß auch nach den Siegen, die Gott geben möge, reine und tätige Kraft uns beseele und nicht Hybris und flacher Hochmut über uns komme. | In vorzüglicher Hochachtung | Ihr ergebener | Bethmann Hollweg« (Nachlass Schröder DLA).

<sup>398</sup> Frz. Beschwerde, Verlegenheit.

<sup>399</sup> Der Maat ist der niedrigste Unteroffizierdienstgrad.

<sup>400</sup> Clara Heye geb. Schröder (1880–1963) ist Heymels Cousine. Sie heiratet 1903 den Bremer Kaufmann August Heye (1870–1936).



soll.<sup>401</sup> Er ist – ich brauche Dir das ja nicht zu verhehlen – im Augenblick, wie alle Leute von etwas labilem Einkommen, pekuniär nicht sehr gut dran, muß etwas sparen\*. Ich habe nun schon an meine Schwester etwas geschickt, um solche Extras zu besorgen & ich denke, es wird Dir vielleicht Freude machen, dem armen Kerl ein paar gute Flaschen zu schicken. Gebe Gott, daß er uns doch erhalten bleibt! Ich kann nicht sagen, wie froh ich bin, daß wenigstens meine Schwestern in Berlin sind und sich des Krankenlagers annehmen!<sup>402</sup>

Dich & die Deinen herzlich grüßend bin ich  
Dein getreuer & dankbarer  
RAS.

\* Natürlich im tiefsten Vertrauen! Eine wirkliche Notlage besteht auch keinesfalls! –  
Nachschrift.

L.E.<sup>403</sup> Wenn du den Titel, den du vorschlägst, beibehalten willst, so muß es heißen:

Artilleristen-Maat,  
nicht: Artillerie-Maat.

<sup>401</sup> Wein wird an beiden Ufern des Rheins von Basel bis zum Siebengebirge angebaut; überwiegend Riesling. Es ist zu dieser Zeit gängige Lehrmeinung, dass zum Beispiel die Lungentuberkulose durch ein zu schwaches Herz und eine zu voluminöse Lunge verursacht wird. Regelmäßiger Weingenuss soll die Herzkontraktion erhöhen und verstärken; jedoch nicht mehr als »2–3 Weingläser täglich« – so einer der Begründer der Freilufttherapie für Lungentuberkuloseerkrankte: Hermann Brehmer, *Die Therapie der chronischen Lungenschwindsucht*. Wiesbaden 1887, S. 283f. und 291f.; dort auch das Zitat.

<sup>402</sup> Außer Clara Heye wird Heymel von Lina Voigt geb. Schröder (1875–1949) gepflegt. Sie ist verheiratet mit Robert Voigt, deren Tochter Marie Luise Voigt (1896–1989) Rudolf Borchardts zweite Ehefrau wird. Dazu auch Heymel an Schröder aus Berlin, 26. Oktober 1914: »Mein lieber alter Rudi! | Nein, nein und nein, das sollt Ihr nicht bei mir erleben, dass ich wirklich schlappmache und nachgebe und den Mut verliere. Aber einige Tage, übrigens bis ganz vor kurzem, waren so unbeschreiblich schmerzhaft und hilflos für mich, dass ich schon ein klein bischen klagen durfte. Dass ich es sonst nicht tue, werden Dir Deine zwei Schwestern und andere Bekannte bestätigen, wie Bodenhausens, die gestern bei mir waren. | Weisst Du, dass Lina und Klärchen kommen konnten, das war wirklich Hilfe zur rechten Zeit, denn Sie haben Ordnung in meinen Betrieb gebracht, nicht nur eine Köchin gemietet, sondern lernen sie jetzt an, auf die Weise kriege ich Nahrung, die durch meine blutrot entzündete Kehle wenigstens hinunter geht, kurzum, bringen Disziplin in mein Krankenleben.« (Nachlass Heymel DLA)

<sup>403</sup> Lieber Eberhard.

Die Anonymität scheint mir bei Eurem Druck sehr wichtig, in der Insel würde ich mir als Anonymus komisch vorkommen. Einliegend auch der Zeitungsausschnitt.<sup>404</sup>

25 Rudolf Alexander Schröder an Dorothea von Bodenhausen<sup>405</sup>

Artl. Maat der Seewehr  
Rudolf Alexander Schröder  
Kommandantur  
Wangerooge

26.10.1914 [Montag]

Liebe Freundin, eben habe ich einen »Dauerbrief« an Eberhard convertiert; und nun sollen Sie doch auch eine Zeile des Dankes für Ihre lieben Briefe & Karten haben. Ich bedaure wirklich, daß ich noch nicht plessiert [sic!] bin und wenig Aussicht habe, es zu werden, sonst würde ich mich für Degenershausen melden.<sup>406</sup> Wir freuen uns sehr, daß so günstige Nachrichten von den Kriegsschauplätzen heut Abend eingetroffen sind.<sup>407</sup> Gebe Gott, daß bald da oben im Westen die Entscheidung zu unsern Gunsten fällt! Ich hoffe, daß Sie inzwischen auch bessere Nachrichten von Ihrer verehrten Frau Mutter<sup>408</sup> erhalten haben! Der armen Ottonie habe ich geschrieben. Ich kann mir denken, mit welchen Gefühlen sie diese Zeit durchlebt. Uns geht es hier recht gut. Es ist eigentlich eine Art Sanatoriumsaufenthalt – wir werden dick und faul dabei. Vielleicht hat die Sache aber hier bald ein Ende & wir kommen anderswohin. Vielleicht! Aber ob wirklich?

Vom guten Alfi werden auch Sie nicht viel Erfreuliches gehört haben. Schön, daß er wenigstens das eiserne Kreuz erhalten hat. Was Sie mir von van de Veldes Frau und Kindern schreiben, geht mir sehr nahe.<sup>409</sup> Er hat ja inzwischen sein Amt niedergelegt. Hängt das auch damit zu-

<sup>404</sup> Keine Beilage ermittelt. Vgl. Anm. 370.

<sup>405</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief. 2 Blätter (LHASA, MD, H 52, Nr. 462, Bl. 45f.).

<sup>406</sup> Gemeint ist das Rekonvaleszentenheim, vgl. Anm. 244.

<sup>407</sup> Die deutsche Armee stürmt östlich von Kukli (westlich von Czartorysk) in der Nacht zum 25. Oktober die russischen Stellungen; der Gegenangriff blieb erfolglos.

<sup>408</sup> Vgl. Anm. 479.

<sup>409</sup> Vgl. Anm. 245.

sammen? Ich wage garnicht recht, ihm zu schreiben in dem Gefühl, daß vielleicht nun doch eine Kluft zwischen unsern Empfindungen sich auf-tue, die früher nicht vorhanden war, & er als Belgier für sein Land mehr fühlt als wir ihm zugestehen dürfen. Diese plötzliche Verrückung so vieler Gefühlswerte wäre ja einer der traurigsten Faktoren dieses Krieges, wenn nicht auf der andern Seite soviel Gutes, das bis dahin geschlum-mert hat, jetzt überall zu Tage träte. – Ich kann mir denken, welche Be-friedigung Eberhard jetzt in seiner Stellung & den Möglichkeiten, die sie ihm gibt, finden muß. – Daß Ihnen allen meine Verse so gut gefallen, ist mir ein großer Trost, so habe ich doch wenigstens etwas geleistet für das, was uns jetzt allen das Höchste und Heiligste auf Erden ist. Eberhard & Kippenberg haben mir ganz famose Vorschläge für die Verbreitung mei-ner Erzeugnisse gemacht. Ihrer Frau Schwester<sup>410</sup> in Neubeuern schreibe ich in diesen Tagen eine Zeile.<sup>411</sup> Ob wir uns über Jahresfrist dort wieder zusammen finden, wie viele von uns und in welcher Stimmung? Dieses Weihnachten werden wir wohl alle in der Diaspora feiern!

Nun aber ade, liebste Baronin! Grüßen Sie, was von Ihren Kindern in der Nähe ist herzlichst und seien Sie überzeugt, daß ich an Sie & und all die lieben Freunde mit herzlicher Treue denke. Gott schenke uns allen ein frohes Weihnachten! Hoffentlich erhält auch Ihr Genesungsheim bald die gewünschte »Füllung«.

Mit vielen herzlichen Grüßen  
Ihr getreuer RASchröder

*26 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>412</sup>

[Bredeney]  
[Donnerstag] 29. Oktober 1914

Mein lieber Rudi.

Sehr vielen Dank für Deinen lieben, langen Brief. Schon auf Dein

<sup>410</sup> Julie Freifrau von Wendelstadt geb. Gräfin von Degenfeld-Schonburg.

<sup>411</sup> Nicht ermittelt.

<sup>412</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER | BREDENEY – ESSEN-RUHR || ESSEN-RUHR, DEN«, eigenhändiger Unterschrift und eigenhändigen Korrekturen und Marginalien. 9 Blätter (Nachlass Schröder DLA). – Teildruck in: Bodenhausen, Leben (Anm. 3), S. 281–284.

Telegramm hin<sup>413</sup> hatte ich mich sofort mit Kippenberg in Verbindung gesetzt<sup>414</sup> und habe um sein Einverständnis gebeten, Deine Gedichte zu veröffentlichen, ohne dabei des Honorars Erwähnung zu tun, weil ich nicht wusste, ob Dir das recht sei. Eine Antwort habe ich bisher nicht erhalten.<sup>415</sup> Hoffentlich lässt sie nicht mehr lange auf sich warten. Sollte er ablehnen, so würde ich meinen Kollegen gegenüber in eine sehr peinliche Lage kommen.<sup>416</sup> Ich halte dies indessen kaum für möglich. – Nun zu Deinem Brief:

Deine Frage, ob die Deutsche wirtschaftliche Konkurrenz den Engländern an's Leben und nicht nur an die Bequemlichkeit geht, kann ohne weiteres verneint werden. Ich selbst bin ja zunächst nur in der Lage, die Eisen- und Stahl-Industrie der Engländer aus eigenster Anschauung beurteilen zu können.<sup>417</sup> Die Überflügelung Englands durch Deutschland auf diesem Gebiete springt ja ganz besonders in die Augen und ist,

<sup>413</sup> Vgl. Anm. 388.

<sup>414</sup> Vgl. Bodenhausens Brief an Kippenberg, 27. Oktober 1914: »Mit freudiger Anteilnahme verfolge ich Ihre Pläne bezüglich des Sonderheftes mit den Schröder'schen Gedichten. | Ich selbst möchte eine Auswahl davon in den Krupp'schen Mitteilungen, von denen ich die letzte Nummer beifüge, veröffentlichen, womit Schröder durchaus einverstanden ist. Er bittet mich nur, der Form halber auch Ihre Zustimmung dazu einzuholen. Es handelt sich um ein von der Firma Krupp in's Leben gerufenes gemeinnütziges Unternehmen. Die Kruppschen Mitteilungen erscheinen jeden Sonnabend und werden gratis an die Werksangehörigen verteilt. Auflagenzahl 70 000. Es leuchtet ohne weiteres ein, dass irgend welche Kollisionen mit den Interessen des Insel-Verlags und des von Ihnen herausgegebenen Sonderheftes nicht eintreten. Da wir zum nächsten Sonnabend mit der Publikation beginnen möchten, so wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir Ihr Einverständnis telegraphisch mitteilen wollten. Das Telegramm würde ich bitten zu adressieren wie folgt: | »Bodenhausen Krupp Essenruhr.« | Vielen Dank auch für die mir eingesandten Gedichte, die mir Schröder schon übermittelt hatte und die ich wunschgemäß wieder beilege.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>415</sup> Am Rand des Schreibens ergänzt Bodenhausen handschriftlich: »Eben drahtlich | eingetroffen.« Das Telegramm konnte nicht ermittelt werden.

<sup>416</sup> Vgl. dazu auch Heymel an Schröder aus Berlin, 26. Oktober 1914: »Bodenhausen drängt sehr, dass Du zwölf Deiner Gedichte für die Kruppschen Arbeiter Mitteilungen hergeben sollst. Er wird Dir ein Honorar von 1000 M offerieren. Ich würde das auf alle Fälle annehmen, 250 000 Auflage und dabei freie Hand Dein Rotes Kreuz Bändchen mit der Insel machen zu können.« (Nachlass Heymel DLA)

<sup>417</sup> Vgl. dazu Bodenhausens umfangreichen Aufsatz »Steel-Trust – Britischer Imperialismus«, den er wahrscheinlich 1906/07, nach dem Beginn seiner Tätigkeit bei Krupp aufsetzt. Der Text bietet eine wirtschaftsgeschichtliche Einschätzung der britischen Politik und Bündnisse bzw. des gesamten Commonwealth, kontrastiert mit dem restlichen Europa, mit Zahlen, Quoten usw. Der Aufsatz schließt mit den Sätzen: »Zukunft gehört dem Land, das Werte anerkennt, die über das eigene enge Dasein hinausliegen, das Pflichten bejaht und dem Sein ein Soll überordnet, in dem der Zweck dieses Seins liegt. Damit erst ist der Mensch zur Tat berufen: »Des wahren Mannes echte Feier ist die Tat«, damit auch treten Körperpflege und Sport in ihre Rechte, und sind vor Entartung zum Selbstzweck geschützt.« Das Zitat ist frei nach Goethe, Pandora (1807/08), Vs. 1045 (Nachlass Bodenhausen DLA).

absolut gesprochen, eine ungeheuerliche. Man kann aber mit voller Bestimmtheit behaupten, dass die Engländer mit ihren zum Teil sehr rückständigen Einrichtungen niemals in der Lage gewesen wären, den inzwischen eingetretenen Weltbedarf zu decken und dass dieser Bedarf, wenn nicht von Deutschland, so von irgend einem anderen Staat, in erster Linie von den Vereinigten Staaten, hätte gedeckt werden müssen. Im Laufe der letzten Jahre waren die Engländer darüber klar geworden, dass es so nicht weiter gehen könne und dass sie ihre sämtlichen Anlagen modernisieren müssten, um mit uns noch Schritt halten zu können. Dabei musste es sich aber immer nur darum handeln, die alten Mengen aufrecht zu erhalten. Immer wieder ist von den Engländern darüber geklagt worden, dass ihre Arbeiter-Verhältnisse ihnen nicht gestatteten, ihre Produktion in nennenswertem Umfange zu erhöhen. Gesetzt also, es würde gelingen, die deutsche Eisenproduktion vom Weltmarkt völlig abzudrängen, so würde das Ergebnis durchaus nicht sein, dass die Engländer nunmehr die uns abgenommene Menge liefern wollten oder könnten, sondern es würde zunächst ein starkes Steigen der Weltmarktpreise erfolgen – was ja England gerade will –, was aber die weitere Folge hätte, dass in erster Linie die Vereinigten Staaten die so frei werdenden Mengen an sich reißen müssten. So ähnlich wird es auf den anderen Gebieten auch liegen. Es ist bezeichnend für den Wandel, der im Laufe der letzten 20 Jahre auf diesem Gebiet sich vollzogen hatte, dass die Engländer ihre modernen Walzwerksanlagen etc. in den letzten Jahren aus Deutschland beziehen mussten, und dass die vielfach nicht einmal in der Lage waren, diese Walzwerksanlagen dauernd in Betrieb zu halten ohne Mitwirkung deutscher Ingenieure. Der deutsche Analytiker hat sich dem englischen Empiriker auf die Dauer als durchaus überlegen erwiesen. Das sind Dinge, die den Engländern höchst unbequem sind und die den wachsenden Hass gegen uns erzeugt haben. Ich bin aber durchdrungen davon, dass nicht ein einziger unser eigentlichen Englischen Konkurrenten, mit denen ich ja in internationalen Sitzungen sehr häufig zusammengekommen bin, den ernsthaften Wunsch gehabt hat, Krieg mit uns zu führen und uns mit Gewalt niederzuringen. Ich glaube vielmehr, dass alle diese Geschäftsleute klug genug waren, sich zu sagen, dass bei solchem Kampf beide Teile zu verlieren und nur Dritte zu gewinnen haben würden, und dass sie immer bereit gewesen wären, sie und ihre Kollegen auf anderen

Gebieten, sich mit uns zu verständigen. Diese Verständigung hatte auf dem Gebiet der Eisenindustrie eine weitgehende Ausarbeitung und Organisation erfahren, die durchaus beiden Teilen zugute kam und die den Engländern bei dem grossen Nationalgefühl der kaufenden Kundschaft (Eisenbahn-Gesellschaften etc.) ihren Inlandsmarkt vollkommen intakt erhielt, soweit dieser Inlandsmarkt nicht infolge des Mangels an Rohmaterial für den Export gezwungen war, Halbfabrikate von uns zu kaufen. Ich glaube also, dass die treibenden Kräfte für diesen Krieg nicht bei den eigentlichen Geschäftsleuten, sondern nur bei den mehr oder weniger gewerbmässigen Politikern zu suchen sind, die Politik als Reinkultur betreiben und die für jedes Land, das damit behaftet ist, eine wahre Pest bedeuten.

Deine Bemerkungen über unsere Diplomatie und ihre Verfehlungen unterschreibe ich durchaus. Ich bin der Meinung, der ich ja auch schon oft im Laufe der letzten Jahre Ausdruck gab, dass dieser Krieg unter keinen Umständen mehr zu vermeiden war. Die Caprivi'schen Versuche einer Anlehnung<sup>418</sup> an England führten sofort zu einer Art von Vasallentum, ähnlich dem etwa, wenn auch nicht im gleichen Masse, wie es sich in den letzten Jahren von Frankreich zu England entwickelt hat. Das war für uns ein unhaltbarer Zustand. Als wir uns dann von der Vormundschaft schnell wieder frei machten, gerieten wir wie alle, die nicht England sich unterworfen haben und wie dies für Russland die Weltgeschichte noch aufspart, in einen Antagonismus zu England, der, durch die wirtschaftliche Konkurrenz gestärkt, allmählich zur Todfeindschaft sich auswuchs. Alle Verständigungsversuche der letzten Jahre habe ich daher als hoffnungslos bezeichnet; sie konnten nichts anderes erreichen als einen Aufschub der notwendigen Entscheidung. Trotzdem war es richtig, derartige Versuche vorzunehmen, solange der günstigste Moment zum Schlagen abgewartet werden sollte. Ein glückliches Schicksal hat es gefügt, dass der Moment, in dem losgeschlagen wurde, ohne unser Zutun, der relativ denkbar günstigste war. Trotzdem müssen wir uns durchaus darüber klar sein, dass weder Österreich noch wir auch nur

<sup>418</sup> Leo von Caprivi (1831–1899) ist von 1890 bis 1894 deutscher Reichskanzler und Nachfolger Otto von Bismarcks. Caprivi bemüht sich um eine Annäherung an England und stellt sich gegen Weltmachtvorstellungen und Kolonialbegeisterung. Er verzichtet schon zu Beginn seiner Amtszeit darauf, einen Anspruch auf Sansibar zu erheben, mit dem strategischen Ziel, die deutschen Küsten zu sichern. Wichtig ist der Vertrag auch als Signal an Großbritannien, dass Deutschland dessen Stellung als überragende Kolonialmacht nicht in Frage stellen werde.

annähernd gerüstet waren auf diesen Krieg. Man kann ohne jede Übertreibung sagen, dass wir mit einer Mehrausgabe von 200 bis 300 Millionen Mark für Artillerie und Munition im Laufe der letzten fünf Jahre den Krieg schon heute vollkommen gewonnen haben würden.<sup>419</sup> Und was sind heute 200 bis 300 Millionen? An dieser Stelle aber setzt das Kapitalverbrechen der Diplomatie ein. So gut wie wir es wussten, die wir die internationale Geschäftslage kannten, so gut musste auch unsere Diplomatie um diesen bevorstehenden Krieg wissen und musste damit rechnen. Statt dessen hat sie sich taub gestellt, hat sich immer wieder die Hände gerieben und hat immer wieder öffentlich und im stillen Kämmerlein sich damit gerühmt, dass alles vorzüglich stehe. Wie oft sind wir weissglühend gewesen über diesen Mangel an Voraussicht, und wie hoffnungslos wirkungslos war alles, was in dieser Beziehung von uns in gelegentlichen Unterhaltungen vorgebracht wurde. Hätten die Diplomaten die Zukunft richtig erkannt, so wäre uns diese mangelhafte Vorbereitung erspart geblieben, ebenso auch die mangelhafte Einschätzung und Kenntnis der Kräfte unserer voraussichtlichen Gegner.

Das zweite Kapitalverbrechen, das mit dem vorstehenden eng zusammenhängt und das wie jenes seine Erklärung in einer gottseligen Sorglosigkeit findet, liegt in der Behandlung der Neutralen. Wenn der Krieg als notwendig bevorstehend erkannt wurde, so war es eine gebieterische Pflicht, sich mit den Neutralen zu stellen und alles auf den Kriegsfall hin vorzubedenken. Statt dessen aber schickte man den rührend guten Herrn von Waldthausen<sup>420</sup> nach Bukarest, einen Mann, über den das Urteil damit gesprochen wird, dass bei Ausbruch des Krieges der rumänische Ministerpräsident<sup>421</sup> sich dahin äusserte: es sei ihm keine Gelegenheit gegeben, mit einer verantwortlichen deutschen Stelle eine politische Konversation zu führen! Und man schickte nach Rom Herrn von Flotow, der auch zweiten Ranges und dazu meistens krank ist.<sup>422</sup>

<sup>419</sup> Vgl. Anm. 315.

<sup>420</sup> Julius von Waldthausen (1858–1935) ist von 1912 bis 1914 deutscher Missionschef in Bukarest.

<sup>421</sup> Der unter König Carol I. von Januar 1914 bis Januar 1918 amtierende Ministerpräsident Ion I.C. Brătianu (1864–1927).

<sup>422</sup> Hans (Johannes) von Flotow (1862–1935) ist seit Februar 1913 Botschafter in Rom (Quirinal), ab 19. Dezember 1914 im Krankenurlaub, am 31. Mai 1915 in den einstweiligen Ruhestand versetzt (vgl. Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871–1945. Hg. von Auswärtigen Amt, Historischer Dienst. Bd. 1. Paderborn u.a. 2000, S. 572f.). Vgl. Hans von Flotow, Um Bülow's römische Mission. In: Front wider Bülow. Staats-

Alle diese Dinge sind so verzweiflungsvoll, sie sind auch gleichzeitig so völlig hoffnungslos, dass man kaum noch darüber zu reden vermag. Die Signatur Deutschlands scheint mir darin sich auszudrücken, dass wir, bei durchaus überlegenem Durchschnittsniveau des ganzen Volkes, einen hoffnungslosen Mangel an führenden Persönlichkeiten haben.

Das überlegene Durchschnittsniveau ist es, das uns den Hass aller anderen Staaten eingetragen hat. Dieser Hass also ist legal und ehrenvoll. Er bedeutet in unserm Volksleben etwas ähnliches, wie im Leben des Einzelnen der Hass, den das bedeutende und auf neuen Wegen überlegen vorwärtsarbeitende Individuum notwendig um sich auftürmt. Mit allem Vorbehalt und aller Vorsicht kann man die Analogie des »Genies« heranziehen, das auf seinem Wege zum Siege über Welten von Hass, Missgunst und Missverständnis fortzuschreiten hat. Bei dieser Analogie aber muss man sofort daran erinnern, dass mit diesem Hass gegen Deutschland auch ein gut Teil nicht unberechtigter Missachtung verbunden ist, begründet in den unsympathischen Formen unseres Auftretens allenthalben und in einer gewissen typisch deutschen intellektuellen Unbescheidenheit. Trotzdem bleibt es dabei, dass der Hass, den wir auf einmal in der ganzen Welt gegen uns erblicken, letzten Endes ehrenvoll ist. (Die Vereinigten Staaten sind vollständig für sich zu betrachten; sie sind das uns verwandteste Volk der Jetztzeit. Soweit sie uns übel gesinnt sind, sehen sie durch die englische in England fabrizierte Kabel- und Zeitungsbrille.)<sup>423</sup>

Um nun aber zu dem Vergleich mit dem bedeutenden und genialen Individuum zurückzukehren, so gehört eben zu dessen Bedeutung und Genialität als entscheidender Faktor die Kraft, sich durchzusetzen. Im Falle unserer Nation aber werde ich zweifelhaft, ob wir diese Kraft wirklich haben. Ich fange an zu zweifeln, ob wir nicht die ganze, uns zur Ver-

männer, Diplomaten und Forscher zu seinen Denkwürdigkeiten. Hg. von Friedrich Thimme. München 1931, S. 235–244, in dem Flotow auch auf seine Abwesenheit von Rom zu sprechen kommt: »Als sich im Sommer 1914 der Knoten zur Katastrophe schürzte, weilte ich in dem zwei Autostunden von Rom entfernten Kurort Fiuggi und bin dort vorwiegend bis September 1914 geblieben. [...] Nun aber war der Grund dieses Aufenthaltes gerade, daß der für die politische Lage in Italien ausschlaggebende Minister der auswärtigen Angelegenheiten Marquis San Giuliano seiner schwer angegriffenen Gesundheit wegen dauernd in Fiuggi wohnte [...]« (Ebd., S. 239)

<sup>423</sup> Gemeint ist das 1866 verlegte Telegrafenkabel, das die schnelle Übermittlung von Nachrichten zwischen Großbritannien und den USA ermöglicht. Zur starken Präsenz englischer Zeitungen in den USA vgl. Anm. 372.



fügung stehende Kraft verzehrt haben an der Hebung unseres Niveaus, ohne alsdann noch für die Erzeugung überlegener Führer einen Überschuss an Kraft übrig zu behalten. Ohne solch' überlegene Führer aber ist auch die tüchtigste Nation, genau so wie die tüchtigste Armee, eine letzten Endes wertlose und dem schnelleren oder langsameren Untergange geweihte Masse. Mit allen inneren Kräften klammere ich mich an die Hoffnung, dass uns noch Führer beschieden sein möchten; *ich* weiss keinen, das aber beweist nicht, dass sie nicht vorhanden sind. In der Entscheidung aber dieser Frage liegt die Entscheidung unserer Zukunft. Finden wir die zielbewussten und rücksichtslosen Führer, so geht die ungeheure Kraft, die an intellektuellen und sittlichen Werten im deutschen Volke geborgen ist, einer grossen Zukunft noch entgegen; finden wir sie nicht, so müssen wir, schneller oder langsamer, hoffnungslos zugrunde gehen. Nur Gott kann heute auf diese schwerste Frage, die über unserm Volke ruht, eine Antwort geben.

Über Österreich und die etwaigen Pläne, von hier aus die dortigen Rüstungsmängel auszugleichen, kann ich Dir im Augenblick noch nichts entscheidendes sagen. Die Verhältnisse dort sind offenbar unbeschreiblich und völlig unorganisiert. Auch von diesem Fehler aber können wir Deutsche uns nicht frei sprechen. Seit 10 Jahren mussten wir wissen, dass Österreich aller Wahrscheinlichkeit nach unser einziger Bundesgenosse sein würde, also mussten wir auch bei dessen ausreichender Vorbereitung mitwirken. Ich hoffe, über die von Dir angeregte Frage mich bei nächster Gelegenheit in Berlin noch etwas näher informieren zu können und schreibe Dir dann wieder.

Über das »Zeit-Echo« brauche ich mich nicht auszulassen, da Deine Ausführungen alles auslösen, was auch ich fühlte und dachte. Zum Schluss aber noch ein Wort über Deine Pläne mit Belgien. Ich bin aus den verschiedensten Gründen nicht in der Lage, dieserhalb an Bethmann selbst zu schreiben. Er würde mir dies sehr leicht deuten können als den Versuch einer persönlichen Annäherung, während ich vor einer solchen Deutung durchaus bewahrt bleiben muss.<sup>424</sup> Wohl aber hätte ich einen sehr guten Weg, Deine Wünsche an ihn gelangen zu lassen auf dem Umwege über Hans Harrach,<sup>425</sup> der in Brüssel beim Gouverne-

<sup>424</sup> Womöglich möchte es Bodenhausen als Krupp-Direktor vermeiden, dass der Eindruck entsteht, es werden militärische Stellen im besetzten Gebiet mit seinem »Personal« besetzt.

<sup>425</sup> Hans Albrecht Harrach ist wie Bodenhausen Bonner »Borusse« und Vertreter des Chefs

ment als Adjutant tätig ist. Harrach, als Vetter von Bethmann,<sup>426</sup> könnte ihm viel leichter schreiben, als ich. Ich möchte aber zu erwägen geben, ob es nicht besser ist, noch einige Wochen zu warten. Der gegenwärtige Augenblick einer höchsten Spannung scheint mir nicht geeignet zu sein, derartige relativ kleine Fragen vor die Aufmerksamkeit eines der verantwortlichen Männer zu bringen. Die psychologische Situation könnte allzu leicht dazu verleiten, eine derartige Frage – als ausser jedem Verhältnis stehend zu den bevorstehenden Entscheidungen – vorläufig beiseite zu legen, womit dann ein erneutes Anknüpfen erschwert wird. Ich sollte daher meinen, dass es besser wäre, zunächst einmal abzuwarten, bis Belgien wirklich in unserem Besitz sich befindet und andererseits abzuwarten, ob wir nicht doch noch gezwungen sind, Teile dieses Landes wieder zu räumen. Erfüllt sich inzwischen Deine Vermutung, dass Ihr ohnehin nach Belgien verlegt werdet, so kann dies nur eine Erleichterung, nicht aber ein Erschwernis Deiner anderweiten Verwendung in diesem Lande bedeuten. Wenn Du aber trotzdem meinst, dass ich schon jetzt und ehe die von mir erhoffte Entscheidung fällt, mich mit Harrach in Verbindung setze, so werde ich das gern tun. An Harrach zu schreiben bedeutet für mich nicht das geringste Opfer. Auch bin ich überzeugt, dass er, nahe wie er mir steht, in solchem Falle ein derartiges Anliegen weitergeben würde. Als Anlass würde ich alsdann die Übersendung Deiner Gedichte benutzen.

Vier Flaschen guter alter Rheinwein, die sich in meinem Keller vorfinden, gehen heute an Heymel ab. Ich kann nicht ohne Wehmut und ohne wirkliche Liebe an den armen Kranken denken. Dass Deine Schwester bei ihm die Pflege hält, ist eine grosse Beruhigung. Glücklicher hätte ihm das Los ja nicht fallen können in diesen, für ihn sonst so furchtbar schweren Tagen.

der Politischen Abteilung beim Generalgouverneur in Belgien, außerdem leitet er die »Sektion III. Innenpolitische Sektion« in der ab 1915 auch Schröder tätig sein wird. Vgl. dazu Personal- und Geschäftsübersicht der dem Generalgouverneur in Belgien unmittelbar unterstellten Zivilbehörden. Zusammengestellt von der Zivilkanzlei bei dem Generalgouverneur in Belgien, Brüssel. Berlin 1917, S. [47] und 53f.

<sup>426</sup> Hans Harrachs Mutter ist eine Cousine von Bethmann Hollweg.

Seine wunderbar ausgestattete Gedichtsammlung<sup>427</sup> traf gestern hier ein. Ich habe wieder das gleiche Verhältnis dazu, wie auch sonst: Als Niveau recht gut, aber durchaus überflüssig.

Lebe wohl, mein lieber Rudi, meine Gedanken sind bei Dir voller Liebe und wahrer Freundschaft.

Dein  
Eberhard.

Herrn Rudolf Alexander Schröder  
Artilleriemat der Seewehr  
Wangerooge  
Kommandantur.

*27 Rudolf Alexander Schröder an Eberhard von Bodenhausen*<sup>428</sup>

[Fragment, nicht abgesandt]

Wangerooge 5.11.1914 [Donnerstag]

Mein lieber Eberhard,

habe zunächst vielen herzlichen Dank für die schönen Drucke. Ich habe mich über die schöne und würdige Form sehr gefreut & bin nun neugierig auf das Sammelheftchen. Von Kippenberg habe ich noch einen sehr rührenden Brief in der Angelegenheit.<sup>429</sup>

<sup>427</sup> Es handelt sich um die Vorzugsausgabe von Alfred Walter Heymel, *Gesammelte Gedichte. 1895–1914*. Leipzig 1914. Erschienen in einer Auflage von 30 nummerierten Exemplaren, mit der gedruckten Widmung »Den Freunden | RICHARD DEHMEL | und | CARL LUDWIG SCHLEICH | in Verehrung und Dankbarkeit | zugeeignet«. Kolophon: »Gedruckt bei E. Haberland in Leipzig | 30 nummerierte Exemplare wurden auf holländischem Büttenpapier abgezogen und von der Buchbinderei E.A. Enders in Leipzig mit der Hand gebunden. | Nr.« in einem gelben Maroquineinband mit Goldschnitt.

<sup>428</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief. 3 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

<sup>429</sup> Vgl. Kippenbergs Brief an Schröder aus Halle, 3. November 1914: »Mein lieber Schroeder! | [...] Das letzte Gedicht, das Sie mir sandten, ist allerdings wieder von höchstem Rang, wie denn überhaupt die ganze Reihe der Gedichte, die jetzt vorliegt, nicht nur das schönste ist was diese Zeit an Dichtungen hervorgebracht hat, sondern auch zum geistigen Nationalgut unseres Volkes dauernd gehören wird. Sie selbst haben diese Gedichte nicht gemacht, sondern, wie bei den alten, hat der Gott aus Ihnen gesprochen.« (Nachlass Schröder DLA; Durchschlag im SUA: Insel DLA) Vgl. dazu auch Kippenberg an Heymel, 1. November 1914: »Schroeders Gedichte werden bereits gesetzt. Ich habe sie heute noch einmal im Zusammenhang gelesen. Nicht nur ist es weitaus das schönste, was unsere Zeit an Kriegsgedichten überhaupt hervorgebracht hat, sondern wir dürfen sie ebenbürtig

Das Inselheftchen wird nun auch wohl in absehbarer Zeit erscheinen.<sup>430</sup>

Bezüglich meiner Lokalveränderung werde ich tun, wie Du meinst & wie es auch mir das Richtigste scheint, und abwarten, was die Zeit bringt. Ob allerdings in einigen Wochen noch viel gerade durch Bethmann zu erreichen sein wird?<sup>431</sup> – Ich war nämlich in Berlin und habe da natürlich allerhand gehört. Der Grund meines Urlaubes war der arme Heymel; meine Schwestern depeschierten mir,<sup>432</sup> & so machte ich mich dann in der Erwartung des Schlimmsten auf, fand auch den armen Kranken in einem desolatem Zustand – er kann nur noch nach vorheriger Behandlung durch den Arzt was zu sich nehmen u.s.w. –; aber immerhin kann es noch eine Woche mit ihm dauern. Hoffnung scheinen aber jetzt auch die fast merkwürdig optimistischen Ärzte, in deren Händen er ist & die bis vor kurzem noch Zuversicht äußerten, jetzt endgültig aufgegeben zu haben. – Es war natürlich ein recht trauriger Besuch; aber ich freue mich doch den lieben Alfred noch einmal gesehen zu haben, zumal sein Befinden grade in den zwei Tagen eine leise Besserung zeigte. So haben wir uns doch noch stundenlang unterhalten können, & er hat sich über mein Kommen, für das ich, Gott sei Dank, einen ganz plausiblen Vorwand gefunden hatte, unglaublich gefreut, redet auch noch immer von Besserwerden & Zukunftsplänen. – Die Nachrichten aus dem schwarzen Meer haben Dir hoffentlich ebenso angenehm in den Ohren geklungen als uns hier.<sup>433</sup> Was Du über die fehlenden Köpfe unsrer Nation schreibst, ist ja leider nur

neben die besten Kriegs- und Vaterlandslieder aller Zeiten stellen, einzelne aber über alle.« (Nachlaß Heymel DLA)

<sup>430</sup> Gemeint ist Schröders Sammlung »Heilig Vaterland« (vgl. dazu Anm. 287). – Am 21. November 1914 schreibt Kippenberg an Schröder aus Leipzig: »Mein lieber Schroeder! | Ihr Gedichtbuch wird bald fertig sein. Ich will sehen, wie ich die Mords-Reklame am besten ins Werk setze. Bei einer Konferenz mit meinen Herren will ich morgen das weitere besprechen. Vor allem aber will ich Herrn Keller [Willibald Keller, seit 1911 Prokurist des Insel-Verlags] sagen, dass sofort gedruckt wird, denn da die Reim-Maschine ununterbrochen bei Ihnen klappert, so würde bei jeder Korrektur sonst so viel eingefügt, dass das Buch gerade zum nächsten Krieg, der leider Gottes dem jetzigen wohl bald folgen wird, zurecht käme.« (Nachlass Schröder DLA) – Es erscheint schließlich Ende November. Vgl. Börsenblatt, Nr. 275, 27. November 1914, S. 8889.

<sup>431</sup> Vgl. dazu die Einleitung zu den Kriegsdenschriften und den Vorwürfen der nationalistischen Verbände, die Bethmann für einen »Flaumacher« halten; diese Haltung in Teilen der deutschen Öffentlichkeit schwächt die Position des Reichskanzlers.

<sup>432</sup> Nicht ermittelt.

<sup>433</sup> Gemeint sind wahrscheinlich die Angriffe der deutschen Kreuzer »Goeben« und »Breslau« auf russische Schwarzmeerhäfen. Daraufhin erklären Russland und Großbritannien dem Osmanischen Reich den Krieg. Vgl. Anm. 271.

allzu wahr. Immerhin, wenn ich an Rußland & Frankreich denke, so kann ich mir nicht vorstellen, daß Herr Poincaré<sup>434</sup> und Consorten einen Anspruch auf den etwa von uns zu verlassenden Platz machen dürfen; & das tröstet mich etwas. Wir wollen doch Vertrauen behalten, lieber Eberhard. Du & ich, wir beide wissen, wieviel Geist & Leistungsfähigkeit in vielen unsrer Landsleute & Freunde steckt, auch wenn sie nicht an den Rädern der Staatsmaschine stehen. – Ich habe über den mutmaßlichen Ausgang dieses Krieges so meine eigenen Gedanken. Vielleicht wird, nachdem einmal alle Ventile der »bösen Luft« gründlich geöffnet sind, Europa schließlich einsehen, daß das scheinbar Unmögliche, nämlich die Fortexistenz auf Grund eines allgemeinen Compromisses und annähernd der früheren Basis doch das Mögliche & Notwendige sei. Inzwischen wird ja vieles, vielleicht für spätere Zeiten Ausschlaggebendes verloren sein – grad wie am Ende des 30jährigen Krieges, der doch auch mit einem von der allgemeinen Ermattung diktierten Compromiß schloß. Wenn man jetzt liest, daß ein Vorstoß Japans nach der mesopotamischen Küste auch nur in den Bereich irgend einer europäischen Combination gezogen werden kann, so stehen einem doch die Haare zu Berge. Aber alles das, lieber Eberhard, sind müßige Erwägungen, wenn wir 1915 schreiben, wird man durch all den Pulverdampf hindurch schon etwas weiter sehen als jetzt. Hoffentlich sind wir dann noch alle am Leben; auch ich wünsche mir das jetzt in dem Gefühl, daß jede höhere Kraft an jedem Punkt und nach jeder wie immer gearteten Wandlung unsres nationalen Schicksals in zehnfach verstärktem Maße wird erfordert und wirksam werden. Gerade mir wird es vielleicht zu gute kommen, daß ich nicht *nur* Dichter bin sondern im Nebenamt auch Einer, der für weltliche Dinge & ihren Verlauf Sinn & Auge hat. Noch eine Bemerkung zu dem von Dir berührten Thema: es ist im Grunde vollkommen verständlich, daß, nachdem einmal das wirtschaftliche Aufblühen unsrer Nation ein Faktor der allgemeinen Weltbewegung geworden ist, alle eigentliche Tatkraft in diesen Kessel einströmt. Wird doch hier in wörtlichem wie in übertragenem Sinn jede Leistung gleich in bare Münze umgesetzt, während es im Staatsdienste der Überwindung unzähliger nicht in der Natur selbst liegender Hindernisse & Hemmungen bedarf, bis einmal ein kleines Gutes erreicht, eine persönliche Kraft es an irgend einem Punkt zu unscheinbarer Wirkung bringt. Kurz gesagt: die

<sup>434</sup> Raymond Poincaré (1860–1934) ist von 1913 bis 1920 französischer Staatspräsident.

ungeheure Häufung von Imponderabilien auf der einen Seite & die ungeheure Häufung von Ponderabilien auf der einen Seite machen den einen Dienst undankbarer, den anderen dankbarer. Gibst Du mir hierin Recht? [bricht ab]

28 *Rudolf Alexander Schröder an Eberhard von Bodenhausen*<sup>435</sup>

Wangerooge 6.11.1914 [Freitag]  
Freiherrn Eberhard v. Bodenhausen  
Bredeney b. Essen

Lieber Eberhard

Von autoritativer Seite<sup>436</sup> ist mir hier eine ganz famose Anregung gegeben, die ich Dir unterbreite und für die ich Deine Unterstützung erbeten möchte. Es handelt sich um Folgendes:

Mehrere Familien möchten die Geldsummen, die sie sonst für die Weihnachtsbescherung ihrer Kinder ausgeben, ganz oder zum größten Teil unsern Kämpfern zu Gute kommen lassen, sei es in der Form einer direkten Weihnachtsspende für die im Felde Stehenden, sei es in der Form einer Gabe für's Rote Kreuz od. dergleichen. Die Frage ist, ob man aus diesen einzelnen Entschlüssen, die ja sicherlich auch jetzt schon überall verwandten Wünschen und Absichten begegnen werden, eine allgemeine Aktion machen kann, vor allem, ob man sie *jetzt* noch in's Werk setzen kann. Ich bin überzeugt, daß, wenn man bis Ende des Monats irgend Etwas in der Art meiner weiter unten zu machenden Vorschläge fertig bringen würde, das Ergebnis der Spende in die Millionen gehen würde.

Ich denke mir die Sache etwa so. Es muß in aller Eile ein Komitee [sic!] gegründet werden, das einen Aufruf zur »Kinder-Kriegsspende Weihnachten 1914« in allen Zeitungen erläßt, die Zentralstelle, wohin die Gaben fließen sollen angibt und womöglich Zweigstellen in den großen Städten. Könnten durch eine deutliche Verfügung die Bürgermeisterien od. dergl. amtliche Stellen zur Übernahme & Beförderung angewiesen werden, so wäre das sehr gut; doch werdet Ihr das besser wissen.

<sup>435</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief. 5 Blätter (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>436</sup> Nicht ermittelt.

Das Comite [sic!] müßte 2 Gedenkblätter herausgeben, eines, das zu 1, 2 oder 3 M. erhältlich wäre (vielleicht auch zu 50 Pf.), eine kleine bildliche Darstellung mit ein paar Versen von mir und dem Aufdruck »Kinder Kriegsspende etc.« zeigte. Von diesen könnten soviele verkauft werden als man will, sie müßten so quasi als Weihnachts Karten verschenkt werden. – Das zweite Gedenkblatt dürfte meiner Meinung nach nicht unter 20 M. verkauft werden und müßte den Charakter eines Diploms haben, etwa des Inhalts

X X  
hat auf seine  
Weihnachtsgeschenke  
zu Gunsten der  
Kinder-Kriegsspende  
Weihnachten 1914  
verzichtet.

Unterschriften der hervorragendsten Comitemitglieder. Vielleicht wäre es wünschenswert für die 50 Pf. Karte eine Art Kollektion herauszubringen, damit der Sammeltrieb angeregt wird.

Für das Comite schlage ich Dir vor *Solf*,<sup>437</sup> Bethmann, sonst vielleicht noch einen Minister (ist Falkenhayn<sup>438</sup> schnell genug erreichbar?). Schön wäre es, wenn man die Kaiserin als Protektorin gewinnen könnte oder jedenfalls die Kronprinzessin.<sup>439</sup>

Das Diplom & die Karten müßten zwar »Kunstblätter« sein, aber doch nicht von dem für solche Gelegenheiten üblichen abweichen. Ich den-

<sup>437</sup> Wilhelm Heinrich Solf (1862–1936), Diplomat und Politiker, seit 1911 Staatssekretär und Leiter des Reichskolonialamtes, ist mit Schröder über Heymel bekannt, der Solf 1912 auf dessen erster großen Afrikareise begleitet. Außerdem besitzt Solf geschäftliche Anteile am Insel-Verlag. Vgl. Eberhard von Vietsch, Wilhelm Solf. Botschafter zwischen den Zeiten. Tübingen 1961, S. 140f. Vgl. auch Schröders Brief an Solf, Anm. 443.

<sup>438</sup> Erich von Falkenhayn ist seit September 1914 Chef des Großen Generalstabs und der OHL.

<sup>439</sup> Kaiserin Auguste Viktoria geb. Prinzessin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg (1858–1921) ist die Ehefrau Wilhelms II. Im Krieg betätigt sie sich in karitativen Organisationen. Die Kronprinzessin ist ihre Schwiegertochter, Cecilie Herzogin von Mecklenburg-Schwerin (1886–1954).

ke mir, die Reichsdruckerei<sup>440</sup> oder sonst Bruckmann<sup>441</sup> oder eine andre große graphische Anstalt haben Leute genug an der Hand, die dergleichen in kürzester Frist besorgen.

Ich würde dich, lieber Eberhard mit dieser Sache nicht belämmert haben, wenn ich jemand andern wüßte, der jetzt *gleich* etwas darin tun könnte. Ich hätte an Solf, der ja jetzt in Berlin so ziemlich ohne Arbeits- »Gebiet«<sup>442</sup> im doppelten Sinne sitzt, & mit dem ich vorige Woche ein gemütliches Plauderstündchen hatte, geschrieben, weiß aber, daß er augenblicklich im Osten ist, und bin auch nicht ganz sicher, ob nicht doch in hohen Regionen allerhand im Werden ist, das seine Aufmerksamkeit mehr in Anspruch nehmen würde als diese Sache. Wenn Du trotzdem meinst, ich soll ihm schreiben, bitte ich um ein Telegramm.<sup>443</sup>

<sup>440</sup> Gegründet wird die Reichsdruckerei 1879 als Vereinigung der früheren Königlich preussischen Staatsdruckerei und der Königlich Geheimen Oberhofbuchdruckerei. Sie arbeitet in erster Linie für die Belange des Reiches und der Bundesstaaten und ist vor allem mit der Herstellung von sogenannten geldwerten Papieren (Banknoten, Schuldverschreibungen, Postwertzeichen etc.), Gesetz- und Verordnungsblättern und amtlichen Werken (Reichskursbuch etc.) beauftragt. Sie ist außerdem spezialisiert auf künstlerische Veröffentlichungen, Nachbildung von Kupferstichen, Holzschnitten, Handzeichnungen alter Meister; 1906 hat sie ungefähr 2200 Beschäftigte.

<sup>441</sup> Der 1858 in Frankfurt am Main gegründete Verlag von Friedrich Bruckmann hat sich mit illustrierten Klassikerausgaben, kunsthistorischen Werken und großzügig ausgestatteten Kunstmappen zu berühmten Malern einen Namen gemacht. 1863 zieht der Verlag nach München, zwei Jahre später gründet er ein fotografisches Institut und eine eigene Druckerei, die Photographische Union. Hochwertige Drucke gehören bald zur Spezialität des Verlags. Die renommierte Zeitschrift »Dekorative Kunst« erscheint bei Bruckmann, der zu seinen Autoren auch Bodenhausen zählt (als Übersetzer: Stevenson, Velazquez [wie Anm. 9] und als Autor: Bodenhausen, Gerard David [wie Anm. 10]). Wie Schröder ist auch er näher mit Hugo Bruckmann bekannt, der das Unternehmen in zweiter Generation leitet. Zum Verlag vgl. Wolfgang Martynkewicz, *Salon Deutschland. Geist und Macht 1900–1945*. Berlin 2009, S. 44–46.

<sup>442</sup> Ein großer Teil der deutschen Kolonien ist zu diesem Zeitpunkt bereits von der Entente erobert worden, darunter Togo, Deutsch-Neuguinea, Samoa und Kiautschou. Einzig Deutsch-Ostafrika bleibt bis zur deutschen Kapitulation 1918 unbesiegt.

<sup>443</sup> Schröder wendet sich mit dem Vorschlag tatsächlich auch an Solf, der ihm am 6. Dezember 1914 antwortet: »Eine Antwort auf Ihren freundlichen Brief vom 23. November läßt lange auf sich warten! [...] Ihr Gedanke, ein Gedenkblatt für unsere Kinder zu schaffen und Eltern und Kinder anzuspornen, zu Gunsten unserer Krieger auf das Weihnachtsgeschenk zu verzichten, hat zunächst etwas sehr bestechendes [...]. | Es spricht indessen mancherlei gegen die Durchführung des Planes. Wie Sie selbst bemerken, ist die Zeit, die für die Ausführung Ihres Planes zur Verfügung steht, zu knapp bemessen, um noch auf einen Erfolg rechnen zu können. [...] Dazu erschiene ihr [Hedwig Heyl] der Erfolg aus folgenden Gründen zweifelhaft: Diejenigen Leute, die sonst ihren Kindern zu Weihnachten kleinere Geschenke machen, werden in diesem Jahr wohl ganz davon absehen müssen, begüterte Eltern werden trotzdem ihren Kindern Geschenke machen wollen. Es ist deshalb fraglich, ob die Einnahmen aus dem Verkauf der Gedenkblätter die mit dem Inwerksetzen der ganzen Sache verbundenen großen Unkosten erheblich übersteigen werden. Gegen die Ausführung des Planes spricht aber noch



Seine Frau,<sup>444</sup> energisch und versiert, würde sich sicher auch der Sache annehmen.

Nötig wäre es wohl auch, für das Komitee einen & den andern hohen Geistlichen, & zwar protestantischen *und* katholischen zu gewinnen. Von ersteren schlage ich Oberkonsistorialrat Lahusen<sup>445</sup> in Berlin vor, der jetzt wohl der beliebteste Berliner Prediger ist. Vielleicht auch den alten Rogge.<sup>446</sup> Die Katholischen wirst Du wohl auch auf irgendeine Weise heranbekommen.

Wie gesagt, die Idee im allgemeinen ist glänzend, es ist ein Jammer, daß man mit ihrer Ausarbeitung nicht schon vor Monatsfrist anfangen konnte. Immerhin möchte ich Dich dringendst bitten nicht wegen der Schwierigkeit & kurzen Frist die Sache abzulehnen. Es könnten m.E. *Millionen* dabei herauskommen. Zu bemerken ist, das selbstverständlich für das Diplom ein *Mindestpreis* festgesetzt werden müßte, dessen Überschreitung gewünscht wird. Vielleicht sollte man ihn auf 10 M. erniedrigen; doch das sind Fragen die an geeigneter Stelle entschieden werden müssen, er handelt sich hier ja zunächst nur um eine Anregung.

Ich stehe selbstverständlich mit meiner freien Zeit für die Erledigung von Correspondenz gern zur Verfügung & denke, Deine liebe Frau wird auch gern helfen. Es ist doch so recht was in ihrem Sinne.

der Umstand, daß es in der jetzigen Zeit unsere Pflicht ist, Handel und Wandel nach Möglichkeit zu erhalten und zu fördern. Würde Ihr Plan in größerem Umfang durchgeführt, und nur so kann er erfolgreich sein, so würden eine große Zahl von kleineren und mittleren Geschäften, die sich so kaum über Wasser halten können und auf den Erlös aus dem sogenannten Weihnachtsgeschäft angewiesen sind, schwer betroffen werden. | Ähnliches wurde mir auch von anderer Seite gesagt und es ist meinen Bemühungen nicht gelungen, irgend jemanden für diese Idee zu begeistern. [...]« (Nachlass Schröder DLA) Eine Kopie des Briefes an Solf liegt als Beilage dem Brief Schröders an Kippenberg vom 23. November 1914 bei (SUA: Insel DLA). Auch Kippenberg kann mit Schröders Vorschlag wenig anfangen und schiebt es am 27. November 1914 »auf die Rechnung der Eindringlichkeit und Liebenswürdigkeit des Kapitän [Solf], dass der Gedanke bei Ihnen so feste Wurzeln gefasst hat.« (SUA: Insel DLA)

<sup>444</sup> Johanna (Hanna) Solf geb. Dotti (1887–1954) ist seit 1908 mit Wilhelm Solf verheiratet.

<sup>445</sup> Friedrich Lahusen (1851–1927), evangelischer Theologe, seit 1912 Generalsuperintendent von Berlin, hat vor dem Krieg öffentlich eine Verständigung mit England gefordert, verurteilt in seinen Predigten den Krieg, sieht ihn aber zugleich als eine von Gott auferlegte Prüfung, die das zerrissene deutsche Volk einen könne; in Berlin gesuchter Seelsorger mit weitreichender und nachhaltiger Wirkung. Vgl. Hans Hohlwein, Lahusen, Friedrich. In: Neue Deutsche Biographie 13/1982, S. 417.

<sup>446</sup> Bernhard Friedrich Wilhelm Rogge (1831–1919), seit 1862 Hof- und Gardekorps-Divisionsprediger in Potsdam, nahm an den Kriegen 1866 und 1870/71 teil, seit 1889 ziviler Hof- und Garnisonsprediger.

Also verzeih die Belästigung und enttäusche mein Vertrauen nicht; d.h. dieses Vertrauen geht auch dahin, daß Du in der Sache nur etwas tust, wenn Du sie noch für faisibel<sup>447</sup> hältst.

Herzlichst Dein RAS.

P.S.

Wegen zweier Bedenken möchte ich noch etwas hinzufügen.

1. Um den Weihnachtskarten den Charakter der »Kinderspende« zu wahren müßte man große Plakate drucken, die die Aufschrift trügen:

Eltern kauft Euren Kindern die  
Weihnachtskarten der Kriegskinderspende  
Weihnachten 1914.

—

2. Es dürfte doch wohl angezeigt sein den Preis des Diploms noch unter 10 M. herunter zu setzen, damit möglichst weite Kreise sich beteiligen können. Man müßte sie als eine Art Blankocertificat betrachten & den Eltern erlauben den Namen der Kinder hinein zu setzen, sonst gäbe es ja unendliche Schreiberei.

—

—

3. Man könnte vielleicht die Weihnachtskarten als eine Postkarte herstellen zum direkten Verschicken? Oder werden sie dadurch entwertet? – Ob Verse dabei überhaupt nötig oder erwünscht? – Falls du ablehnen mußt, desepchiere, bitte, ich würde dann versuchen durch meinen Vater<sup>448</sup> die Sache wenigstens in kleinerem Umfange zu ermöglichen.

Herzlichst  
RAS.

<sup>447</sup> Frz. machbar, durchführbar.

<sup>448</sup> Vgl. Anm. 238.

[Essen]

[Mittwoch] 9. Dezember 1914

Mein lieber Rudi.

Beiliegende Abschrift eines Briefes von Harry wird Dir Freude machen.<sup>450</sup>

Hoffentlich sind die Gedichte gut bei Dir angekommen.<sup>451</sup>

Dass ich neulich nicht mit nach Berlin kommen konnte, war mir ein bitterer Kummer.<sup>452</sup> Ich muss täglich an unsern Alfred denken und wir werden ihn vermissen, so lange wir noch leben.

In innigstem Gedenken und in Treuen

Dein

Eberhard

Neulich kurzes Lebenszeichen von Borchardt.<sup>453</sup>

1 Anlage.

<sup>449</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR.V. BODENHAUSEN-DEGENER || ESSEN-RUHR, DEN«, mit eigenhändiger Unterschrift und Postskriptum. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA). – Teildruck in: Bodenhausen, *Leben* (wie Anm. 3), S. 284.

<sup>450</sup> Kessler an Dora von Bodenhausen aus Czenstochau (heute im Süden Polens), 25. November 1914: »Liebe Frau von Bodenhausen. [...] Schröders Gedichte sind prächtig. Ich liebe sehr die ›Strandwache‹ und das ›Reiterlied‹, das mit dem Refrain ›Deutschland, Deutschland‹ eine sehr packende rhythmische Eigenart hat. Die Wirkung ist wie das Hineinragen eines Stückes nackter Wirklichkeit in ein künstliches Gebilde. Ich habe etwas ähnliches bis jetzt nur in der Musik (in Tristan: ›Das Schiff, das Schiff‹) gekannt.« Zit. nach einer maschinenschriftlichen Abschrift im Nachlass Schröder DLA; eine Paraphrase des Briefes in: BW Bodenhausen–Kessler (wie Anm. 5), Nr. 216, S. 187; diese Passage fehlt in Kessler, *Zusammenbruch* (wie Anm. 35), S. 20–25.

<sup>451</sup> Nicht ermittelt. Möglicherweise eine Beilage zu einem fehlenden Brief.

<sup>452</sup> Vgl. dazu Bodenhausen an Kessler, Bredeny, 1. Dezember 1914: »Am vorigen Donnerstag ist unser tapferer Heymel eingeschlafen. [...] Er war völlig abgemagert zum Skelett und sah aus wie ein alter Mann. Ich habe noch acht Tage vor seinem Tode einen ganzen Abend an seinem Bett verlebt. [...] Sehr schwer wurde es mir, an seiner Beisetzung nicht teilnehmen zu können. Meine Frau, die damals schon mir hier Gesellschaft leistete, ist natürlich sofort hinübergefahren und hat dabei auch Rudi getroffen, der von Wangeroog aus hatte abkommen können.« (Zit. nach BW Bodenhausen–Kessler [wie Anm. 5], S. 98–100, hier S. 100) Heymel wird zunächst in Berlin beigesetzt und später nach Bremen überführt (vgl. Katalog Borchardt Heymel Schröder [wie Anm. 15], S. 605). – Zur Beerdigung Heymels vgl. auch Anm. 507.

<sup>453</sup> Es handelt sich um eine nicht ermittelte Postkarte. Vgl. auch Borchardts Brief an Bodenhausen vom 18. Dezember 1914. In: Rudolf Borchardt, *Briefe 1914–1923*. Text. Bearb. von Gerhard Schuster. München 1995, S. 43f.

Herrn Rudolf Alexander Schröder  
Artilleristenmaat der Seewehr  
Wangeroog  
Kommandantur.

*30 Eberhard und Dorothea von Bodenhausen mit Rudolf Borchardt  
an Rudolf Alexander Schröder*<sup>454</sup>

Mein lieber Rudi. Ich bin traurig, dass ich von Dir gar nichts mehr höre, aber meine Gedanken sind immer voller Liebe und Freundschaft bei Dir. Auch soll dies keinerlei Aufforderung bedeuten zur »Besserung«, sondern nur Gruss und Gedenkzeichen. Hoffentlich hast Du die Sendung Deiner Gedichte<sup>455</sup> erhalten. Wir geniessen hier tief einen leider nur zweitägigen Besuch von Borchardt.<sup>456</sup>

[Montag] 28/XII.14. Degenershausen b[ei] Ermsleben  
Eberhard

Tausend Grüsse und ständiges Gedenken, ich schreibe bald ausführlich.  
Die Rede kommt jetzt in Druck.<sup>457</sup>  
Dein Bdt.

<sup>454</sup> Überlieferung: Eigenhändige Bildpostkarte, Motiv: Foto vom Gut Degenershausen im Harz, vom Park her aufgenommen. Nicht adressiert, wurde wohl in einem (nicht erhaltenen) Umschlag versendet (Nachlass Schröder DLA). Vgl. Abb. 5 und 6

<sup>455</sup> Vgl. Anm. 451.

<sup>456</sup> Am Sonntag, den 27. Dezember 1914, notiert Bodenhausen: »Ankunft von Borchardt, den ich mit Mädi mit den Schimmeln i. Schlitten abgeholt. Gang mit ihm bis Elbrichstal.« Und am 29. Dezember: »Früh vergebl. Versuch auf Schwein mit Borchardt, der abends 9 Uhr abfuhr.« (Notizkalender Bodenhausen DLA)

<sup>457</sup> Borchardt hält am 5. Dezember 1914 in Heidelberg die Rede »Der Krieg und die deutsche Selbsteinkehr«, auf Einladung der Akademischen Gesellschaft für Dramatik. Gedruckt wird dieser allerdings erst Ende Juni 1915 im Verlag Richard Weissbach, Heidelberg, mit dem Hinweis: »Rede öffentlich gehalten am 5. Dezember 1914 zu Heidelberg« und versehen mit einer Widmung an den verstorbenen Alfred Walter Heymel (vgl. auch Rudolf Borchardt, Prosa V. Hg. von Marie Luise Borchardt und Ulrich Ott. Stuttgart 1979, S. 217–264 mit S. 584f.). Bodenhausen erhält von Borchardt die Handschrift des Vortrags, lässt von seinem Sekretär ein Typoskript anfertigen und dringt in Briefen auf die Veröffentlichung. Vgl. zu den Umständen der Rede: Gerhard Schuster, Rudolf Borchardts Reden 1902–1933. Eine Dokumentation. In: Rudolf Borchardt, Über den Dichter und das Dichterische. Drei Reden von 1920 und 1923. Aus dem Nachlaß hg. und erl. von Gerhard Neumann, Gerhard Schuster und Edith Zehm. Mit einer Dokumentation sämtlicher Reden Borchardts 1902–1933 von Gerhard Schuster. München 1995, S. 167–257, hier S. 179f. Vgl. auch Anm. 491.



Mein lieber Dudi: Ich bin traurig, dass ich von Dir  
 gar nichts mehr höre, aber meine Gedanken  
 sind immer voller Liebe mit Freundschaft bei  
 Dir. Auch soll dies keinerlei Aufforderung be-  
 deuten zur "Besserung", sondern nur Freundschaft mit  
 geduldsreichen Hoffungen hast Du die Tendenz  
 keine Gedichte zu schreiben. Wir genießen hier  
 tief einen leider nur zeitweiligen Besuch von  
 Borchardt. 28/12/14 Degenershausen b. Ermleben  
 Tausend Grüsse und stän- Eberhard Sgl.  
 diges Denken, ich schrei- Ja, das war ein schönes Sgl.  
 be bald auf's Neue. Die- rsten, als Du aus  
 rede es mit ihm in Dues- In Memoriam  
 Dein Bst. In Memoriam  
 Besondere Sylvestergrüsse! Ich denke an Dich!  
 Mlad.

Abb. 5 und 6: Das Gutshaus in Degenershausen. Postkarte an Rudolf Alexander Schröder vom 28. Dezember 1914. Auf der Rückseite die Grüße von Eberhard und Dora von Bodenhausen und Rudolf Borchardt (Nachlass Schröder DLA)

Ja, das war ein schönes Sylvester, als Du uns In memoriam<sup>458</sup> in Neu-  
beuern vorlasest. Wie weit liegt das weg!!  
Besonderen Sylvestergruss!  
Mädi

*31 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>459</sup>

[Bredeneý]  
13/I.15. [Mittwoch]

Mein guter Rudi.

In den letzten Tagen sind meine Gedanken so viel bei Dir, dass ich es Dir sagen muss. Deine Elegien verlassen mich gar nicht mehr und sind mir die liebsten Begleiter durch meine Tage. Ich staune immer wieder von neuem über ihren unerschöpflichen Gehalt. Ich habe so viel leiden müssen unter dem uns allen so bekannten Gefühl der völligen Seelen-Einsamkeit;<sup>460</sup> dieser Einsamkeit, die nur sich auflöst in höchsten Erlebnissen der Liebe (im weitesten Sinne) der Religion und der Kunst. Ein solches Erlebnis im höchsten Sinne hatte ich neulich wieder, als ich die Elegie in memoriam las. Die Verse:

Wir nur gehen einher und schauen hier unten den Wandel  
Und verstehen ihn nicht, selbst in den Wandel verstrickt.  
Ihn aber dünkt es gleich, was ausging oder was einging,  
Weil er der Seinigen keins unter den Flügeln verliert<sup>461</sup>

traten mir in's Bewusstsein als ein völlig neues Erlebnis voll höchster Gewalt. Dabei gingen meine Gedanken mit so viel Dankbarkeit zu Dir. Ich will, dass diese Verse einmal auf meinem Grabstein stehen, und nichts weiter.

Von Borchardt höre ich nichts mehr, seit er wieder zurück ist in seinem Dienst. Ich habe mich sehr bemüht, dass seine Vorgesetzten ihn

<sup>458</sup> Vgl. Anm. 111.

<sup>459</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »BREDENEY | BEI ESSEN-RUHR«. 2 Blätter (Nachlass Schröder DLA). – Teildruck in: Bodenhausen, Leben (wie Anm. 3), S. 284f.

<sup>460</sup> Vgl. den Eintrag im Notizkalender, 10. Januar 1915: »Einsamer Sonntag mit viel Schnee und viel Gefühl von innerer Armut und namenloser Einsamkeit.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>461</sup> Vgl. Schröder, Gedichte (wie Anm. 37), S. 111.

»bemerken«. <sup>462</sup> Er war sehr tapfer und freudig und von schöner, innerer Haltung. Deine Schwester sandte Deine Krieglieder aus dem Insel-Verlag an Mädi. Deine Komposition <sup>463</sup> hat uns sehr gefallen. Als hart empfinde ich es, dass Kippenberg mir diese erste nach Heymel's Tod erfolgte mir so nah stehende Veröffentlichung mir nicht zugehen liess. Ich begreife es vollkommen, dass er nicht daran dachte aber der Vergleich mit dem Insel-Verlag damals und heute tritt so krass in's Bewusstsein. <sup>464</sup>

Lebe wohl, lieber Rudi, schreibe nicht, aber behalte immer in gutem Andenken

Deinen getreuen

Eberhd.

Von 9. bis zum 16. Februar 1915 fährt Bodenhausen nach Belgien, um die verschiedenen Industriezentren zu besichtigen. Seine Fahrt führt ihn nach Brüssel, Antwerpen, Ostende, Gent und Seebrügge; <sup>465</sup> in Brüssel trifft er unter anderem den Gouverneur des besetzten Belgien, Oscar von der Lancken, und seinen Freund Hans von Harrach, der die deutschen Pressezentrale beim Generalgouvernement in Brüssel leitet. <sup>466</sup> – Am 23. Februar wird Schröder nach Brüssel beordert, als Zensor im Generalkommando. <sup>467</sup>

<sup>462</sup> Auf Bodenhausens Bemühen kommt Borchardt in seinem Brief vom 13. Januar 1915 zu sprechen: »Für Ihre Verwendung bei [Ludwig] Stein – deren negatives Resultat mich nicht besonders betrübt hat – und beim Major bin ich Ihnen aufs herzlichste verbunden. Der Erfolg der letzteren ist, wie vorauszusehen war, ganz unsicher. Der Mann ist einer nervösen Störung halber aus der Front weggeschickt worden, war zwei Monate in einer Heilanstalt, und hat diese, wie es scheint, zu früh mit einer Garnisons-Kommandostelle vertauscht.« In: Borchardt, Briefe (wie Anm. 453), S. 48–52, hier S. 49.

<sup>463</sup> Schröder hat das Gedicht »Deutscher Schwur« für Singstimme und Klavierbegleitung vertont. Vgl. Schröder, Vaterland (wie Anm. 287), S. 39.

<sup>464</sup> Vgl. dazu die Buchsendungen Heymels an Bodenhausen (Anm. 33 und 114). Kippenberg ist seit November 1914 in Halle an der Saale und führt eine Rekruten-Kompagnie. Vgl. BW Insel, S. 511f. – Der abwesende Verleger kann sich also erst mit Verzögerung um die Sendung für Bodenhausen bemüht haben.

<sup>465</sup> Vgl. dazu Bodenhausens Bericht »Fahrt nach Belgien vom 9. bis 16. Februar 1915« (Nachlass Bodenhausen DLA).

<sup>466</sup> Oscar Freiherr von der Lancken-Wakenitz (1867–1939). – Zu Hans Albrecht Graf von Harrach vgl. Anm. 96.

<sup>467</sup> Vgl. Bodenhausen an Hofmannsthal, Essen, 2. März 1915: »Kürzlich war ich in Belgien und habe bei dieser Gelegenheit alles in die Wege geleitet, dass Schroeder nach Brüssel kommt. Hoffentlich glückt es!« (Nachlass Bodenhausen DLA)

[BredeneŸ]  
[Sonntag] 28.II.15.

Lieber Schröder,

Wir möchten doch zu gerne wissen ob Sie noch in WangerooŸ oder schon in Brüssel u. wie's Ihnen überhaupt geht? –

Seit unsrem so wehmütigen Zusammensein in Berlin, <sup>469</sup> sind Sie in die Versenkung von WangerooŸ untergetaucht! –

Ich bin ein paar Tage hier mit Eberhard zusammen und im Begriff der Abreise nach Degenershausen. War einige Wochen in Neubeuern in Sonne und Schnee. Julie hat ihr Lazarett glänzend im Zuge, dazu 20 Kriegskinder, die sie täglich selbst füttert – sie hat auch große Befriedigung davon. Ottonie widmet sich ganz der Pflege meiner Mutter, die immer noch nicht sprechen kann, aber voll Geduld u. Verinnerlichkeit geht ein Leuchten von ihr aus, wie nie zuvor. Ihr Gedächtnis u. ihre Gedanken sind ja ganz klar. –

Was sagen Sie zu dem armen Meier-Graefe! <sup>470</sup> Schon seit 10. Febr. ist er gefangen, – und *soll* wohl nach Moskau gebracht worden sein. Kessler hat mir einen herrlichen Brief aus den Karpathen geschrieben, <sup>471</sup> als es gerade dort losging – aber er hat trotz des abenteuerlichen Unternehmens auf einen schnelleren Sieg gerechnet. – Von Hugo schon länger keine Nachricht. Eberhard läßt Ihnen mit 1000 Grüßen sagen, Sie müßten ihm eine Karte in's Hôtel Adlon nach Berlin schreiben.

<sup>468</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »BREDENEY | BEI ESSEN-RUHR«. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>469</sup> Dora von Bodenhausen trifft Schröder auf der Beerdigung von Heymel. Vgl. Anm. 452.

<sup>470</sup> Meier-Graefe ist seit Kriegsbeginn als Freiwilliger beim Verwundetentransport an der Ostfront. Nach seiner Gefangennahme Anfang Februar kehrt er erst Ende Oktober 1915 nach Deutschland zurück.

<sup>471</sup> Kessler berichtet am 27. Januar 1915: »An Großartigkeit und Phantastik läßt sich Nichts in der Kriegsgeschichte mit diesem Abenteuer vergleichen.« Vgl. BW Bodenhausen-Kessler (wie Anm. 5), Nr. 218, S. 188.



Ich freu mich so über Ihr neues Feld der Tätigkeit<sup>472</sup> – alle bessern Leute scheinen sich jetzt in Belgien zu treffen.

Freundschaftlichst  
die Ihre  
Mädi Bodenhausen

*33 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>473</sup>

[Essen]

[Montag] 12. Juli 1915.

Mein lieber Rudi!

Deinem Wunsche entsprechend,<sup>474</sup> übersende ich dir die beiliegenden 3 Entwürfe<sup>475</sup> zum Vergleich und mit der Bitte um gelegentliche

<sup>472</sup> Vgl. dazu Bodenhausen an Hofmannsthal, Berlin, 8. April 1915: »Die Versetzung von Rudi nach Brüssel habe ich seinerzeit bei meinem Besuch dortselbst veranlaßt und durchgeführt. Er arbeitet dort in der Presse-Abteilung, die wiederum der politischen Abteilung untersteht, und die von Lancken und Harrach geleitet wird. Er ist also untergebracht in einem nahen Freundeskreise. Obwohl ihm bekannt ist, dass diese Transaktion auf meine Veranlassung hin vollzogen wurde, habe ich nicht ein Wort von ihm gehört, habe auch auf Briefe und Anfragen keine Antwort erhalten können. Du weisst aber, dass ich mich damit abfinde, und dass dies keinerlei Klage bedeuten soll. Ich muss ihn in diesen äusserlichen Dingen halt so nehmen, wie er ist.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>473</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER || ESSEN-RUHR, DEN«, mit eigenhändiger Unterschrift. 2 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

<sup>474</sup> Mündlich geäußert. Im Notizkalender vermerkt Bodenhausen zwei Aufenthalte in Brüssel, vom 14. bis 16. April und 16. bis 20. Juni 1915. Beide Male trifft er Schröder (Nachlass Bodenhausen DLA). – Deutschland plant die wirtschaftliche Durchdringung Belgiens mit deutschem Privatkapital. Dies soll englische und französische Beteiligungen ersetzen, Ziel ist eine verschleierte Hegemonie Deutschlands. Im Sommer 1915 wird am 9. Juni 1915, nach einer Anfrage von Generalgouverneur Moritz von Bissing (1844–1917) an die deutsche Industrie, der »Deutsche Wirtschaftsausschuß für Belgien« gegründet; dem gehören Emil Kirdorf, Peter Klöckner, Hugo Stinnes, Bodenhausen u.v.a. an. Die erste Sitzung findet am 19. Juni statt. Vgl. Thomas Portz, Großindustrie, Kriegszielbewegung und OHL, Siegfrieden und Kanzlersturz. Carl Duisberg und die deutsche Außenpolitik im Ersten Weltkrieg. Lauf a.d. Pegnitz 2000, S. 231f. mit weiterer Literatur.

<sup>475</sup> Die Briefbeilagen haben sich nicht erhalten; sie betrafen die Deutsche Gesellschaft 1914; ein faksimilierter Abdruck der ersten Gründungsschrift mit handschriftlichen Bemerkungen Rathenaus in: Bernd Söseemann, Jenseits von Partei und Parlament. Walther Rathenaus »aufbauende Ideenpolitik« in der Deutschen Gesellschaft 1914. In: »Die Extreme berühren sich«. Walther Rathenaus 1867–1922. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums. Hg. von Hans Wilderrotter, Berlin [1993], S. 169–178, hier S. 170. – Der Burgfrieden und das August-Erlebnis sind die prägenden Erlebnisse der ersten Kriegsmonate; um diese Haltung zu bewahren, gründet sich am 28. November 1915 die Deutsche Gesellschaft 1914. Sie möchte einen

Rückgabe, zu welchem Zwecke ich Dir ein Rückkuvert beilege.<sup>476</sup>

Ferner lege ich Dir bei Abschrift des ersten Briefes von Kippenberg, sowie ferner Original seines letzten Briefes vom 2. Juli nebst der Anlage vom 31. Mai.<sup>477</sup> Ich denke mir, dass diese Ausführungen Dich interessie-

Gesprächsraum schaffen, der unabhängig von Partei, Konfession oder sozialer Stellung des Einzelnen den »Geist von 1914« erhält. Initiator ist der Industrielle und Mäzen Robert Bosch, der das Palais Pringsheim, Wilhelmstraße 67, in Berlin, zur Verfügung stellt; Präsident wird Wilhelm Solf. Einmal wöchentlich werden Vorträge gehalten; unter anderem sprechen Walther Rathenau (»Probleme der Friedenswirtschaft«), Rudolf Borchardt (»Der Krieg und die deutsche Verantwortung«) und Ernst Troeltsch (»Ideen von 1914«). Die politischen Positionen der Gesellschaft sind eher konservativ, decken sich mit den Zielen der Regierung Bethmann Hollweg. Zum Club gehören Industrielle (Bosch, Rathenau, Hugenberg, Krupp von Bohlen und Halbach), Militärs, Abgeordnete und Professoren (Hans Delbrück, Troeltsch, Wilhelm Harnack, Friedrich Meinecke). Vgl. Bernd Sösemann, Politische Kommunikation im »Reichsbelagerungszustand«. Programm, Struktur und Wirkungen des Klubs »Deutsche Gesellschaft 1914«. In: Wege zur Kommunikationsgeschichte. Hg. von Manfred Bobrowsky und Wolfgang R. Langenbacher. München 1987, S. 630–649. – Am 19. November 1915 teilt Wilhelm Solf Schröder mit, dass »der vorbereitende Ausschuss für die Gründung der »Deutschen Gesellschaft 1914« beschlossen hat, Sie zu bitten, Mitglied des Gesellschaftsrates zu werden. Ich würde es mit Freuden begrüßen, wenn Euer Hochwohlgeboren geneigt wären, dem Wunsche des Ausschusses zu entsprechen und dieses Amt zu übernehmen.« (Nachlass Schröder DLA) Im Nachlass Solfs (Bundesarchiv Koblenz) haben sich keine Schreiben Schröders erhalten. Zur Gründung am 28. November vgl. auch den durchaus kritischen Bericht von Friedrich Wilhelm von Bissing, Die Deutsche Gesellschaft. In: Süddeutsche Monatshefte. München. Jg. 13, Nr. 1, Februar 1916, S. 852–854. – Zu Bodenhausens und Schröders Mitgliedschaft vgl. Mitglieder-Verzeichnis der Deutschen Gesellschaft 1914. Im Oktober 1919. [Berlin] 1919, S. 4 und 8.

<sup>476</sup> Neben diesem Absatz wurde auf einem Durchschlag von fremder Hand notiert: »betr. | Deutsche | Gesellschaft | 1915 | zur. 21./815« (Nachlass Bodenhausen, Konvolut Pannwitz DLA).

<sup>477</sup> Kippenberg schreibt Bodenhausen am 31. Mai 1915, dass er nach Belgien möchte und bereits über Paul Nikolaus Cossmann (1869–1942 KZ Theresienstadt) in München mit Moritz von Bissing gesprochen habe. Der habe ihm geraten, sich von Bodenhausen als der maßgebenden dritten Seite nach Belgien empfehlen zu lassen. Kippenberg rechtfertigt seinen Wunsch vor allem mit der fehlenden »Verbreitung deutscher Bücher und deutscher Ideen (auch Zeitungen)« im Ausland und träumt »von einer Buchhandels-gesellschaft für das Ausland« (Nachlass Bodenhausen DLA). Am 22. Juni 1915 antwortet ihm Bodenhausen: »Ich habe Ihre Pläne sowohl mit Rudi Schröder, als auch mit meinen Freunden, dem Grafen Har-rach, Leiter der Presse-Zentrale, und Herrn von der Lancken, dem Leiter der Politischen Abteilung, eingehend durchgesprochen. Die Herren sind sämtlich der Meinung, dass die Verwertung Ihrer Kraft in Belgien für den von Ihnen beabsichtigten Zweck allein, sich nicht wird ermöglichen lassen, da die Formulierung einer derartigen Position allzu vage und ungreif-bar wird. [...] Wir haben nun hin und her überlegt, was wir für Sie tun könnten, und haben schliesslich den Strohalm ergriffen, dass gerade in diesen Tagen der Posten des Leiters der Presse-Abteilung in Mons bei der dortigen Zivilverwaltung frei wird. [...] Sie wären damit in Belgien und hätten vielleicht auch mit der Zeit die Möglichkeit, von da nach Brüssel zu kommen. [...] Dabei durften Sie nicht ausser acht lassen, dass Ihre dortige Tätigkeit keine an sich sehr erfreuliche wäre, und dass Sie durch Ihre Bürostunden im allgemeinen vollkom-men festgelegt sind, sodass es nur nach Einholung eines Urlaubs möglich wäre, etwa einmal nach Brüssel oder nach Antwerpen zu fahren. [...] Rudi und ich sind daher zu dem Ergebnis gekommen, Ihnen das Nachteilige einer solchen Stellung eindringlichst vor Augen zu halten.« (Nachlass Bodenhausen DLA) – Kippenberg ist schliesslich ab Anfang August 1915 als Haupt-

ren und Dir vielleicht sogar Anlass geben könnten, nochmals mit Harrach die ganze Angelegenheit in irgendeinem, von Dir näher auszudeutenden Sinne zu besprechen.

Ich habe Kippenberg noch nicht geantwortet und möchte Dich bitten, mir die beiden Schriftstücke innerhalb gemessener Frist wieder zuzustellen.<sup>478</sup>

Wir hatten in den letzten Tagen schweres durchzumachen infolge des Ablebens meiner guten, alten Schwiegermutter, die nach einem zweiten Schlaganfall innerhalb weniger Tage in Neubeuern sanft entschlafen ist.<sup>479</sup>

Mein Befinden leider wieder mässig infolge ununterbrochener Reisen im Laufe der letzten 14 Tage.<sup>480</sup> Ich kann halt garnichts mehr vertragen und muss mich durchaus damit abfinden, den Höhepunkt meiner Arbeitskraft endgültig überschritten zu haben.

Mit den herzlichsten Grüßen, auch an die anderen,<sup>481</sup>

Dein getreuer  
Eberhard.

Herrn Rudolf Alexander Schröder,  
p.A. Politische Abteilung,  
Brüssel.

3 Entwürfe,  
1 Kuvert,  
1 Briefdurchschlag,  
1 Brief mit Anlage.<sup>482</sup>

mann beim Armeeoberkommando 4 in Flandern als Leiter der Abteilung XVIII (»Vaterländischer Unterricht«) und der Geheimen Armeedruckerei tätig. Außerdem gibt er die Kriegszeitung der 4. Armee heraus, die vom 26. November 1914 (Nr. 1) bis zum 7. November 1918 (Nr. 401) zweimal wöchentlich (Sonntag und Donnerstag) in Thielt erscheint. Dort sind, neben aktuellen Berichten und Notizen zum Kriegsgeschehen, auch zahlreiche Nachdrucke aus Werken des Insel-Verlags und Beiträge unter anderem von Heymel und Schröder wiedergegeben.

<sup>478</sup> Neben diesem Absatz wurde auf einem Durchschlag von fremder Hand notiert: »zur. | 21./8.« (Nachlass Bodenhausen, Konvolut Pannwitz DLA)

<sup>479</sup> In der Nacht vom Montag, den 28., auf Dienstag, den 29. Juni, hatte Mädis Mutter, Anna Gräfin von Degenfeld-Schonburg geb. Freiin von Hügel (1833–1915) den ersten Schlaganfall; sie starb am Freitag, den 2. Juli, in Neubeuern am Inn und wurde am Montag, den 5. Juni, in Eybach beigesetzt.

<sup>480</sup> Bodenhausen klagt in seinen Aufzeichnungen wiederholt über tagelange starke Kopfschmerzen. Er fährt zwischen dem 28. Juni und dem 8. Juli, also innerhalb von elf Tagen, von Essen nach Aschersleben, Neubeuern, München, Neubeuern, Rosenheim, Eybach, Frankfurt, Hamburg, Essen (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>481</sup> Hans Harrach und Oscar von der Lancken.

<sup>482</sup> Die Anlagen haben sich nicht erhalten. Vgl. Anm. 475 und 477.

[Essen]

[Samstag] 24. Juli 1915.

Sekretariat.

Herrn Rudolf Alexander Schröder,  
p.A. Politische Abteilung,  
Brüssel

Sehr geehrter Herr!

Unter dem 12. d.M. übersandte Herr Baron von Bodenhausen 3 Entwürfe zur Gründung der Deutschen Gesellschaft,<sup>484</sup> sowie einen Brief von Professor Kippenberg vom 2. Juli mit einer Anlage vom 31. Mai d.J. Herr von Bodenhausen, der vor einigen Tagen auf länger als 1 Woche verreist ist,<sup>485</sup> hat mich beauftragt, für den Fall, dass diese übersandten Unterlagen bis heute nicht eingegangen seien, dieserhalb bei Ihnen vorstellig zu werden.

Ich gestatte mir daher, um gütige Rücksendung der genannten Schriftstücke zu bitten, und zeichne mit vorzüglicher Hochachtung  
ergebenst  
Dörner<sup>486</sup>  
Sekretär.

1 Rückkuvert.

<sup>483</sup> Überlieferung: Durchschlag des maschinenschriftlichen Briefs. 1 Blatt (Nachlass Bodenhausen, Konvolut Pannwitz DLA).

<sup>484</sup> Vgl. Anm 475.

<sup>485</sup> Bodenhausen reist am 22. Juli 1915 nach Düsseldorf und von dort nach Berlin; zurück in Bredeneu ist er am 28. Juli, bei Krupp am darauffolgenden Tag (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>486</sup> Wilhelm Dörner (geb. 1884) ist von Dezember 1914 bis zum Mai/Juni 1918 im Sekretariat Bodenhausen angestellt (HAK WA 131/668).



[Brüssel]

[Donnerstag] 19.8.1915.

Mein lieber Eberhard

Es hat ja sehr vieler Anstöße bedurft um mir die Dokumente wieder zu entreißen; aber, steter Tropfen höhlt selbst einen so harten Stein wie meine *vis inertiae*.<sup>488</sup>

Ich sende Dir als eine kleine Vergütung für den ausgestandenen Ärger & eine Art Ersatz für die Zeilen, die Du hättest von meiner Hand sehen *sollen*, den ersten Gesang der *Ilias* *handschriftlich*. Vielleicht stellt er später mal einen gewissen Wert her, da ich *handschriftlich* kaum etwas aufbewahre.

Also, sei nicht böse.

Die Trauer in die Ihr, & vor allem Deine liebe Frau versetzt seid, ist mir recht nahe gegangen. Ich werde der Heimgegangenen<sup>489</sup> eine dankbare Erinnerung bewahren – unsre Neubeurer Abende steigen vor mir auf, wie ich Dirs schreibe; lieber Eberhard, wie ist die Welt finster und böse geworden seither. Wird zu unsern Lebzeiten ein wirkliches Gefühl europäischer *Befriedung* noch eintreten? Nun, Du weißt selbst welche Kette fruchtloser Träumereien & Spekulationen an solche Gedanken von uns allen immer wieder, allstündlich & vergeblich geknüpft sind; es hat keinen Zweck dergleichen hinzuschreiben, man muß warten, während vor den Augen und unter den Händen sich alles uns von Stunde zu Stunde wandelt, einem Ziel entgegen, dessen Beschaffenheit und dessen nahe oder ferne Zukunft uns verborgen ist.

Ich frage Dich selbst, lieber Eberhard, wie kann man gegenüber allem dem den Mut oder den Trieb zum Correspondieren haben? Im schnellen Gespräch läßt sich noch vieles von Herz zu Herzen übertragen, auf dem Papier wird das alles leer und gespenstisch, selbst die Liebe und das Vertrauen.

<sup>487</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »Politische Abteilung | bei dem | Generalgouverneur in Belgien | Pressezentrale || Brüssel, den ...191 | Hertogstrasse, No. 3.« 1 Doppelblatt (Nachlass Bodenhausen DLA). Die Beilage, eine Handschrift von Schröders Übersetzung des ersten Gesangs der »Ilias« von Homer, die mit den Worten »Sing, o Muse, den Zorn ...« beginnt, im Umfang von 25 Blatt und 611 Versen, wurde nicht aufgenommen (Nachlass Bodenhausen DLA, Manuskripte Dritter). Vgl. Abb. 7. – Teildruck des Briefes in: Bodenhausen, *Leben* (wie Anm. 3), S. 285f.

<sup>488</sup> Lat. Kraft der Trägheit, Beharrungsvermögen.

<sup>489</sup> Vgl. Anm. 479.

Denke deshalb nicht, daß ich »flau«<sup>490</sup> oder vergrämt bin. Im Gegenteil, die *Gegenwart* unseres unvergleichlichen Vaterlandes scheint mir das Herrlichste, was Deutschen je geblüht hat. Aber die ungeheure Gefahr jeden Augenblicks, die ungeheueren Fragen die die Zukunft mit unwiderrufflichem Beschluß so oder so lösen wird, und zu deren Lösung wir nichts als den Wunsch & Seufzer unseres innersten Herzens beitragen können (kein Blutopfer selbst trägt zu ihrer Bestimmung bei!) verschließen dem, der gewohnt ist – oder war – den *Tag* in seiner Beziehung zum Gestern und zum Morgen zu erleben und zu deuten, Herz und Lippe.

Hab vielen Dank für den Borchardtschen Vortrag. Er hatte ihn mir schon selbst geschickt.<sup>491</sup> Selbstverständlich großartig und voll der B. eigentümlichen Fähigkeit des Formens großer Gedankengruppen. Natürlich fehlt dieser großen Konstruktion die Krone, & das ist verfrüht.

Eben kommt Nachricht von Nowo Georgiewsk!<sup>492</sup> Und dabei sitzt man hier & quatscht über Kompetenzen und die gottsjämmerliche Vlamenpolitik!

Hoffentlich kommst du bald hierher.

N.B. dem Ilias-Gesange werden, wenn Dich der Besitz freuen sollte, noch andere folgen. Ich kann sie nur vorläufig noch nicht entbehren.

Herzliche Grüsse für Dich und die Deinen

In Treue

Dein

RAS.

<sup>490</sup> Häufig gebrauchter Terminus der Zeit, bezeichnet jemanden, der zur Mäßigung aufruft; das Gegenteil des Flaumachers ist der Scharfmacher. Vgl. dazu auch einen (nicht abgesandten) Brief Borchardts an Josef Hofmiller, vom 30. Juli 1916, in dem er über das öffentliche Urteil in Bezug auf seine Kriegsreden äußert: »Diese Thoren haben mich nach der ersten Rede einen Scharfmacher, nach der zweiten einen Flaumacher gescholten«. In: Borchardt, Briefe (wie Anm. 453), S. 119.

<sup>491</sup> Vgl. Anm. 457. Ein Exemplar dieser Rede, ohne Widmung, befand sich in Schröders Bibliothek (vgl. Wertvolle Bücher und Autographen des 15. bis 20. Jahrhunderts. Aus der Sammlung Rudolf Alexander Schröder. Auktion 280. 22. und 23. Mai 1990. Hamburg 1990, S. 243, Nr. 1584). Nachdem Borchardt in seinem Brief vom 23. November 1914 Schröder diesen Vortrag angekündigt hat, bittet jener am 26. November 1914: »Lass mir bitte ja zugehen, was über Deinen Heidelberger Vortrag erscheint!« Vgl. BW Borchardt-Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 603 und 606 (Zitat).

<sup>492</sup> Vgl. dazu Kesslers Tagebucheintrag vom Freitag, 20. August 1915: »Nowo Georgiewsk ist heute früh gefallen. 20 000 Gefangene, 360 Geschütze. Waren über geringe Zahl von Gefangenen etwas enttäuscht. – Abends Nachricht, dass sich Zahl der Gefangenen in Nowo Georgiewsk auf 85 000 mit 700 Geschützen erhöht. Ein grosser Fang!« In: Kessler, Tagebuch 1880–1937 (wie Anm. 12). Bd. 5: 1914–1916. Hg. von Günter Riederer und Ulrich Ott. Stuttgart 2008, S. 384.

z.Zt. Meineweh<sup>494</sup> den 13.9.15. [Montag]

Mein lieber Rudi.

Als ich Deine wunderbare Sendung erhielt, war ich im Aufbruch in Urlaub.<sup>495</sup> In Degenershausen hatte ich dann so mannigfaltige Aufgaben,<sup>496</sup> dass ich zum Schreiben nicht kam. Und hier ist es das gleiche.<sup>497</sup> Da ich aber gestern einen recht fatalen Blinddarmanfall hatte, so bin ich ausser Tätigkeit gesetzt und warte nur, dass ich einigermassen fahren kann, um dann zu sehen, ob man mich in Essen gleich operieren will,<sup>498</sup> was mir am besten erschiene. 3 Stunden ununterbrochener Angstschweiss vor zerreisenden Schmerzen ist nichts, das man gern zweimal erlebt. Schliesslich bin ich mit Morphium lebensfähig geworden.

Ich kann Dir nicht sagen, wie sehr ich mich gefreut habe über Dein Homer-Manuscript. Und wenn Du gar von weiteren Sendungen gleicher Natur redest, so darfst Du versichert sein, dass Du nie einen ehrfürchtigeren Empfänger würdest finden können. Es ist eine rein produktive Leistung, die zu besitzen mir und meinen Kindern und Nachkindern

<sup>493</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »DEGENERSHAUSEN | BEI ERMSLEBEN AM HARZ«. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>494</sup> Meineweh gehört wie Degenershausen, Hollsteitz und Thierbach zum Besitz der Familie Bodenhausen. Nach dem Tod seines Vaters 1912 leitet Bodenhausen die Güter. Vgl. Katte, Park (wie Anm. 14), S. 45f.

<sup>495</sup> Ab dem 22. August ist Eberhard von Bodenhausen mit seiner Familie in Degenershausen (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>496</sup> Der Kalender vermerkt mehrere Inspektionsfahrten, Pflanzungen im Park und längere Diktate (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>497</sup> Bodenhausen ist ab dem 10. September in Meineweh, von dort aus am Sonntag Inspektionsfahrten nach Thierbach (Notizkalender Bodenhausen DLA). – Teildruck in: Bodenhausen, Leben (wie Anm. 3), S. 284.

<sup>498</sup> Vgl. Eintrag im Notizkalender vom 16. September 1915: »[B]ei Mendel, der Nierenkolik feststellt. Sitzng Riesengewinn.« Und am Montag, 20. September: »Erste Diathermie, Behandlung bei Mendel.« (Notizkalender Bodenhausen DLA) Vgl. auch Hofmannsthal an Schröder aus Essen, 11. November 1915: »Fand hier Eberhard vor dieser neuen, eigentlich Hoffnunggebenden Situation: die Ärzte halten Verwachungen am Blinddarm und daraus resultierende beständige Selbstvergiftung für die wahrscheinlichste Ursache seines sonst unerklärlichen Krankseins. Es wird infolgedessen nächsten Montag eine Blinddarm-operation vorgenommen. Reconvalensenz braucht erhofften Falls 2–3 Wochen (Berlin).« (Nachlass Schröder DLA) Noch am 14. Januar 1916 schreibt Schröder in einem nicht abgesandten Brief an Hofmannsthal aus Brüssel: »Mit Schmerz hörte ich, daß es Eberhard trotz der überstandenen Operation noch nicht besser gehe. Clärchen hatte das aus einem Brief der Mädi entnommen; aber ich hoffe, daß das nur vorübergehend war, & doch der erwünschte Erfolg des Eingriffes eingetreten ist.« (Nachlass Hofmannsthal FDH)



immer grösste Freude machen wird. Ich fasse mich heute ganz kurz wegen allgemeiner Schlappeit und hatte nur dieses Lebens- und Dankeszeichen von mir geben wollen. Die Familie ist weit auseinander. Hansi wieder einmal krank, Keuchhusten, mit Mädi auf dem Spiessberg im Thür. Wald.<sup>499</sup>

In treuestem Gedenken

Dein  
Eberhard.

*37 Hugo von Hofmannsthal, Eberhard von Bodenhausen und Dorothea von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>500</sup>

[Degenershausen]  
[Mittwoch] 29 XII. [1915]

Wir berufen Dich vielfach in Gespräch und Gedanken. Gruss an Har-  
rach

Hugo

Eberhard.

PS. Ich bin 30. XII–20 I dienstlich in Berlin. Wohne Hotel Toepfer Do-  
rotheenstrasse<sup>501</sup>

Wir vermissen Sie sehr! Mädi

<sup>499</sup> Hansi ist der Sohn Hans Wilke Freiherr von Bodenhausen-Degener. Hotel und Berggasthof Spießberghaus liegt am Rennsteig im Thüringer Wald, 720 Meter hoch, wird 1840 als einfache Herberge eröffnet. Es existiert noch heute. – Im Notizkalender vermerkt Bodenhausen am Donnerstag, den 9. September: »Spiessberghaus beschlossen«, die Abfahrt ist nicht vermerkt. Am Freitag, 24. September, kommt Mädi wieder zurück (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>500</sup> Überlieferung: Eigenhändige Bildpostkarte mit farbiger Ansicht des Herrenhauses »DEGENERSHAUSEN | BEI ERMSLEBEN – HARZ«. Adressiert von Hofmannsthal: »Herrn Rudolf A. Schroeder | Polit. Abteilung | beim General-Gouvernement | Brüssel«. Postausgangsstempel: »BERLIN | 30.12.15 | 5–6 N«, Eingangsstempel: »Militärische Überwachungsstelle | Geprüft | Brüssel« (Nachlass Rudolf Hirsch FDH).

<sup>501</sup> Das Postskriptum ist von Hofmannsthal. Fritz Toepfers »Hotel Prinz Friedrich Carl«, Dorotheenstrasse 66/67, liegt in der Nähe des Bahnhofs Friedrichstraße.

[BredeneŸ]

7 Januar 1917. [Sonntag]

Mein lieber Rudi.

Mit tiefer Bewegung halte ich Deine Trauer-Nachricht<sup>503</sup> in Händen. Der letzte Tag des Jahres war es, den Du mir einst zeitlebens unvergesslich gemacht hast, als Du an jenem stillen Nachmittag in Neubeuern uns die schönste Deiner Elegien an den verstorbenen Freund vorlasest. Gerade an diesem Tage habe ich diesmal in Neubeuern unter den leider so ganz veränderten Verhältnissen<sup>504</sup> Deiner so ganz besonders gedacht und habe es wieder und wieder zu Mädi gesagt, dass diese Silvester-Feier mir immer die schönste bleiben wird in der Erinnerung. Und an diesem Tage hast Du Deinen verehrten Vater verloren. Es ist mir lieb zu wissen und vertieft mein Zugehörigkeitsgefühl zu Dir, dass ich Deiner auch dann nicht inniger an diesem Tage hätte gedenken könne, wenn ich es gewusst hätte, welchen Verlust er Dir brachte.

In Treuen

Dein

Eberhard.

<sup>502</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »BREDENEY | BEI ESSEN-RUHR«. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>503</sup> Johannes Schröder ist am 31. Dezember 1916 im Alter von 79 Jahren verstorben. Vgl. dazu Schröders Erinnerung aus den 30er Jahren: »Als ich im dritten Kriegsjahr als Weihnachturlauber heimkehrte, fand ich den bis dahin Kerngesunden schon schwer erkrankt. Er war als Praeses der Norddeutschen Missionsgesellschaft [...] zu Konferenzen nach Berlin gefahren und hatte in einem der Vororte, bei eisiger Nachtzeit auf eine der wenigen Fahrgelegenheiten wartend, sich den Keim zu der Lungenentzündung geholt, der der fast Achtzigjährige dann in der Silvesternacht erliegen sollte. Er hatte noch unsere Weihnachtslieder von seinem Zimmer aus angehört; und es war mir ein Trost, daß die Aufnahme meines Liedes ›Heilig Vaterland‹ ins Bremer Gesangbuch, über die er mit mir schon vom Krankenlager aus korrespondiert hatte, seine letzte große Freude gewesen ist.« Rudolf Alexander Schröder, Ein paar Erinnerungen ans Elternhaus. In: Mein Elternhaus. Bekenntnisse, Dank und Vermächtnis. Hg. von Martin Warneck. Berlin 1937, S. 240–258, hier S. 256.

<sup>504</sup> Anspielung auf die neue »Verwandschaft«. Bodenhausen notiert im Notizkalender 24. bis 30. Dezember 1916: »Neubeuern. Unerhörtes Sirocco-Wetter. Anwesend: Julie mit neuem Mann. [...] Kriegswihnachten. mit 12 Uhr Messe. Donnerstag [28. Dezember] schönes Jagdwetter. Viel Gänge mit Ottonie, viel Klavierspiel. Atmosphäre wegen dem neuen Mann denkbar unbehaglich. Benehmen Julie *völlig würdelos*« (Notizkalender Bodenhausen DLA). Hans Wolfgang Freiherr Herwarth von Bittenfeld (1871–1942) ist der zweite Ehemann Julie von Wendelstadts. Erst Anfang Dezember 1916 hat das Paar geheiratet – die Ehe wird 1922 geschieden.

[Neubeuern]  
[Freitag] 12. Jan. 17.

Lieber Schröder,

Nun hat auch Sie die Stunde ereilt, wo Sie in's Vordertreffen vorge-rückt sind.<sup>506</sup> Ich hab's durchlebt – wie tief, das wissen Sie, – so weiß ich auch Ihr Weh zu ermessen und möchte nur ganz still, Ihnen die Hand drücken. –

Es wird mir schwer, Sie nicht zu sehen – nur aus der Ferne Sie spüren zu lassen, wie ich in Teilnahme mit Ihnen mich verbunden fühle. Noch steh ich in Gedanken mit ihm u. Ihnen am Sarge unsres unvergeßlichen Freundes und nun ist's der Vater, den Sie hergeben müssen, er selber, der so liebe Worte unsrem Heymel mitgab auf den letzten Weg.<sup>507</sup> Armer Schröder, – s'ist viel Leid durch das wir durch müssen in so einem kurzen Erdenleben.

Eberhard wird Ihnen wohl geschrieben haben, wie sehr wir Ihrer gedachten an Sylvester, freilich nicht ahnend, daß Sie ein so wehes Sylve-ster feiern würden – u. keiner hat mit mir gesungen: ach, wiederum ein Jahr verschwunden – hin geht die Zeit, her kommt der Tod – es war auch hier viel Wehmütiges.

In Freundschaft und warmer Teilnahme

Ihre

Mädi Bodenhausen

<sup>505</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »Schloß Neubeuern a/Inn, Oberbayern«. 1 Doppelblatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>506</sup> Eine Wendung aus der Militärsprache. Wer ins Vordertreffen rückt, steht in der ersten Reihe einer Schlachtformation; als Anspielung auf den Tod des Vaters (vgl. Anm. 503).

<sup>507</sup> Johannes Schröder hat am Sarg Heymels gesprochen. Die von Johannes Schröder im »Namen der Verwandten und Freunde« gezeichnete Todesanzeige hält fest: »Die Trauerfeier findet im engsten Kreise Sonnabend [5. Dezember], nachmittag um 3 Uhr im Trauerhause Berlin, Fürst Bismarckstraße 2, statt« (Frankfurter Zeitung, Nr. 330, 28. November 1914, S. 6), also in Heymels Privatwohnung. Zunächst in Berlin beigesetzt, wird Heymel dann im Mai 1916 auf den Riensberger Friedhof in Bremen überführt. Rudolf Alexander Schröder gestaltet die erhaltene Grabanlage mit dem Insel-Schiff und der Inschrift »Dem Meister der Freundschaft«.



Abb. 8: Rudolf Alexander Schröder, um 1917. Fotografie von Felicitas von Baczko, Bremen (Nachlass Schröder DLA)

[Berlin]

[Donnerstag] 17/I.18.

Mein lieber guter Rudi.

Erst heute komme ich dazu, Dir zu schreiben, nachdem ich schon vor einigen Tagen von Deiner schweren Erkrankung<sup>509</sup> gehört hatte und inzwischen meine teilnehmenden Gedanken schon immer bei Dir waren. Glücklicherweise belehrt mich heute ein Brief Deiner Schwester, der über Mädi hierher gelangt,<sup>510</sup> dass es Dir besser geht. Du kannst kaum glauben, wie sehr mich Deine Krankheit mit dem intensiven Wunsch auf deren baldige restlose Ueberwindung beschäftigt und erfüllt; und dann mein lieber Rudi rechne ich bestimmt mit einem langen und erholenden Aufenthalt in Degenershausen, mit seiner grossen Ruhe, dem

<sup>508</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER || BERLIN W.8. | UNTER DEN LINDEN 35«. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA). Bei der Adresse Unter den Linden 35 handelt es sich um den Sitz der Disconto-Gesellschaft. Bodenhausen gehört seit Januar 1918 zum Aufsichtsrat einer der größten deutschen Privatbanken. Im Notizkalender vermerkt Bodenhausen am 11. Januar 1918: »Erster Gang in d. Diskonto-Gesellschaft und Frühstück im Club von Berlin« (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>509</sup> Die schwere Erkrankung fällt zeitlich zusammen mit einer versuchten Erpressung oder Denunziation wegen des Paragraphen 175 StGB gegen Schröder in Brüssel. Die Einzelheiten dieser Angelegenheit sind nicht geklärt. Aufschluss vermitteln die Briefe zwischen Hofmannsthal und Bodenhausen. So schreibt Hofmannsthal aus Rodaun am 3. Januar 1918: »Die Bedrohung, der Schroeder aus politischem Fanatismus ausgesetzt war, hat mir einen grausigen Eindruck für immer hinterlassen. Noch weit gräßlicher ist daran, als von der Harden-Eulenburg-sache, das Nachgefühl. Ich glaubte bei meiner Abreise von Berlin über den Ausgang der Sache wenigstens beruhigt sein zu können. Nun macht mir die Art wie [Georg von] Franckenstein, der soeben aus Brüssel kommt, davon spricht, aufs Neue Angst. Er spricht so schonend, so behutsam, da er meine Freundschaft für Schroeder kennt. Er meint: daß sich doch hoffentlich Schroeder nicht das Leben nehmen werde u.sf. Ich bitte dich, verschaff dir Gewißheit wie es damit steht und gib mir sie weiter, in verdeckten Worten etwa. Borchardt wird dich über das Wesentliche unterrichten können.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Georg Freiherr von Franckenstein (1878–1953) ist Vertreter des Ministeriums des Äußern beim deutschen Generalgouvernement in Brüssel. Am 12. Januar 1918 antwortet Bodenhausen aus Berlin: »Die Einzelheiten der, wie es scheint, sehr tragischen Mitteilungen mit Bezug auf Schröder werde ich erst morgen abend erfahren. Vielleicht ist die Lungenentzündung, an der er zurzeit in Bremen liegt, als eine vorübergehende glückliche Lösung aus peinlichstem Zustand zu begrüßen. Wie ich höre, ist er auf dem Wege der Besserung.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Und nochmals, am 14. Januar 1918: »Über Rudi darfst Du im wesentlichsten beruhigt sein. Er sieht die Tragik seines Geschicks aus einer erhabenen Sirius-Perspektive, sogar nicht ohne leisen Hohn, jedenfalls vollkommen frei. [...] Der Verlauf der Lungenentzündung wird abzuwarten sein.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>510</sup> Nicht ermittelt.

ganz einfachen und wohltuenden Zuschnitt und mit der herrlichen Luft. Also auf so bald als möglich.

Ich hatte gehofft, mich hier intensiver, als es bisher in diesen Tagen mir möglich gewesen ist, weiter mit Pannwitz beschäftigen zu können.<sup>511</sup> Hoffentlich verbreitet sich doch noch mehr Ruhe um mich, als diese Tage es kennen lassen. Ich möchte durchaus aus dem ja starken praktischen heraus in das geistige wieder hinein. Gelegentliches Zusammensein mit Borchardt ist denkbar beglückend.<sup>512</sup> Sonst aber ist es gerade in diesen ersten Tagen ein unbeschreiblicher, unaufhörlicher Fez,<sup>513</sup> vermehrt durch eben einsetzende Reiseverpflichtungen,<sup>514</sup> sodass ich mich auf dieses kurze Zeichen eines treuesten Gedenkens beschränken muss

als ganz Dein  
Bodenhausen.

<sup>511</sup> Vgl. dazu Bodenhausens Brief an Hofmannsthal aus Berlin, 12. Januar 1918: »Ich habe die Ruhe der Degenershäuser Tage benutzt, um mich, nicht ohne Mühe, aber mit wachsender innerster Anteilnahme, in die Krisis der europäischen Kultur [Die Krisis der europäischen Kultur. Nürnberg 1917] zu vertiefen. Dazu nehme ich dann immer wieder die »Formenkunde der Kirche« [Zur Formenkunde der Kirche. Wittenberg 1912] zur Hand. So vieles, was in der Krisis noch versteckt liegt, erscheint darin aufgedeckt und damit das Verständnis des großen Werkes vertieft. Ich betrachte es als ein unaussprechliches Glück, daß gerade in die Zeit meiner Befreiung von der allzu belastenden Arbeit des Tages, diese große Erscheinung in mein Leben getreten ist.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Auf Empfehlung von Hofmannsthal hat Bodenhausen Ende November 1917 mit der Lektüre der »Formenkunde der Kirche« begonnen. Vgl. seinen Brief Hofmannsthal aus Essen, 29. November 1917: »Ich habe heute die Einleitung und die ersten Abschnitte der Formenkunde der Kirche gelesen und bin vollkommen hingerissen. [...] Und wie dankbar bin ich, dass mein Lebensinstinkt, oder wie Du es neulich nanntest die Lebensweisheit mich vor falschen Bahnen bewahrt hat. Keinerlei auch nur bescheidenster Dämon hat je von mir gefordert, dass ich schreibe. Hätte ich weiter geschrieben und wäre dann auf solchen Mann getroffen, ich wäre bis zum Innersten erschüttert worden über das Nutzlose und Belanglose meines Tuns. So auch ist es mit den neuen Ufern die mich locken wollten. Während ich still verharren werde bei dem, das mir gemäss ist und das ich nach aussen und innen freudig auszufüllen vermag; womit ich mich dann freihalte zum Empfangen ewiger Güter, die in irgend welcher durch mein Leben umgewandelten Form dann doch wieder Gestalt gewinnen, wie sie es sollen.« (Nachlass Bodenhausen DLA) – Zwischen dem 25. und 28. Februar 1918 kommt es zum persönlichen Treffen zwischen Bodenhausen und Pannwitz (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>512</sup> Der Notizkalender vermerkt beispielsweise ein Treffen am 13. Januar 1918 (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>513</sup> Frz. Vergnügen, Unsinn; hier abwertend: Unfug, Irrsinn.

<sup>514</sup> Zwischen dem 10. und 24. Januar 1918 vermerkt Bodenhausen im Notizkalender Fahrten nach Neubuern, Bitterfeld und Leipzig.

[Berlin, Dienstag]

Meinem | lieben Rudi diesen | kleinen Gruss eines | anderen | weihnachtlichen | Gelegenheits- | Gedichtes, dies- | mal nicht | von R. A. S. | sondern von | R. B. | Treulichst. | 12/II. 18 | Bodenhausen

Weihnachten 1917.

Der Stern.<sup>516</sup>

Versorget Waffen und Gewehr,  
Vom Himmel hoch, da kommt es her,  
Man kennt's noch nicht, es ist zu fern,  
Halb ein Gesicht, und halb ein Stern.

Und ist's ein Stern, so glich' es dem,  
der aufging über Bethlehem,  
Und Weihnacht' deutet uns sein Licht;  
Doch wessen wär's, wär's ein Gesicht?

Sag Du's Kamerad, sag Du's Gesell,  
Wem, scheint Dir, gleicht das Bild so hell?  
Wem dünkt Euch's ähnlich, sagt mir's ihr,  
Leutnant und greiser Musketier?

<sup>515</sup> Überlieferung: Maschinenschriftliche Gedichtabschrift mit eigenhändiger Notiz von Bodenhausen am linken Rand, 2 Blätter (Nachlass Schröder DLA).

<sup>516</sup> Das Gedicht bezieht sich auf den Waffenstillstand zwischen Russland und den Mittelmächten, der am 15. Dezember 1917 in Kraft trat. Vgl. dazu Borchardts Äußerung an Schröder in dem Brief vom 2. Januar 1918: »Für Deinen Brief war ich Dir zu danken im Begriffe, auch ein Kriegscarmen, das ich in der NOB Weihnachtsztg habe concedieren müssen hätte ich Dir als solamen miseris beigelegt. Ich Narr habe versucht mir auch daraus eine *Aufgabe* zu machen, es hat sich aber gezeigt, dass unechter Stoff nicht zu gestalten ist, er zerblättert und zerfällt« (BW Borchardt-Schröder. Bd. 1 [wie Anm. 15], S. 678). Der erwähnte Erstdruck aus der »Weihnachtszeitung« der Abteilung »Nachrichten-Offizier Berlin« im Großen Generalstab konnte nicht ermittelt werden. Unter dem Titel »Als das geschlagene Russland Frieden schloss. In eine Soldatenzeitung zu Weihnacht«. In: Rudolf Borchardt, Vermischte Gedichte 1906–1916. Berlin 1924, S. 56–58; auch in: Ders., Gedichte. Textkritisch revidierte Neuedition der Ausgabe von 1957. Hg. von Gerhard Schuster und Lars Korten. Stuttgart 2003, S. 185–188; diese Fassung weicht von der hier gebotenen in Orthografie und einzelnen Wendungen ab.

Und Der die faltigen Augen kneift,  
Und Der nach Glas und Stecher greift,  
Und Dem das Herz am Koller klopft,  
Und Dem die Wimper bebt und tropft.

Gesell, ich weiss nicht, was das gibt –  
Mich dünkt, ich seh, was ich geliebt – –  
Kamerad, ich mach' mir keinen Reim,  
Ein Anblick dünkt's mich von daheim.

Herr Bruder, fragt nicht was es sei,  
Mir blickt's in Einem zehnerlei,  
Ich kenn's, ich kenn's nicht – es enthält  
Mir alles, was die Seele schwellt.

Und fragtest Du Land auf Land ab,  
Dir keiner besser Antwort gab –  
Was jeder hingab – Jedem scheint's;  
Was alle träumen – das vereint's.

Was alle zweifeln – heisst es war  
Mit Aufgang überm vierten Jahr:  
Es schlummert unter schlechtem Zelt  
Ganz klein der Trost der neuen Welt.

Es zieht sein schimmerndes Gefurch  
Die bitt'ren Wintersterne durch  
In welschen Regen aus dem Frost  
Nach West' der Stern und kommt von Ost.

Die Welt hat Augen nur für ihn;  
Dies' ist die Weile, hinzuknien:  
Vor ihm erleicht auf mitter Bahn  
Orion und Aldebaran.

Erscheinung, süsßes Wort, oh Bild,  
Bleib steh'n, wohin bist Du gewillt?



Steig nieder, tritt in unser Tor,  
Dass jeder habe, wie zuvor!

»Gedulde Deiner Hoffnung Schmerz  
Noch eine Frist, oh Menschenherz!  
Was Du so heiss von mir begehrest,  
Ich bin's noch nicht, ich weis' es erst.

Eh ich die Bahn gemessen aus  
Und stillsteh' über einem Haus  
Wo Könige tief wie Armeleut'  
Sich beugen vor dem Heiligen Heut',

Ein Bogen ist zu laufen noch  
Hoch über manchem Trichterloch,  
Ein hoher Bogen, den ich zieh'  
Ob mancher armen Kompagnie.

Und löscht ich allen Stern der Nacht,  
Noch muss ich löschen Menschenmacht:  
Grell liegt und wüst zu dieser Stund'  
Vom Sundgau bis zum blutigen Sund

Von Alp und Balkan bis an's Meer  
Laufgrabennetz und Schulterwehr,  
– Schlohweiss und zuckend geisterblau  
Das Vorfeld und der Drahtverhau!

Oh darbend Volk, ich weiss ich weiss,  
– Doch sieh mich an, Du hast den Preis.  
Sieh' hier an mir, doch schweig', noch schweig',  
Die Taube und den schönen Zweig.

Vom Sanften ist er nicht gedieh'n, –  
Vom strengen Baume brach ich ihn,  
Dass ihr, so wahr mein Zeichen blinkt,  
In Lorbeer aus den Schlachten hinkt.

Es liegt vor eines jeden Tür  
Ein Ölzweig, – tausch er ihn dafür!  
Es soll ihm jedes Heimgesicht  
Unsäglich scheinen, wie mein Licht!

Es soll ihn grüssen Heiliger Mund:  
»Ich bin es wirklich, geht jetzt und,  
Versorget Waffen und Gewehr,  
Vom Himmel hoch, da komm ich her.«

Rudolf Borchardt.

*42 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>517</sup>

[Berlin]

[Dienstag] 19.II.18.

Mein lieber Rudi

Von Deiner Schwester so gutes über Dich zu hören,<sup>518</sup> war mir eine grosse Freude. Dann kam Deine liebe Sendung und Dein Brief an uns beide,<sup>519</sup> den ich gleich an Mädi weitergab; und kaum war mein Sekretär<sup>520</sup> fertig geworden mit dem Abtippen des schönen Gedichts,<sup>521</sup> das seine Strasse schon weiter gezogen ist, so kam auch von Dir ein abgetipp-

<sup>517</sup> Überlieferung: Eigenhändiger Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER || BERLIN W.8. | UNTER DEN LINDEN 35«. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>518</sup> Vgl. dazu Bodenhausen an Hofmannsthal aus Berlin, 6. Februar 1918: »Soeben verläßt mich Frau [Clara] Heye, nachdem sie mir über den Zustand von Rudi die allerberuhigendsten Mitteilungen machen konnte. Er ist außer jeder Gefahr, dabei aber noch sehr schwach, fängt aber schon wieder an, Witze zu machen und findet die erste Erneuerung seiner geistigen Betätigung darin, daß er in vorsichtiger Weise Patienzen legt.« (Nachlass Bodenhausen DLA) Zu Clara Heye vgl. Anm. 400.

<sup>519</sup> Nicht ermittelt. Bei der Sendung könnte es sich um folgende Übersetzung Schröders handeln: Guido Gezelle, Gedichte. Aus dem Flämischen von Rudolf Alexander Schröder. Leipzig 1916. Von diesem Titel erscheint 1917 eine Ausgabe in 20 Exemplaren auf handgeschöpftem Papier, in Leder gebunden, die nicht in den Handel kommt. Vgl. Rudolf Alexander Schröder. Bibliographie. Das Schrifttum von und über Rudolf Alexander Schröder. Zusammengestellt von Rudolf Adolph. Darmstadt 1953, S. 26, Nr. 83a.

<sup>520</sup> Bodenhausens Privatsekretär Hans Herbst (Jg. 1888).

<sup>521</sup> Borchardts Weihnachtsgedicht. Vgl. Nr. 41.

tes.<sup>522</sup> Für alles Dank. Von Ottonie höre ich erfreuliches über Pannwitz' Besuch,<sup>523</sup> und ich solle bald kommen; aber das wird so schnell nicht gehen. Wie schnell verhakt man wieder in die neuen Verhältnisse; wenn auch nicht so fest, wie es die alten erforderten. Deine Gedichte sind nicht zu haben<sup>524</sup> und wenn ich nicht noch einen kleinen Vorrat hätte, so könnte ich der Nachfrage nicht genügen. Der alte 83jährige Fischer<sup>525</sup>

<sup>522</sup> Im Nachlass Bodenhausen haben sich zwei Abschriften von Gedichten Schröders erhalten, die in Frage kommen: Eines, das unter dem Titel »Vorspruch zum 16.XII.1917«, beginnt mir dem Vers »Seid uns willkommen hier in Glanz und Licht« (nicht in Schröder, Gedichte [wie Anm. 37]); sowie eine frühe Fassung des Gedichts »Die Wanderer« (ebd., S. 255–258) mit einer Widmung »an A.« und von fremder Hand auf dem letzten Blatt datiert »Brüssel, Weihnachten 1917«.

<sup>523</sup> Nicht ermittelt. Pannwitz ist ab dem 14. Februar zu Gast bei Ottonie von Degenfeld in Neubeuern. Vgl. BW Degenfeld (1986), S. 362f.

<sup>524</sup> Schröders »Elysium. Gesammelte Gedichte« (wie Anm. 113) wird im Insel-Almanach auf das Jahr 1917. Leipzig 1916, als nicht mehr als lieferbar gelistet.

<sup>525</sup> Paul David Fischer (1836–1920) ist von 1902 bis zu seinem Tod Vorsitzender des Aufsichtsrates der Disconto-Gesellschaft. Am 13. November 1917 schreibt ihm Bodenhausen: »Eure Exzellenz | bitte ich um die Erlaubnis, das beifolgende Buch zu überreichen, in Erinnerung an die schönen Worte, die Sie in der letzten Sitzung zum Andenken an das Bruderpaar Wolde [Georg und Heinrich August Wolde] gesprochen haben. Die Elegie »In memoriam. Et tumulum facite et tumulo superad dite carmen« ist von meinem Freunde Schröder zum Andenken an den ältesten der beiden Herren Wolde gedichtet worden. Diese Gedichte sind derartig unbekannt, dass es anzunehmen mir erlaubt sein darf, dass sie auch zu Eurer Exzellenz Kenntnis noch nicht gelangt sind. Sollte ich in dieser Annahme mich irren, so bitte ich um Entschuldigung. Ich rechne die vier Elegien, wie sie auf Seite 155 mit der »Epistel an Hugo von Hofmannsthal« beginnen, wie sie sich dann mit der Tivoli-Epistel fortsetzen und schliesslich in den beiden Abschiedsgedichten an den alten Wolde und an die verstorbene Mutter ausklingen, zu den tiefsten Dichtungen der Weltliteratur. Ich werde nie den Sylvester Nachmittag 1911 vergessen, als Schröder dem kleinsten Freundeskreise: Hofmannsthal, van de Velde und mir, auf einem Schloss in Oberbayern am Kamin, diese Wolde-Elegie vorlas. Wir alle standen unter dem Eindruck einer gewaltigen Begebenheit und eines tiefsten Erlebnisses; und als dann unsere Frauen von ihrer Nachmittags-Kirchfahrt in Rosenheim zurückkehrten, da trafen sie in eine Stimmung hinein, die den ersten Aufklang ergab zu einer ersten und schönen Sylvesternacht. | Auch die Deutschen Oden, insbesondere die Neuen Deutschen Oden (beginnend Seite 145), sind von überragender Bedeutung. Es ist zu bedenken, dass sie vor dem Kriege geschrieben wurden. Diese Oden sind der Niederschlag vieler ernster Stunden, die wir in dem genannten Freundeskreise jährlich um die Weihnachtszeit herum auf dem oberbayerischen Schloss, im Schnee vergraben, zu verbringen pflegten. Es wird allezeit denkwürdig bleiben, dass diese Oden stets auf dem Nachtsitz von Bethmann gelegen haben und von ihm als wertvollste Lektüre angesehen wurden; ohne jedoch dass er die Kraft gehabt hätte, zu klaren Folgerungen aus dieser deutschen Seelenspannung. | Mit dem Ausdruck meiner aufrichtigen Verehrung darf ich verbleiben | Eurer Exzellenz | vollkommen ergebener | Bodenhausen.« (LHASA, MD, H 52, Nr. 408) – Heinrich August Wolde (1853–1917) ist der jüngere Bruder Johann Georg Woldes und bis zu seinem Tod Mitglied des Aufsichtsrates der Disconto-Gesellschaft. – Das dem Gedicht nachgestellte Motto ist aus Vergils »Eclogen« (V, 42); Schröder übersetzt: »Schüttet den Hügel ihm auf und setzt darüber die Grabschrift«. Schröder, Gesammelte Werke (wie Anm. 20). Bd. 5: Vergil/Horaz deutsch, S. 39.

hier hat grosse Freude an Deiner Elegie auf den alten Wolde und hat sie, wie er mir sagt, schon oft wiedergelesen.

Liesse sich doch für Dich Degenershausen einrichten, wenn auch auf dem umständlichen Wege über Neubeuern.<sup>526</sup> Leb wohl, lieber Rudi, bessere Dich weiter und behalte guten Gedankens

Deinen  
Eberhard.

*43 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>527</sup>

[Berlin]

[Dienstag] den 9. April 1918.

Mein lieber Rudi!

Soeben erhalte ich hier Deinen Eilbrief, sodaß ich sofort an Mädi gedrahtet habe,<sup>528</sup> daß Du vorläufig dort nicht zu erwarten bist.<sup>529</sup> Ich bin tief unglücklich, besonders auch für Mädi, die sich, ebenso wie ich, so fabelhaft auf Deinen Besuch gefreut hatte; noch mehr aber natürlich für Dich, daß Dir derartige Ungelegenheiten begegnen.<sup>530</sup> Ich habe noch

<sup>526</sup> Vgl. dazu auch Ottonie von Degenfeld gegenüber Hofmannsthal nach Berlin, 15. Februar 1918: »Wie fänden Sie die Idee, wenn Schröder zur Erholung erst hierher käme, eh er nach Degenershausen ginge, ich dünkte es mir für ihn gut, gerade jetzt gut mit jemand wie Pannwitz zusammen zu sein, sprechen Sie doch mal mit Eberhard darüber eventuell auch mit Clärchen Heye, falls sie noch dort sind.« (BW Degenfeld [1986], S. 362)

<sup>527</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER || BERLIN W.8. | UNTER DEN LINDEN 35«, mit eigenhändiger Unterschrift. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>528</sup> Weder der Brief noch das Telegramm konnten ermittelt werden.

<sup>529</sup> An Hofmannsthal schreibt Bodenhausen in dieser Sache aus Berlin, 4. Februar 1918: »Rudi ist aus jeder Gefahr heraus. Seine Berufung nach dem Haag ist vollkommen gesichert. Es sind dies zwei recht gute Nachrichten, die nur dadurch etwas gedämpft werden, daß seine Rekonvaleszenz nach allem, was ich heute aus einem Briefe von Frau Heye entnehme, eine recht lange andauernde werden wird, und daß leider die Möglichkeit nicht besteht, ihn z.B. nach Degenershausen zu nehmen, da er außerhalb eines eigentlichen Lazarets, das als solches von der Behörde anerkannt ist, sich während der Dauer seiner Rekonvaleszenz nicht aufhalten darf.« (Nachlass Bodenhausen DLA) – Schröder wird am 4. Juli 1918 in die Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes nach Berlin versetzt. Er ist von August 1918 bis Mai 1919 für die Deutsche Gesandtschaft in Den Haag tätig aufgrund gemeinsamer Bemühungen von Bodenhausen und Richard von Kühlmann (1873–1948), dem Schwager Alfred Walter von Heymels, damals Staatssekretär im Auswärtigen Amt.

<sup>530</sup> Vgl. dazu Schröders Brief an Borchardt, 6. April 1918: »Ich hatte mich so gefreut – mehr als ich Dir sagen kann! – nach dem Aufenthalt bei Eberhard Bodenhausen zu Dir zu kommen. Nun wird wohl aus beidem nichts werden. Denn ich kann froh sein, wenn ich einen Urlaub in engster Sphäre, im Marinegenesungsheim des braven Biermann oder so ergattere.« (In: BW

nicht einmal die Zeit gehabt, Deinen Brief eingehend durchzulesen. Das Maß meiner Beschäftigung in dieser Woche übersteigt jede mir bekannte Grenze. Ich will sehen, ob ich ihn heute abend lesen kann, und ob ich dann noch eine Möglichkeit habe, etwas im Augenblick für Dich zu tun. Ich hörte schon gestern, daß Borchardt mit Wichert<sup>531</sup> über Dich gesprochen hat. Bitte zu bedenken, daß ich im Laufe der kommenden 8 Tage dreimal hin und zurück nach Cöln fahren muß<sup>532</sup> und überall zwischendurch den ganzen Tag durch Sitzungen besetzt bin.<sup>533</sup>

Ich selbst kann am 24. April auf einige Tage nach Degenershausen; alsdann wieder um Pfingsten herum.<sup>534</sup>

Ich schreibe Dir bald wieder und verbleibe bis dahin

Dein getreuer  
Eberhard.

Herrn Rudolf Alexander Schroeder,  
Bremen.  
Straßburgerstr. 31.

Borchardt-Schröder. Bd. 1 [wie Anm. 15], S. 685–686, hier S. 686) – Schröder hält sich im April 1918 zur Genesung in Wilhelmshaven auf, wo Leopold O.H. Biermann für die Marinesoldaten ein Lazarett und »Genesungsheim« eingerichtet hat.

<sup>531</sup> Fritz Wichert (1878–1951), Kunsthistoriker, ab 1909 Direktor der Mannheimer Kunsthalle, ist von 1915 bis 1917 bei der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft im Haag, anschließend im Auswärtigen Amt als Privatsekretär Richard von Kühlmanns; Bodenhausens Notizkalender vermerkt am Sonntag, den 7. April: »Nachm. Borchardt. mit Hugo u. Ottonie.« Vgl. dazu auch die Bemerkung Borchardts in einem Brief an Dora Schröder vom 15. Januar 1918: »Wäre nicht bei einiger Vorsicht festzustellen möglich, ob Bodenhausen oder ich hier bei Wichert etwas für ihn sagen, fragen, thun, vermitteln, – unter Umständen sogar *betreiben* können? Bodenhausen würde mit grösster Freude seinen nicht geringen Einfluss anstrengen.« In: BW Borchardt-Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 679.

<sup>532</sup> In Köln befindet sich der Sitz des Roheisen-Verbands.

<sup>533</sup> Der Notizkalender vermerkt am Montag, 8. April: »Beginn der Revisions-Woche auf der Disko.« (Notizkalender Bodenhausen DLA)

<sup>534</sup> Pfingsten fiel 1918 auf Sonntag, den 19. Mai.

[Berlin]

[Freitag] den 12. April 1918.

Mein lieber Rudi!

Gestern hatte ich Gelegenheit, sehr eingehend mit Dr. Wichert über Deinen Fall zu sprechen.<sup>536</sup> Er hat Dir ja inzwischen schon geschrieben.<sup>537</sup> Ich möchte aber trotzdem noch von mir aus betonen, daß ich unter dem Eindruck stehe, daß Wichert sich Deiner Sache wirklich sehr intensiv angenommen hat. Er hat mir versichert, daß Kühlmann vorgestern einen *Befehl* zu Deiner Aufnahme in Haag erlassen hat, und er alles tut, was in seinen Kräften steht;<sup>538</sup> freilich fügte Wichert hinzu, daß unter Umständen gegen militärische Befehle auch vom Staatssekretär aus nichts auszurichten ist. Er meinte z.B., daß, wenn eine hohe Militärbehörde ihn (Wichert) unter allen Umständen irgendwo unterzubringen wünsche, selbst ihm dann, seine gegenwärtige Stellung bei Kühlmann<sup>539</sup>

<sup>535</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER || BERLIN W.8. | UNTER DEN LINDEN 35«, mit eigenhändiger Unterschrift und eigenhändigen Korrekturen. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>536</sup> Laut Notizkalender findet das Gespräch mit Wichert am Freitag, den 12. April, statt: »Frühst m. Kühlmann u. Wichert« (Notizkalender Bodenhausen DLA). – Vgl. Anm. 541.

<sup>537</sup> Fritz Wichert schreibt Schröder am 9. April 1918 aus Berlin: »In Ihrer Sache habe ich sofort, trotz der schönen Frühlingstemperatur, mächtige Eichenkolben in den Ofen geschoben, das heißt ich habe dem Staatssekretär sofort nach Empfang Ihres Briefes eindringlich Vortrag gehalten und in seinem Auftrag auch gleich Herrn [Georg] Dehn-Schmidt die nötigen sehr energischen Weisungen übermittelt. [...] Nach alledem dürfen Sie sich, glaube ich, der beruhigenden Hoffnung hingeben, daß Sie von dem, was Sie am Schluß ihres Briefes so grauenvoll ausmalen, verschont bleiben werden. Kühlmann hätte Sie am liebsten nach Berlin genommen, aber Sie wissen ja, wie schwierig seine Lage durch die von allen Seiten gegen ihn anflutende Gemeinheit geworden ist. [...] Niederträchtigkeit werden Sie auch im Haag erfahren. Es ist mir gesagt worden, daß man Ihre Ankunft dort mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet.« (Nachlass Schröder DLA) – Zu Dehn-Schmidt vgl. Anm. 544.

<sup>538</sup> Vgl. dazu den Brief Wicherts an Schröder vom 24. April aus Berlin: »Der Staatssekretär hat meines Wissens alles Menschenmögliche getan, um Sie nach dem Haag zu bringen. Er hat sogar einen persönlichen Brief an den Militärattaché der dortigen Gesandtschaft geschrieben, zu dem [Eduard von der] Heydt den Entwurf gemacht hat, damit Sie, wenn unerwartet Hindernisse eintreten sollten, von dieser Seite für die Tätigkeit im Haag beansprucht werden können.« (Nachlass Schröder DLA) – Eduard von der Heydt (1882–1964) ist zu dieser Zeit Legationsrat an der deutschen Gesandtschaft in Den Haag.

<sup>539</sup> Vgl. Anm. 531.

unter Umständen nichts helfen könnte. Trotzdem sprach er sich über Deinen Fall vollkommen zuversichtlich aus.<sup>540</sup>

Da Kühlmann morgen bei mir frühstückt,<sup>541</sup> so werde ich Gelegenheit haben, noch persönlich mit ihm die ganze Frage zu besprechen und mit Nachdruck auf ihn einzuwirken.

Daß Du diese himmlischen Tage nicht in Degenershausen verleben kannst,<sup>542</sup> ist mir ein aufrichtiger Kummer.

In herzlichster Freundschaft

der Deine  
Eberhard

*45 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>543</sup>

[Berlin]

[Mittwoch] den 1. Mai 1918.

Mein lieber Rudi!

Heute mittag habe ich zunächst mit Konsul Dehn<sup>544</sup> telefonisch gesprochen, der sich sofort mit dem Reichs-Marine-Amt in Verbindung gesetzt und mir soeben durch seinen Assessor Perls<sup>545</sup> hat telefonieren lassen,

<sup>540</sup> Vgl. Schröder an Borchardt aus Bremen, 23. April 1918: »Ich habe *jetzt* erst Urlaub von W'haven bis 13. Mai, also etwa knappe 14 Tage für Degenershausen. Nachricht, wie meine Reklamation steht habe ich nicht, nur unterm 8. von Dehn & Wichert die Zusicherung, daß ich reklamiert werde. Ich habe nun heute an Dehn & Wichert geschrieben, daß man mir doch eine Zeile nach Degenershausen, Post Ermsleben (Südharz) gönnt.« In: BW Borchardt-Schröder. Bd. 1 (wie Anm. 15), S. 695.

<sup>541</sup> Vgl. Anm. 536. Wahrscheinlich im Notizkalender falsch notiert.

<sup>542</sup> Am 24. April notiert Bodenhausen im Notizkalender: »Früh n. Degenershausen. Ankunft von Rudi Schröder u. Schwester [Clara Heye]«. Bodenhausen verlässt Degenershausen am Dienstag, den 30. April, wieder (»Rückf. früh n. Berlin«) (Notizkalender Bodenhausen DLA).

<sup>543</sup> Überlieferung: Maschinenschriftlicher Brief mit gedrucktem Kopf: »FRHR. V. BODENHAUSEN-DEGENER || BERLIN W.8. | UNTER DEN LINDEN 35«, mit eigenhändiger Unterschrift und eigenhändigen Korrekturen, 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>544</sup> Bei Dehn handelt es sich um den Diplomaten Georg Dehn-Schmidt (1876–1937). Der Jurist hat in Berlin Russisch studiert, arbeitet 1907 als Volontär bei der Disconto-Gesellschaft in London und 1907/08 bei einem Rechtsanwalt in Paris. Seit 1908 im Auswärtigen Dienst. Nach seinem Militärdienst kommt er als Pressedelegierter für Antwerpen ab 1915 zum Generalgouverneur in Brüssel in die Politische Abteilung; dort wahrscheinlich Bekanntschaft mit Schröder. Ab März 1917 ist Dehn beim Auswärtigen Amt in der Abteilung IV (Nachrichten). Vgl. Biographisches Handbuch (wie Anm. 422), S. 407f.

<sup>545</sup> Nichts Näheres ermittelt.

wie ich Euch eben schon drahtete,<sup>546</sup> daß die Reklamation vom 20. April nach dem Laufe der Dinge unmöglich schon erledigt sein kann, daß sie aber heute erneut eingereicht worden ist, und außerdem, wie ich es heute früh von Dehn erbat, ein 14-tägiger Nachurlaub für Dich beantragt worden ist, den Du zur weiteren Kräftigung Deiner Gesundheit in Degenershausen verleben sollst, um Deine neue Stelle im Haag mit möglichst frischen Kräften anzutreten. Perls hat mir ausdrücklich am Telefon gesagt, daß Du auf dieses Nachurlaubs-gesuch hin mit voller Ruhe Dich auf die Zeit bis zum 27. Mai ganz nach Deinem Belieben entsprechend einrichten kannst. An einer Gewährung dieses Urlaubs sei überhaupt nicht zu zweifeln; es erscheine ihm als reine Formsache. Außerdem hat er mich, ebenso wie heute früh Dehn, bezüglich der entschlossenen Verfolgung dieser Angelegenheit vollkommen beruhigt. Die ganze Frage wird weder von Dehn noch von Perls aus dem Auge verloren, und er nimmt mit vollster Bestimmtheit an, daß im Laufe der nächsten Woche, wahrscheinlich vor dem 9. d.M., Dir endgültig Nachricht nach Degenershausen zugehen wird.

Soeben habe ich auch mit Borchardt am Telefon gesprochen, der sehr voll ist von seinem grandiosen und rauschenden Erfolg in Mannheim,<sup>547</sup> der aber andererseits, infolge seines zweitägigen Urlaubs nach Mannheim, große Befürchtung hat, ob ihm der Urlaub von Himmelfahrt bis Sonntag<sup>548</sup> bewilligt wird. Er sieht seinen Chef<sup>549</sup> am Freitag Abend<sup>550</sup> und wird mich dieserhalb am Sonnabend hier telefonisch anrufen. Hoffentlich dient dies alles zu Deiner Beruhigung! Sollte er in den bespro-

<sup>546</sup> Vgl. den während der Telefongespräche entstandenen Brief Bodenhausens aus Berlin an seine Frau vom 1. Mai 1918: »Mit Dehn nachher zweites Telefon. [...] Eben erneutes Telefon mit Dehn, worüber ich Dir drahte und Rudi schreibe. [...] Brief Rudi unterschreibe ich noch heute Abend im Hotel.« (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA)

<sup>547</sup> Rudolf Borchardt hält seine Rede »Der Dichter und die Geschichte« am 27. April 1918 in Mannheim. Eingeladen wird er von Gustav Friedrich Hartlaub und der von ihm einen Monat zuvor gegründeten Gesellschaft für Kunst und Weltanschauung e.V. »Sternwarte«. Vgl. Schuster, Reden (wie Anm. 457), S. 192. Druck unter dem Titel: Der Dichter und die Geschichte. Rede in der Mannheimer Sternwarte. In: Akzente 49/2002, S. 159–169.

<sup>548</sup> Christi Himmelfahrt (Donnerstag, 9. Mai) bis Sonntag, 12. Mai 1918. Bodenhausen wird nach seinem plötzlichen Tod am 6. Mai, an ebendiesem 12. Mai im Park von Degenershausen beigesetzt. Borchardt hält dort seine »Rede am Grabe Eberhard von Bodenhausen«. Vgl. Schuster, Reden (Anm. 457), S. 192f.; Erstdruck im Auftrage der Firma Krupp vor September 1918; jetzt in: Rudolf Borchardt, Prosa I. Hg. von Gerhard Schuster. Stuttgart 2002, S. 182–186 mit S. 551f.

<sup>549</sup> Nichts Näheres ermittelt.

<sup>550</sup> 3. Mai 1918.



chenen Tagen nicht kommen können, so bleibt ja immer noch übrig, daß Du zum Schluß Deines Degenershäuser Aufenthalts über Berlin fährst.

Mit den herzlichsten Grüßen

Dein getreuer

Eberh

Herrn Rudolf Alexander Schroeder,  
z.Zt. Degenershausen  
bei Ermsleben a.Harz.

*46 Eberhard von Bodenhausen an Rudolf Alexander Schröder*<sup>551</sup>

[ohne Datum]

*Abends 7.20 aus Berlin*

Auswärtiges Amt hat für Rudi Reclamation erneuert und außerdem [mehr?]tägigen Nachurlaub aus Gesundheitsrücksichten bis 27 Mai für Aufenthalt in Degenershausen bewilligt. Gruß Eberhard

Die letzte Nachricht, die wahrscheinlich von einem Bediensteten in Degenershausen aufgenommen wurde, kommt am 3. oder 4. Mai an.<sup>552</sup> Am Sonntag, den 5. Mai bricht Bodenhausen bereits nach Meineweh auf und stirbt dort am darauffolgenden Montag beim Besuch des Grabs seines Vaters.<sup>553</sup>

<sup>551</sup> Überlieferung: Abschrift eines Telegramms (oder Telefongesprächs) von unbekannter Hand. 1 Blatt (Nachlass Schröder DLA).

<sup>552</sup> Vgl. dazu den Brief an Hofmannsthal aus Berlin, 3. Mai 1918: »Die Fragen Rudi haben sich recht erfreulich geklärt. Er befindet sich seit 10 Tagen in Degenershausen mit seiner Schwester zusammen und scheint sich dort außerordentlich wohl zu fühlen. Frau Heye betont immer wieder, er sei garnicht wiederzuerkennen. Seine Reklamation nach dem Haag wird aller Wahrscheinlichkeit nach zu vollem Erfolge führen, und er wird zunächst nun bis Ende des Monats Mai sich in Degenershausen vollkommen erholen können. Er hat mir neulich die beiden ersten Gesänge der Ilias vorgelesen, die von wahrhaft berausgender Schönheit sind. Es gehören diese Uebersetzungen zu den schönsten Dingen, die ich je gehört habe. Die Tage mit ihm waren denkbar sympathisch. Ich würde mich unsagbar freuen, wenn der Plan eines Zusammenseins von Rudi und Borchardt in Degenershausen sich verwirklichen lassen sollte.« (Nachlass Bodenhausen DLA)

<sup>553</sup> Vgl. dazu den Brief Bodenhausens an Dora von Bodenhausen aus Berlin, vom 4. Mai 1918: »Wenn ich nicht anders drahte, dann komme ich Mittw. [8. Mai] Mittag um 1 Uhr von Halle aus nach Aschersleben. Der Wagen müßte dann also um 10 Uhr abfahren. [...] Am 17ten früh komme ich ja von Essen aus an. Aber vorher sehen wir uns ja noch. Vielleicht komme ich schon Dienstag [7. Mai] Abend. Morgen früh entbrause ich nach Meineweh [...].« (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA)

Rudolf Borchardt, der statt des verhinderten Hugo von Hofmannsthal die Rede am Grab Eberhard von Bodenhausens halten soll, trifft am 11. Mai, einen Tag vor der Beisetzung, in Degenershausen ein.<sup>554</sup> Er berichtet: »Vor dem Hause war Rudi, dünn spitz und übernächtigt mit rotfleckigen Backen, meiner harrend«. Bodenhausen

lag in der rückwärtigen Nische der Holzveranda unter Blumenmengen aufgebahrt, der Vorraum von herrlichen Kränzen erfüllt ringsum kalter Blumen- und Regengeruch [...]. Inzwischen liess Rudi in der Veranda Vorbereitungen beenden, gab an, leitete, nahm den Frauen alles zugleich so Nötige und so Lästige ab und trieb zum Ende.

Am nächsten Morgen, am Tag der Beerdigung, ist Schröder schon wieder mit den Vorbereitungen beschäftigt:

Nach kaum geschlafener Nacht traf ich Morgens auf Rudi, den man um 1/27 aus dem Bette geholt und der seitdem im Schlafrocke frierend und commandierend die Ausschmückung der Aufbahrungsveranda beendete [...].<sup>555</sup>

Doch Borchardt schickt seinen Bericht an Hofmannsthal nicht ab. Die ersten Eindrücke aus Degenershausen übermittelt Schröder – nur zwei Tage nach der Beerdigung setzt er einen »verworrenen & eilig geschriebenen Brief« auf:<sup>556</sup>

Ich komme eben vom Grab zurück, das wir Eberhard an der von ihm ausgesuchten Stelle seines Parks gegraben, gemauert und zugewölbt haben. Jetzt ist es zugedeckt und umgeben von verwelkten & verwelkenden Blumen & überflogen von Bienen, die zwischen den wenigen noch lebenden Flieder & Maiblumenkelchen die Beute ihres Lebens suchen. Eine windschiefe Stadtkapelle aus Greisen & Kindern bestehend hat auf dem langen, tannenbestreuten Weg zur Gruft ein paar Choräle & einen ärmlichen Trauermarsch geblasen & getrommelt, die Karikatur eines Kriegervereins hat am Grab präsentiert, ein Pfarrer hat sehr brav, Borchardt hat sehr schön gesprochen [...].

<sup>554</sup> Vgl. Hofmannsthals Telegramm an Dora von Bodenhausen, 8. Mai 1918 (BW Bodenhausen, S. 252).

<sup>555</sup> Nicht abgesandter Brief Borchardts an Hofmannsthal, 14. Mai 1918 (BW Borchardt [1994], S. 214–216) – Ein Aquarell Willy Hildenbrandts, das die von Schröder arrangierten Kränze zeigt, ist abgedruckt in Katte, Park (wie Anm. 14), S. 58.

<sup>556</sup> Alle Zitate dieses und des nächsten Absatzes aus dem Brief Schröders an Hofmannsthal aus Degenershausen, 14. Mai 1918 (Nachlass Hofmannsthal FDH).

Schröder schließt ein großes Abschiedsbild an, dem man anmerkt, dass diese Beerdigung für ihn das Ende einer ganzen Epoche bedeutet:

[U]nd als alles vorbei war, sind die drei Frauen, die einst wie glückliche Wahrzeichen in dem schönen Ring unsres Lebens standen, die Ottonie, die Julie, die Mädi, Hand in Hand über die Wiese davongegangen, und mir war es, als sähe ich in den drei verschleierte Gestalten die Schatten einer Vergangenheit, die uns allen gehörte als das schönste, das unzerstörbarste unsrer gemeinsamen Besitztümer, und die wir nun nie & nirgend wiederfinden würden, nicht im Elysium und nicht im Tartarus.

Zugleich appelliert Schröder auch an Hofmannsthals Verantwortungsgefühl gegenüber der Familie:

Denn dies, daß wir uns mit unsern schwächeren Kräften und Möglichkeiten um die Frau und die Kinder stellen, deren Leben und Zukunft er vor allen andern geschützt & gefördert hat, ist die nächste & erste unter den vielen Verlassenschaften, die uns von Eberhard überkommen sind.

Dieses schrödersche Schutzversprechen begründet die enge Verbindung zwischen ihm und Dora von Bodenhausen. Dass es nicht etwa Hugo von Hofmannsthal ist, der vielleicht engste Freund, der sich um den Nachlass und das Nachleben des Verstorbenen bemüht, liegt freilich auch daran, dass Schröder Zeuge ist, dass er anwesend ist, als die Todesnachricht eintrifft. Er wird bis zu seinem eigenen Ableben unermüdlich damit beschäftigt sein, die Erinnerung an den Freund lebendig zu halten. Dabei hilft er nicht nur der Familie bei ihrer Trauerarbeit, er setzt sich auch mit der eigenen Lebensgeschichte auseinander, der Zeit vor Kriegsende, das in Schröders Leben und Werk die große Zäsur darstellt.

So steht für mich die abschiednehmende Gestalt Eberhards an einem Wendepunkte meines Lebens, in einem Tor, durch das ich treten muß, um die Fackel, die er uns scheidend gereicht hat, in seinem Sinne weiter zu tragen in die dunkelhelle Zukunft hinein,

gesteht er Hofmannsthal.

Dora von Bodenhausen dankt Schröder schon wenige Wochen nach der Beerdigung für seinen Beistand, als sie ihm am 16. Juni 1918 aus Degenershausen schreibt:

Rudi – heute ist nun wieder Sonntag, der 5. seit jenem Sonntag, da wir ihn hinausgetragen.

Es ist sehr still geworden seitdem Sie fort sind, aber in Gedanken leben wir auch mit Ihnen weiter und am 12. diesem unsäglich schmerzvollen Tag, hab ich's so besonders stark wieder empfunden, Sie zu uns gehörig zu fühlen. – Ihr wunderschöner Rosenkranz hat weit in's Land geleuchtet und es war sehr festlich draußen auf Dora's Ruh,<sup>557</sup> [...] Ach lieber Freund, – Sie waren einer und unsrem ganzen verwaisten Haus so unbeschreiblich viel in dieser schwarzen Zeit – mit der Erinnerung an alles was jüngst ich habe durchleben müssen wird gleichzeitig Ihre Freundschaft unlöslich verbunden sein und das göttliche Mitleiden u. Helfen das von Ihnen ausging und sich auf den letzten Mann hier übertrug. Wie wird der arme Junge es Ihnen zeitlebens danken – es war so unbeschreiblich was an Liebe und reinsten Menschlichkeit von Ihnen ausging [...].<sup>558</sup>

Zudem behält das Werk Schröders für Dora von Bodenhausen immer eine besondere Bedeutung, weil es ihrem Mann Orientierung und Trost war. So erklärt sie Schröder quasi während der Durchsicht des Nachlasses:

Unzählige Briefe sind seither durch meine Hand gegangen aus der Heidelberger u. später der Essener Zeit und so manchen hätte ich Ihnen gern gezeigt. Ja – Heidelberg war frei und wohl die glücklichste Periode und die ersten Jahre in Essen waren eine Hölle und einzig unser Glück zu zweien, hat uns hindurchgeholfen, – so, wie es durch sein Leben geht, wie ein roter Faden, – diese große Liebe. Und manche Jahre hindurch hatte das Nietzsche-Wort besonderen Klang: Nicht fort sollt ihr Euch pflanzen, – sondern hinauf, – und dazu ver helfe Euch der Garten der Ehe,<sup>559</sup> – bis dann wieder Andres Begleitwort wurde und zum Wachsen half – die Mystiker, – Emerson – Bismarck – (nur was mir eben vor Augen steht) – bis Ihr dann kamt und Sie, – mein lieber Rudi, – ihm Ihre Werke zu lebendigstem Erleben schenkten, die auch mir das beste waren u. nun auf Dora's Ruh stehen.<sup>560</sup>

Rudolf Alexander Schröder wird den Tod und die Beerdigung des Freundes in seinem Werk immer wieder thematisieren. Im Folgenden werden ausgewählte Briefe aus dem Nachlass Schröders und Dora von Bodenhausens geboten, ergänzt um bisher unbekannte Texte Schröders,

<sup>557</sup> Familieninterne Bezeichnung für die Grabstätte. Vgl. die Postkarte nach einem Gemälde von Willy Hildenbrandt in Katte, Park (wie Anm. 14), S. 60.

<sup>558</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Degenershausen, 16. Juni 1918 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>559</sup> »Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!« Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra I. In: Ders., Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden. Hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 4. München 1980, S. 90.

<sup>560</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Neubeuern, 27. Juni 1928 (Nachlass Schröder DLA).

die nicht nur freundliche Gesten gegenüber der Familie sind, sondern illustrieren, wie stark das »Erlebnis Degenershausen« für den Dichter war.

Am Anfang dieser Auseinandersetzung steht Schröders Gedicht, das er nach seinem mehr als sechswöchigen Aufenthalt in das Gästebuch von Degenershausen schreibt. Im Unterschied zu den Gedichten in den Neu-beuerner Gästebüchern orientieren sich diese Verse eher am hohen Ton – dazu trägt auch die Form der Stanze bei –, in dem feierlich der Geist des Toten beschworen wird, dessen Andenken es zu bewahren gilt.

*Rudolf Alexander Schröder im Gästebuch Degenershausen*<sup>561</sup>

[o.T.]

So muß ich denn den Berg für lange meiden,  
Den Hügel meiden, den wir fromm geschichtet,  
Da wir umglöckelt vom Geläut der Weiden  
So gern den Blick ins offene Feld gerichtet.  
Ins offene Feld! Und Er, der nun bescheiden  
In schmaler Kammer schläft, der nun beschwichtigt  
Mit Geistern wandelt, – – ach, nach Geister Sitte  
Bleib er für immer, Geist, in unsrer Mitte!

Nehmt meine Hand. Und sei's zum Bundeszeichen.  
In seinem Namen, der uns eh verbündet,  
Soll unser Keiner aus dem Dienste weichen,  
Des Feuers wartend, das er angezündet.  
Ob wir verstreut nach aller Erde Reichen,  
Hier bleibt der Grund, da unsre Wurzel gründet:  
Nur wer da dient, erwirbt sein richtig Leben;  
Und der ist *reich*, der es vermag, zu *geben*.

24. April

7. Juni 18

Rudolf Alexander Schröder

<sup>561</sup> Überlieferung: Gästebuch Degenershausen, nicht paginiert (Depositum Schloss Neu-beuern). In der Mappe »Für Bodenhausen, Eberhard von« im »Konv. Gelegenheitsgedichte« finden sich maschinenschriftliche Abschriften und Kopien des Gedichts, einige mit dem Vermerk »Gedicht im Gästebuch Degenershausen«; eine Abschrift handschriftlich, wohl von Dora Schröder (Nachlass Schröder DLA).

Nach der Beerdigung äußert Dora von Bodenhausen den Wunsch, dass Schröder den Grabstein bzw. die Grabanlage entwerfen sollte, für die Bodenhausen ja bereits den Grabspruch aus Schröders Elegie »In memoriam« ausgewählt hat.

Schröder kehrt nicht mehr nach Brüssel zurück und arbeitet ab 4. Juli 1918 in der Nachrichtenabteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin. In einem Brief vom Juni berichtet er Dora von Bodenhausen von »einem recht hässlichen mit spanischer Grippe verbundenen Collaps«, klingt ansonsten niedergeschlagen, doch gibt keinerlei nähere Auskunft darüber:

Erwartet jetzt auch keinen langen Brief von mir. Ich habe Euer aller immer und allerherzlichst gedacht; aber zum Briefschreiben hats nie langen wollen; das blosse Weiterleben war mühevoll genug. Wie dürfen wir dankbar sein, dass Eberhard in aller Kraft hat scheiden dürfen, ehe das Entsetzliche hereinbrach. Er hat sein Land und unser Land noch mit dem geistigen Auge voller Hoffnung angesehen, ehe sein leibliches sich für immer schloss; und, von der Erde losgelöst leidet man sicher nicht mehr so an Erdgeschicken als wir, die wir noch mittenhinein gestellt sie durchfechten müssen.

Schröder beendet den Brief, indem er Dora leise Hoffnungen auf einen Besuch macht: »Liebe Mädi, ich hoffe, ich bin Euch in absehbarer Zeit willkommen, dann können wir, wenn es die Umstände sonst gestatten auch in aller Ruhe die Grabmalsfrage erledigen.«<sup>562</sup>

Doch der geplante Besuch findet nicht statt, und erst drei Jahre später wird die Grabmalsfrage endgültig beantwortet. Dora von Bodenhausens Ungeduld wächst, aber ihre Ankündigung, einen Bildhauer hinzuzuziehen, ist eher halbherzig:

Wenn Ihnen der Gedanke störend, daß noch ein Anderer seine Hand mit dabei hat, so wollen wir doch einfach garnicht darüber reden u. nur hoffen, daß Sie im Aug. kommen können u. alles genau angeben. Es wäre mir so schrecklich leid, wenn hier, was Freundschaft und Liebe baute, auch nur von dem Schatten einer Differenz oder Enttäuschung getrübt werden könnte [...].<sup>563</sup>

<sup>562</sup> Alle Zitate: Brief Schröders an Dora von Bodenhausen, Juni 1918 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA).

<sup>563</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Degenershausen, 17. Juli 1918 (Nachlass Schröder DLA).



Abb. 9: Aquarell des Gutshauses Degenershausen von Rudolf Alexander Schröder, etwa 1928 (Privatbesitz)

Bevor das Jahr 1918 zu Ende geht, werden die in Berlin bestellten Grabplatten mit Verspätung geliefert,<sup>564</sup> und Dora von Bodenhausen denkt darüber nach, einen anderen Architekten zu beauftragen.<sup>565</sup> Ihr Ton wird dabei merklich gereizter:

Sie sind ja absolut in die Versenkung geraten und kein Mensch weiss mehr etwas von Ihnen [...]. Nun fassen Sie doch bitte einmal einen grossen Entschluss und schicken Sie wenigstens den Brief ab, den Sie sicher schon seit Wochen auf dem Schreibtisch liegen haben, so dass man wenigstens erfährt, ob Sie überhaupt noch am Leben sind, ob Sie im Haag bleiben, oder was aus Ihnen wird.

Schon um der Grabstätte willen müsste ich doch so dringend die Möglichkeit haben, mich irgendwie mit Ihnen in Verbindung zu setzen und verständigen zu können. [...] Es geht mir eigentlich gegen den Strich, und ich hätte viel lieber und es wäre das viel natürlichere, wenn Sie alles zu

<sup>564</sup> »Die Platte von Berlin ist noch nicht eingetroffen.« Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Degenershausen, 10. September 1918 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>565</sup> Es handelt sich um den Architekten Courten (»schliesslich hat Courten hier ja schon den Hof und den Eingang entworfen und in Meineweh die Kirche ausgemalt«), wobei nicht klar ist, ob es sich um den Münchner Architekten Felix von Courten (geb. 1840) handelt, der 1912 und 1914 bereits die Grabanlage der Familie in Hollsteitz entwirft und auch die Kirche in Meineweh restauriert, oder ob Carlo von Courten gemeint ist, der das Gutshaus in Degenershausen umgestaltet (vgl. Katte, Park [wie Anm. 14], S. 45f. und 51).

Ende brächten. Wann ist also daran zu denken, dass Sie nach Deutschland zurückkommen?<sup>566</sup>

Letzten Endes werden alle diese Pläne wieder fallen gelassen. Und erst im Mai 1920 kündigt ein säumiger, gestresster und kränkelder Schröder an:

Ich habe mich mit einer Composition<sup>567</sup> etwas länger aufgehalten & muss nun dafür büßen mit etwa 12-stündigem Arbeitstag. Wollen Sie glauben, liebe Mädi, dass ich schon um 7 Uhr Morgens unten bin? Gott sei Dank geht es mir gesundheitlich wesentlich besser jetzt, ich laufe viel, bin jede freie Minute draussen & sehe schon ganz sonnverbrannt aus. – Und alles arbeiten ist so erschwert. Meine Zeichner sind mir durchgebrannt – alles macht sich ja in diesen teuren Zeiten selbständig – und so muss ich alles selbst machen, mit ganz ungenügenden Hilfskräften, was für mich, der ich ja nicht fachlich ausgebildet, recht schwer ist. –

Ich sende heut oder morgen die Inschrift für die Rückwand ab. Für den Grabstein selbst hoffe ich heute einen tüchtigen Zeichner für ein paar Tage zu erhalten andernfalls telegraphiere ich nach Neubeuern, dass ich bitte es durch Courten machen zu lassen. Ich komme also *ganz* bestimmt in der zweiten Hälfte Juli, wenn auch wohl nicht für sehr lange, da ich anschliessend nach München muss und nicht über einen Monat wegbleiben kann wegen meiner hiesigen Arbeiten.<sup>568</sup>

Schröder muss sich bei seinem Aufenthalt in Degershausen nicht nur um das Grab des Freundes kümmern, sondern auch das der Tochter Karin (1898–1920) mitgestalten. Sie hatte sich im April im Großen Müggelsee bei Berlin das Leben genommen und wurde im Mai in Degershausen, in der Nähe ihres Vaters beigesetzt.<sup>569</sup> Schröder schreibt dazu:

Ja, liebe Mädi, so wie Sie sich zu dem Schicksal stellen, dass die liebe Karin und Euch alle ins Herz getroffen hat, ist es gut und recht. Gott ist der einzige Freund, der uns wecken darf bis ins tiefste Herz, ohne dass wir darum an seiner Freundlichkeit zweifeln – im Gegenteil, er züchtigt grade die, die er lieb hat. Das klingt ein wenig pastorenhaft; aber mir ist gerade dies Wort eine der tiefsten & unverlierbarsten Lebenserfahrungen geworden, & ich sehe

<sup>566</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Degershausen, 4. Dezember 1918 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>567</sup> Nicht ermittelt.

<sup>568</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen aus Bremen, 31. Mai 1920 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA).

<sup>569</sup> Vgl. Katte, Park (wie Anm. 14), S. 63.



nicht ein, warum man derartiges unter guten Freunden nicht einmal erwähnen soll.<sup>570</sup>

Dreimal hält sich Schröder 1920 in Degenershausen auf; bei diesen Besuchen schließt er auch die Arbeiten an der Grabanlage ab – und gesteht Hofmannsthal: »Eberhards Grab wird trotz aller Sorgen, Schwierigkeiten und Geflatters der guten Mädi sehr würdig und erfreulich werden.«<sup>571</sup> Bodenhausen liegt unter einer großen Grabplatte, das Grab seiner Tochter ziert ein Grabstein. Auf einer Stirnwand liest man Schröders Verse aus der Elegie »In memoria«; rechts und links flankiert von einem halbplastischen Eichenlaubgehänge mit Früchten. Unterhalb der Verse befindet sich eine kleine Sitzbank. Von der Spruchwand ausgehend wird die Anlage von einer niedrigen Umfassungsmauer umschlossen.<sup>572</sup>

Neben der Grabanlage gibt es eine zweite Aufgabe, bei der Schröder der Witwe seines Freundes beistehen muss. Um die Erinnerung an Eberhard von Bodenhausen wachzuhalten, entschließt sich Dora von Bodenhausen ein Buch mit Auszügen aus Briefen an und von ihrem Mann und mit Auszügen aus seinen Tagebüchern zusammenzustellen. Ein solcher Plan deutet sich bereits im August 1918 an, bei einem ihrer letzten Aufenthalte in ihrem ehemaligen Haus in Essen-Bredeney.<sup>573</sup> Nach ihrer Rückkehr nach Degenershausen berichtet sie Schröder:

Lieber Freund, [...] es ist zum Verwundern, daß die äußere Hülle nicht in Stücke springt bei so übermenschlicher Herzensqual. Sie glauben nicht, *wie* stark seine Atmosphäre die Zimmer erfüllte – als *müßte* er gleich selber hereinkommen – dort lag sein Leben der letzten 10 Jahre mit allem unsagbaren Kampf und aller Müdigkeit – dazwischen dem grausamen Leben abgezwungene Sonntage und Stunden des Glücks u. beschwingten Erdendaseins – und all die wartende Sehnsucht auf die Zeiten, die jetzt anheben sollten. [...] – Und dann hab ich dort sein Tagebuch gefunden, Dinge die ich nie gelesen u. die ich auf unserer lieben Veranda in dem Haus, das eine Insel der Schönheit war die er uns inmitten von Stahl u. Eisen gebaut hatte am letzten Abend mir von ihm sagen ließ. Diesen ganzen Schatz, mit all seinen herrlichen Briefen hab ich nun hier und auch für Euch wird darin viel Schönheit sein, auch viel

<sup>570</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen aus Bremen, 31. Mai 1920 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA).

<sup>571</sup> Schröder an Hofmannsthal aus Degenershausen, 25. August 1920 (Nachlass Hofmannsthal FDH).

<sup>572</sup> Vgl. die Abb. bei Katte, Park (wie Anm. 14), S. 62–64.

<sup>573</sup> Vgl. Anm. 92.

Arbeit liegt darin. Was *hat* er alles fertig gebracht mit seinem unermüdlichen Fleiß! Wieviel auch kunstgeschichtliche Arbeit.<sup>574</sup>

Über die Dokumente ihres Mannes schweigt sich Dora von Bodenhausen in den folgenden Jahren aus. Erst im Oktober 1927, im Hinblick auf den zehnjährigen Todestag, schreibt sie Schröder aus München, wo sie inzwischen in der Widenmayerstraße wohnt:

Ich muß Sie *dringend* sprechen wegen Eberhards Briefen. Ich bin damit in ein Stadium gekommen, wo unendlich viel Zweifel entstehen, – und ob überhaupt, – ob Sie überhaupt heute noch aktuell sind, in diesem rasenden Zeittempo, bzw. ob Sie mit Borchardt, event. Kessler u. v.d. Velde ein kleines In Memoriam zusammenstellen, – vielleicht noch was? – Ist bestimmt mit einer Ihrer Fahrten nach der Schweiz in allernächster Zeit zu rechnen und wenigstens 2 Tagen bei mir? – anderenfalls dürfte ich für einige Tage nach Bremen kommen um alles zu besprechen? – bitte bald eine Antwort! – Postkarte genügt! –

Ich habe nur Sie, mein lieber treuer Freund um mit Ihnen Alles zu besprechen, da Hugo so gut wie ausschaltet – und außerdem – hab ich auch nur meinen lieben treuen Rudi.<sup>575</sup>

In den folgenden Monaten schreibt Dora von Bodenhausen den Freunden und Kollegen ihres Mannes und meldet Schröder die Fortschritte. So berichtet sie kurz nach Weihnachten 1927, sie stehe mit Wilhelm von Bode ebenso in Kontakt wie mit Kurt von Mutzenbecher und Julius Meier-Graefe und bemühe sich, der Korrespondenz mit Cäsar Fleischlen und Alfred Lichtwark habhaft zu werden. Sie wünscht Schröder zum Schluss »ein freundliches 28, – das Ihnen viel Gutes und Freudiges bringen möge, – vor Allem ein schönes Unvergängliches und Ihre Hand – für Eberhard.«<sup>576</sup> Schröder lässt sich bereitwillig auf die Pläne ein, warnt jedoch bereits am 1. Januar 1928 aus Bremen und schreibt in Bezug auf die Feier zu seinem eigenen 50. Geburtstag:

Doch fürchte ich an dem Mangel an Zeit wird das scheitern. Sie kennen ja dies Elend von Eberhard her; man gibt dem zeitfressenden & Geld (leider

<sup>574</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Degenershausen, 26. August 1918 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>575</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus München, 5. Oktober 1927 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>576</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Neubeuern, 27. Dezember 1927 (Nachlass Schröder DLA).

nicht genug Geld in meinem Falle) anbietenden Teufel leichtsinnig ein Fingerlein & schon hat er einen mit Haut & Haaren.<sup>577</sup>

Schröder soll Recht behalten. Zwar betreibt die Witwe weiterhin die Sammlung der Briefschaften ihres Mannes, aber der Mai geht dahin, ohne dass ein Ende in Sicht wäre.

Noch im April 1929 teilt Borchardt Hofmannsthal mit, er finde in seiner Post »eine Jeremiade der unglücklichen d.h. unglückbringenden Mädi Bodenhausen – die uns alle betrifft. Es geht um den Andenkenband für Eberhard [...].« Zwar habe Schröder »die schmale Sammlung« inzwischen fertig zusammengestellt, aber »inhaltlich ist sie wie zu erwarten, dürrig, denn E. teilte sich mündlich schon schwer, schriftlich kaum, mit [...]. Gehalt haben also dem kleinen Band die Freunde zu geben. Ich habe Rudi davon abzubringen gesucht, den im Tone nicht glücklichen und als Bild nicht überzeugenden Zeitungsaufsatz (zum 10ten Todestag) kahl ins Buch einzurücken, wie er gewollt hatte.«<sup>578</sup> Dieser Aufsatz erscheint am 6. Mai 1928 in den »Münchner Neuesten Nachrichten«.<sup>579</sup>

Der Plan, ein Gedenkbuch zu publizieren, tritt wieder in den Hintergrund. Schröder und Dora von Bodenhausen schreiben sich regelmäßig, besuchen sich auch, und Schröder scheint ein gewisses Interesse an dem Nachlass des Freundes nicht verloren zu haben. Bei einer der Begegnungen hat ihm Mädi das Tagebuch ihres Mannes ausgehändigt. Sie erkundigt sich in einem Schreiben aus Steinbach am Wörthsee im Januar 1933: »Da noch immer Eberhard's Tagebuch sich bei Dir befindet würde ich Dora sehr zu Dank verpflichtet sein, wenn sie es gleich dazu packte. –«<sup>580</sup> Bei diesem Tagebuch handelt es sich um einen auf der Grundlage von Notizen verfassten Text, in dem Bodenhausen sich in der Rückschau – manchmal weniger Tage, aber auch mehrerer Wochen – wichtige biografische Ereignisse ins Gedächtnis ruft. Das erhaltene Tagebuch umfasst die Jahre 1892 bis 1908, bricht also kurz nach Beginn

<sup>577</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen aus Bremen, 1. Januar 1928 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA).

<sup>578</sup> Brief Borchardts an Hofmannsthal aus Pistoia, 7. April 1929. In: BW Borchardt (1994), S. 362–365, hier S. 362.

<sup>579</sup> Rudolf Alexander Schröder, Eberhard von Bodenhausen. Ein Gedenkblatt zum 6. Mai. In: Münchner Neueste Nachrichten. Jg. 81, Nr. 124, 6. Mai 1928, S. 1f.; wieder abgedruckt mit einigen stilistischen und inhaltlichen Änderungen in Schröder, Aufsätze und Reden 1 (wie Anm. 20), S. 961–968.

<sup>580</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Steinbach am Wörthsee, 23. Januar 1933 (Nachlass Schröder DLA).

seiner Tätigkeit bei Krupp ab und wird ersetzt durch die Notizkalender, die Bodenhausen bis zu seinem Tod führt.<sup>581</sup>

Schröder scheint dem Wunsch der Witwe nicht nachgekommen zu sein, wie ihr Brief aus dem August 1934 nahelegt. Er hat sie inzwischen besucht und dort Ernst Zinn (1910–1990) getroffen. Der Student der klassischen Philologie schreibt an der Universität München an seiner Promotion über Horaz. Darüber berichtet Dora von Bodenhausen:

Mein lieber Rudi

Noch klingt Dein lieber Besuch hier nach und Herr Zinn ist nicht nur zum Entschluß gekommen sein Thema zu ändern und Horaz zu wählen, sondern er schreibt auch zum Teil Deine Verse aus dem gefundenen Degenershauser Fremdenbuch,<sup>582</sup> das ich mit Freude wieder in mich aufnehme ab u. begeistert sich an manchem aufgefundenen u. erstandenen Wort.

Nun aber ist die Durchsicht von Eberhard's Hinterlassenschaft wieder in den Vordergrund gerückt und ich möchte Dich dringend bitten, mir doch umgehend Eberhard's Tagebuch zu schicken. Es wäre so wichtig wenn ich es jetzt gleich haben könnte u. wenn ich nicht erst zu warten bräuchte bis zu Deiner Rückkehr im September, da Zinn's Zeit doch bald hier abläuft u. wir jetzt mal sehen müßten ob in seinem Sinn sich doch noch etwas herausbringen ließe.<sup>583</sup>

Schröder antwortet postwendend:

Liebe gute Mädi, ich unterbreche die Niederschrift – die unsäglich mühsä-lige [sic!] – meiner Erinnerungen an die erste Inselzeit, bei der ich grade bei Hugo angelangt bin, um Dir gleich zu schreiben, sonst wird doch wieder nichts draus. – [...] Eberhards Tagebuch geht ab. [...] Wir wollen, solange die Möglichkeiten noch bestehen nun doch die Kette nicht wieder abreißen lassen – »wir«, d.h. also *ich*; denn an Dir & Deiner Liebe & Treue hat es ja wahrhaftig nicht gelegen. – Du glaubst nicht wie viel alte Zeit in diesen Tagen des Durchblätterns der alten Insel vor mir steht. Auch Eberhards & unsrer ersten Begegnung werde ich mit einem Wort gedenken.<sup>584</sup>

In der erwähnten Passage in »Aus den Münchner Anfängen des Insel-Verlags« heißt es über das Ehepaar von Bodenhausen:

<sup>581</sup> Tagebuch und Notizkalender befinden sich im Nachlass Bodenhausen DLA.

<sup>582</sup> Vgl. Goebel/Käsinger, Schröder (wie Anm. 17), S. 94, 97 und passim.

<sup>583</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Steinbach, 1. August 1934 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>584</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen aus Bremen, 2. August 1934 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA).

In seiner [Kesslers] Berliner Junggesellenwohnung begegneten wir damals zum ersten Mal Eberhard von Bodenhausen und seiner jungen Frau; und ich ahnte nicht, wie nahe einmal der adlige, hochgewachsene Mensch, dessen unverkennbar norddeutsches Wesen mich schon damals verwandt anrührte, gegen das Ende seines nur allzu kurzen, in Erfolg und Entsagung gleich heldenhaften Lebens Hofmannsthal und mir stehen werde. – Aber wenn das Leben uns auch erst hernach auf allerhand Umwegen zusammengeführt hat, freue ich mich doch, das Andenken an ihn und seine Freundschaft bis in jene ersten Jugendjahre hinunter verfolgen zu können.<sup>585</sup>

Neben diesem großen Aufsatz über die Freundschaften und Arbeitsbündnisse der Zeit um 1900 legt Schröder wenige Jahre später in der christlichen Zeitschrift »Eckart« Rechenschaft ab über sein Verhältnis zur Religion.<sup>586</sup> Unter dem Titel »Die Ostergeschichten« beschreibt er sich »als Sohn eines frommen Vaterhauses«, der »etwa von meinem siebzehnten Jahr bis gegen mein vierzigstes gemeint« hatte, »alle Brücken zwischen mir und einem bekennenden Christentum abgebrochen zu wissen.« Wenn er trotzdem einmal – »selten genug« – die Bibel studierte, »schreckten mich in den Evangelien dies ›Ich aber sage euch‹ der Bergpredigt«, ebenso wenig fand er Zugang zu »den tief sinnigen Gedanken des Römerbriefes«. Allein die Berichte über die Auferstehung Christi zogen »meinen Blick und mein Verlangen immer wieder« an; und es erschien ihm unmöglich, »wenigstens im Augenblick des Lesens und Hörens, diesen Erzählungen etwa *keinen* Glauben zu schenken.« Doch nach diesem Bekenntnis in der Lektüre folgte noch die »Probe aufs Exempel« – nach dem Tode Eberhard von Bodenhausens:

Es war im letzten Frühling des Weltkrieges. Da starb unerwartet einer der Männer meiner engsten Freundschaft. Ich war als Genesender nach schwerer Krankheit auf einem seiner Güter zu Gast. Er selber war mit mir durch seinen Park gegangen und hatte mir im Vorübergehen die Stelle gezeigt, an der er einmal begraben werden wollte. Acht Tage darauf rührte den noch nicht Fünfzigjährigen während der Inspektion eines ferngelegenen Besitzes der Schlag. Die Witwe machte sich auf die traurige Fahrt zu dem Sterbenden; und ich, als der einzige, der um die Absicht des Freundes wußte, habe in den Tagen, die der Heimkehr des toten Gutsherrn vorangingen, an der von

<sup>585</sup> Schröder, Münchner Anfänge des Insel-Verlags, hier zit. nach Ders., Aufsätze und Reden 2 (wie Anm. 34), S. 945–974, hier S. 972.

<sup>586</sup> Rudolf Alexander Schröder, Die Ostergeschichte. In: Eckart 16/1940, S. 72f.; dort auch alle nachfolgenden Zitate.

ihm bezeichneten Stelle seine Gruft ausheben lassen. Dann saßen wir, ehe der Schwarm der andern Leidtragenden von nah und fern herangekommen, um den Sarg des Vaters und Freundes. Ich nahm die Bibel zur Hand und hab uns die Auferstehungsgeschichten der Reihe nach vorgelesen. Da haben wir einen Trost verspürt, so gewaltig und fest, wie kein anderer je hätte sein können; und er ist mit mir gegangen bis heut und wird, so Gott will, mit mir gehen bis ans Grab und übers Grab hinaus.

Dieses Erlebnis begründet nicht nur Schröders starke Hinwendung zum Glauben, der seine literarische Produktion bis an sein Lebensende prägen wird. Es ist eben dies der Moment, der Schröder so eng an die Familie des Freundes bindet, der die Anhänglichkeit der Witwe ebenso erklärt wie Schröders Pflichtbewusstsein gegenüber Dora von Bodenhausen.

Über die Pläne einer Nachlasspublikation in Zeiten des Krieges geben die Briefe keine weitere Auskunft. Doch der Kontakt reißt nicht ab, die Korrespondenz kreist nur um andere, manches Mal allzu privat-nichtige Themen. Erst im Februar 1950 kommt Dora, die inzwischen in Ascona lebt, auf den Nachlass zurück:

Aber allmählich lichtet sich alles wieder und so hoffe ich, daß auch meine Kräfte wieder in Schwung kommen und meine kostbare Zeit f. den Nachlaß nicht immer gestört wird. Es ist ja wirklich sehr viel Material u. wir sind doch erst sozusagen am Anfang. [...] Ich habe von Zinn noch keine Antwort [...]. Ich hatte ihn gebeten nach dem Nachlaß von Lichtwark zu forschen u. zu sehen mir Eberhards Briefe zu verschaffen. Ich habe Stöße von Briefen von Lichtw. über die Pan-Zeit, auch sonst u. Eberhard würde sicher heute, wär er noch am Leben, über ihn ein Buch od. Briefe herausbringen, da er ihn so verehrte. Van de Velde hat ja auch, glücklicherweise, die ganzen Briefe mit in der Schweiz, die ich mir demnächst holen will.<sup>587</sup>

Während Dora von Bodenhausen also einerseits noch auf der Suche nach geeignetem Material für den Band ist, denkt sie schon wenige Tage später über den passenden Verlag nach (»Insel- oder Fischer-Verlag«) und über die Frage, wie die Texte zu arrangieren seien, »daß ich wohl selber, die ab u. an etwa nötigen erklärenden Sätze zwischendurch zu

<sup>587</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 12. Februar 1950 (Nachlass Schröder DLA). Nach einem Besuch bei Henry van de Velde berichtet sie: »Habe sehr wertvolle Briefe von Eberhard mitgebracht.« Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 7. April 1950 (Nachlass Schröder DLA).

machen habe, Zinn aber immer noch mit erfahrener Hand alles zusammenordnen müßte.«<sup>588</sup>

Die Arbeitsteilung zwischen Dora von Bodenhausen und Zinn scheint nicht klar geregelt zu sein oder wird zumindest von ihr in Frage gestellt. Inzwischen hat sich durch Zinns Vermittlung Wolfgang Herwig angemeldet, der Herausgeber von Rilkes Briefwechsels mit seiner Übersetzerin Inga Junghanns. Der Hüterin des Nachlasses ist das wegen ihres gesundheitlichen Zustandes gar nicht Recht, sie würde gerne »auf das Kommen von Herrn Herwig am 1. Nov. verzichten. Ich bin zu elend um einen Termin vor mir zu sehen, wo mich allein der Gedanke, ich *muß*, zu keiner wirklichen Besserung kommen läßt.« Darüber hinaus ist ihr an der Zusammenarbeit mit Zinn auch nicht mehr so viel gelegen wie noch vor einigen Wochen:

Ich muß das dem Zinn in diesen Tagen schreiben, umso mehr als von Anfang an ich nicht so ganz seine Hilfe mir vorstellen konnte, da letzten Endes ich vielleicht selber ebenso gut oder so wenig weiß, welcher Brief zu wählen ist, und ich mich nicht zu sehr auf Andre verlassen kann.

Sie würde sich am liebsten nur auf Schröder verlassen, der ihr in der Zwischenzeit wohl ein Gespräch mit seinem Verleger Peter Suhrkamp in Aussicht gestellt hat:

Wenn *Du* als oberste Instanz Rat od. Veto gibst – so ist es mir natürlich am wertvollsten. Ich muß nun auch abwarten was Du mit Suhrkamp besprochen hast – sollte er jetzt in die Schweiz kommen, so wäre mir das wichtiger als alles Andere u. ich würde auch meine Gesundheit hintenanstellen.

Sogar über eine Publikation im Selbstverlag denkt sie nach, »– hab keine Ahnung von Preisen und ob etwa 10,000 fs. für 4–5000 Stück es machen würden?« Um das Geld müsste sie »(sehr ungern)« ihre Tochter Luli,<sup>589</sup> die als Schauspielerin in den USA lebt, »darum angehen«.<sup>590</sup>

Und obwohl dies klingt, als stünde die Publikation des Erinnerungsbuches kurz bevor, kann davon noch keine Rede sein. Erst im April 1952 – nach mehreren verärgerten Briefen an Schröder, in denen die Witwe

<sup>588</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 20. Februar 1950 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>589</sup> Julie »Luli« Dorothea von Bodenhausen (1902–1951).

<sup>590</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 10. Juni 1950 (Nachlass Schröder DLA).

ihrem Unmut über Zinn (»desinteressiert«, »eine elende Bummel«)<sup>591</sup> und die von ihm ins Spiel gebrachten Zuträger und Herausgeber (»eine freundliche begeisterungsfähige Seele, aber irgendwie halt ein Spießer«)<sup>592</sup> Luft macht – vermeldet sie: »Daß wir jetzt das Manuskript f. Erinnerungsband Eberhard zusammenstellen können.« Kaum hat sie das verkündet, bittet sie Schröder um baldigen Besuch in Ascona. Solches Flehen findet sich fast in jedem Brief, entweder unter Verweis auf Schröders Kennerschaft (»Nun begreifst Du, wie dringend nötig Du bist, denn Du bist ja die oberste Instanz«), seine Pflicht ihr gegenüber (»*Bitte* sieh dich zu – mir diesen Wunsch zu erfüllen [...] laß mich nicht im Stich! Bist ja mein letzter Freund auf dieser Welt – aus jener leuchtenden Zeit – ohne Dich ist meine ganze Arbeit nicht richtig gesegnet«) oder gar aus Verpflichtung gegenüber dem verstorbenen Freund (»Du *mußt* es für die Toten tun [...]. Denk, – wie Du alles damals in Degenershn. und auf Dora's Ruh bereitet hast für Ebds. letzte Heimkehr – und nun setz Du den Schlußstein Deiner Freundschaft und komm«).<sup>593</sup> Schröder äußert sich sehr selten zu diesen Ausbrüchen, irgendwo zwischen Hilferufen und emotionaler Erpressung; vieles scheint im persönlichen Gespräch geregelt worden zu sein.<sup>594</sup>

Die Arbeit am Manuskript geht weiterhin eher langsam voran, was nicht zuletzt am Umfang liegt. So meldet Dora von Bodenhausen im Februar 1953:

Bin nun mitten im 2. Band Erinnerung Bodenhn. und hoffe, – hoffe auf Dein Kommen. [...] Du hast Dora's Ruh ihm bereitet – sein letztes Heimkommen – nun gib noch diesem letzten Denkmal das ihm gesagt werden soll, wenn auch noch so spät, ein Geleite, wie nur Du es im Stande bist. Auch wärest Du mir beizustehen in Anordnung etc. so gar wichtig [...].<sup>595</sup>

<sup>591</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 2. April 1952 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>592</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 27. Dezember 1951 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>593</sup> Alle Zitate aus dem Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 2. April 1952 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>594</sup> Die spärlichen Angaben in den Briefen erlauben es leider nicht, die Aufenthalte Schröders in Ascona zu dokumentieren. Im September 1937 und Oktober 1938 besucht Dora von Bodenhausen Schröder in Bergen (Gästebücher Schröder, Privatbesitz).

<sup>595</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 15. Februar 1953 (Nachlass Schröder DLA).



Anfang Mai 1953 sind Schröder und seine Schwester dann zu Besuch in Ascona. Dort haben sie nicht nur inhaltliche Fragen besprochen, sondern auch geplant, wie ein solche Publikation zu finanzieren sei. Schröder schreibt am 3. Juni 1953 aus Bonn:

Liebe Mädi,

Die Besprechung mit Heuss ist sehr erfreulich verlaufen. Er hat mich gebeten, ihm eine kleine Schrift aufzusetzen, in der ich darauf hinweise, wie bedeutsam es für die Industrie sei, dass das Andenken eines Mannes erneuert werde, der auf dem Gebiet der Wirtschaft und des geistigen und künstlerischen Lebens gleich eine bedeutende Persönlichkeit war.

Das wird mir ja nicht schwer fallen. Mit diesem Blatt will er – falls nötig – an die entsprechenden wirtschaftlichen Stellen herangehen, um für den Verlag eine Beihilfe herauszuholen.<sup>596</sup>

Nicht nur beim Bundespräsidenten Theodor Heuss bemüht sich Schröder um finanzielle Unterstützung, er treibt auch die Verlagsfrage vorwärts. Über Ernst-Wilhelm Eschmann, der Dora von Bodenhausen bei der Redaktion des Bandes behilflich ist, gibt es Kontakte zum Verlag Eugen Diederichs.<sup>597</sup> Bereits am 9. Juni 1953, schreibt Schröder:

Über Heuss habe ich Dir ja schon geschrieben. Nun fand ich in Essen einen Brief von Peter Diederichs vor,<sup>598</sup> in dem er mich dringend um eine Unterredung bat. Ich habe dann Freitag vormittag mit ihm verhandelt und die größte Bereitwilligkeit gefunden, sodass ich ihm die Lebensbeschreibung gleich mitgab. Abends kam er dann mit seiner Frau zurück, erklärte sich nach Rückgabe des Mss. (auch mein Schrieb von 1928 dabei) hoch befriedigt [...]. Er sei der Meinung, diese Dokumente aus einer Zeit, in der sein eigener Vater sich um das deutsche Geistesleben verdient gemacht, gehörten in den Eugen Diederichs Verlag. Ich habe ihm dann um sein Wort gebeten, dass er im Fall der Annahme beide Bände bringen werde, und er hat es mir gegeben.<sup>599</sup>

<sup>596</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen aus Bonn, 3. Juni 1953 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA).

<sup>597</sup> Vgl. den Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 10. Juni 1953: »Eschmann hat ja nun an Diederichs zugesagt für mich u. wird weiter die Verhandlungen führen, was an sich schon günstig, weil er dort Lector u. mit Diederichs befreundet ist [...].« (Nachlass Schröder DLA)

<sup>598</sup> Nicht ermittelt. Die Briefe von Ursula Helf-Diederichs im Nachlass Schröder DLA steuern nichts bei.

<sup>599</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen, o.O., 9. Juni 1953 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA).

Schröder spricht von zwei Bänden, da Dora von Bodenhausen in dieser Zeit auch die Publikation des Briefwechsels zwischen Hugo von Hofmannsthal und Eberhard von Bodenhausen vorbereitet, der 1953 unter dem Titel »Briefe der Freundschaft« bei Eugen Diederichs erscheint.<sup>600</sup>

Zur Publikation im Jahre 1953 kommt es nicht; schuld daran ist eine schwere Krankheit Schröders. Erst im Dezember nimmt er wieder die Arbeit auf, bespricht für den »Merkur« den Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und Bodenhausen.<sup>601</sup> Über diese Rezension informiert er auch Dora von Bodenhausen, kurz bevor er Mitte März in Ascona ist:

Ich bin neugierig, ob die März-Nummer des Merkur schon in Deinen Händen sein wird mit meiner Besprechung der Briefe; ich bringe die Berliner Rede mit, in der ich Eberhards mit besonderer Betonung gedacht habe.<sup>602</sup>

Seine Gesundheit scheint noch nicht wiederhergestellt zu sein. Dora von Bodenhausen berichtet Schröders Schwester, dass ihr Bruder »eine kleine Gallenattacke« hatte und »dann doch wieder das Herz« nicht so sei, wie es sollte. Schröders Gastgeberin schiebt es auf seine ausgedehnten Reisen und die Vortragstätigkeit, ansonsten wird Diät gehalten, Schröders Galle mit »Compressen« beruhigt.<sup>603</sup> Durch diese Unpässlichkeit verlängert sich Schröders Aufenthalt in der Schweiz, und er nutzt die Gelegenheit, um Peter Diederichs über den Fortschritt der Arbeit zu informieren. Schröder lobt die beiden Bände, bietet sich an, das Gedenkbuch zu rezensieren, und gibt seine (noch ungeschriebene) Einleitung zum Vorabdruck frei; schließlich kommt er auf mögliche finanzielle Zuschüsse zu sprechen:

<sup>600</sup> Vgl. Anm. 2 und die in Vorbereitung befindliche Neuedition des Briefwechsels zwischen Hofmannsthal und Bodenhausen, die auch die Briefe der beiden Witwen über die »Briefe der Freundschaft« enthalten wird.

<sup>601</sup> Vgl. Schröders Brief an den »Merkur« aus Bremen, 29. Dezember 1953: »Liebe homines mercuriales, [...]. Aber ich fange nun doch wieder an zu arbeiten, und da möchte ich fragen, ob Sie schon jemand haben, der Ihnen die Besprechung des bei Diederichs erschienenen Briefbandes Hofmannsthal-Bodenhausen schreibt. Sonst wäre ich der Mann dafür, da ich in ganz naher Freundschaft zu beiden Briefschreibern gestanden habe.« (Nachlass Merkur DLA) Im Nachlass befindet sich eine eigenhändige Niederschrift (6 Blätter). Auf dieser Grundlage Typoskript mit eigenhändigen Korrekturen und Vermerk Dora Schröders: »Besprechung | f Merkur | Buch d. Freundschaft« (7 Blätter) (Nachlass Schröder DLA). Erstdruck in: Merkur 8/1954, H. 3, S. 271–274.

<sup>602</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen aus Olten, 8. März 1954 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA). – Zur »Berliner Rede« vgl. die Einleitung S. 7f. und Anm. 1.

<sup>603</sup> Alle Zitate aus einem Brief Dora von Bodenhausens an Dora Schröder aus Ascona, 24. März 1954 (Nachlass Schröder DLA).

Bleibt die Frage des eventuell benötigten Zuschusses. Ich habe die Frage seinerzeit beim Herrn Bundespräsidenten angeschnitten und er hat mir zugesagt, Schritte in der Richtung von sich aus zu unterstützen. Ich würde ihm für den Fall noch ein kleines Exposé aufsetzen, das die Herren von der Industrie darauf hinweisen würde, wie sehr es sich bei dieser Publikation um ihre eigene Sache handle, und würde damit einer persönlichen Anregung des Bundespräsidenten entsprechen. [...] Nun wird es sich ja ohnehin nicht um einen erschreckend hohen Betrag handeln. Aber es scheint mir auf jeden Fall nötig, den in Frage kommenden Stellen oder Persönlichkeiten eine präzise Summe zu nennen [...]. Es wäre natürlich viel besser, den ganzen Fragenkomplex mündlich miteinander zu verhandeln [...].<sup>604</sup>

Schröder besucht Diederichs Anfang April und berichtet Dora von Bodenhausen über die Unterredung:

Ich war in den letzten Tagen des April bei Peter Diederichs in Düsseldorf und habe mit ihm über das Buch gesprochen. Schon während der Besprechung hatte ich recht eklige Herzzustände und auch noch im Zug, erholte mich aber dann soweit, dass ich in Frankfurt mit Peter Suhrkamp die Sache besprechen konnte.

Diederichs wird Dir ja wohl geschrieben haben, auch seine Forderung mitgeteilt haben. Er verlangte angesichts des grösser gewordenen Umfangs einen Zuschuss von M. 8000, was ich und S. unerhört fanden. – Ich habe dann versucht, Suhrkamp für das Buch zu interessieren [...].

Nun liegt die Sache so, dass Dr. Suhrkamp sich – wohl auch à conto meiner Einleitung für das Buch interessieren würde. Er müsste, wenn das nun wieder *Dich* interessieren sollte, ein Exemplar des Gesamtmanuskripts nach Frankfurt M.

Schaumainkai 59  
geschickt erhalten.

Ich habe alle sonstigen Reisen abgesagt (Carl Burckhardt etc.), möchte aber doch am 31. Mai in Bonn zum Kapitel des *Pour le mérite* fahren. Wenn Du mir hierher Nachricht gibst, könnte ich mit Heuss, den ich dort treffe, die Finanzfrage nochmals besprechen und ihm den Schrieb für die Industrieherrn geben.<sup>605</sup>

<sup>604</sup> Brief Schröders an Peter Diederichs aus Ascona, 1. April 1954 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>605</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen aus Bergen, 19. Mai 1954 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA). – In seinem Brief vom 2. Juni 1954 berichtet Schröder Dora von Bodenhausen aus Bochum: »Sie haben meinen Schrieb, eine Seite, die ich Dir leider nicht schicken kann, weil ich sie in Bonn handschriftlich aufgesetzt habe. Sie wird im Büro v. Heuss getippt.« (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA)

[o.T.]<sup>606</sup>

Eberhard von Bodenhausen, geb. 1869 war eine für das deutsche Geistes- und Wirtschaftsleben gleich hoch bedeutsame Persönlichkeit. – Für den Staatsdienst bestimmt und vorbereitet, wandte er sich schon früh durch energische Beteiligung an der unter Mitwirkung von Wilhelm v. Bode, Lichtwark, Meier-Graefe, Max Klinger, Max Liebermann, Ludwig v. Hofmann, Richard Dehmel, Detlev v. Liliencron, Otto Julius Bierbaum, Hugo v. Hofmannsthal u.a. von 1895–1901 führenden Kunst- und Literaturzeitschrift »Pan« literarischer Tätigkeit zu. Fast gleichzeitig verdiente sich der Wirtschaftler seine Sporen durch die Begründung der Troponwerke und die Beteiligung an den später so erfolgreichen Osmose-Unternehmungen des frühverstorbenen Grafen Schwerin. – Es folgten Jahre, in denen der schon in den Dreissigern stehende unter Henry Thode in Heidelberg seinen kunsthistorischen Doktor machte. Die Hauptfrucht ist eine grosse Arbeit über den flämischen Maler Gerard David, die noch heute zu den Standardwerken des Fachs zählt.

Inzwischen war die Wirtschaft auf die organisatorische Begabung des ungewöhnlichen Mannes aufmerksam geworden. Angebote traten an ihn heran, und Bodenhausen entschloss sich nach einer Übergangszeit praktischer Betätigung im Bankwesen zum Eintritt in die Firma Krupp, wo er bis in den ersten Weltkrieg dem Direktorium angehörte. – Das Zustandekommen des Stahlwerkverbands gehört unter die bedeutendsten Erfolge seiner dortigen Tätigkeit.

Im letzten Kriegsjahr trat der schon schwer Leidende von seinem Posten zurück, auch das Angebot der Nachfolge Wilhelm v. Bodes in der Generaldirektion der preussischen Museen und den ihm in der Stunde höchster Gefahr zudachten Reichskanzlerposten musste er ablehnen. Im Mai 1918 raffte ihn ein tödlicher Schlaganfall hin.

Ein Band seines Briefwechsels mit dem Dichter Hugo v. Hofmannsthal ist im vorigen Jahr erschienen, ein zweiter, den brieflichen Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen sowie eigenen Tagebuchblättern und biographischen Beigaben ist vorbereitet und harret der Herausgabe. In ihm

<sup>606</sup> Überlieferung: Eigenhändige Niederschrift. 1 Blatt. Vermerk von Dora Schröder auf angeheftetem Zettel »Anfang Juni 54«, dazu zwei Typoskripte von Dora Schröder (Nachlass Schröder DLA).

wird es neben dem Gesamtbild der geistigen Strömungen um die Jahrhundertwende auch an Hinweisen auf die wirtschaftliche Problematik der Jahre vor den grossen Kriegen nicht fehlen. So wird sich gerade in diesem zweiten Band die Gestalt des Mannes abzeichnen, dem es vergönnt war in seiner Person eine dem Deutschen unserer Tage nach schweren Erschütterungen von neuem gestellte zwiefache Aufgabe zu erfüllen: Wiedergewinn und Behauptung unserer wirtschaftlichen und politischen Stellung in einer sich erneuernden Welt und die verantwortungsbewusste Wahrung des Erbes unserer Denker, Dichter und Künstler.

Doch auch nach dieser lange ersehnten Charakteristik gibt es noch Probleme – so berichtet Dora von Bodenhausen am 5. August 1954:

Mir ging es nicht gut und dazu geht die Angelegenheit mit Essen u. Schwerindustrie nicht einen Schritt weiter, obgleich Diederichs sich immer wieder bemüht den jüngsten Bohlen<sup>607</sup> zu sehen, der anscheinend dauernd abwesend.<sup>608</sup>

Um die Publikation nicht weiter zu verschleppen, entscheidet sich Dora von Bodenhausen schweren Herzens den Erinnerungsband zu kürzen:

Vor meiner Abreise in Hint[erhör]. kam noch Diederichs mit einer charmannten Frau – aber das Resultat ist nun doch streichen, besonders von Überquerungen. Ich will mich nun gleich dahinter machen u. muß dann noch Eschmanns Rückkehr abwarten. [...] – Da zumindest 150 Seiten gekürzt werden wird wohl auch die Garantiesumme von 8000 M. sich reduzieren und sobald das Kapitel mit Krupp einen Abschluß hat, werde ich Dir berichten.<sup>609</sup>

Laut Kolophon wird die Herausgabe »durch die Krupp-Werke in Essen, die Troponwerke in Köln und den Bundesverband der deutschen Industrie gefördert«,<sup>610</sup>

Nach Erscheinen des Bandes verringert sich die Korrespondenz zwischen Dora von Bodenhausen und Schröder merklich. Eine Gelegenheit von dem Schicksal des Nachlasses zu berichten, bietet aber der Besuch

<sup>607</sup> Alfried Krupp von Bohlen und Halbach (1907–1967).

<sup>608</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Leogang bei Saalfelden, 5. August 1954 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>609</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 9. September 1954 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>610</sup> Bodenhausen, Leben (wie Anm. 3), S. [4]. In welchem Umfang gefördert wurde, konnte nicht ermittelt werden.

des Direktors des Schiller-Museums, Marbach a.N., der den Nachlass für sein Archiv möchte: Dora von Bodenhausen informiert Schröder,

daß das Schiller-Museum für meinen Nachlaß an mich herantrat, – der sympathische Dr. Zeller war auch selber da u. so hab ich mich entschlossen, alles dorthin zu geben. Es scheint mir ein äußerst würdiger Platz u. giebt den Menschen so gute Möglichkeiten über Persönlichkeiten zu schreiben und Einblick in die Manuskripte zu haben. Hofm.-Bodenhn. geht jetzt schon nach Marbach, mit Gerty's Zusage. Jedoch ist es im Ganzen weit mehr Material als ich dachte und trotz der Hilfe [...] ist diese Katalogisierung eine heillose Arbeit.<sup>611</sup>

In seinen Erinnerungen berichtet Zeller, dass er bei seinen beiden Besuchen in Ascona, im März und im Oktober 1957, zuerst die Hofmannsthal-Briefe für 5 000 DM erwirbt und beim nächsten Mal die gleiche Summe für den Rest des Nachlasses zahlt.<sup>612</sup>

Die Korrespondenz zwischen Schröder und Dora von Bodenhausen endet, wie sie nach dem Tod Eberhards von Bodenhausen begann – mit einem Brief über das Grab in Degenershausen. Es ist einer der letzten Briefe, den der fast völlig erblindete Schröder am 5. Juli 1961 aus Bergen, Oberbayern, schreibt:

Liebe Mädi,  
zwei Photos von Eberhards Grab, die mir dieser Tage zugegangen sind, möchte ich Dir schicken, auch auf die Gefahr hin, daß sie schon durch nämlichen Übersender in Deine Hände gelangt wären. Sollte das nicht der Fall sein, so behalte sie bitte, da ich bei dem Zustand meiner Augen doch nur einen ganz ungefähren Eindruck von den beiden Bildern gewinnen kann.

Mir geht es leidlich, und ich hoffe, daß auch Du Dich in gesundheitlich befriedigenden Verhältnissen befindest.«

Anbei sendet er einen Brief und zwei Schwarz-Weiß-Fotos.<sup>613</sup> Der Brief wurde am 26. Juni in Halle an der Saale von Wilhelm Nauhaus verfasst.<sup>614</sup>

<sup>611</sup> Brief Dora von Bodenhausens an Schröder aus Ascona, 2. Mai 1957 (Nachlass Schröder DLA).

<sup>612</sup> Zeller, Memorabilien (wie Anm. 4), S. 124.

<sup>613</sup> Beide rücktseitig gestempelt: »PROF. W. NAUHAUS | HALLE AN DER SAALE | CARL-ROBERT-STR. 18« »Foto-Höschel | Halle/S., Reilstr. 111 | Reg.-Nr. IV/10/204«. Vgl. Abb. 10 und 11.

<sup>614</sup> Wilhelm Nauhaus (1899–1979), Buchbinder, Künstler, Archivar und Publizist.

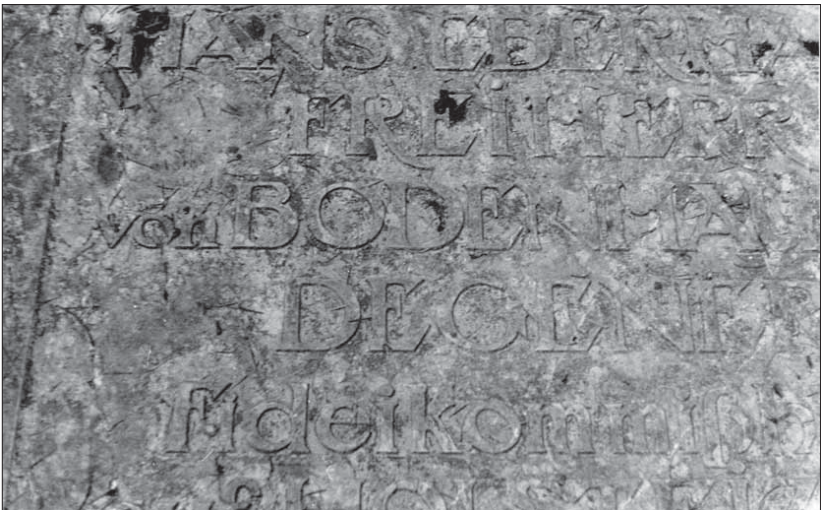
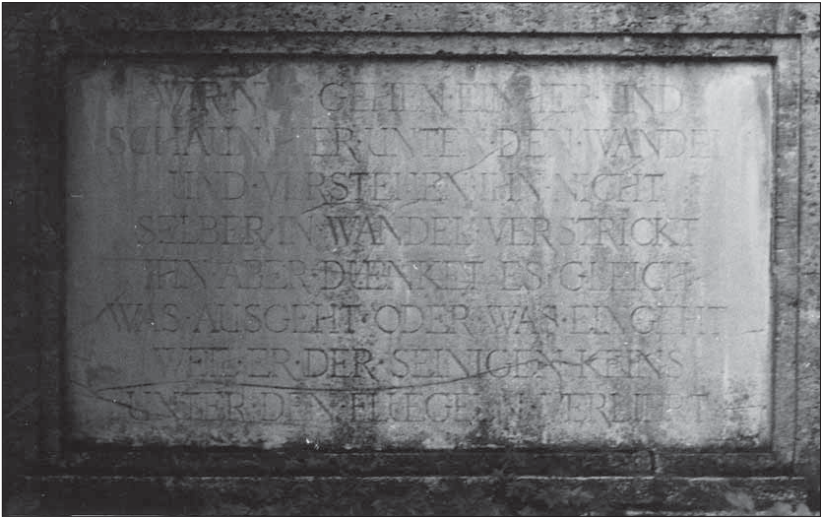


Abb. 10 und 11: Die von Schröder gestaltete Grabanlage in Degenershausen. Oben: die Marmortafel mit den Versen aus der Elegie »In Memoriam«; unten: Ausschnitt der Grabplatte. Fotografien von 1961 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA)

Sehr geehrter Herr Dr. Schröder,

[...] Ich möchte Ihnen zwei Aufnahmen vom Grab in Degenershausen geben; vor ein paar Wochen gesichtet auf einer Wanderung dorthin. Das Schloss ist jetzt, wie Sie wissen werden, Oberschule, und Schüler halten auch den Park in Ordnung. Den Weg zum Grab allerdings hätte ich ohne die kleine Tochter des Schulleiters nicht gefunden; ihr Vater, der meine Erzählung von Eberhard von Bodenhausen mit einem erstaunten »das Erste, was ich höre!« quittierte, gab sie uns als Führerin mit.

Baum und Gebüsch schützen die Gräber und schicken sich an, sie zu verhüllen. Die Grabplatten sind noch mühelos zu lesen; von der Tafel mit Ihren IN MEMORIAM-Versen gibt das Bild, was Erhaltungszustand und Leserlichkeit betrifft, einen ziemlich richtigen Eindruck. Nichts ist hier zerstört, aber alles wird zurückgenommen; der ungeheure Ernst dieses Ortes lässt kein anderes Gefühl als das des Einverständnisses aufkommen [...].<sup>615</sup>

<sup>615</sup> Brief Schröders an Dora von Bodenhausen aus Bergen, 5. Juli 1961 (Nachlass Dora von Bodenhausen DLA).





# Arthur Schnitzlers »Medardus Affairen« Teil II: Materialien

Mitgeteilt von Hans Peter Buhler

Der umfänglichen »dramatischen Historie« »Der junge Medardus« kommt innerhalb des Œuvres Arthur Schnitzlers ein Sonderstatus zu. Dieser gründet zum einen in der schieren Fülle des nachgelassenen Materials, das mit ungefähr 1700 Blatt quantitativ bei weitem die Entwurffassungen und Skizzen der übrigen Dramen übertrifft. Zum anderen bietet das seinerzeit außerordentlich erfolgreiche Werk die seltene Gelegenheit, eine plurimediale »Mehrfachverwertung« *par excellence* beobachten zu können, da sich neben dem Lesedrama auch die Strichfassung der Uraufführung, ein Drehbuchentwurf Schnitzlers und eine unter der Regie von Mihály Kertész/Michael Curtiz (1888–1962) ausgeführte Verfilmung vollständig erhalten haben. Lediglich eine 1931 – ohne Schnitzlers Wissen erstellte – Rundfunkbearbeitung muß als verloren gelten. Mit Hilfe des Tagebuchs von Arthur Schnitzler<sup>1</sup> läßt sich überdies die Entstehungsgeschichte beinahe lückenlos rekonstruieren.

Während der erste Teil der »Medardus Affairen«<sup>2</sup> die zu großen Teilen unbekannt Korrespondenz Schnitzlers mit dem Wiener Burgtheater, den Schauspielern, seinem Verleger Samuel Fischer sowie der Sascha-Filmgesellschaft präsentiert hat, dokumentiert der zweite Teil exemplarisch Entstehung und Wirkung des Dramas. Anhand der Blätter aus dem Nachlaß<sup>3</sup> wird der *nucleus* des Werks respektive der Ausgangspunkt

<sup>1</sup> Im Folgenden wird das Tagebuch Arthur Schnitzlers, Tagebuch 1879–1931. Hg. von Werner Welzig unter Mitwirkung von Peter Michael Braunwarth, Susanne Pertlik und Reinhard Urbach von der Kommission für literarische Gebrauchsformen der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (u.a.). 10 Bde. (1893–1931). Wien 1981–2000, mit der Sigle »TB« versehen. Die der Sigle folgende arabische Ziffer verweist auf den jeweiligen Band.

<sup>2</sup> Vgl. Hans Peter Buhler (Hg.), Arthur Schnitzlers »Medardus Affairen«. Teil I: Korrespondenzen. In: HJb 19/2011, S. 79–215.

<sup>3</sup> Im Folgenden wird das Findbuch von Gerhard Neumann und Jutta Müller, Der Nachlaß Arthur Schnitzlers. Verzeichnis des im Schnitzler-Archiv der Universität Freiburg i. Br. befindlichen Materials. Mit einem Vorwort von Gerhart Baumann und einem Anhang von Heinrich Schnitzler, Verzeichnis des in Wien vorhandenen Nachlaßmaterials. München 1969, mit der Sigle »NL« versehen. Ferner wird die Signatur des Cambridger Bestands der Angabe der Freiburger Signatur nachgestellt. Eine Angabe der Mappennummer erfolgt bei dem

der Textgenese nachvollziehbar. Die ersten Einfälle, Szenarien und Skizzen Schnitzlers zeigen, wie die Idee des »Doppelselbstmords«, die am Beginn der literarischen Arbeit stand, sukzessive mit der napoleonischen Epoche in Verbindung gebracht und gleichsam historisch grundiert wurde. Hier taucht auch der namengebende Protagonist erstmals auf, während die übrigen Figuren noch manch onomastische Wandlung durchzumachen haben: Helene heißt zunächst Isabella, später Julia, und ihre Familie, das herzogliche Geschlecht der Valois, trägt noch den Namen Berry, die Klähns heißen Berger und der rustikale Sattler Eschenbacher hört auf den Namen Thoman.

Diese ersten Entwürfe stammen aus den frühen Jahren des 20. Jahrhunderts, doch wiewenig Schnitzler zwischen 1903 und 1908 den »Medardus«-Stoff nicht vergaß, so verfolgte er die Arbeit eher sporadisch. Erst das *Centenarium* der Ereignisse rund um die Koalitionskriege beflügelte Schnitzler, wovon neben den literarischen Vorarbeiten die Exzerpte und Auszüge aus unterschiedlichen Geschichts- und Memorialwerken zeugen. Diese Notizen – etwa über die Kriegsgeschichte des Jahres 1809 oder die Wiener Lokalgeschichte zur Zeit der Franzosen – werden hier allerdings ausgespart; im wesentlichen orientierte sich Schnitzler an Joseph von Hormayr,<sup>4</sup> Caroline Pichler,<sup>5</sup> Karl August Schimmer<sup>6</sup> und Friedrich Anton von Schönholz.<sup>7</sup> 1908 und 1909 erfolgte dann die Niederschrift des Dramas, wiewenig bis zur Uraufführung noch ein weiteres Jahr ins Land gehen sollte.

Nach der Premiere am 24. November 1910 im Wiener Burgtheater war »Der junge Medardus« sodann »das Tagesgespräch von Wien«,<sup>8</sup> was sich nicht zuletzt daran ablesen läßt, daß nach kurzer Zeit »allabendlich zwei Medardusparodien aufgeführt«<sup>9</sup> wurden; der Theaterzettel einer solchen Aufführung hat sich ebenfalls erhalten. Neben einigen Rezen-

Freiburger Bestand nur dann, wenn sie von derjenigen des Cambridger Bestands abweicht. Bestände des Deutschen Literaturarchivs Marbach werden unter der Sigle »DLA« zitiert.

<sup>4</sup> Joseph von Hormayr, Wien, seine Geschicke und Denkwürdigkeiten. Bd. 5, H. 2 und 3. Wien 1823.

<sup>5</sup> Caroline Pichler, Denkwürdigkeiten aus meinem Leben. Bd. 2. Wien 1844.

<sup>6</sup> Karl August Schimmer, Die französischen Invasionen in Österreich und die Franzosen in Wien in den Jahren 1805 und 1809. Wien 1846.

<sup>7</sup> Friedrich Anton von Schönholz, Traditionen zur Charakteristik Österreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz I. Bd. 1. München 1914 [zuerst Leipzig 1844].

<sup>8</sup> Die Bombe Nr. 49 vom 4. Dezember 1910, S. 3.

<sup>9</sup> NL Q I Nr. 6 (Mappe Oo), 2172f. Cambridge.B0121g.

sionen – unter anderem von Alfred Polgar und Karl Kraus – versammeln die hier präsentierten Materialien vier Texte Schnitzlers, die in der Auseinandersetzung mit Kritik und Kritikern entstanden. So erinnert sich der Autor »anlässlich des ›Medardus‹« an Überlegungen, die er gemeinsam mit Karl Schönherr<sup>10</sup> angestellt hatte, und in denen er mögliche Kritiken antizipiert sowie seine Ansichten über die Gebundenheit der Besprechung an die Person deutlich artikuliert. Ausführlich reflektiert er ferner über »Historie und Dichtung«, das heißt über das Verhältnis von historischer Genauigkeit und poetischer Lizenz. Dabei erachtet er es für wichtiger, daß sein Werk »die Atmosphäre der damaligen Zeit« und den »Geist der Geschichte«<sup>11</sup> zeige, als daß es in historistisch-naturalistische Detailversessenheit münde – zumal der »Medardus« nicht als kontrafaktisches Geschichtsdrama gewertet werden könne. Der abschließende Vergleich mit Schillers »Wallenstein« zeigt auch, in welcher Tradition Schnitzler die dramatische Historie verstanden wissen wollte. Am souveränsten reagiert er schließlich in dem »[n]achahmenswerte[n] Entschluss eines bekannten Wiener Autors«<sup>12</sup> auf die Kritik: Voll Ironie fingiert er ein Interview, in welchem er als Befragter kundtut, er wolle »seine letzten drei Stücke im Sinne der Bedenken und Einwendungen der Kritik einer Umarbeitung« unterziehen. Um der »beträchtliche[n] Länge des Stückes« entgegenzuwirken, gedenke er nun, »mit einem kühnen Schnitt sämtliche Szenen bis auf die letzte zu eliminieren«. Zum Einakter zu rechtgestutzt könne der »Medardus« nunmehr »auch als Einleitungsszene zum ›Anatol‹« gegeben werden.

Der Abdruck der Nachlaßdokumente erfolgt wiederum nach der Kopie des Schnitzler-Nachlasses im Arthur-Schnitzler-Archiv der Universität Freiburg sowie den Archivalien des Deutschen Literaturarchivs Marbach; beiden Institutionen sei für die Genehmigung zur Veröffentlichung gedankt. Die Wiedergabe der Dokumente folgt – wie im ersten Teil des Beitrags – einem diplomatischen Prinzip: In die Orthographie

<sup>10</sup> Karl Schönherr (1867–1943). – Vgl. u.a. Konstanze Fliedl, Künstliche Konkurrenzen. Schnitzler und Schönherr. In: *Metropole und Provinz in der österreichischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts*. Hg. von Arno Dusini u.a. Wien 1994, S. 115–127.

<sup>11</sup> NL N IV, Bl. 44–47 (fol. 1–8). Cambridge.A019,01 und Cambridge.A.020,12. – Schnitzler hatte bereits zuvor einmal einen Anlauf zu diesen Notizen genommen, wie der Tagebucheintrag vom 31. Oktober 1910 belegt: »Las altes aus dem ›Medardus, wollte Notizen machen ›Historie und Erfindung im M., ließ es sein.« (TB 4, S. 188)

<sup>12</sup> NL N VI, Bl. 92–98 (fol. [1]–11) sowie zwei Abschriften unter NL N VI, Bl. 99–105 (fol. 1–5). Cambridge.A020,11 und Cambridge.A233,5.

wurde nicht eingegriffen, auch Durch- und Unterstreichungen sind wiedergegeben. Eine einfache Streichung indiziert Hand-, eine doppelte Maschinenschrift. Die teilweise vorhandene Paginierung der jeweiligen Schriftstücke erscheint in eckigen Klammern. Die Kommentierung von Personennamen oder Werktiteln erfolgt bei deren Erstnennung, ohne daß bei weiteren Belegstellen darauf zurückverwiesen würde. Wichtige Querverweise auf Tagebücher oder die Auswahlausgabe der Briefe Schnitzlers<sup>13</sup> werden exemplarisch ebenfalls angeführt.

<sup>13</sup> Im Folgenden wird die Auswahlausgabe der Briefe Arthur Schnitzlers, Briefe 1875–1912. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a.M. 1981 und Briefe 1913–1931. Hg. von Peter Michael Braunwarth u.a. Frankfurt a.M. 1984 mit der Sigle »AS B« versehen. Die folgende römische Ziffer verweist auf die Briefe 1875–1912 (AS B I) oder die Briefe 1913–1931 (AS B II).

*Arthur Schnitzler: Entwurf, o.D. (22. Dezember 1901)*<sup>14</sup>

[1] 90er Jahre. –<sup>15</sup>

Doppelselbstmord.<sup>16</sup>

Bei dem Leichenbegängnis der unglücklich Liebenden treffen sich Vater und Mutter der Toten. Sie erkennen sich, sie haben sich geliebt. Ihr Vater, seine Mutter.

Auch anders. Die Eltern aus den verschiedenen Welten treffen einander bei dieser Gelegenheit.

Ihr Vater und seine Mutter.

Sein Vater und ihre Mutter.

Geschwister.

Oder: Wie ihr Bruder den Beschluss fasst, seine Schwester zu verführen.

Auch satirisch.

Er verführt sie, aber es geschieht nichts Anderes, als dass sie sich einen Mann nimmt.

[2] Als burleskes Stück?

Beginn am auf dem Friedhof.

Er wünscht ein gemeinschaftliches Begräbnis.

Sie war eine Dirne?

Der Bruder verführt sie – Rache. Er denkt sich, sie man wird ihn bitten: Heirate sie. Aber statt dessen heiratet sie einen Andern.

Der Bruder ist ein Cirkusreiter, sehr schön.

Beginn: Der [O]nkel des jungen Manns, Junggeselle, erzählt es.

Die Eltern selbst kommen nicht, aber die Schwester kommt.

<sup>14</sup> NL A XXIV, Nr. 2 (Mappe 94), Bl. 6–12. Cambridge.A094,01. Typoskript, fol. 1–7. – Teile dieses Entwurfs sowie weiterer Skizzen stellte Heinrich Schnitzler in seinen Notizen »Zur Entstehungsgeschichte von Arthur Schnitzlers Historie »Der junge Medardus« zusammen, die sich ebenfalls im Nachlaß befinden. Vgl. NL S XIV (Mappe 240). Cambridge.A240,10. DLA, A:Schnitzler, 85.1.5118 (Mappe 1496).

<sup>15</sup> Wohl spätere handschriftliche Notiz Arthur Schnitzlers. Er datierte die ersten Einfälle und Szenarien zwar auf die »90er Jahre«, irrt hierbei jedoch bzw. scheint die Datierung aus dem Gedächtnis vorgenommen zu haben, da er die vorliegende Skizze wohl Ende Dezember 1901 verfaßte; siehe Anm. 16.

<sup>16</sup> 22. Dezember 1901: »Stück begonnen (Doppelselbstmord) – ins blaue, wie in meiner Jugend.« (TB 2, S. 361)

Oder: I. Akt: Er und sie, die Eltern gestatten es nicht, sie gehen in den Tod.

[3] I. Akt. Familie des Mädchens.

Das Mädchen, eine Freundin.

Das Mädchen: Heute spricht er mit seinen Eltern. Wenn nicht, sterben wir eben.

Die Freundin: Ja, das ist schön.

Der Bruder, Kadett, geht heute weg; er ist zum Leutnant ernannt worden. »Schwester, bleib brav«.

Die Mutter, stille, gute Frau.

Ein alter Freund des ~~Haus~~ Hauses /alter Wiener, früher Schauspieler? /Er bringt vielleicht die Stimmung ins Haus./

Ueber die Familie des Geliebten. Ein junger Mediziner? Student jedenfalls.

Der Geliebte kommt, scheinbar heiter.

Mutter, Freund des Hauses, die Freundin.

Dann Gespräch Mädchen und Geliebter.

Bist du bereit? Wir müssen sterben. Es geht nicht anders. Wir werden in den Prater gehen. Wie schön wird es sein. Ich habe Gift bei mir.

II. Akt. Am Sarge des Mädchens.

[4] Der junge Offizier. Gespräch mit einem Freund: Ich räche mich. Ich verführe die Schwester dieses jungen Mannes und lasse sie sitzen.

Die reichen Eltern kommen. ~~Kö~~ Komödie. Ja, wie hat man das ahnen können!

III. Akt. Im Garten.

Der Offizier, das Mädchen.

Sie sollte mich kniefällig bitten, dass ich sie heirate.

/Villa in der Brühl. Er steigt aus dem Fenster./

Es kommt nichts Anderes heraus, als dass sie rasch verheiratet wird.

Sie: Du bleibst mein Liebhaber.

Eventuell fortzusetzen, wie er im Ekel vor sich selbst sich tötet, eventuell vor der Hochzeit.

[5] I. Akt. Familie des Mädchens.

Sie in andern Umständen. Er hat es seinen Eltern gestanden. Er sagt Allen: Ja, morgen darf ich dich heiraten. Dann, wie sie alleins sind: Aus, wir müssen sterben. Ich müsste morgen fort, du würdest eingesperrt.

Auch Testament hab' ich gemacht, gemeinschaftlich begraben.

Ankunft des Bruders hat die Sache beschleunigt. Er ist Offizier, in Polen gelegen.

Eine Freundin von ihr.

Aktschluss, wie sie plötzlich fort sind.

II. Akt. Friedhof.

Die Eltern des Mädchens, die Schwester sehr gedrückt.

Ich bin der Bruder des Mädchens. O zeigen Sie mir die Stätte! Wie er sie verführt, sich mit ihr kompromittiert.

III. Akt. Im Garten der Villa.

Wie er mit ihr gefunden wird, die Eltern verlangen, ihn anflehen, wie er sich weigert und sie an einen Andern verheiratet wird.

[6] I. Der junge Graf und Medardus[?] Schwester gehen in den Tod.

II. Medardus schwört, dass er den Tod dieser Beiden rächen wird. Stolz? Nun, die Alten werden mich auf den Knien beschwören, dass ich sie heiraten soll.

III. Im Hause Berger. Der Fürst und seine Gattin, ihre Teilnahme am Sarg? Kondolenz. / Alte Weiber, Tante, Mutter./ Grosse Bewegung, wie der Fürst und seine Gemahlin [?] kommen. Gemeinschaftliches Begräbnis?

IV. Friedhof. Medardus und sein Freund am Grab. Die Schwester des jungen Fürsten mit Kammerfräulein. Ich wollte erst kommen, wenn all das vorüber. Man sagt mir, Ihr geht in den Krieg.

V. Villa in der Brühl<sup>17</sup> oder in Hietzing<sup>18</sup> oder in Dornbach.<sup>19</sup> Der Fürst und die Fürstin. Gespräch über die Hochzeit mit dem Grafen X. Nein, ich will nicht; es muss ein Gewaltiger sein. Ich fühle mein kaiserliches Blut.

Einer, der sein Leben einsetzt.

Medardus über's Gitter.

VI. Bei Bergers. Mutter und Sohn. Er wird sie rächen. Was hast du? Sein düsteres Wesen. Mir wäre lieber, du gingst in den Krieg. Nachrichten vom Krieg. Napoleon heranr[ück]end.

<sup>17</sup> Tal des Mödlingbachs südlich von Wien.

<sup>18</sup> 13. Wiener Gemeindebezirk, früher Vorortgemeinde in der Nähe Schönbrunn.

<sup>19</sup> Seit 1892 Teil des 17. Wiener Gemeindebezirks.



VII. Sie sagt ihm: ein Kind. Nun, was denkst du, sollen wir Hochzeit machen? – Ich dich heiraten? Du bist nicht übel. Ich heirate den Herzog. – Isabella! Nun fleht er sie an. Es bleibt dabei, dass er ihr Liebhaber wird.

VIII. Die Ehe. Niedrigkeiten.

Auf dem Grab der Beiden. Bin ich euch so untreu worden, so meinem Plan? Nein, nun hab' ich mehr zu rächen. Truppen vor dem Friedhof. Zurückkehrende, Geschlagene. Er erfährt, was alles geschehen. Napoleon. So völlig erniedrigt war er.

IX. Schönbrunn. Adel will seine Aufwartung machen. Medardus wartet, um Napoleon umzubringen, statt dessen kommt ihm der Herzog in die Quere; er will ihn töten oder tötet sie?

*Arthur Schnitzler: Entwurf, 26. April 1903*<sup>20</sup>

26/4.03.

Medardus grimmiger Franzosenfeind, weil sein Vater gefallen. Die Mutter zieht ihn zu seinem Rächer auf. Er lässt sich werben, geht zum Militär. Wie seine Schwester stirbt, schwört er dem Haus des Fürsten blutige Rache. Aber statt die junge Fürstin zu beschimpfen, verliebt er sich in sie und wird von ihr beschimpft.

Er hat nun beides verloren. Trotz Abmahnung der Mutter ist er vom Militär fort, und auch die Rache ist mis[s]glückt. So schwört er ihr, alles Persönliche zu vergessen und Napoleon zu töten.

Aber auch die junge Gräfin hat die Absicht, Napoleon zu töten, der ihrem Vater ihrer Ansicht nach die Krone raubte.

Sie will ihm die Krone bringen. Es sollte der Sohn sein, aber daraus wurde nichts. So verspricht sie es dem Vater.

Er ist ein Cousin der Bourbonen.

Oder erst der Befehl Napoleons: Erscheint zur Cour, bringt ihn in Wut.

Der Verlobte der Tochter ein junger österreichischer Fürst.

Dem sagt sie's. Toll.

<sup>20</sup> NL A XXIV, Nr. 4, Bl. 33, Cambridge.A094,4. Typoskript. Vgl. Eintrag vom 25. April 1903 (TB 3, S. 25): »Dictirt, Gedichtfragmente.– Nm. Wiener Stück durchgesehen, in dem Elemente sind.– Bei O.–«

[1] 1.| Im Prater oder auf dem Wasserglaciis.

Ein Frühlingsabend.

Spaziergänger.

Frau Berger, ihre Tochter Agathe, Thoman.

Der Sattler Eschenbach.

Ueber den beginnenden Krieg.

Der Mann der Frau Berger ist im Jahre 1805 gefallen; ihre Hoffnung ist, dass ihr Sohn Medardus den Tod des Vaters rächen werde. Von Medardus hört man, dass er etwas verlumpt, grossprecherisch und gutmütig ist.

Französische Blätter werden verlesen, Proklamationen Napoleons, die verhöhnt werden.

Ueber die Uebungen der Bürgermiliz.

Ueber die Musterung der sechs wiener Landwehr-Bataillone.

Dann erscheint Medardus und sein Freund, ein buckliger Mann, philosophischer Jude.

Medardus, gut gelaunt, ohne Ernst. Der bucklige Freund spürt das Genie in ihm.

[2] Auch Anna und ihre Mutter treten auf.

Der Marquis, Julia und Franz fahren vorbei.

Gespräch über sie. Der Marquis, ein Verwandter der Bourbonen, halb närrisch, lebt in dem Wahn, dass Napoleon ihm die Krone vorenthalte. Stolz der Familie.

Thoman ist Musiklehrer im Hause.

Später gehen Franz, Julia und der Marquis zu Fuss vorbei.

Der Marquis spricht Thoman an; die jungen Leute sehen sich; es kommt aber noch kaum zu einem Gespräch.

Vielleicht hat Franz Agathe schon kennen gelernt, da er in der Stephanskirche Orgel spielte und Anna sang.

[3] 2.| Im Hause des Marquis.

Die Proklamation Napoleons ist eingetroffen |: In vier Wochen werden wir in Wien sein ...:|.

<sup>21</sup> NL A XXIV, Nr. 4 (Mappe 94), Bl. 34–55. Cambridge.A094,5. Typoskript mit einzelnen handschriftlichen Anmerkungen, fol. 1–21.

Der Marquis sammelt seine Getreuen.

Julia und Franz.

Julia spricht über Agathe und verhöhnt ihren Bruder.

Das Kammerfräulein liest ihr vor, von Königsmord u.s.w.

Ein Brief von Agathe an Franz.

Die alte Marquise.

Es zeigt sich, dass Julia den Wahn ihres Vaters teilt und gewissermaßen ins Vernünftige wendet. Franz; will mit seinem Vater sprechen – oder spricht vielleicht mit ihm.

Vielleicht spricht er nur mit seiner Mutter. Er ist entschlossen, Agathe zu heiraten.

[4] 3. | Im Chor der Stephanskirche.

Die Messe ist aus, oben ist Franz und Agathe.

Franz teilt Agathen mit, dass sein Vater keineswegs einwilligen wird. Sie beschliessen, mit einander zu sterben.

Unten findet die Fahnenweihe statt.

Der Kaiser und die Kaiserin sind unten.

Der Kaiser und die Kaiserin schlagen geweihte Nägel in die Fahnen.

Man erfährt, dass Medardus auch in ein Freicorps eingetreten ist ...

[5] 4. | Im Hause der Frau Berger. Frühlingsabend.

Agathe und Anna.

Agathe deutet an, dass sie heute die Antwort erwarte, von der ihre Verheiratung mit Franz abhängt. Wenn nicht, müsse sie sterben.

Thoman kommt, später Frau Berger.

Ueber Medardus, der heute Abend noch mit seinem Regiment abrücken soll.

Medardus kommt, in Eile, möchte Franz noch sprechen, um zu wissen, wie die Dinge stehen, ehe er ins Feld geht. Ist voll Kühnheit und Tatendurst.

Franz kommt und teilt mit, dass morgen seine Eltern kommen, für ihn um Agathe zu werben.

Medardus geht.

Franz eröffnet Agathen, dass er nicht die Wahrheit gesprochen; sie verlassen beide das Haus, um sich zu töten.

Gespräch zwischen Frau Berger und Thoman.

[6] 5. | Ein Wirtshaus in den Donau-Auen. Nacht.

Eine Gesellschaft von jungen Soldaten und Frauenzimmern. Tolles Treiben.

Einer, der ~~sich~~ von seiner Feigheit erzählt, und dann behauptet, er habe es nur in der Trunkenheit getan.

Ueber Julia und ihren Stolz.

Ueber den Marquis und seine Narrheit.

Ueber Franz etc.

Indessen kommt Medardus und der bucklige Freund.

Medardus teilt den jungen Leuten mit, dass Franz sich heute mit seiner Schwester Agathe verlobt habe.

Lärm, Rufe. Zwei Leichen werden gebracht. Es sind die Leichen von Franz und Agathe.

Medardus in Wut und Verzweiflung.

Er übergibt einem, der schon früher mit ihm tauschen wollte, seinen Befehl und ~~bleibt~~ beschliesst in Wien zu bleiben, um den Tod seiner Schwester zu rächen. Er weiss noch nicht, was er eigentlich tun wird.

[7] 6. | Auf ~~dem Friedhof~~ dem Friedhof.

Verschiedene Weiber., die wegen des Begräbnisses kommen.

Ein uralter Herr, mit einem kleinen Mädchen.

Anna und ihre Mutter.

Einiges über die Familie Berger. Ueber die Ursachen des Doppelselbstmords.

Dann wieder Kriegsnachrichten.

Der Bürgermeister hat zu freiwilligen Beiträgen für die zurückbleibenden Familien aufgefordert.

Heerschau auf dem Glacis durch Maximilian.

Ein sentimentales Liebespaar.

Verschiedene Episodenfiguren.

Die Leichenzüge nahen von beiden Seiten.

Der Marquis begibt sich zu Frau Berger hinüber und ist stolz.

Die Marquise weint.

Julia ist nicht da.

Medardus ist stark.

Die Särge werden in das Grab gesenkt.

Wieder Nachrichten vom Krieg.

[8] Medardus allein, in Verzweiflung, am Grab.

Julia und ein Kammerfräulein mit Blumen.  
 Medardus.  
 Gespräch.  
 Med. beschimpft sie.  
 Der junge Graf kommt, der Verlobte von Julia.  
 Es kommt zu einer Duellforderung.  
 Med. bleibt allein zurück.  
 In diesem Augenblick taucht ihm die erste ~~Ahnung~~ Ahnung auf, was er  
 tun könnte, um sich zu rächen.  
 [9] 7. | Im Palais des Marquis.  
 Kondolenzten. Vielleicht auch eine vom Kaiser.  
 Kriegsnachrichten.  
 Die Pläne des ~~Fürsten~~ Marquis.  
 Der Marquis und Julia.  
 Die Macht Napoleons wird immer grösser.  
 Julia denkt daran, dass man Napoleon auf irgend eine Weise aus dem  
 Wege räumen könnte.  
 Der Marquis will die Krone nur für sein Geschlecht wiederhaben. Sei-  
 ne Tochter soll Königin von Frankreich werden.  
 Die Marquise spricht mit Julia über den Wahnsinn ihres Gatten.  
 Julia: Warum Wahnsinn?  
 Julia und das Kammerfräulein spielen Ball.  
 Nachrichten vom Heranrücken der französischen Truppen.  
 Der Kaiser ist abgereist.  
 Der ~~Ko~~ Graf kommt; er teilt mit, dass er Med. auf den Tod verwundet  
 hat.  
 [10] Julia schickt das Kammerfräulein zu Med., um sich zu erkundi-  
 gen.  
 [11] 8. | Im Hause der Frau Berger.  
 Anna und Frau Berger.  
 Thoman tritt ein. Nachrichten über die Gefechte in Baiern.  
 Der verwundete Medardus.  
 Der bucklige Freund.  
 Der verrückte Arzt.  
 Das Kammerfräulein, das sich nach Med. erkundigen kommt.  
 Med: Ich werde selbst kommen. Er flieht aus dem Hause.

[12] 9. | Der Garten des Marquis.

Julia und das Kammerfräulein.

Julia sperrt ab, nimmt den Schlüssel und wirft ihn in den Teich.

Der Marquis und der Graf kommen. Ein Courier, der die neuesten Nachrichten bringt.

Man nimmt an, dass Napoleon in wenigen Tagen vor Wien stehen wird.

Ueber die Verlobung.

Julia zeigt sich abgeneigt.

Med. und das Kammerfräulein; dann Julia.

Julia lässt Med. in ihr Zimmer führen.

[13] 10. | Früher Morgen. Hinter der Mauer des Gartens. Das Arsenal in der Ferne.

Eine Volksszene.

Eschenbach könnte hier auftreten.

Einzelne fliehen. Archive, Schätze, Kunstsammlungen werden vergraben.

Die Franzosen kommen. Ein Husar von der Spinnerin am Kreuze her.

Medardus durch das Gartenpförtchen heraus.

Leute, die erzählen, dass Napoleon in St. Pölten ist.

Der Schatz des Kaisers ist in Sicherheit gebracht.

Das Zeughaus wird gestürmt.

Die Tore werden gesperrt.

Der bucklige Freund.

Medardus. Med. teilt dem buckligen Freund seinen Plan mit. Er wird heute Nacht wieder herkommen, aber morgen Früh über die grosse Treppe des Schlosses hinabsteigen und sagen, was geschehen ist.

Der Freund: Warum hast du's nicht heute gemacht?

[14] 11. | Auf der Bastei.

Verschiedene Leute. Ueber die bevorstehende Belagerung.

Die Leute nehmen es nicht ernst.

Ueber einen Parlamentär u.s.w.

Med. hat seine Absicht von einem Tag zum andern verschoben. Jetzt hört er, dass heute die Hochzeit von Julia und dem Grafen stattfinden soll.

Die Bomben fliegen.

[15] 12. | Im Garten des Marquis.

Kapitulation. (Tag danach?)<sup>22</sup>

Napoleon in der Nähe.

Hochzeit Graf und Julia.

Med. kommt, wird verjagt.

[16] 13. | Haus Berger.

Med. in Verzweiflung. Gesteht der Mutter, was geschehen ist. Später. –  
aber am selben Tag wie 12.–<sup>23</sup>

Die Zustände in Wien. Alle Kriegswaffen sind bei Todesstrafe abzu-  
liefern.

(Thoman, Eschenbacher.)

Die Mutter hier vielleicht. Ja, dies Leben ist nichts werth – also opfre  
es ...

Medardus war durch Tage unsichtbar.<sup>24</sup>

[17] 14. | Strasse Wiens.

Eschenbach wird erschossen.

Dadurch kommt Med. erst recht zu sich. Er will sich reinigen.

Die Mutter legt ihm nahe, wie er das tun könnte.

–

Nach der Schlacht von Aspern.

–

Eschenbach! Gesellen

Johann Burkhard aus Stetten

Johann Holzapfel

Lukas Kopp

(und auf dem Richtplatz)

–

Esc<sup>25</sup>

[18] 15. | Auf dem Friedhof.

Med. am Grabe seiner Schwester.

Später ... vielleicht nach Wagram ....

Der bucklige Freund ist hier mit ihm ....

<sup>22</sup> Klammer (handschriftlicher Zusatz Schnitzlers).

<sup>23</sup> Später ... 12.– (handschriftlicher Zusatz Schnitzlers).

<sup>24</sup> Die Mutter ... unsichtbar (handschriftlicher Zusatz Schnitzlers).

<sup>25</sup> Nach der Schlacht ... Esc (handschriftlicher Zusatz Schnitzlers).

Die letzte Hoffnung Oesterreichs wird aufgegeben.  
Eschenbachers Leiche ausgegraben!  
wurde beerdigt von den Verwandten  
(aber vor der Schwester.) –.<sup>26</sup>

–

[19] 16.| Im Hause des Marquis.

Julia und ihr Mann.

Der Graf und Julia sollen zur Cour nach Schönbrunn.

Julia teilt dem Grafen ihren Plan mit. Da er nicht darauf eingeht, macht sie ihn auf irgend eine Weise unschädlich. Schlaftrunk?

Sie nimmt Abschied von ihrem Vater.

Viel später als 15.– Indefsen haben sich die Zustände in Wien verändert.

Friedensgerüchte. –

Da Napoleon in den nächsten Tagen abreisen soll, ist höchste Eile notwendig –<sup>27</sup>

[20] 17.| Schlosshof von Schönbrunn.

Gardisten, die das Volk zurückdrängen.

Napoleons böse Ahnungen.

Med. und der bucklige Freund.

Der Wagen der Julia fährt vor.

Wie Med. Julia sieht, neuer Zorn, er tötet sie, wird verhaftet.

Napoleon kommt.

[21] 18.| Gefängnis des Med.

Befehl, den Med. zu befreien. Dadurch, dass der Graf nach Schönbrunn kam, hat man erfahren, dass Julia Napoleon töten wollte.

Med. nimmt die Gnade nicht an, erklärt, dass er jedenfalls Napoleon umbringen wollte und wird erschossen.

<sup>26</sup> Später ... Schwester (handschriftlicher Zusatz Schnitzlers).

<sup>27</sup> Viel später ... notwendig (handschriftlicher Zusatz Schnitzlers).



[1] 28/I.904.<sup>29</sup>

Der Vater des Medardus ist 1805 gefallen. Schwur der Mutter: Medardus wird ihn rächen. Frau Berger hat zwei Kinder: Medardus und Agathe. Med. etwas verlumpt, sehr begabt. Er lässt sich werben.

Der Marquis, Julia's und Frenzens Vater, mit den Bourbonen entfernt verwandt, sehr reich, hält Hof. Emigranten um ihn.

Julia, seine Tochter, fühlt das königliche Blut. Sie findet, dass Napoleon ihrem Vater die Krone geraubt, und ist entschlossen, Napoleon zu töten. Ist verlobt mit einem österreichischen Fürsten.

Der Marquis ist alt, halb gelähmt, er selbst hat also keine Hoffnungen mehr.

Seine Hoffnung ist der Sohn.

Der Sohn, Franz, verliebt in Agathe, die Schwester des Medardus. Da eine Heirat unmöglich, bringen sich beide um.

Nun ist Julia die Hoffnung des Marquis.

[2] An dem Abend, ~~wo Me~~ da der Doppelselbstmord geschieht, soll Med. abmarschieren, ist mit Freunden im Wirtshaus einer Donau-Au. Dort werden die Leichen ans Land geschwemmt.

Er verfällt in eine ungeheure Raserei und fasst den Plan sich zu rächen. Die Schwester des Franz zu verführen und ihre Schande auszuschreiben.

Bekanntschaft auf dem Friedhof, Duell mit dem Fürsten, Sprung über die Mauer, u.s.w.

Er verliebt sich in Julia und verschiebt seinen Plan. Ist vor sich selbst beschämt.

Nun die Hochzeit des Fürsten mit Julia.

Am Tage, da Wien beschossen wird.

Med. in das Palais des Marquis, um Julia zu kompromittieren, wird hinausgejagt.

Nach fürchterlichem innerm Kampf gehört er endlich wieder seinen grossen Plänen.

Nach der Hochzeit verrät Julia ihrem Fürsten ihren Plan.

<sup>28</sup> NL A XXIV, Nr. 5 (Mappe 94), Bl. 56–58. Cambridge.A094,3. Typoskript, fol. 1–3.

<sup>29</sup> Vgl. die Einträge vom 27. bis 30. Januar 1904 (TB 3, S. 59): »27/1 Briefe dictirt und alte Pläne.– Nm. Ordnung.– Lecture: Las Cases, Hebbel Tgb.– Sigaea.– 28/1 [...] Den Medardus durchgesehn.– [...] 29/1 Alte Dramenstoffe dictirt.– [...] 30/1 [...] Nm. Medardus, Notizen.–«

Der Fürst klärt sie über den Wahnsinn ihres Va-[3]ters auf.  
Das ist gleichgiltig, – darauf war mein Leben aufgebaut.  
Befehl zur Cour kommt. |: Napoleon in Schönbrunn :|  
Am nächsten Tag Cour. Julia hat dem Fürsten einen Schlaftrunk gegeben. Sie fährt vor.

Med. im Schlosshof. Er sieht sie. Neue Wutt. Sie behandelt ihn verächtlich. Er ersticht sie; und wird gefangen.

Der Fürst eilt hin, um ~~noch~~ Napoleon zu retten; erfährt, was geschehen. Dadurch kommt der Zusammenhang zutage.

Man kommt, Med. die Freiheit wiedergeben.

Ich kann sie nicht nehmen. Ich selber will Napoleon töten. Wenn er davon absteht, wird er begnadigt.

Nein. Er wird erschossen.

*Arthur Schnitzler: Entwurf, o.D.*<sup>30</sup>

Beginn des Stückes. Ein Spaziergang auf dem Wasserglaciis. Hier muss bereits der Fürst auftreten oder besser stumm erscheinen. Oder eine Praterfahrt?

Zeitungsnachrichten. Frechheiten der Franzosen.

Franz I. Kriegsgerüchte.

Medardus und seine Schwester. Er ein etwas verlumpfter Student. Sein Freund Bärenburg.

Der junge Fürst lernt die Leute kennen durch Thomann, der ihm Musikstunden giebt.

Fürst, Fürstin und Tochter fahren vorüber. Man redet von ihnen.

[2] Der verstorbene Vater des Medardus war Offizier. Er ist 1805 gefallen.

Vielleicht müsste er einem Adeligen gegenüber zurückstehen.

Die Mutter zieht Medardus zur Rache auf.

Medardus als Gründer eines Freicorps.

<sup>30</sup> NL A XXIV, Nr. 5 (Mappe 94), Bl. 59–65. Cambridge.A094,6. Typoskript mit einzelnen hs Korrekturen, nicht fol.

Sein Schwur wenn er Napoleon das erste Mal Aug in Auge gegenübersteht wird er ihn umbri[n]gen. Daher kann er keine Gnade annehmen. Die Mutter des Medardus ersch[n]t den neuen Krieg.

[3] Erst der Besuch der Kammerfrau bringt den Medardus auf seinen Plan sich durch die Verführung Julias zu rächen.

Erst in der Hochzeitsscene wird er inne, dass er Julia geliebt hat und sie ihn nicht.

Die Absicht des Medardus war, die Leute herbei zurufen, während Julia im Bett liegt.

Da er es aufgeschoben misslingt alles.

Eschenbach ein Freund des Medardus dadurch kommt Medardus auf den rechten Weg.

[4] Der Fürst als vollkommener Don Quichote zu schildern.

Abenteuender Kavalier.

Auf dem Weg zu grossem Ruhm.

Verwandter der Bourbonen.

Was Napoleon gelingt, kann auch mir gelingen. Er hält einen Hof, wird nicht ernst genommen.

[5] Der Freund des Medardus. Hässlich. Zu dem Temperamentsmenschen aufblickend.

Es gibt nichts sonderlich ernstes in Wien.

Ich sage euch er stirbt einmal als Held.

Ein Lump, dass sind die, die in grosse[n] Zeiten Helden werde[n].

[6] Wank der Feige erschlägt einen Franzosen.

Dernburg fällt vor Aspern.

[7] Medardus auf dem Friedhof allein.

Er fühlt wie er seiner Rache vergisst., [u]nd schwört: heute geschiehts.

Er will abends hin und kommt zum Hochzeitsfest.

*Arthur Schnitzler: Entwurf, o.D.*<sup>31</sup>

I. Akt. Wasserglaciis. Eventuell Prater oder Paradeisgarten.

Spaziergänger.

Thoman und Frau Berger mit ihrer Tochter.

Bekannte. Gespräch über die Kriegsläufe.

<sup>31</sup> NL A XXIV, Nr. 5 (Mappe 94), Bl. 66f. Cambridge.A094,6. Typoskript, fol. [1]-2.

Medardus, als Student, kommt mit Freunden.  
Der Vater Medardus' ist im Jahre 1805 gefallen.  
Rachedgedanken.

Der Marquis und seine Tochter. Sie sind aus dem Wagen ausgestiegen.

Thoman grüsst. Man fragt, wer das ist. Es ist der Marquis und seine Tochter; dies der Fürst, ihr Verlobter.

Er ist ein entfernter Verwandter der Bourbonen, bildet sich Ansprüche auf den T[h]ron von Frankreich ein. Ist etwas wahnsinnig, hält förmlichen Hof. Die Proklamation Napoleons trifft ein. |:Siehe Las Casas:<sup>32</sup> »In wenigen Wochen werden wir in Wien sein .....« Grosse Bewegung, etc.

[2] II. Szene. Spielt in einer Kirche. Die Fahnen werden eben geweiht.

Oben auf der Orgelgalerie singt Agathe, von dem jungen Marquis zur Orgel begleitet.

Thoman ist Organist in dieser Kirche.

III. Szene. Im Palais des Marquis.

Der Marquis sammelt seine Getreuen.

Julia und Franz. Julia verhöhnt ihn.

Das Kammerfräulein liest ihr vor, von Königsmord u.s.w.

Brief von Agathe.

Eventuell die II. u. III. Szene umzustellen. Der Akt muss jedenfalls damit enden, dass Franz entschlossen ist, mit seinem Vater zu sprechen.

*Neue Freie Presse, 30. Juli 1909*<sup>33</sup>

Die Direktion des Hofburgtheaters hat das neueste Werk Artur Schnitzlers »Der junge Herr Medardus« zur Aufführung angenommen. Das Werk spielt im Wiener Milieu. Zeit 1809. In den Hauptrollen werden

<sup>32</sup> Mémoires d'Emmanuel-Auguste-Dieudonné comte de Las Casas, communiqués par lui-même [...]. Bruxelles 1818.

<sup>33</sup> Unter der Rubrik »Aus den Theatern«. In: Neue Freie Presse Nr. 16142 vom 30. Juli 1909 (Abendblatt), S. 4. – Vgl. auch den Brief von Arthur Schnitzler an Paul Schlenther vom 22. August 1909. In: HJb 19/2011, S. 103–105.

Herr Hartmann<sup>34</sup> und Frau Witt<sup>35</sup> beschäftigt sein. Direktor Brehm<sup>36</sup> hat das Stück für das Berliner Lessing-Theater erworben.

*Neue Freie Presse, 17. November 1909*<sup>37</sup>

Wie seinerzeit berichtet, wurde das Schauspiel »Medardus« von Artur Schnitzler im Hofburgtheater zur Aufführung angenommen. Das Stück, in dem eine große Anzahl von szenischen Verwandlungen vorkommt, spielt im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. In Künstlerkreisen verlautet nun, daß die Aufführung, die für Anfang Januar in Aussicht genommen war, wegen technischer Schwierigkeiten zurückgestellt worden sei.

*Arthur Schnitzler: Zur Besetzung des Medardus, um 1909/10*<sup>38</sup>

[1] Für die Prinzessin Helene kämen Frau Medelski<sup>39</sup> und Frau Kallina<sup>40</sup> in Betracht. Wenn Frau Kallina auch in der Erscheinung die passendere sein möchte, so wäre doch Frau Medelsky durch die grössere Fülle ihrer Begabung beiweitem vorzuziehn. Das Hoheitsvolle ist ihr wohl nicht angeboren, doch scheint sie ihre Ausdrucksmittel so weit in der Gewalt zu haben, dass sie wohl auch in dieses Element der Figur sich wird zu eigen machen können.

Dass die Rolle der Agathe ihr besser passen würde ist zweifellos, doch dürfte für diese Gestalt sich eher eine Darstellerin finden lassen und es

<sup>34</sup> Ernst Hartmann (1844–1911), Schauspieler, seit 1884 am Burgtheater. – Vgl. Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950. Bd. 2. Wien 1958, S. 195. Dieses Lexikon wird im Folgenden unter der Sigle »ÖBL« zitiert.

<sup>35</sup> Lotte Witt (1870/72–1938), seit 1898 am Burgtheater. – Vgl. u.a. Anton Lindner, Lotte Witt. In: Bühne und Welt 6/1903–04, H. 2, S. 852–856.

<sup>36</sup> Otto Brahm (1856–1912).

<sup>37</sup> Unter der Rubrik »Kleine Chronik«. In: Neue Freie Presse Nr. 16250 vom 17. November 1909 (Abendblatt), S. 1. – Vgl. hierzu den Brief von Arthur Schnitzler an Paul Schlenther vom 17. November 1909 und den Antwortbrief des Burgtheaterdirektors vom Folgetag. In: HJb 19/2011, S. 119f.

<sup>38</sup> NL A XXIV Nr. 9 (Mappe 94), Bl. 151f. Cambridge A94.9 – Dort finden sich 19 weitere Seiten mit möglichen Besetzungsvorschlägen. – Vgl. auch den Briefentwurf Arthur Schnitzlers an Paul Schlenther vom 6. November 1909. In: HJb 19/2011, S. 116.

<sup>39</sup> Lotte Medelsky (1880–1960), Schauspielerin, verheiratet mit Eugen Frank. – Vgl. Leo Schidrowitz, Lotte Medelsky. Eine Wertung. Wien/Leipzig/Zürich 1921.

<sup>40</sup> Anna Kallina (1874–1948), seit 1888 am Burgtheater, seit 1906 verheiratet mit Egon Witrofsky. – Vgl. ÖBL Bd. 3. Wien 1963, S. 197.

kämen hiefür Frau Mell,<sup>41</sup> Fräulein Kutschera,<sup>42</sup> vielleicht auch Fräulein Rub<sup>43</sup> in Betracht.

Der Herzog wäre wohl am besten bei Hartmann aufgehoben. Doch da mir Herr Hartmann für den Eschenbacher der geradezu ideale Darsteller zu sein scheint, bleibt für den Herzog kaum ein anderer als Reimers<sup>44</sup> übrig, der zwar auch einige Qualitäten für den Eschenbacher mitbrächte, der Rolle des Herzogs aber doch eher ge-[2]wachsen wäre.

Wachshuber schiene mir bei Herrn Korff<sup>45</sup> in den besten Händen, da gewisse Züge des Liebhabers oder wenigstens des Liebenswürdigen bei dieser Figur nicht vernachlässigt werden dürfte[n].

*Hugo Wittmann: Burgtheater, 25. November 1910*<sup>46</sup>

Einen Superlativ von allerdings sehr neutraler Natur, weder Lob noch Tadel kündend, wird niemand dem neuen Stücke von Artur Schnitzler vorenthalten. »Der junge Medardus« ist das umfangreichste Stück, das in den letzten Jahrzehnten geschrieben worden, das längste. Das Personenverzeichnis läßt ein Bataillon von Mitwirkenden aufmarschieren; über siebzig Namen werden da angeführt, und ihnen folgt, bunt gemustert und dicht gereiht, die Heerschar der Namenlosen, der Statisten und Figuranten. Nach der Einteilung des gedruckten Buches zerfällt das Werk in sechs Akte, wovon ein Vorspiel, jeder Akt in mehrere Bilder. Im ganzen haben wir deren siebzehn gezählt, und manches darunter kommt einem ausgewachsenen Akte gleich. Siebzehn Bilder, siebzehn Akte, wovon nur zwei für die Aufführung gestrichen wurden, so stellt sich die Rechnung. Wahrlich, man wundert sich, daß gerade Schnitzler, der Mann der psychologischen Feinkunst, den Mut und die Kraft

<sup>41</sup> Maria (Josefa) Mell (1885–1954), Schauspielerin und Schwester des Schriftstellers Max Mell, verheiratet mit dem Maler und Bühnenausstatter Alexander Demetrius Goltz.

<sup>42</sup> Mathilde Kutschera (1890–1920), Tochter des Schauspielers Victor Kutschera (1863–1933).

<sup>43</sup> Marianne Rub (1892–1971), Tochter des Schauspielers Otto Rub (1856–1942).

<sup>44</sup> Georg Reimers (1860–1936), Schauspieler. – Vgl. Nikolaus Hovorka (Hg.), Georg Reimers: Festschrift zu seinem 40jährigen Burgtheaterjubiläum 1885–1925. Mit einem Geleitwort von Franz Herterich. Wien 1925; Ida Rosmarie Shaw, Georg Reimers – eine Größe des Burgtheaters. Wien (Diss.) 1960.

<sup>45</sup> Arnold Korff (d.i. Arnold Kirsch) (1868–1944), Schauspieler. – Vgl. ÖBL Bd. 3, S. 344.

<sup>46</sup> Neue Freie Presse Nr. 16617 vom 25. November 1910 (Morgenblatt), S. 1–3. – Hugo Wittmann (1839–1923).

gefunden, solche Gebirgsmassen über die Bretter zu wälzen, einem so massiven Ungetüm künstlerische Form und Gestalt zu geben.

Er nennt sein Werk eine »dramatische Historie«. Was er vorführt, will er uns auf historischem Hintergrund zeigen, und unser Wien ist es, das ihm diesen Prospekt liefert, das alte Wien des Jahres 1809. So vollständig, so lückenlos ist es noch in keinem Theaterstücke lebendig geworden. Man sieht die alten Gassen, sieht die Bastei neben dem Burghthor, man ahnt das Paradeisgartl, sieht Schönbrunn. Hinter jeder Szene ragt sozusagen der Stephansdom in die Luft, leiht ihr das besondere Kolorit, die anheimelnde Wärme. Der alte Steffel<sup>47</sup> habe das Stück gedichtet, möchte man beinahe behaupten. Er hat es unterzeichnet, er hätte es unterzeichnet, würde er nicht doch über dies und das den Kopf geschüttelt haben. Vor allem enthält es zu viel tiefdunkle Stellen, zu viel schwärzestes Schwarz, zu viel Blätter mit Trauerrand. Gleich das Vorspiel bringt einen Doppelselbstmord, und der erste Akt beginnt mit einem Doppelbegräbnis, der zweite damit, daß der junge Medardus halbtot aus einem Duell heimgebracht wird. Später sollte uns sogar ein zweites Begräbnis beschert werden, was aber zum Glück vom Rotstift verhindert wurde, und weiterhin müssen allerhand Leute, junge und alte, vor unseren Augen ihr Leben lassen, bis ganz zuletzt die Heldin des Stückes erdolcht und der Held standrechtlich erschossen wird. Täuschen wir uns nicht, so war es ein Berliner Kritiker, der einmal von Schnitzler sagte, bei ihm gehe Liebelei und Sterbelei immer Hand in Hand.<sup>48</sup> Das Wort, so richtig als witzig, will diesmal nicht passen, diesmal handelt es sich nicht um ein bißchen Tod. Nicht ein kleines, feines, sondern ein großes Sterben geht durch dieses Stück: sämtliche Todesarten werden ausgenützt, und unter den Knochenfingern des Klappergespenstes ertönt die mörderische Orgel in allen Registern. Freilich, die Zeit ist auch danach. 1809! Die Franzosen zum zweitenmal in Wien! Jetzt nicht, wie anno fünf, als inter-

<sup>47</sup> Vgl. das bekannte »Weaner«-Lied von Carl Lorens (1851–1909) »Solang der alte Steffel am Stephansplatz noch steht ...«.

<sup>48</sup> Heinrich Hart. In: Der Tag vom 7. Januar 1902. Wieder in: Berlin – Theater der Jahrhundertwende. Bühnengeschichte der Reichshauptstadt im Spiegel der Kritik (1889–1914). Hg. von Norbert Jaron, Renate Möhrmann und Hedwig Müller. Tübingen 1986, S. 454–456, hier S. 455: »Schnitzler hat zwei Domänen, die er am eifrigsten kultiviert. Liebelei und Sterbelei. Seine Personen spielen mit der Liebe oder mit dem Tode, dann und wann auch mit beiden zugleich. Sie sterbeln, wenn sie liebeln.« – Vgl. ferner Arthur Schnitzler, Aphorismen und Betrachtungen. Hg. von Robert O. Weiss. Frankfurt a.M. 1967, S. 463: »Es gab einen Kritiker, der lange Zeit von der Zusammenstellung ›Liebelei und Sterbelei‹ lebte.«

essante, fast ein wenig willkommene Gäste, jetzt als wildes Kriegsvolk, das die Stadt mit Feuer und Schwert heimsucht, Not und Tod durch alle Gassen jagt. Zwei große Schlachten wurden in Wiens unmittelbarer Nähe geschlagen, die Weltgeschichte donnerte furchtbar an die Tore der Stadt. Den Wienern muß die Erinnerung an dieses schreckliche Jahr lange nachgegangen sein. Was sie vorher schon Schlimmes und Arges hatten erdulden müssen, sammelte sich ihnen später unter diesem einen schicksalsschweren Datum, trug zuletzt alles diese Jahreszahl. Grillparzer in seiner Selbstbiographie belastet das Jahr 1809 sogar mit dem Preßburger Frieden, der doch schon 1805 abgeschlossen wurde und Oesterreich teuer genug zu stehen kam. Dieses Neunerjahr sollte schließlich für alles erlittene Unheil Schuld und Verantwortung tragen.

Auch der junge Grillparzer erfüllte damals seine Bürgerpflicht. Er trat dem Studentenkorps bei und führte, wenngleich mit gedämpftem Enthusiasmus, seinen Schießprügel auf der Bastei spazieren. Eigentlich hätte er ein Recht darauf, in dem neuen Stück ein wenig mitzutun. In dieser dramatischen Historie begegnet man jedoch sehr wenigen historischen Namen. Der General Rapp taucht ein paarmal auf, und bedeutender tritt jener Eschenbach oder Eschenbacher hervor, der brave Sattlermeister, der zwei Kanonen – sie verwandeln sich in Landkarten bei Schnitzler – in seinem Hofe vergraben hatte und deshalb dort, wo heute die Eschenbachgasse seinen Namen verewigt, von den Franzosen erschossen wurde. Auf diese zwei beschränkt sich in dem Stücke die Zahl der historischen Persönlichkeiten. Weder Napoleon noch der Kaiser Franz tritt auf, und selbst der Herr von Wohlleben, Wiens Bürgermeister, wagt sich nur als Statist aus der Coulisse hervor. Der Dichter überläßt eben die großen Männer, die berühmten Leute dem Geschichtsschreiber und sieht nach einem bewährten Ausspruch seine Aufgabe darin, die Geschichte derer zu schreiben, die keine Geschichte haben. Verschollene Zeitstimmungen sucht er wieder zum Klingen zu bringen, die Kleinen, die Unbekannten, die Ruhlosen ruft er ins Leben zurück. Eine Hauptrolle in dem Stück spielt das Volk, die Wiener Bürgerschaft. Sie teilt sich in vielerlei Abarten, Schafe und Böcke, brave Leute und gemeine Kerle. Der Dichter schmeichelt den Wienern nicht, und das sei ihm besonders hoch angerechnet. Das Großmaul, der Leisetreter, der Hasenfuß eilen vorüber, jeder von der stürmischen Zeit im Gleichgewicht gestört, aus seiner Alltäglichkeit



verdrängt. Den echten und den falschen Patrioten lernt man kennen. In einer eigenen Szene ertönen Collins Wehrmannslieder,<sup>49</sup> Studenten singen sie an der Donaulände in einer Kneipe, die an Auerbachs Keller, noch mehr an Schillers Räuberschänke erinnern könnte, wenn nicht die Roserl, die Marie und die Elisabeth dabei wären, das süße Mädels in mehrfachem Abzug. Auch hier hat der Patriotismus die richtige Farbe. 1809 ist nicht mehr 1805, wo noch jede Art von Vaterlandsliebe den Behörden verdächtig schien. Jetzt hat man nicht bloß die Wehrkraft, man hat auch geistige Potenzen mobil gemacht, Energien der Volksseele und des Volksgemütes. Ein deutsches Nationalgefühl regt sich, aber zunächst doch nur ganz schüchtern und lautlos. Das Wort »deutsch« wird in den Wehrmannsliedern von Collin gar nicht, in denen von Castelli<sup>50</sup> kaum mehr als einmal ausgesprochen. Unter den Studenten der Donaukneipe ist einer, der noch ganz wie ein Landsknecht in den Krieg zieht, nur um zu raufen, und das ist gewiß sehr fein beobachtet, im besten historischen Sinn.

Den tüchtigen Wiener Patriotismus verkörpert uns Eschenbacher. Es ist der Mann, der unter allen Umständen seine Pflicht zu tun entschlossen ist, aber das Große zu hassen nicht vermag. So war auch der junge Grillparzer ein Franzosenfeind und fühlte sich doch von Napoleon mit magischer Gewalt angezogen. Der Dichter setzt den Eschenbacher in ein verwandtschaftliches Verhältnis zum Helden des Stückes: er ist der Oheim des jungen Medardus, ein Bruder von der Buchhändlerswitwe Franziska Klähr, einer tatkräftigen Frau, die, unterstützt von ihrem Sohne und dem Geschäftsleiter Etzelt, den Buchladen ihres Verstorbenen unverdrossen weiterführt. Gesundes Bürgertum tritt uns da entgegen, das aber nun mit einem seltsam exotischen Kreise in Berührung gerät. Medardus' Schwester Agathe liebt einen jungen Mann namens Franz, und sie liebt über ihre Verhältnisse, denn dieser Franz ist nicht mehr und nicht weniger als ein Sohn des alten Herzogs von Valois, der sich den rechtmäßigen Erben der französischen Königskrone nennt. Der Herzog, ein blinder Greis, bewohnt ein altes kleines Schloß nahe bei Wien und lebt dort mit seiner Frau, der Herzogin und der schönen Prinzessin Helene, umgeben von einigen Anhängern, die seinen Hofstaat bilden,

<sup>49</sup> Heinrich Joseph von Collin, Lieder österreichischer Wehrmänner. Wien 1809.

<sup>50</sup> Ignaz Franz Castelli, Volksstimme. Ein Lied mit Chor. Wien 1809; Ders., Kriegslied für die österreichische Armee [...]. [Wien 1809]; Ders., Neue Wehrmanns-Lieder. O.O. 1813.

seine Narrheit teilen, seinen stolzen Träumen Erfüllung weissagen. Wir schweben hier ganz und gar in Phantasieland, weit weg vom Boden der Geschichte. Man muß sich vorstellen, daß Heinrich III. nicht der letzte Valois gewesen, daß Heinrich IV., der Bourbone, widerrechtlich den Thron bestieg, daß alle seine Nachfahren schnöde Thronräuber waren, und das kostet doch einige Mühe. Indes, der Dichter will es. Wir fügen uns und fahren fort, an jenem wunderlichen, in eine Wiener Vorstadt verschlagenen Prätendentenhofe uns umzuschauen. Der einzige, der den schönen Herrschertraum mitzuträumen sich weigert, ist der Sohn des Herzogs: Franz will Agathe heiraten, mit Bürgern ein Bürgerlicher sein, und da sein Vater unter keiner Bedingung seine Einwilligung geben will, so verzweifelt das junge Paar und geht in den Tod. In den grünen Auen der Donau, dort, wo die Studenten ihre patriotischen Lieder singen, kommt es zu dem erwähnten Doppelselbstmord. Das Begräbnis dann bietet Gelegenheit, die stolzen Montagues mit den bürgerlichen Capulets auf dem Friedhof zusammenzuführen. Zwischen Medardus und der schönen Prinzessin Helene werden scharfe Worte gewechselt, so daß ein Neffe des Herzogs, der Marquis v. Valois, jetzt Thronanwärter und beinahe schon Bräutigam der Prinzessin, sich verpflichtet fühlt, den vorlauten Bürgerssohn vor die Klinge zu fordern.

Es folgt nun eine verblüffende Wendung. Die Prinzessin hat dem im Duell verwundeten Medardus Blumen geschickt und dieser ihr melden lassen, er werde ihr noch am selbigen Abend seinen Dank persönlich abstatten. Sollte man ihn nicht vorlassen, so werde er durch die rückwärtige Gartenpforte sich einschleichen und, wenn diese verschlossen, über die Mauer steigen. Dies tut er auch, mit seinem Degenstich im Leibe. Er trifft die Prinzessin. Ein Blick, ein Gruß, und schon gibt sie der Zofe Auftrag, ihn in ihrem, der Prinzessin, Zimmer zu verbergen. Der Stolz, mit dem sie ihm auf dem Friedhofe begegnete, war nur die Maske einer plötzlich entzündeten Liebe gewesen. Sie verzichtet auf keinen ihrer Träume, auch sie bewegt sich ja im Gedankenkreise ihres Vaters; sie hat sich kurz zuvor mit dem Marquis in aller Form verlobt und hofft, durch ihn eines Tages Königin zu werden. Doch die Stunde des Glückes, die ihr ein Frühlingsabend in den Schoß weht, will sie darum doch genießen, und so eilt sie in die Arme dieses förmlich am Wegrand aufgeklauten, von einem Grabhügel weggeholtten Ritters, und dem Duell folgt ein

zweites in der Stille der Nacht, ein Zweikampf ohne Zeugen. Das ahnt sie freilich nicht, daß sie nur aus Rache geküßt wird. Medardus kennt sein Ziel. Agathe war diesen Leuten zu schlecht und mußte darum sterben. Dies will er der stolzen Familie vergelten, indem er Schmach und Schande über die Prinzessin bringt. Wenig fehlte, daß er, noch warm von ihren Zärtlichkeiten, sein Glück auf der Straße ausriefe. Zum mindesten enthüllt er seinem Freunde Etzelt den ganzen infernalischen Plan: »Und es kommt die Stunde, da zahl' ich's ihnen heim! Die Diener ruf' ich zusammen und die Mägde und schrei es durch den Flur und lasse den Herzog rufen und die Herzogin und zerre die Prinzessin aus dem zerwühlten Bett, nackt über die Treppe.« Man glaubt, eine blutige Renaissancegeschichte zu hören. Eher als ein Wiener Vorstadtschößchen würde ein unheimliches Palazzo Altvenedig als Lokal für diese wilde Romantik taugen. Glücklicherweise trägt das schöne Weib, das von Königskronen träumt, in der Tat die Züge einer Fabelprinzessin, und ihre nächtlichen Abenteuer fallen ja in die napoleonische Zeit, wo die tollsten Unwahrscheinlichkeiten sich verwirklichten. Die verblüffende Wendung wird auch sehr gut herbeigeführt, nämlich ohne weitläufige Begründung, mit der Plötzlichkeit des Selbstverständlichen. Es geschieht, und so mußte es geschehen. Ueber die Notwendigkeit des Geschehens nachzudenken, läßt man uns kaum die Zeit.

Bis hierher folgt man auch dem Dichter ohne Widerstand. Doch nun verliert er sich tiefer und tiefer ins Dickicht, daß man nur mühsam nachzukommen vermag. Vor allem wird das Bild der schönen Prinzessin immer unklarer. Wenig glaubhaft ist es schon, daß eine als geistig so bedeutend geschilderte Person an dem Wahnwitz ihres Vaters echten Anteil nimmt. Doch ihr Ehrgeiz strebt nun einmal nach dem höchsten Gipfel, reimt sich auch aufs beste mit ihrer geradezu monumentalen Herzlosigkeit, die wiederum mit einer unbändigen Sinnlichkeit harmonisch zusammenklingt. Das alles versteht man ganz gut. Dieses junge Weib will kein Glück versäumen, will mit Leib und Seele dem brennenden Wunsch[,] der verrinnenden Stunde sich hingeben. Ein Rausch, ein Traum, dann der Tod, nicht für sie, sondern für den Ritter. Sie muß vom Blute jener Margarethe von Burgund sein, der man nachsagte, sie lasse jeden Liebhaber nach der Schäferstunde im Fluß ertränken. Nur eignet ihr keineswegs die grausame Logik dieser Dame. Nach der ersten

Medardusnacht will sie die Hunde auf den Geliebten hetzen lassen, geht dann hin und heiratet den Marquis, bestellt sich aber für ihr Hochzeitsbett doch wieder den jungen Wiener. Liebt sie ihn oder liebt sie ihn nicht? Handelt es sich bloß um eine neue Laune ihrer Sinne oder am Ende doch um ein Gefühl? Die Antwort bleibt man uns schuldig. Und wie steht es denn mit der fürchterlichen Rache des jungen Mannes, die er mit so pathetischem Ingrimme uns angekündigt? Im Geschiebe dieser bunten Szenenreihen scheint sie ihm völlig abhanden gekommen zu sein. Erst Patriot, dann Rächer seiner Familienehre, jetzt bloß noch Glücksritter eines höchst abenteuerlichen Liebesromanes, das ist das betrübende Schicksal dieses Wiener Landwehrmannes. Doch nein, nach dem Tode seines Oheims Eschenbacher hören wir ihn ausrufen: »Es ist der Mühe wert zu leben!«, und nun ahnen wir, denn unser Ahnungsvermögen hat sich angesichts der vielfach verschleierte Handlung beträchtlich geschärft, daß der junge Mann stracks nach Schönbrunn laufen wird, um den Napoleon zu ermorden. So wird er den Eschenbacher rächen, den die Franzosen beim Jesuitenhof erschossen haben.

Aber ach, mit der Rache hat Medardus kein Glück. Die Prinzessin stört ihm auch diese zweite, wie sie schon die erste ihm vereitelte. Sie will ihn jetzt für ihren Königstraum benützen. Wir hören von ihrem Versuch, seine Liebe in den Dienst ihrer ehrgeizigen Pläne zu zwingen. Doch ihn schaudert. Die Tat wäre unrein, wenn er sie als gedungener Mörder im Solde der Valois vollbrächte, und später erst, als er vernimmt, daß Prinzessin Helene die Geliebte des Kaisers Napoleon geworden – wir ahnen, daß das Gerücht lügt – erst dann greift er entschlossen in die Brusttasche. Nun heraus mit dem befreienden Dolche, nun ist die Tat wieder rein geworden, und nun – ersticht er erst recht nicht den Napoleon, sondern die Prinzessin, die ihm unversehens in den Weg läuft. Im Gefängnis erfährt er dann, daß sie selbst im Begriffe war, den Kaiser zu ermorden. Also ein Mißverständnis. Man schenkt ihm die Freiheit, er ist ja wider Willen der Retter des Kaisers geworden, doch übernimmt er nun die historische Rolle jenes Friedrich Staps,<sup>51</sup> des redlichen deutschen Schwärmers, der die Welt von der Gottesgeißel mit einem Dolchstich befreien wollte und sich lieber erschießen

<sup>51</sup> Vgl. zu Friedrich Staps' (1792–1809) Biographie u.a. Friedrich Staps, [...] Eine Biographie aus den hinterlassenen Papieren seines Vaters [...]. Berlin 1843, sowie Bernhard von Poten, [Art.] Staps, Friedrich. In: Allgemeine Deutsche Biographie 35/1893, S. 461f.

ließ, als daß er den Schwur geleistet hätte, von ferneren Mordgedanken abzulassen. Staps war ein ganz einfacher Charakter mit einem einzigen Gedanken im Kopf, einem einzigen Lebenszweck in der Seele. Er konnte nicht anders handeln. Weniger begreiflich ist es, daß der arme Medardus, der fast willenlos dahin und dorthin fackelt, hamletartig über die Reinheit der Tat klügelt und gleich einem Wölkchen zwischen den Winden flattert, die Sprache jenes starken Jünglings sich aneignet und dessen Heldentod als Knalleffekt für seine Schlußszene verwendet. Wie recht hat der Dichter, wenn er von ihm sagt, Gott habe einen Helden aus ihm schaffen wollen, der Lauf der Dinge einen Narren aus ihm gemacht. Fragt sich nur, ob ein solcher Narr willkommener Stoff für dramatische Gestaltung sein kann.

Dies ist die Geschichte, die sehr anregend einsetzt, dann durch eine endlose Reihe von Bildern sich verzettelt. Der Dichter wollte zweierlei: einen interessanten Liebesroman erzählen und zugleich die ganze Historie des Jahres 1809 mit all seinen Nöten und Fährden in den Rahmen der Bühne einfangen. Doch dem Roman war schon der Atem ausgegangen, als die Historie kaum begonnen. Der dritte Akt bringt erst die Beschließung der Stadt, und schon ist unsere Teilnahme für Medardus und seine Prinzessin erkaltet. Was kümmert uns erst das Bumbum der Kanonen in einer dramatischen Einöde? Auch jener absonderliche Prätendentenhof ist eine nicht besonders glückliche Fiktion. Da kommen und gehen die Leute, erscheinen und verschwinden, ohne daß man errät, warum sie sich auf die Bühne bemühen. Der ganz unhistorische Spuk verdampft schließlich in die Luft, woher er gekommen. Ungleich besser geriet alles Wienerische in dem Stück. Wiener Stube, Wiener Gasse, überall fühlt man sich zu Hause. Von den vielen Volksszenen sind fast alle ausgezeichnet. Auf dieses illustrierende Beiwerk, das scheinbar Nebensächliche, verwendet der Dichter die größte Sorgfalt, es wird uns zur Hauptsache. Seine Historie besteht ja eigentlich aus lauter Episoden, und episodischer Art sind namentlich die meisten der unzähligen Figuren; jede einzelne aber, mag sie einmal nur und auf Nimmerwiedersehen vorübergleiten, ist ein durchstudierter Typus. Die Gefahr, ins Sensationsdrama, ins Ausstattungstück zu entgleisen, lag sehr nahe. Doch nie vergißt der Dichter sich selbst oder doch nur in seltenen Augenblicke, wo auch er an dem derberen Theaterwesen zu viel Gefallen findet. Davon abgesehen bleibt

er bis zum Ende ein vornehmer Mann, voll feiner poetischer Empfindung, voll Geist, zur rechten Zeit voll des besten Humors. Wer ihm folgt, hat Mühe, alle Blumen und Blüten aufzulesen, die er während der langen Fahrt an den Weg streut.

Darstellung, Ausstattung, Regie verdienen jedwede Anerkennung. Man weiß, daß es diesmal niedagewesene Schwierigkeiten zu überwinden gab. Das ganze Burgtheater mußte mitspielen, das ganze. Angesichts dieser Leporelloliste von einem Theaterzettel beschränken wir uns auf ein Lob in Bausch und Bogen, können höchstens von den beiden Hauptrollen ein Wörtchen sagen. Herrn Gerasch<sup>52</sup> gelang es nicht, für den jungen Medardus unser Interesse zu wecken. Dieses schwankende Rohr festzuhalten, aus diesem komplizierten Charakter mit seinem unsteten Wesen ein einheitliches Charakterbild zu schaffen, dazu bedurfte es eines größeren Schauspielers, ja eines ganz großen. Zu einer bedeutenden Höhe erhob sich aber die Prinzessin des Fräuleins Wohlgemuth.<sup>53</sup> In ihr, will uns bedünken, hat das Burgtheater wirklich etwas Köstliches gewonnen, Jugend und Schönheit zugleich, Jugend, die etwas kann, und Schönheit, vom Geiste beseelt. Sie leiht nicht wenig Anziehungskraft dem neuen Werke, das übrigens trotz aller Schwächen in sich selbst den stärksten Magnet trägt. Die dramatisierte Chronik des Jahres 1809, wer wollte das nicht gesehen haben?

*H[ans] B[recka], Der junge Medardus, 25. November 1910<sup>54</sup>*

Dramatische Historie von Artur Schnitzler. Zum ersten Male aufgeführt am 24. November 1910.

Wir haben Schnitzler all die Jahre her weite Wege gehen, viele Entwicklungen durchlaufen, bei keiner bewährten Methode beharren, sondern unermüdet nach immer neuen Formen hinstreben gesehen. So erscheint er uns vielgestaltig wie kaum ein anderer lebender Dichter. Zunächst

<sup>52</sup> Alfred Gerasch (1877–1955), Schauspieler, seit 1907 am Burgtheater. – Vgl. Friedrich Rosenthal, Alfred Gerasch. In: *Bühne und Welt* 15/1912–13, H. 1, S. [404]–408.

<sup>53</sup> Else Wohlgemuth (1881–1972), Schauspielerin, ab Mai 1910 am Burgtheater. – Vgl. Oskar Maurus Fontana, *Else Wohlgemuth: Ein Leben für das Burgtheater*. Wien 1950.

<sup>54</sup> Reichspost Nr. 325 vom 25. November 1910, S. 1–3. – Hans Brecka (Ps. Hans Stifteger, 1885–1954).

Erzähler von Wienerischen Süßmädchengeschichten ließ er sich alsbald allgemeineren Zielen zutreiben, er wurde der Dichter des Mittelstandes, des Bürgertumes, der Gesellschaft, an die er mit Anfragen und Prüfungen mannigfacher Art herantrat, mehrfach auch historisch ausholend. Nun ist eine wahrhaftige Historie von ihm da, ein neues, ein wuchtiges historisches, wenngleich nicht sonderlich treues Bild. Das dramatische Geschehen klärt das historische Ereignis keineswegs, doch fördern die historischen die dramatischen Momente.

In den Pulverdampf, in die aufflammende Begeisterung und in das Leid des Kriegsjahres 1809 ist das jämmerliche Schicksal einer Wiener Bürgerfamilie und der zwecklose Narrentod eines Jünglings hineingestellt, der auserlesen schien, ein Held zu sein. Der Autor hat das ursprüngliche Maß der Dichtung, das sich zu ungewöhnlichen Dimensionen erhoben, wesentlich eingeengt, und die Bühnenform hat aus dem Buchdrama weitere empfindliche Streichungen vorgenommen. Vernimmt man nun, daß die Aufführung auch jetzt noch eine Zeit von fünf vollen Stunden beansprucht, so vermag man zu ermessen, auf welche Breite das Bild gestellt ist und wie weit seine Linien ausgezeichnet sind. Zunächst ein Vorspiel, das bereits einen so energischen Anstieg zum Drama bringt, daß nicht recht abzusehen ist, weshalb es nicht als dessen erster Akt bezeichnet werden sollte. Der Sohn der Wiener Buchhändlerswitwe Klär, der junge Medardus, rüstet sich zum Aufbruch in den Krieg. Mit einer Freischar von Wiener Akademikern will er dem Heere Napoleons entgegenziehen. Seine Schwester Agathe ist die Geliebte des Prinzen Francois von Valois, dessen Vater, Herzog von Valois, mit Familie und Hofstaat in Wien im Exil lebt. Dem Prinzen, dessen blinder Vater Anrechte auf den französischen Thron zu haben glaubt, ist das bürgerliche Haus verboten worden, eher er nicht als ehrlicher Freier käme. Da er die Einwilligung des verblendeten Vaters nicht zu erwirken vermag, schützt er sie lügnerisch vor, hält um Agathens Hand an und sucht mit dem Mädchen nach genossener Liebesfreude den Tod in der Donau. In der Nähe der kleinen Spelunke, in der Medardus mit seinen Freunden das Abschiedsgelage feiert, werden die Leichen angeschwemmt und furchtbar erschauernd erkennt der Bruder im Fackelscheine die tote Schwester. Nun ist sein Entschluß gefaßt, nicht mit den Kameraden zu ziehen, in der Heimat zu bleiben, ein Ahnen sagt ihm, daß sich hier sein Schicksal erfüllen müsse.

So weit fördert das Vorspiel die Handlung. In gemeinsamem Grabe werden die toten Liebesleute begraben. Auf dem Friedhofe treffen ihre Familien zum ersten Male zusammen und weit und unüberbrückbar klafft die Kluft, die dieses Bürgertum vom Adel trennt. Medardus ist, da sich der Friedhof leert, noch beim Grabe zurückgeblieben. Die Prinzessin Helene, Francois' Schwester, hochmütig und von den Plänen ihres Vaters völlig erfüllt, kommt zu dem einsamen Grabe und legt Blumen darauf, Medardus aber, von wildem Haß bewegt, verbietet ihr leidenschaftlich, dieses Grab zu schmücken, in dem auch seine Schwester ruht. Der Marquis von Valois tritt dazwischen, und Helene verspricht ihm ihre lang begehrte Hand, wenn er Medardus töte. Schon fühlen wir, daß durch diesen tiefen Haß Liebe schimmert. Im Duell mit dem Marquis wird Medardus schwer verletzt, Helene sendet ihre Dienerin zu ihm, um nach seinem Befinden fragen zu lassen. Heimlich schleicht sich der Todwunde vom Krankenbette weg, um der Prinzessin, deren Liebe er zu ahnen beginnt, seinen Dank zu Füßen zu legen. Anfänglich leitet ihn der Gedanke, hier Gelegenheit zur Rache für die hingepferte Schwester zu finden, alsbald aber bricht übermächtig leidenschaftliche Liebe durch. Rasch ist dieses Liebesmotiv zu schwindelnder Höhe geschraubt, und nun greifen in jagender Eile die Ereignisse in einander. Die Franzosen stehen vor den Toren, die Stadt ist in Not und Erregung. Medardus ist kein Held mehr, die Liebe zu der Französin zehrt heiß an seiner Seele. Da geht er der guten Sache verloren. Die Prinzessin reicht dem Marquis die Hand, um ihrem Vater einen Schwiegersohn zu geben, eine Erben für seine großen Pläne. Wie töricht diese Pläne sind, zeigt sich bald. Napoleon durchschaut sie, verachtet seine heimlichen Feinde und lächelt ihrer. Indessen ist der Bruder der Frau Klär, der prächtige Meister Eschenbacher, erschossen worden, weil er verbotene Landkarten in seinem Hause versteckt gehabt. Im Anblicke seines Todes steigt in Medardus, der von seiner Prinzessin verraten und verleugnet wird, zum ersten Male der Gedanke auf, an dem Korsen all das Unheil zu rächen, das über seine Familie gekommen ist. Da er aber von Helenen, die auf diesem Wege zu den sonst unmöglichen Zielen zu gelangen hofft, zu seiner selbst vorgenommenen Tat befeuert wird, erscheint ihm diese Tat gering und verächtlich. Unschlüssig streift er vor dem Schönbrunner Schlosse umher. Und als die Prinzessin, die der törichte Volksmund rasch zur



Geliebten Napoleons gemacht, vorübergeht, stößt er ihr den Dolch ins Herz, der dem Kaiser bestimmt war. Während er dann im Gefängnisse seines Todesurteiles harrt, bringt ihm General Rapp die Freiheitsbotschaft. Er habe dem Kaiser das Leben gerettet, denn die Prinzessin habe[ ] erwiesenermaßen ein Attentat auf Napoleon geplant. Medardus aber wirft dieses Geschenk, das ihm kläglich und erbärmlich zu sein scheint, von sich und gesteht, daß auch sein Mordplan gegen den Kaiser gerichtet gewesen sei. Er verweigert auch das Versprechen, den Versuch in Hinkunft nicht zu unternehmen. Diese Zusage allein noch könnte ihm Rettung bringen. Unter dem Jammer der Mutter und des Freundes wird er erschossen.

Was neben diesen Hauptmotiven an Nebenhandlungen einherläuft, ist voll und reich und farbenprächtig beigelegt, so daß der Bau allenthalben mächtig zur Höhe steigt. Ohne Zweifel ein großer, kühner, genialer Wurf! Dazu eine in ihren feinsten Werten sorgfältig gemessene und gewogene Sprache, die sich wiederholt zu hoher, hinreißender Kraft erhebt oder zart und lyrisch vertieft. Stark und nachhältig [sic!] ist die Wirkung dieser Dichtung. Richtet man lediglich dieses als Prüfstein auf, so kann man das Werk ohne Einwand hinnehmen. Wie weit man indessen auch davon entfernt sein mag, den künstlerischen Wert einer Dichtung nach ihrem Gehalte an Moral zu bemessen, die Frage wird man niemals völlig von der Hand weisen können, welche Bereicherung unser Gefühlsleben empfangen habe, was zum Ende als positives Ergebnis aufgewiesen worden sei. Was aber wird hier aus diesem völligen Zusammenbruche gerettet? Was ist hier in sich gefestigt, was hat innerlichen Bestand und Dauer? Daß Schnitzler ein banger Zweifler an allem Bestehenden ist, spiegelt sich in nahezu sämtlichen seiner Dichtungen. In dieser, gerade in dieser, die in ein freundliches, uns vertrautes Landschaftsbild hineingestellt ist, mehr als je in einer früheren. Früher erwog und verglich er bedächtig, ehe er verwarf. Hier aber sind den angezweifelten Werten fast überhaupt keine Gegenwerte gegenübergestellt[.] Hier ist nichts als die nackte, grausame Lust am Verlöschen aller Freude, am Versiegen aller lebenspendenden Kräfte.

Da ist die wunderbar gütige Witwe Klär. Mann, Tochter, Bruder, Sohn sterben ihr sozusagen unter den Händen weg. Vergeblich müht sie sich, mit ihren schwachen Frauenhänden in das unerbittliche, grausame Rä-

derwerk des Schicksals zu greifen, das sich gegen sie verschworen hat. Eine unnatürliche Fähigkeit bürdet ihr der Autor auf, von eben erlittenen Schmerzen weg alsbald, in wenigen Tagen, Stunden zu neuen bereit und aufnahmefähig zu sein, nennen wir es »Tauglichkeit zur Tragik«, nicht rein körperlich genommen, nicht lediglich in bezug auf physische Kräfte, mehr nach der dramatischen Seite hin, und entläßt sie schließlich, sie unserem Mitleid warm anheimstellend, als eine, die keines von all dem Unheil, das auf sie niederstürzt, verschuldete, keines hindern konnte, der keine Strafe ward, an der sich einfach stumpf und unbarmherzig so viel grausames Erleben vollzogen hat.

Da ist Etzelt, ein Freund, jeder Aufopferung fällig, ein Freund, der berufen scheint, es in jeder Minute zu bleiben und der schließlich den Freund nicht mehr versteht, an ihm irre wird, seinen Glauben an ihm verliert, gegen ihn hart, ja sogar ungerecht wird und dem schließlich nur ein erschüttertes Bedauern übrig bleibt. Da ist Agathe und Francois, die mit ihrer heißen Liebe in den Tod gehen. Der gutmütige Meister Eschenbacher, der seine Güte mit dem Tode bezahlt, ein uraltes Männlein, das an der Hand seiner letzten Enkelin ein paarmal über die Bühne humpelt und dem ein Granatsplitter das Kind fortreißt. Da ist Anna Berger, die den Medardus liebt, von ihm kaum beachtet wird, schließlich aus Gram als Krankenwärterin ins Spital geht und sich dort eine totbringende Krankheit holt. Und schließlich, am schlimmsten bedacht, Medardus selbst. Anfänglich voll hohen Feuers, entzündet an großen Idealen, dann wunderlich schwankend zwischen Weiberliebe und Vaterlandsliebe. Daß beide gleich mächtig auf ihn einwirken, daß er sich in keiner auslebt, drückt ihm den Stempel der weichlichen Schwäche auf. Schmerz um die Schwester, um den Onkel, um das Vaterland, um die Geliebte wühlen wechselnd in ihm. Und nun die Reise seiner tausendfältigen Leiden? Seiner bitter erkaufte Wahrheit letzter Schluß? Da er ausgeht, zur Rache an dem Tyrannen, macht ihn ein Zufall zum Mörder aus Eifersucht. Und wie um sich den entfliehenden Schein des Heldentumes zu retten, geht er für eine Torheit in einen unerklärlichen Tod. Dieser Medardus ist wahrhaftig trotz aller ängstlichen Begründung unverstänlich. Stellen wir hier der dichterischen Fabel die historische Begebenheit vergleichend gegenüber. Bei der Parade, die Napoleon während die Friedensverhandlungen im Gange waren, in Schönbrunn

abhielt, fiel dem General Rapp das sonderbare Benehmen eines jungen Menschen, Staps war sein Name, auf. Er ließ ihn festnehmen, man fand bei ihm ein großes Küchenmesser und Napoleon selbst verhörte ihn. Der Wortlaut des Gespräches war folgender: »Woher sind Sie?« »Aus Nimburg.« »Was ist Ihr Vater?« »Protestantischer Prediger.« »Wie alt sind Sie?« »Achtzehn Jahre.« »Was wollten sie mit dem Messer tun?« »Sie töten!« »Sie sind verrückt, junger Mann, Sie sind Illuminant!« »Ich bin nicht verrückt und weiß nicht, was das heißt, illuminant zu sein.« »Sie sind also krank?« »Ich bin nicht krank, ich befinde mich wohl.« »Warum wollten Sie mich töten?« »Weil Sie das Unglück meines Vaterlandes sind[!]« »Habe ich Ihnen etwas Uebles getan?« »Wie allen Deutschen ....« (Dann nach einigen Zwischenfragen): »Sie haben einen überspannten Kopf. Sie werden Ihre Familie ins Unglück bringen. Ich will Ihnen das Leben schenken, wenn Sie mich wegen des Verbrechens um Verzeihung bitten, das Sie haben begehen wollen und nun bereuen müssen!« »Ich will keine Verzeihung, ich empfinde das innigste Bedauern darüber, daß es mir nicht gelungen ist.« »Teufel, es scheint, ein Verbrechen ist für Sie nichts!« »Sie zu töten ist kein Verbrechen, sondern eine Pflicht.« Napoleon hegte tatsächlich Zweifel an der geistigen Gesundheit des Jünglings. Und auch uns erscheint auf diesem kleinen Umwege das Gebaren des Jünglings verständlich, der Vorfall nimmt simple, gewöhnliche Züge an. Den psychologischen Irrwegen des Nachbildes, des »jungen Medardus« zu folgen, ist schon wesentlich schwieriger, nahezu unmöglich. Ganz gegen Schluß des Dramas wird ein Wort über Medardus gesprochen, das ihn einigermaßen richtig bestrahlt: »Gott wollte ihm zum Helden schaffen, der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm.«

All dem mag nun freilich gegenübergestellt werden, daß es in dieser »dramatischen Historie« nicht gilt, Probleme zu lösen, Fragen zu entscheiden. Dadurch aber scheint dieser wahrhaft verheerende Feldzug gegen alle diese prächtigen Menschen, ihren guten, starken, reinen Willen und ihrer Heiligtümer nicht gerechtfertigt.

Was diese Dichtung vor früheren Schnitzlers auszeichnet, ist ihre rasch und kräftig ansteigende Handlung. Allen Problemen ferne haben diese Leute keine Zeit, sich grüblerisch in sich selbst zu versenken, wie es Gestalten vom Blute Schnitzlers so gern tun. Stark und donnernd klingt der Geschützlärm herein, die Schicksale der Helden des bürgerlichen

Dramas werden mitgerissen, eingeflochten in die großen äußerlichen Vorgänge. So wird vieles bedeutend, was sonst kleinlich wäre, wer hier ein Held im kleinen ist, gewinnt gewissermaßen ein Anrecht, in das Heldentum des Jahres 1809 eingestellt zu werden. Zu sonderlichem Danke für die Historie haben wir Wiener eigentlich keinen Grund. Das Wiener Volk, das uns hier vorgeführt wird! Neugierig, tatenunlustig, nur zu gemeinen Handstreichen und Straßenräubereien fähig, wankelmütig in seiner Kaisertreue!

Außergewöhnlich groß sind die Schwierigkeiten – die technischen sowohl als die künstlerischen – welche die Aufführung dieser Dichtung mit sich brachte und den Versuch, ihrer Herr zu werden, konnte füglich nur eine Bühne von der Kraft unseres Burgtheater unternehmen. Ob Herr Gerasch alle Möglichkeiten erschöpft, uns diesen Medardus seelisch nahezubringen, ist fraglich. Die Höhe, auf der er ohne Zweifel steht, hat er zu sehr verstandesmäßig errungen. Der Medardus müsste vielleicht doch jünger, wärmer, schwärmerischer, törichter sein. Ja, an Torheit ist kein Uebermaß auszudenken. Noch drängt sich die wehmütige Erwägung auf, was Kainz<sup>55</sup> aus dieser Rolle gemacht hätte, an den der Dichter wohl bei seinen jahrelangen Arbeiten an dem »Medardus« gedacht haben mag. Von starkem, innerlichem Erleben beseelt ist die Witwe Klär der Frau Römpler-Bleibtreu.<sup>56</sup> Sie ist im übrigen eine der wenigen Personen, die in leichtem, dialektischem Anklingen das Wienerische Element aufschimmern lassen. Frau Medelsky als Agathe bringt mit Herrn Frank als Francois das Liebesspiel des Voraktes in seiner Wehmut. Wahre Prachtgestalten und kaum zu übertreffen sind der Buchhändler Etzelt des Herrn Treßler<sup>57</sup> und der Sattlermeister Eschenbacher des Herrn Balajthy,<sup>58</sup> beide in ihrer verschwiegenen, scheuen Größe überwältigend. Fräulein Wohlgenuth fehlt es, wie uns scheint, ein wenig an jener blendenden, französischen Anmut und Grazie, mit der die Prin-

<sup>55</sup> Vgl. zu Josef Kainz (1858–1910) neben den zeitgenössischen Würdigungen etwa von Eugen Isolani, Josef Kainz: Ein Lebensbild. Berlin 1910, oder Herman Bang, Josef Kainz. Berlin 1910, zuletzt Judith Eisermann, Josef Kainz. Zwischen Tradition und Moderne. Der Weg eines epochalen Schauspielers. München 2010.

<sup>56</sup> Hedwig Bleibtreu(-Roempler) (1868–1924) war seit 1893 am Burgtheater. – Vgl. Mitzi Friedmann, Hedwig Bleibtreu. Das Portrait einer Schauspielerin. Wien/Leipzig 1933; Gertrud Doublier, Hedwig Bleibtreu. Ein Beitrag zur Geschichte des Burgtheaters. Wien 1933.

<sup>57</sup> Otto Tressler (1871–1965), seit 1896 am Burgtheater. – Vgl. Erika Tschernich, Otto Tressler. 50 Jahre Burgtheater. (Diss.) Wien 1948.

<sup>58</sup> Robert von Balajthy (1855–1924), Rolle des Jakob Eschenbacher.

zessin Helene unwiderstehlich werden soll. In die Aufführung fließen im übrigen alle schauspielerisch verfügbaren Kräfte des Burgtheaters zusammen. Ja, die vom Autor vorgezeichnete Anzahl von 78 Einzelpersonen<sup>59</sup> macht es – zum ersten Male an dieser Bühne – nötig, daß einige Schauspieler mehrere Rollen übernahmen. Reich und voll zusammenströmende Volksmengen, Militär, Bürgermiliz, ergeben wildbewegte und von der Kriegsunruhe jener Zeit beseelte Bilder.

Eines ungeheuerlichen Aufgebotes von Kunst hat es bedurft, die szenischen Schwierigkeiten zu meistern. Das trauliche Wohnzimmer des Klärschen Hauses, eine Schänke in den Donauauen, das Glacis, die Basteien, das Schloß der Valois, ein Friedhof, eine Vorstadtgasse, der Verkaufsladen der Klärschen Buchhandlung, der Vorplatz einer Kaserne, der Schloßhof von Schönbrunn, eine Kerkerzelle – in Eile jagen sich diese Bilder, jedes meisterhaft gestellt, jedes umweht von dem süßen Duft des vormärzlichen Wien. Wie wir da über die Basteien hinaus in die weite, blaue Ferne blicken, auf die verschimmernden Dächerreihen der Vorstädte, aus denen das Aufleuchten der Kanonen herüberblitzt, von denen der dumpfe Donner herüberrollt. Selten wurde uns eine Szenerie von so berückender Phantasie und so finsterem historischen Ernste gezeigt. Die ganz unsägliche Mühe, die an diese Aufführung verwendet wurde, ist aller Ehre und Anerkennung wert. Hohe Ziele sind hier erreicht, viel echtes Künstlertum in Wirklichkeit und Tat umgesetzt worden.

So ist »Der junge Medardus« zu einer Bühnensensation größten Stiles geworden, zur ersten seit langem, vielleicht zur einzigen auf lange hinaus. Nun werden sich ja im Widerstreite der Meinungen Stimmen erheben, die das Werk höher und unbedingter bewerten, als wir es hier zu tun vermochten. Wie nahe es sich auch an das Herz einer bedeutungsvollen Epoche unserer Stadt herandrängt – ein vaterländisches Drama kann es nicht genannt werden.

<sup>59</sup> Vgl. Richard H. Allen, 79 Personen: Character Relationships in Schnitzler's »Der junge Medardus«. In: *Studies in German literature of the nineteenth and twentieth centuries*. Festschrift for Frederic E. Coenen. Hg. von Siegfried Mews. Chapel Hill 1970, S. 149–156.

Eine sehr große, mit historischen Bildchen bunt bemalte äußerste Hülle. In ihr fest eingewickelt: ein Theaterstück, eine starke Komödie voll Spannung, Konflikt, Überspannung. In dieses Theaterstück gebettet: eine balladeske Dichtung von Helden, Tod und Liebe. Und im Innersten dieser Dichtung: ein kleines, schüchtern-modernes psychologisches Drama von den Edelmenschen, die an ihrem ethischen Temperament, an ihren fanatischen Herzens-Reinlichkeiten zugrunde gehen.

Betrachten wir die vier Schichten des Schnitzlerschen Riesenspektakels von innen nach außen.

Den Kern, das psychologische Drama: Der junge Medardus hegt einen großen Willen. Aber auf dem Weg vom Entschluß zur Tat wird ihm dieser Wille regelmäßig verfälscht. Wird abgelenkt von seiner Richtung. Medardus will fürs Vaterland ins Feld ziehen. Da schwemmt ihm die Donau seine tote Schwester vor die Füße. Er will die Schwester rächen. Da kommt ihm die Liebe überquer. Er will seiner Liebe leben. Da tritt die Notwendigkeit, Held, Rächer, Befreier sein, da stiehlt ihm neuerdings das Gespenst der Liebe alle Energie aus den Nerven, lenkt den schon gezückten Dolch ab von seinem ursprünglichen Ziel. Er will die tragische Konsequenz ziehen aus all dem, heroisch sterben. Da hemmt eine Kaprice des Schicksals seinen Weg: die Tat, für die er büßen will, erweist sich als eine zufällig lobenswerte Tat, und die Gnade des großmütigen Gegners macht die edle Todesbereitschaft des Medardus illusorisch. Jetzt mag aber der Jüngling nicht mehr um das wohlverdiente Heroenschicksal betrogen sein. Er hat es satt, sich sein Heldentum neuerdings pervertieren zu lassen, besteht auf dem, nun einmal rite erworbenen, großen Abgang. Man fusiliert ihn, da er nicht sein Wort verpfänden will, weitere Mordpläne gegen den Kaiser Napoleon aufzugeben. In der Linie des Medardus-Schicksals läge es, daß man nun, nach des Jünglings Heldentod, davon erführe, Napoleon sei einen Tag früher von einem anderen ermordet worden, und der ganze Aufwand an Charaktergröße überflüssig gewesen.

<sup>60</sup> In: Wiener Sonn- und Montags-Zeitung Nr. 48 vom 28. November 1910, S. 1–3 [leicht verändert wieder in: Die Schaubühne 6,2/1910, H. 49, S. 1263–1268, sowie wiederum leicht verändert in: Alfred Polgar, Kleine Schriften. Bd. 5, Theater 1. Hg. von Marcel Reich-Ranicki

Medardus ist einer, der fortwährend um seinen ungeheuren Energieverbrauch geprellt wird. In der Luft gewissermaßen fängt des Schicksals Hand die Kugeln aus Medardus' Büchse ab und gibt ihnen ein anderes Ziel. Daß er keinen Kompromiß schließen kann, ist seine Tragik. Scheinbar ist er schwankend und haltlos. Aber nur deshalb, weil er das, was er eben ist, ganz und ausschließlich sein muß. Nur Rächer oder nur Liebender oder nur Befreier oder nur Märtyrer eines großen Gedankens. Das jeweilige Ziel hypnotisiert ihn. Er ist ein Unbedingter, ein schrankenlos Hingebener, ein leidenschaftlicher Untertan dem Gefühl oder dem Gedanken, die gerade sein Herz und Hirn beherrschen. Medardus' Partnerin, die schöne Prinzessin von Valois, ist schon aus anderem Stoff. Ist stärker. Auch ihren Weg verstellt die Liebe. Aber die Prinzessin geht mitten durch sie hindurch, ganz hingegen und doch ganz Herrin ihrer selbst. Ja, sie schmiedet sogar aus den Fesseln, die das Schicksal ihr anlegen will, um sie an der Ausführung großer Pläne zu hindern, sie schmiedet aus diesen Fesseln Waffen, die jenen Plänen die Realisierung erzwingen sollen. Der Medardus ist ein elastischer Held, dessen Wille von Hindernissen, an die er stößt, gebrochen und anders gerichtet wird. Die Prinzessin ist eine unbiegsame Eroberer-Natur, die zu ihrem Ziel vorschreitet, nicht achtend, ob sie durch einen großen Jammer oder durch ein großes Glück hindurch muß. Auch sie ist ganz und unbedingt das, was sie ist; aber dies ihr »Sein« läßt sich auf die Forderungen, auf die Logik der Stunde einstellen. Sie empfängt den Geliebten und ist nur Liebende. Am anderen Tag jedoch findet er die Türe verschlossen und die Hunde losgekoppelt. (Weil sie jetzt wieder nur Ehrgeizige, den Thron Frankreichs erstrebende Prätendentin ist.) Sie stirbt nicht schuldlos, denn sie spielte mit der Liebe; gab sich dem Medardus und versagte sich ihm, je wie's in die Rechnung des Moments hineinpaßte. Das warf seine Seele aus dem Gleichgewicht und ließ seinen taumelnden Willen ihre Pläne so logisch-absurd durchkreuzen.

Man sieht, der psychologische Kern des neuen Schnitzler-Dramas ist nicht uninteressant geschnitten und gefurcht. Weniger bemerkenswert scheint die ihn zunächst umhüllende Schichte des Schauspiels: die bal-

in Zusammenarbeit mit Ulrich Weinzierl. Reinbek 1985, S. 44–50]. – Alfred Polgar (1873–1955). – Vgl. u.a. Ulrich Weinzierl, Alfred Polgar: Poetische Kritik und die Prosa der Verhältnisse. Wien 2007 sowie Evelyne Polt-Heinzl (Hg.), Der Untertreiber schlechthin: Studien zu Alfred Polgar. Wien 2007.

ladeske Dichtung von Helden, Tod und Liebe. Zweierlei Pathos fließt ineinander: Das Pathos des alten Dumas und das Pathos des jungen Schiller. Das ergibt ein unklares rhetorisches Brackwasser[,] dem wenig spiegelnde Kraft zu eigen. Am Hof des exilierten Herzogs von Valois herrscht eine spitzig-romantische Grandezza des Tuns und Redens, ein abgekürztes, heldisches Verfahren, dessen sich die Drei Musketiere nicht zu schämen hätten. Im Rhyt[h]mus eines tragischen Menuetts verkehrt man miteinander. Was für Dialoge! »Töten Sie diesen Jüngling, Marquis, und ich bin die Ihre!« Als Medardus abends im Garten erscheint, sagt die Prinzessin zur Zofe: »Führ' ihn in Dein Schlafzimmer«, und als die sich weigert: »So führ' ihn in das meine.« Welch romantische Verkürzung der Schicksalslinien!

Die Rede des jungen Medardus hingegen hat oft so starken deklamatorischen Schwung, daß sie in einen Worttausch hineingewirbelt wird, dem die Verantwortung für Maß und Ziel des Gesagten abhanden gekommen scheint. An der Leiche der Schwester sagt Medardus dem tröstenden Freund (beiläufig): »Du hast leicht trösten. Du hast sie nur geliebt, aber ich bin – der Bruder.« Nun, die Steigerung ist nicht zwingend. Angesichts der Leiche spricht er ferner (beiläufig): »Hätte ich Dich in einem verrufenen Haus gefunden, mit geschminkten Wangen – der Anblick wäre Seligkeit gewesen neben diesem.« Ich habe die feste Ueberzeugung, Medardus hätte, wär' ihm die Schwester im verrufenen Hause begegnet, deklamiert: »Hätt' ich Dich als Wasserleiche tot vor mir liegen gesehen – der Anblick wäre Seligkeit gewesen neben diesem.« Der Jüngling Medardus wird wohlrednerisch auf seines Erlebens Wende- und Höhepunkten. Er deklamiert, wo Schweigen innerlichst geboten; und wird weitläufig und eloquent, wo Kürze und Einsilbigkeit das Selbstverständliche. Auch der Sattlermeister Eschenbacher, sonst eine so menschlich-liebevoll gesehene und gezeichnete Figur des Dramas, hat Hang zu sublimen Wendungen. Er schaut in die Frühlingslandschaft hinaus und konstatiert: »Die Säfte quellen.« Man hat die Empfindung: innere Poesie einer guten Seele schwitzt, harzgleich, nach außen durch. Der Totengräber meint: »Mir ist noch keiner auskommen.« Totengräber im (dichterisch qualifizierten) Schauspiel haben immer so was jovial Tristes. Ein Hauch gutmütiger Verwesung ist um sie. Dann erscheint in der Dichtung: ein uralter Herr mit einem kleinen Mäderl. Der alte Herr mokiert sich übers Sterben. Gleich hat man die peinliche Ge-



wißheit, daß ganz bestimmt das kleine Mäderl früher wird daran glauben müssen als der Greis. Richtig. In der Bastei-Szene wird, als einzige Person, das Kind erschossen. Der Tod (im dichterisch-qualifizierten Schauspiel) hat immer so säuerlich-wohlschmeckend ironische Pointen. Da ist ein alter Arzt, der plötzlich ein wild-wehmütiges, schneidend humorvolles Hadern mit Gott beginnt, weil der, kommt ihm die Laune, Kinder vor den Eltern sterben läßt, und weil überhaupt das Leben eine Senkgrube ist, voll von mephitischem Jammer bis an den Rand. ... Die Ballade mit ihren vielen Einlagen übers Sterben scheint mir nicht die wertvollste Substanz des Schnitzlerschen Werkes.

Im Theatralischen, in der Komödie voll Spannung, Aufregung, Ueberraschung liegt meines Erachtens der Hauptwert des »Jungen Medardus«. Szenen von kräftigster Konzentration (die erste Friedhofs-szene, die Zähmung des wilden Medardus durch die Prinzessin, die Schlußszene, die letzte Szene des Eschenbacher und manches andere) bannen immer wieder das erschlaffende Interesse. Mit erlesenem Geschick sind die dramatischen Wege der Hauptakteure verschlungen, mit der äußersten Straffheit, gewissermaßen in der Luftlinie, spannen sich die Fäden von Schicksal zu Schicksal. Ausgezeichnet der kleine Auftritt Prinzessin und Arzt in seiner Ruhe, Klugheit und Noblesse, die blanke, schimmernde Einfachheit der Szene zu Beginn des Stücks, die bunte Szene vor dem Schönbrunner Schloß, fast überquellend von Aktion und Affekt. Alles, was »Theater« im »Jungen Medardus«, scheint hoch qualifiziert.

Minder glücklich ist die Historie geraten. Sie wird breit, aber ganz in der Fläche entfaltet. Ein künstlich bewegter Binnensee von Menschen ohne natürliche Strömung, ohne Wellenschlag. Die Bastei-Szene ist ganz armselig. Man kommt und geht, benimmt sich furchtsam oder lächerlich oder heldenhaft; aber alles so gleichgiltig-typisch, ohne Schärfe in der Zeichnung, ohne Lebhaftigkeit in der Farbe. Der hier gesprochene Text ist durchaus belanglos; er könnte ruhig wegbleiben. In der bildhaften Wirkung der Szene liegt der ganze Zauber. Und so wirkt auch meistens die ins Schnitzlersche Werk verflochtene Historie. Rein illustrativ. Bildbeilagen zum Schauspiel. Diese Szenen stehen im Stück wie Steine in einem Strom. Das Drama fließt um sie in langgewundenen flachen Schleifen herum, statt daß es durch sie ein stärkeres Gefälle bekäme.

Zeitkolorit und -stimmung ist wohl da. Aber das hätte sich mit weit geringerem Aufwand an Menschen, Episoden und Szenenbilder erzielen lassen müssen. Einzig der Napoleon, der im Hintergrunde wetterleuchtet, macht die Atmosphäre des Stücks gefährlich, gespannt. Aber auch das bewirkt nicht des Dichters Kunst, sondern die Assoziationen, die der Name im Bewußtsein des Hörers frei macht.

Ein paar starke Eindrücke trägt man von der langen romantischen Historie davon. »Lebensmitte«, »Mannesalter«: das spürt man als die primäre Zelle der ganzen Empfindungswelt dieses Werkes. Zwischen zweierlei Angst ist es eingebettet. Zwischen der Angst vor den Ungewißheiten und dem Un-Sinn des willenden, wollenden Lebens – und der Angst vor dem Sinn und der Gewißheit seines Endens. Zwischen Jugendsehnsucht und Todesgrauen liegt es.

Ein stark romantischer Zug waltet vor. Ein trotziger, ohnmächtiger Trieb zur Selbstgestaltung des eigenen Schicksals. Ein Versuch, über Tod und Leben, Größe und Kleinheit, Wollen und Können, das aufhebende Zeichen eines fatalistischen Lächelns zu setzen. Der Stärke wird gehuldigt, dem Bewußtsein eigenen Wertes, als der einzigen Möglichkeit, sein Leben zu leben und den Tod zu dulden. Die schrullenhafte Ordnung, in der irdisches Geschehen abrollt, wird gezeigt, die sonderbar verzwickten Rösselsprünge von Ursache zur Wirkung, die »die Hand des Verhängnisses« schlingt, und die erst historisches Betrachten künftiger Geschlechter oder genial-perspektivisches Sehen eines Dichter-Auges auflöst.

Das scheinen, in gedrängtester Kürze, die abstrakten Grundlinien im neuen Schnitzler-Drama. Es ist kein Meisterwerk; aber das Werk eines Autors, der schmerzhaft-genau fühlt, wie die Meisterschaft aussehen müßte; und nach besten Kräften Annäherungswerte gibt.

Das Riesenkind der Schnitzlerschen Muse wurde im Burgtheater wahrhaft fürstlich herausstaffiert. Eine lange Reihe zierlicher, intimer, vornehmer, farbenfroher Szenenbilder rollte ohne Stockung ab, und der Spielereien für Erwachsene gibt es eine weihnachtliche Fülle. Manches, so die Bastei-Szene, sieht allzu niedlich und geschleckt aus. Man hat da wirklich die Empfindung: Riesenspielzeug. Nach Schluß der Szene wird alles, inklusive Herrn Gerasch, in eine große Schachtel gepackt und auf den Kasten gestellt.

Das Nebeneinander kriegerisch-unsentimentaler und schwelgerisch-empfindsamer Stimmungen wirkt als appetitreizender Kontrast; ebenso das harte Nebeneinander der bürgerlichen und der hocharistokratischen Welt, der hemmungslos-expansiven, nach außen schlagenden, und der höfisch-gebundenen, nach innen brennenden Temperamente. Höchst bemerkenswert auch die Geschicklichkeit, mit der das Drama abwechselnd Einzel-Schicksale und Schicksale der Allgemeinheit in den Mittelpunkt des Interesses lanciert: Wo der Dichter unbedeutend wird, tritt irgendeine weltgeschichtliche Bedeutung, die Szene füllend, in den Vordergrund und deckt den Dichter.

Kriegerisch-prunkstrotzende, förmlich schmetternde Kostüme und die steif-lyrischen Trachten des Jahrhundertanfangs, prangend in zartesten sentimentalischen Farben, erfreuen das Auge. Auch das Ohr kommt nicht zu kurz. Man schießt mit Kanonen, mit Flinten, mit Revolvern. Man schießt rechts und links, Granätlein explodieren zierlich, und zwischen Feuer und Schall verstreicht eine höchst naturalistische kleine Pause. Für die Aufführung des »Medardus« hat das Burgtheater wirklich sein ganzes Pulver verschossen.

Auch schauspielerisch. Aus der Fülle der Gestalten bewahrt man im Gedächtnis: Hartmanns edlen Thornprätendenten, Balajthys trefflichen, saftigen Eschenbacher, der Frau Bleibtreu starke, unzaghafte Mütterlichkeit, der Frau Medelsky rührendes Agathchen, Straßnis gespenstisch-frohen uralten Herrn,<sup>61</sup> Heines meisterhaft kühlen und klugen, Schicksal spielenden Arzt,<sup>62</sup> Treßlers empfindungstiefen, in Ton und Gebärde so nobel sparsamen Freund des Medardus (für mein Empfinden eine ganz leere, verunglückte, zu Recht hinkende Figur), Arndts bitter-ironischen Arzt,<sup>63</sup> Fräulein Hofteufels leichtfüßige, immer wie von Lebenslust gekitzelte, in den Unfug verliebte Zofe<sup>64</sup> u.s.w.

Protagonisten: Herr Gerasch und Fräulein Wolgemuth. Ich glaube, man hat diesmal beiden ein bißchen unrecht getan. Flamme, an der man sich wärmen könnte, war nie Herrn Gerasch' Sache. Aber er hat als Medardus doch ein sehr schönes Tempo, hat Schwung und Leidenschaft und

<sup>61</sup> Fritz Strassni (1868–1938), Rolle des uralten Herrn.

<sup>62</sup> Albert Heine (1867–1927), Rolle des Doktor Assalagny.

<sup>63</sup> Ernst Arndt (1861–[nach 10. Juli 1942]), Rolle des Arztes Büdinger.

<sup>64</sup> Marie Hofteufel (1880/84–?), verheiratete Kranz, 1910 bis 1912 am Burgtheater engagiert, Rolle der Nerina (im November 1929 Versteigerung ihrer Wohnungseinrichtung, Möbel, Gemälde, Silber, Pelze, Porzellan, Bronzen und Textilien).

manchmal, wie auf der Schönbrunner Treppe, einen großen Augenblick, in dem man sogar aus seinen Erregungen das Sturm-Trommeln eines revoltierenden Herzens zu hören meint. Fräulein Wolgemuth, imponierend durch den Adel ihrer Erscheinung, wird vielleicht ein wenig überschätzt. Noblesse, Kühle, Unnahbarkeit, Verachtung mimt sie unübertrefflich gut. Wo es auf mehr ankommt, auf das Durchschimmern der inneren, nur gedrosselten, nicht verlöschten Flammen, auf Botschaft aus den Tiefen dieser spiegelglatten Prinzessinnen-Seele, da fehlten die rechten Lichter und Klänge. Ob Fräulein Wolgemuth eine wirklich bedeutende Künstlerin ist, wird sich noch erweisen. Im »Jungen Medardus« merkte man nur, daß sie über die schönsten Mittel verfügt, um Bedeutung zu markieren.

*Die Bombe, 4. Dezember 1910*<sup>65</sup>

»Der junge Medardus« von Artur Schnitzler ist nun einmal das Tagesgespräch von Wien und so mögen einige Worte über diese mit so großem Applomb angekündigte Novität gesagt werden.

Den Kern dieser »dramatischen Historie« bildet eigentlich ein gewöhnliches Boulevarddrama.

Ein Jüngling will seine von einem hochadeligen Liebhaber zum Doppelselbstmord verführte Schwester rächen und fängt zu diesem Behufe eine Liebelei mit der Schwester des Aristokraten an. Motiv: Liebst du meine Schwester, so liebe ich deine Schwester.

In einer schwülen Nacht wird der Racheakt – oder waren es mehrere Racheakte – vollbracht. Sonst sagt man gewöhnlich: Rache ist süß – der Schnitzlersche Held denkt: Süßigkeit ist Rache!

Nun will die aristokratische Schönheit sich auch an Jemanden rächen, nämlich an Napoleon und so will sie ihren bürgerlichen Liebhaber zum Attentäter machen. Dieser hat jetzt noch eine andere Rache auf sich genommen, da sein Oheim auf Napoleons Geheiß erschossen worden ist. Da aber die Rache an Napoleon nicht so angenehm durchzuführen ist, wie an der aristokratischen jungen Dame, nimmt er ein großes Messer mit. Aber im Augenblick, wo er auf Napoleon losgehen kann, sieht er seine Geliebte zum großen Usurpator gehen und ersticht sie. Es stellt sich nun heraus, daß sie eigentlich zu Rachezwecken den Weg gemacht

<sup>65</sup> Die Bombe Nr. 49 vom 4. Dezember 1910, S. 3.

hat und der junge Medardus hat in ihr nur eine Konkurrenz beseitigt. Zum Schlusse wird er auf Napoleons Geheiß umgebracht.

Diese Kolportage-Roman-Handlung wird nun mit endlosen Volksszenen umspinnen und mit allen Hilfsmitteln eines riesig großen Personals und der Drehbühne durch zirka fünf Stunden dem Publikum vorgeführt.

Auch hier wieder die oft erprobte Schnitzler'sche Dramentechnik, der Dreh. Man besucht junge Aristokratinnen zur Nachtzeit, aber nur um sich zu rächen. Man will Napoleon umbringen und ersticht die eigene Geliebte, man will sich opfern und opfert in sinnloser Wut andere Leute.

Immer der Dreh – daher auch die Drehbühne.

*Karl Kraus: Gabor Steiners Hamburgische Dramaturgie, 31. Dezember 1910*<sup>66</sup>

»Donnerstag den 24. d. findet im Hofburgtheater die Uraufführung von Artur Schnitzlers historischer Tragödie ›Der junge Medardus‹ statt. Diese Vorstellung beginnt ausnahmsweise pünktlich um halb 7 Uhr abends. Ein so früher Anfang einer Vorstellung ist im Burgtheater eine große Seltenheit und lange nicht vorgekommen. Nur für die erste Aufführung der neuen Inszenierung des zweiten Teiles von ›Faust‹ war gleichfalls eine so zeitliche Stunde des Beginnes angesetzt .... Der Theaterzettel wird von einer ungewöhnlichen Länge sein. In der Buchausgabe nimmt das Personenverzeichnis drei Oktavseiten ein. 78 Einzelpersonen kommen vor, außerdem eine Menge Volk .... Natürlich wird diese Vorstellung der Hofbühne große Kosten verursachen, die Spielhonorare erreichen eine ungewöhnliche Höhe, die Löhne für die Bediensteten, die eine beträchtlich verlängerte Arbeitszeit haben, erfahren eine Steigerung und schließlich sind durch die lange Dauer der Vorstellung auch die Beleuchtungskosten vermehrt .... Als man in der Vorwoche das Stück in vier-einhalb Stunden durchgespielt hatte, war man darüber sehr froh, denn man dachte, daß bei einem möglichst raschen Tempo fünf Stunden nötig seien. – ›Der junge Medardus‹ besteht aus einem Vorspiel und fünf Aufzügen mit siebzehn Verwandlungen. Die Bühnenbilder wiederholen sich

<sup>66</sup> In: Die Fackel 12/1910, H. 313/314 (31. Dezember), S. 6f.

öfters. Man wird ein reizvolles Stück des inneren und äußeren Wien vom Jahre 1809 schauen. Stilvolle bürgerliche Interieurs wechseln mit luxuriösen Salons und einem Damenzimmer der herzoglichen Familie von Valois ab, in dessen gartenumsäumten Palais die Szene öfters spielt. Die Handlung wird weiters verlegt in ein kleines Wirtshaus bei den Donau-Auen, vor dem die Leichen der Ertrunkenen ans Land geschwemmt werden, auf eine Straßenkreuzung in der Vorstadt, auf die Burgbastei und das Glacis, in den Schloßhof von Schönbrunn, in eine Gefängniszelle und schließlich zweimal auf den Friedhof, wo Beerdigungen vorgenommen werden. Im *Jungen Medardus* geht es stellenweise sehr laut zu. Gewehrgeknatter, Kanonendonner, Salven wechseln mit dem Flammenschein in die Luft gesprengter Häuser ab. Elf Personen sterben, die meisten auf gewaltsame Art, ein Liebespaar geht ins Wasser, ein kleines Mädchen wird durch einen Granatsplitter getroffen, zwei Offiziere durch Schüsse, mehrere Personen erleiden kriegsrechtlich den Tod durch Pulver und Blei, zwei Akteure werden im Duell verwundet. Es kommen auch ein Blinder und ein Buckliger im Stücke vor. Da es unmöglich schien, diese große Zahl von Personen bei der Fülle der rasch wechselnden Szenen zu übersehen, wurden die Inspizienten ihres Dienstes für die Einzeldarsteller enthoben und haben nur dafür zu sorgen, daß bei den Massenszenen das ›Volk‹ rechtzeitig zur Stelle ist. Die Schauspieler werden im *Jungen Medardus* ausnahmsweise nicht vom Inspizienten auf die Bühne gerufen werden, sondern wurden verpflichtet, selbst, wenn die Reihe an sie kommt, auf der Szene zu erscheinen. Mit dem gemüthlichen Zeitvertreib in den Garderoben und im Konversationszimmer wird es darum diesmal nichts sein.«

Wie beschäftigt man also den Direktor?

*Walther Lutz: Der junge Medardus, 15. Januar 1911*<sup>67</sup>

Tanzen und Sterben – der schauernde Reiz, das kapriziöse Zucken liebebittender Menschenherzen, das heiße Lachen und Küssen, vermischt mit ein bisschen Angst und Staunen vor der Härte des Lebens, das Durchtollen dieses ganzen Reigens bis zu der einen Stunde, in der ein paar

<sup>67</sup> In: *Der Brenner* 1/1911, H. 16, S. 456–461. – Walther Lutz (Ps. Blasius, Hartmann, 1887–1973), Rechtsanwalt und Rezensent.

sehnsüchtige Tränen der Erkenntnis ihm in die Augen traten, der bitteren Erkenntnis, daß es nun aus sein soll – das alles, etwas weniger geschmacklos, dafür tiefer und aufrichtiger, war die Seele des Jünglings gewesen, der einmal Anatol geheißt hat und später noch ein paar andere Namen hatte und heute – tot ist. Heute kam ein anderer, ein Medardus, einer, der jung und heiß von einer tieferen Sehnsucht ist, der sich im Sturm ein Leben ertrotzen will, der alles von sich verlangt und doch immer wieder vor sich selber zurückschreckt, dessen Schmerz und Begeisterung viel größer sind als er selbst. Und hinter ihm reckt sich riesengroß, mordlechend und verderbenglühend eine titanische Zeit auf. Ihre Fluten schlagen über den armen Menschlein zusammen, bevor kaum einige von ihnen wissen, daß nun alles ganz anders geworden ist.

Aus allen Winkeln Wiens flammt die Begeisterung, das, was bei diesem Volke an die Stelle des Heimatgefühles getreten ist – die Begeisterung für irgend etwas, das ihnen in einem Augenblick als das Größte erscheint. Was verschlägt's, wenn sie heute Collins Kriegslieder singen und dem Erzherzog Karl zujauchzen und morgen vor den Toren Schönbrunn rufen: »Es lebe der Kaiser Napoleon!«

Mitten aus dieser seltsamen, so ganz österreichischen, – uns heute bis zu ihrem Hausrat wieder modern gewordenen Zeit griff der Dichter den einen heraus, um an ihm zu zeigen, wie klein die Menschen sein können im Verhältnis zu ihrer Geschichte. Dieser eine ist Medardus, in dessen Brust so viele Seelen wohnen.

Vielleicht hat Schnitzler nicht so sehr eine Tragödie des Neunerjahres schreiben wollen, als vielmehr das, was die Tragödie des Neunerjahres war, was heute noch die Tragödie Österreichs ist – die Geschichte von den allzuvielen, allzuraschen Begeisterungen und der gar so kleinen Tatkraft.

Medardus Klähr ist einer von den ganz Jungen, durch deren Köpfe etwas braust, das wie Vaterlandsliebe tönt, aber nur tönt, denn im Grunde ist es Rauflust, dieselbe Rauflust, die die Studenten zu den Fahnen der Bürgerwehr treibt. In ihnen bricht alles das los, was viele Menschenalter lang in dem ganzen Volk durch eine despotische, tyrannische Polizeigewalt niedergedrückt wurde. Jetzt dürfen sie sich gegen einen von den Freiheitsmördern wenden, und weil es gerade der Napoleon ist, sterben sie für ihr Vaterland Österreich.

Die Studenten, Medardus Klähr unter ihnen, sitzen in einer Schenke drunten in den Donauauen, am Abend vor dem Ausziehen in den wilden Krieg. Ein paar von den alten süßen Wiener Mädeln sind auch noch dabei, aber die verschwinden bald, denn für sie ist kein Platz mehr in dieser harten Zeit. Und wie in den jungen Herzen die Begeisterung brennt, morgen in die Schlacht zu ziehen, zu sterben für Wien und für Österreich, und alle im Banne einer großen Sache stehen, gehn draußen in den Auen zwei in einen kleinen Liebestod. Ein Prinz von Valois, Thronprätendent der alten französischen Krone, und des Medardus Schwester, ein Bürgermadel. Man bringt die zwei Toten herein. An ihrer Bahre siegt die Verzweiflung in der innersten Seele des Medardus über das, was ihn früher in den Krieg trieb. Er bleibt daheim, denn für ihn gibt es hier noch etwas zu tun, – seine Schwester zu rächen.

Hier endet das Vorspiel und nun setzt die Tragödie ein.

Die Wiener sollen ihr Vaterland befreien, aber es kommt nicht so weit, Medardus soll Rache nehmen für seine Schwester und kommt nicht so weit. Draußen, am Friedhof, legt Helene, die Schwester des Prinzen, Rosen auf das Grab, an dem die zwei Toten liegen. Medardus weist die Blumen zurück, denn in der Grube liegt auch die, deren Tod er rächen soll. Dieses Ungestüm des Medardus will die Prinzessin für ihre ehrgeizigen Pläne ausnützen, für ihren Traum von der Krone der Valois. Durch ihre Liebe will sie ihn an sich fesseln, er soll ihr den Napoleon ermorden. Und Medardus greift nach dieser Liebe, als hätte ein Gott sie ihm gesandt als Werkzeug seiner Rache. Die Prinzessin will er nehmen, um ihre Schande vor allem Volk herauszuschreien: »Die Diener ruf ich zusammen und die Mägde und schrei es durch den Flur und lasse den Herzog rufen und die Herzogin und zerre die Prinzessin aus dem zerwühlten Bett, nackt über die Treppen ...«

Den Träumer Medardus aber überragt die Prinzessin in ihrer diabolischen Frauengröße um Haupteslänge. Sie verliert sich nicht, ihre Augen sind nur immer auf das Eine gerichtet, das ganz Große, während Medardus der Zauderer hin- und herschwankt zwischen seiner Rache, dem Haß gegen Napoleon und – seinem eigenen Herzen, das er in einer heißen Liebesnacht an die schöne Helene verloren hat.

Medardus ist uns fast fremd geworden, und wie er so seine Rache und seine großen Pläne auf den Basteien des von Napoleon belagerten



Wiens spazieren führt, möchte man etwa an den jungen Grillparzer denken. Medardus, der im Kreis seiner Freunde einst die Zeit nicht mehr erwarten konnte, daß sie in den Krieg zögen, weiß heute von nichts anderem mehr als seiner Prinzessin Helene, und als Wien kapituliert, fühlt er nicht die Schmach der Niederlage, sein Herz jauchzt auf, daß ihm der Weg geöffnet ist, – zu ihr, die draußen ist, außerhalb der Mauern der belagerten Stadt. Medardus wird immer kleiner, die Prinzessen immer größer, riesenhafter, dämonischer.

Aus ihrem eigenen Munde muß Medardus erfahren, um wie viel stärker sie ist, als er. Er wollte an ihr Rache nehmen für seine entehrte Schwester, Helene aber gab sich ihm, um in ihm den Mörder Napoleons zu gewinnen. Medardus sieht alle seine Pläne zerschlagen, seine Schwester konnte er nicht rächen, Napoleon darf er nicht mehr töten: »An dem Morgen, da wir ihn begraben hatten, lauerte sie mir auf. Und so geschah das Nürrisch-Furchtbare – daß von einer Minute zur anderen aus dem Rächer seines Vaterlandes ein gedungener Mörder wurde im Solde der Valois ... Und das machte meinen Arm lahm und meinen Dolch stumpf und meinen Willen greisenmatt. Und darum wird Bonaparte ungekränkt von hinnen ziehn. Der Hand, die ausersehen war, die Tat zu vollbringen, ward sie entwunden und sank in den Kot!«

Sein Geschick treibt den Medardus, eine Tat zu tun, für die er zu klein ist. Draußen vor der Schloßstreppe zu Schönbrunn unter vielem Volk steht Medard, während oben Napoleon den österreichischen Generälen den Frieden diktiert. Medardus hat sich noch einmal aufgemacht, seine Befreiungstat zu vollbringen. Da erfährt er von seinem Freunde Etzelt von einem Gerücht, das Helene zur Geliebten Napoleons macht. In seiner aufschäumenden Verzweiflung ersticht er die Prinzessin, die eben die Treppe des Schönbrunner Schlosses hinansteigt.

Dadurch ist er jedoch, ohne es zu wollen, der Retter Napoleons geworden. Im Gefängnis muß er erfahren, daß Helene zum Kaiser ging, ihn zu ermorden. Medardus ist frei. Er aber weist jede Gnade zurück. Wenn ihm die Prinzessin nicht in seinen Weg getreten wäre, hätte er Napoleon erdolcht.

Vor den Gewehren der fremden Söldlinge stirbt Medardus: »als dieses Krieges letzter und seltsamster Held« einen Heldentod, der seiner inner-

sten Seele doch fremd war, denn »er war kaum geschaffen, anderes zu erleben als den Klang von Worten.«

»Gott wollte einen Helden aus ihm machen, aber der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm.«

Aber aus dem Klange dichterischer Worte allein werden keine Helden geschaffen; eine Tragödie verlangt Helden, Menschen, die größer sind als der Augenblick ihrer Tat. Doch dieser Medardus ist menschlich klein. Den großen Geschehnissen ist er innerlich fremd. Weil seine Schwester mit einem, den sie liebte, in den Tod ging, zieht er nicht in den Krieg, und schon nach ein paar Tagen hat er vergessen, warum er zurückgeblieben ist. Die heilige Zeit zwischen seiner Rache und einem Heldentod für sein Vaterland verwendet er zu einem zärtlichen Liebesabenteuer mit der, an der er sich rächen wollte. Das sind alles Dinge, die im Leben starke Wirkungen erschließen mögen, im Drama aber der spezifisch tragischen Resonanz entbehren.

Medardus allein würde uns wohl gänzlich entfremdet werden, wenn ihn uns seine Umgebung nicht immer und immer wieder näherbringen müßte, denn rings um ihn stehen die eigentlichen Helden des Stückes. Seine Mutter, sein Onkel Jakob Eschenbacher, des Medardus Freund Etzelt und – die Prinzessin Helene. Dieser Jakob Eschenbacher ist wohl die ansprechendste Gestalt des ganzen Buches. Auch er liebt Wien und Österreich über alles. Doch er kennt seine Mitbürger so genau und weiß, wie das Ende wieder sein wird, aber er steht auf seinem Platz, sobald der Kaiser ruft. Er lebt und arbeitet in jener still-lächelnden Resignation des Österreicheriums, das weiß, daß es für andere ist. An des Medardus Seite schreitet sein Freund Etzelt, die Gestalt des anscheinend unabänderlichen Beraters aller großen Helden, der dem Medardus alle jene Wahrheiten sagen muß, die ihm zu einem großen Helden fehlen.

So wird die Tragödie des Medardus zu einem fast lyrischen Zwischenstück in der Historie. Rings um ihn her geschehen die großen Dinge, und erst am Ende, da die trauliche Liebesgeschichte ein peinlich tragisches Ende genommen hat, wird Medardus durch einen sonderbaren Zufall der Held der Geschichte.

Aber vielleicht läßt man sich durch das ganz auffallende Abrücken der wirklichen Haupthandlung Medardus-Helene von der großen Szene der Befreiungstragödie dazu verleiten, das Stück zu einem großen geschicht-

lichen Schauspiel zu stempeln, und ist dabei der Absicht des Dichters doch nicht ganz gerecht geworden. Denn die Historie heißt: »Der junge Medardus« und geht nicht von den Großen, deren Namen jede Stimme nennt, sie erzählt von den Kleinen, die unter den vielen Tausenden mitgehen, die für die großen Dinge und Taten sterben müssen, ohne daß es ihnen gelungen wäre, sich hinaufzuschwingen und vor allem Volke einen Anderen hinabzustoßen.

Man müßte den jungen Medardus vielleicht mehr in diesem Sinne eine österreichische Tragödie nennen, denn Medardus starb für ein Heldentum, das ihm innerlich fremd war, liebte und starb als einer unter den Millionen, die durch die Zeiten gehetzt werden, die selbst das Große wohl zu ehren und zu erkennen vermögen, aber weder den Mut noch die Kraft besitzen, mit eigenen Händen es zu vollbringen.

*Theaterzettel einer Medardus-Parodie, o.D.*<sup>68</sup>

Mai-Festspiele

unter der künstlerischen Leitung des Direktors Emanuel Striese.<sup>69</sup>

150 Mitwirkende!!! Drehbühne!!!

Sensations-Novität!!! Zum 1. Male: Sensations-Novität!!!

Der

junge Medardus

oder: Die schöne Helene

Historisches Sensations-Drama in 15 Bildern. Frei nach Schnitzler für kleinere Theater bearbeitet und ins hochdeutsche übertragen von Emanuel Striese

Direktor der reisenden Drehbühne, em. Direktor der Stadttheater in Kierling, Maier, Neu-Kostelez, Gumpoldskirchen, Peggau a.d. Mur usw. Ehrenpräsident der geselligen Künstlervereinigung »Schmiere«, Impresario des Herrn Pitzl vom Hoftheater in Zwettl usw.

<sup>68</sup> DLA, A:Schnitzler, 85.1.4979.

<sup>69</sup> Figur in Franz und Paul von Schönthans Drama »Der Raub der Sabinerinnen«, Berlin 1885. – Franz Schönthan, Edler von Pernwald (1849–1913) und Paul Schönthan, Edler von Pernwald (1853–1905).

## Personen:

Napoleon I.		Herrn Pitzl a.G.
Der Bürgermeister von Wien		Herr Direktor Striese
Die alte Bastei		Frau Direktor Striese
Franziska Klähr, Buchhändlerswitwe		Obige.
Medardus	} ihre Kinder	Herr Talma a.G.
Agathe und ihr Kind		Camilla Striese
Jakob Eschenbacher, ihr Bruder		Herr G. Striese
Karl Etzelt, ihr Geschäftsführer	} eventuell Herr Direktor	
Der uralte Herr		
Christophe Bernard, ehemaliger Herzog von Valois		Obiger
Marie Hortense, seine verstorbene Gemahlin		Entworfen von Prof. Lefler
François	} ihre Kinder	Herr Garrieta a.G.
Helene		Amanda Striese
Der Marquis von Valois		Herr Helfer
Nerina, Kammermädchen		Frau Helfer
Der General Rapp		Direktorin
Gretel, Urenkelin, 7 Jahre alt		Direktorin
Volk, Soldaten, Wachshuber, Delikatessenhändler usw. – Wien, 1809.		

---

Verehrungswürdige! Ihnen sagen wer Schnitzler ist, hieße Erdäpfel nach Stockerau<sup>70</sup> tragen. Der jüngste Sohn der beliebten Muse dieses Poeten spielt im Jahr 1809, und ich habe mich daher bemüht, durch echte alte Dekorationen, Möbel und Darstellerinnen, dem historischen Charakter dieses Sensations-, Salon-, Volks- und Hofdramas gerecht zu werden, und rechne bestimmt auf zahlloses Erscheinen.

Emanuel Striese, Direktor.

---

Kasseneröffnung eine Stunde vor Beginn der Vorstellung.  
Anfang eine Stunde nach Kasseneröffnung

<sup>70</sup> Etwa 25 Kilometer nordwestlich von Wien.

[1] Etwa im Jahre 1909 auf einem Spaziergang Gespräch mit Schönherr. »Wie wär's[«], sage ich, »wenn wir unsere nächsten Werke unter vertauschten Namen erscheinen liessen? Zweifellos fände man bei Ihnen alle meine Vorzüge und Fehler und bei mir die Ihren wieder.« Doch wusste ich schon damals, dass wenigstens die Wiener Pu[b]lizistik ~~im~~ ~~mer~~ jeden Anlass gern benützen würde, lieber mich mit Sch. als Sch. mit mir totzuschlagen. Zwei Gruppen der Wiener Kritik: die eine christlich-deutsch-antisemitisch, manche gewiss guten Glaubens, mit einem echten und psychologisch verständlichen Widerstand gegen meine Art und ebenso echter Vorliebe für die des Andern, wenn auch kaum mit dem nötigen Kunstverstand begabt, um ein Werk unbekannter Herkunft auf die Person des Verfassers hin einzuschätzen. Unter diesen eine gewissermassen liberalere Gruppe, Mitarbeiter sogenannter jüdischer Zeitungen durch allerlei Rücksichten mehr im Zaun gehalten als unparteiisch und der Gelegenheit [2] froh einen rassenreinen Christen, Deutschen auf den Schild zu heben, ihre wahren Motive dadurch verratend, hier sei endlich die wahre Kunst, dies seien die wahrhaften deutschen, österreichischen Dichter etc. Dies meist in einer viel versteckteren Weise ausgedrückt, aber charakterisiert durch den Ton lang verhaltener, nun nicht mehr zu dämpfender Freude, nicht so sehr über den neuen Dichter als darüber, dass man dem Andern eines versetzen kann. (Servaes, Holzer etc.)<sup>72</sup> Die andere, interessantere Gruppe: die jüdische Kritik. In der steten Besorgnis, man könnte ihr vorwerfen, dass sie nicht fähig sei christliche, deutsche Kunst zu begreifen, in der Gier sich drüben anzubiedern, den Anschluss nicht zu versäumen, und in der eingeborenen Respektlosigkeit des einen Juden gegenüber dem andern, ihre Begeisterung für das neue Werk halb bewusst, halb unbewusst übertreibend und die Gelegenheit benützend das Werk des Andern herabzusetzen. (Grossmann, Ganz, Bettelheim).<sup>73</sup> Um auf Schönherr und mich [3] zurückzukommen,

<sup>71</sup> NL M III, Mappe 177, Bl. 133–135 [fol. 1–3].

<sup>72</sup> Franz Servaes (1862–1947), Journalist und Kritiker; Rudolf Holzer (1875–1965), Schriftsteller und Journalist.

<sup>73</sup> Stefan Grossmann (1875–1935); Hugo Ganz (1862–1922); Anton Bettelheim (1851–1930).

was sich schon aus Anlass der »Erde«<sup>74</sup> und des »Zwischenspiels«,<sup>75</sup> also bei zwei verhältnismässig schwachen Stücken abspielte, wiederholt sich in verstärktem Mass bei »Glaube und Heimat«<sup>76</sup> und »Medardus«. Wäre es möglich gewesen jenen anfangs erwähnten Einfall auszuführen, so ist anzunehmen, dass man die Knappheit von »Glaube und Heimat« als Dürftigkeit und den angeblichen Panoptikum-Stil des »Medardus«, dessen Ueberfülle an Episoden als Reichtum an Phantasie gedeutet hätte.

*Arthur Schnitzler: Historie und Dichtung, 21. Februar 1911*<sup>77</sup>

[1] (*Medardus.*)

### Historie und Dichtung.

Ein Vorwurf, den ich anlässlich des Medardus oft zu hören bekam, war der, dass ich mir gestattet hatte einen Herzog von Valois und dessen Familie auftreten zu lassen, obwohl diese Familie zu der Zeit, da das Stück spielt, schon ausgestorben war.

Diesem nicht unerwarteten Vorwurf hätte ich auf die leichteste Weise aus dem Wege gehen können, wenn ich statt des Herzogs von Valois irgend einen französischen Emigranten adeliger Abkunft mit erfundenem Namen die Rolle hätte spielen lassen, die jetzt dem Herzog von Valois **spielt zugetheilt ist.**, wenn dieser **sagen nennen wir ihn z. B. Marquis Ribaud**, so wie jetzt der Herzog von Valois, schwach fundierte Ansprüche auf die französische Königskrone zu haben glaubte, etwa als ein illegitimer Sprössling einer bourbonischen Seitenlinie (die **gewiss damals so wie heute** noch nicht alle ausgestorben **sind waren**), oder **der selbst ohne wohl fundierte Ansprüche Ambitionen dieser solcher Art** gehegt hätte. Die Verachtung gegen den Grafen von Provence,<sup>78</sup> **demn** sozusagen einzigen legitimen Prätendenten, war, **zur Zeit da mein Stück handelt**, wie historisch feststeht, eine **ziemlich weit verbreitete**. **Er war a** Auch bei vielen Emigran-

<sup>74</sup> Karl Schönherr, Erde. Eine Komödie des Lebens in 3 Akten. Berlin 1908.

<sup>75</sup> Arthur Schnitzler, Zwischenspiel. Komödie in drei Akten. Berlin 1906.

<sup>76</sup> Karl Schönherr, Glaube und Heimat. Die Tragödie eines Volkes. Leipzig 1911.

<sup>77</sup> NL N IV, Mappe 19, Bl. 44–47 (fol. 1–8). Cambridge.A019,01 und Cambridge A.020,12; handschriftliche Korrekturen und Ergänzungen kursiv. – Schnitzler hatte bereits zuvor einmal einen Anlauf zu diesen Notizen genommen, wie der Tagebucheintrag vom 31. Oktober 1910 belegt: »Las altes aus dem »Medardus«, wollte Notizen machen »Historie und Erfindung im M.«, ließ es sein.« (TB 4, S. 188). – 21. Februar 1911: »Dictirt über Dichtung und Historie (Medardus – Valois)« (TB 4, S. 221).

<sup>78</sup> Ludwig XVIII. (1755–1824), 1814 bis 1824 König von Frankreich und Navarra.

ten, ja bei ~~viele~~ *manchen* seiner politischen Anhänger *galt er als* eine lächerliche oder gar widerwärtige Figur; und in einer Epoche, da es einem korsischen Leutnant gelungen war sich die Kaiserkrone Frankreichs auf Haupt zu setzen, musste ein französischer Adeliger, ~~der dergleichen mit Königsträumen in sich barg, keineswegs als sonderbar wirken nicht einmal als ein Narr erscheinen.~~ Ich habe nun diesen [3] Mann nicht Marquis Ribaud genannt, sondern Herzog von Valois in der festen Ueberzeugung damit weder legitimistische, noch historische, noch aesthetische Gefühle zu beleidigen; – und zugleich in der Gewissheit damit die Wirkung der Figur ~~zu steigern, indem ich durch das Lebendigwerden gewisser Ideenassoziationen zu steigern,~~ wie sie ein klingender Name mit sich bringt. *hauptsächlich um das Aufklingen eines großen Namens und die davon ausgehenden Ideenassoziationen die Wirkung der Figur zu steigern.* Denn hätten die Valois damals noch gelebt, so hätten diese gewiss stärkeres Anrecht gehabt die französische Königskrone anzustreben als alle andern: Adelige.

Ein französischer Kritiker, sehr ungehalten darüber, dass ich der von mir erfundenen Figur des in Wien lebenden Prätendenten den Namen des Herzogs von Valois gebe, findet, man könnte mit demselben Recht ein Stück schreiben, in dem sich Friedrich der Grosse mit Ivan dem [4] Schrecklichen verbündet, um die Macht Napoleons zu bekämpfen. Es ist leicht zu erweisen, wie übel gewählt dieser Vergleich ist.: *Ich will ein Beispiel geben*

Hätte ich mein Stück so geführt, dass der Mord an Napoleon gelingt, hätte *ich* Napoleon also schon im Jahre 1809 zu Grunde gehen lassen, so wäre das ein auch für einen Dichter unerlaubter Eingriff in *die Unverletzlichkeit großer historischer Tatsachen* gewesen. Nach 1809 kam 10, 11, 12 u.s.w. nach der Belagerung von Wien kam die Heirat Napoleons mit Marie Louise, kam der russische Feldzug, die Befreiungskriege, Elba, Waterloo und St. Helena. Wäre Napoleon im Jahre 1809 gestorben, so hätte sich die Geschichte der Welt vollkommen anders entwickelt und wir ständen heute in einer ganz andersn Welt als *wir tatsächlich stehen die uns umgibt.* Hätte ich also den Plan [5] der *Tochter des Herzogs Helene* von Valois oder des Marquis *de* von Ribaud gelingen lassen, so hätte ich mich *wirklich* gegen den Geist der Geschichte versündigt und hätte diejenige Grenze *weit* überschritten, die der Phantasie des Dichters bei Behandlung historischer Stoffe gesetzt ist. *Nur* In diesem Falle hätte auch

der Vergleich des französischen Kritikers seine *Berechtigung Spitze* besessen. Das aber, was ich im Medardus gewagt habe, *verstößt fälscht* in keiner Weise *gegen* die Atmosphäre der damaligen Zeit und *gegen* den Geist der Geschichte. Es gab damals Attentate und Verschwörungen und zwar mehr von beiden als selbst bis zum heutigen Tag in die offiziellen Geschichtsbücher übergegangen ist. Ja, ich wage zu behaupten, dass ~~das sogenannte historische Gefühl sich mancher Zünfler in ihrem histori[schen] Gefühl durch das Bekanntwer-[6]den mancher Tatsachen aus jener Zeit sich sehr tief verletzt fühlen~~ten würde, wenn ihnen diese selben Tatsachen zuerst als Erfindungen eines Schriftstellers aufgetischt werden könnten worden wären. Das *wirkliche echte* historische Gefühl kann immer nur durch *solche* Erfindungen beleidigt werden, die dem Geist der Epoche widersprechen und die *einen den weiteren uns bekannten* Verlauf der Weltgeschichte, *so wie er sich in Wirklichkeit abgespielt hat, bis auf unsere Zeit in der Art wie er uns bekannt ist*, unmöglich machen würden. Ich ~~muss hier auch noch hinzusetzen, dass ich~~ *Im übrigen bin ich fern davon, dass ich* allen denjenigen, die behaupten, sich durch die Valois-Episode im Medardus *geniert in ihrem historischen Empfinden beleidigt* zu fühlen, *nicht einmal* den guten Glauben *zuzubilligen kann*. Es ist *Erstens*<sup>79</sup> Wichtig-tuerei und Kritelsucht, *absolut nichts anderes, natürlich meistens recht unbewusst*. *spricht aus ihnen haben ihren Haupttheil an dieser* *Aber Und* gewiss *finden sich sind heute manche schon ziemlich viel Entrüstete, unter diesen Entrüsteten*, die vor [7] dem Erscheinen des Medardus *überhaupt* nicht gehäht haben, dass und wann die Valois ausgestorben sind. Das Heiterste *aber freilich* an der Sache ist, dass ein Jahrhundert, nachdem die Valois angeblich ausgestorben waren, sich noch Abkömmlinge dieser Familie meldeten oder wenigstens vorgaben den Valois zu entstammen.

Beispiele haben zwar keine besonders überzeugende Gewalt, aber *warum soll immerhin wil[!]* ich *nicht* in diesem Zusammenhange auf die historischen Freiheiten hinweisen, sie sich *die einige* Klassiker *in unzähligen Fällen* genommen haben. Hat es jemand Schiller verübelt, dass er dem Wallenstein eine Tochter gab; *und* dem Octavio Piccolomini einen Sohn, die einander geliebt haben? *Gewiss, m*Man hätte *es ihm einen nur dann Vorwurf machen thun dürfen*, wenn diese Episode in ihrem weiteren

<sup>79</sup> Hier weitere eigenhändige handschriftliche Ergänzung, die – wiederum verworfen – indes unleserlich bleibt.



Verlauf die Taten Wallensteins so [8] beeinflusst hätte, dass der dreissig-jährige Krieg ~~anders ausgefallen wäre~~ *einen anderen Verlauf genommen hätte als er*. Hat es jemals einen Marquis Posa gegeben, der den König Philipp um Gedankenfreiheit gebeten und ist König Philipp je einen Augenblick schwankend geworden? Von der vollkommen legendären Art, in [der] die Erhebung der Schweiz in Wilhelm Tell dargestellt ist, will ich hier gar nicht reden, weil diese Epoche schon zu weit hinter uns liegt, obzwar in einem höheren Sinne nicht einzusehen ist, dass das historische Gefühl durch erfundene Tatsachen des Jahres 1809 schwerer verletzt werden sollte als durch solche des Jahres 1500.

*Alfred Kerr, Come here, good dog!* [Auszug], 1. Dezember 1911<sup>80</sup>

Medardus. Das weite Land. Eulenberg. Shaw. England<sup>81</sup>

### I.

Welche Eindrücke vollziehen sich in mir, wenn ich (mit dem festen Entschluß, über zwei Dramen von Schnitzler, über eines von Eulenberg, viertens über ein Lustspiel von Shaw unweigerlich etwas zu sagen) den Blick nach innen stoße?

Die Dramen hält man kaum auseinander. Sie drängen sich vor, jedes. »Imshi!« ruft man, wie zu den Arabern im dunklen Innern der Cheopspyramide, die mich im Dufte des Fledermausmistes und leerer Särge mit Lichtstümpfen so bar der Ordnung im Durcheinander umgrunzen, bis ich brülle: »Speake one, no three!!!« Auf arabisch fügt man zu: imshi – macht daß ihr fortkommt!

Vier Dramen sprechen durcheinander. Zuerst ergibt sich, wenn ich den Dingen auf den Grund lausche, nein: stiere, folgende Wirnis. Man sieht Medardus Klähr von Schnitzler und seine Prinzessin Helene; zugleich von Shaws Lustspiel die londoner Darstellung, die ich erlebt. Aber dazwischen schiebt sich in fast grauem Leuchten mit etwas arabeskigem Hirn Eulenbergs Vincenz, der ein Seifenblasenbalg ist und

<sup>80</sup> In: Alfred Kerr, *Die Welt im Drama*. Bd. 2: *Der Ewigkeitszug*. Berlin 1917, S. 275–288 (zuerst in: *Der Tag* vom 1. Dezember 1911; u.d.T. »Dramatiker« leicht verändert in: *Die neue Rundschau* 22/[1911], Bd. 2, S. 1771–1779).

<sup>81</sup> Besprochen werden Herbert Eulenberg, *Alles um Geld*. Ein Stück. Leipzig 1911, und George Bernard Shaw, *Fannys erstes Stück*. Komödie in drei Akten, einem Vorspiel und einem Nachspiel. Dt. von Siegfried Trebitsch. Berlin 1911 [engl. Orig. »Fanny's first play«].

sich darum als ein Märterich auf dieser Kugel »wo alles um Geld« geht, vorkommt; – fahler Heiligenschein um eine mehr liebenswerte denn zu rechtfertigende Gestalt.

Alles dies wimmelt, rast um den Vorrang, immer wenn das eine bleiben will, kommt ein entfernteres dazwischen mit herzklopfender Hast, bruchstücklich, wie bei schlechtem Filmwechsel, man will sie scheuchen, Ordnung stiften – und hierzu fühlt man etwas Drittes gestaltlos und stärker dabeiliegen, dies ist offenbar »Das weite Land«, aber man hat keinen Seheindruck, nur Erinnerung an einen Denkeindruck. Schwer Greifbares. Das fährt auf, oder dämmert nach, zwischendurch brüllt man sie an, würgt mit stählernen Händen dreie zurück, imschi ... und kniet nun auf dem Medardus.

## II.

Sie wagen sich vor: man solle wenigstens etwas Gemeinsames für alle voranstellen, »Generalnenner« ... drei furchtbare Tritte.

Und die Hand nicht vom Kehlkopf des Medardus. Hier bleibst du. Soooo. Sammlung schwebt hernieder. Nun erinnert man sich an Vorgänge, Wirkungen beim Lesen des Buchs. Eine Diwanecke wird bei solchem inneren Rücksehen sichtbar, das Buch wird sichtbar, die eigne erhobene Hand, die es damals hielt der Lampenschein jenes Abends. Die Zeichnung auf dem Umschlag ...

## III.

Das ist es. Man sah Kanonen auf dem Umschlag. Bei Schnitzler? Kanonen?

Man liest hernach im Bestande der auftretenden Menschen. »Sattlermeister«, »Drechslermeister« – (ein zweiter Laut entringt sich). »Buchhändler«; das geht noch für den Arthur. Aber Sattl ..... ? Come here, good dog! Immerhin setzt sich dieser Sattler ans Spinett und »schlägt beiläufig einige Tasten an«. Er ist vom Arthur! Wieviel Bewegung, welche Massen – ist es der wienerische »Florian Geyer«? (murmelt man). Jedenfalls: da schon im ersten Akt ein Prinz einen Selbstmord mit einer Bürgerstochter vorbereitet ... denn sie haben es miteinander getan, wovon man in Berlin leise fragt: »Wollen wir das mal tun?« das haben sie miteinander getan, – (sie dürfen sich aber nicht heiraten, sterben schon im ersten Akt) ... es ist vom Arthur!

Dieser Sattler äußert, nicht unsymmetrisch: »Das Große zu hassen ist mir nun einmal nicht gegeben (auch wenn ich verspüre, daß es mich vernichten kann). Und die Kleinen zu lieben, will mir nicht gelingen (auch wenn mein Geschick mit dem ihren verbunden ist)«. So jener Sattler vom Arthur.

Dann spielt ein Akt auf einem Friedhof, »darüber blaßblauer Himmel mit weißen Wolken«. Es ist vom Arthur.

Und sobald Eschenbacher, der Onkel des Helden, angefangen hat, weiß man: Ah, Schnitzler sorgt schon dafür, daß keine schlampeten Irrlehren aufkommen; er steht auf der linken Seite; er dichtet empfindungsvoll, aber radikal, – und es ist ein Verlaß auf ihn.

Ein Student äußert, der Begeisterungslärm im Krieg sei »verschlagene Angst«; ehrlich wie der arme Mann im Tockenburg bei Roßbach, der sich einmacht; oder wie die homburgische Todesfurcht, um deretwillen Kleist so angesehen bei der israelitischen Bevölkerung dasteht – denkt man. Ein Vultsstück ... doch mit Aufsässigkeit in der Lehre. Die Lehr' ist kurz – das Vultsstück lang.

Bisweilen erinnert man sich des Egmont; der Volkswirren in der Education sentimentale. Ewigkeitwirkungen finden sich zunächst kaum.

#### IV.

Aber an die Grenze dieser Dinge kommt manches. Wenn über Medardus im Glück ein Schimmer weht von der Gleichgiltigkeit gegen jegliches Schicksal anderer ... Wenn durch alles Unglück ein Schimmer weht, wie wunderbar es ist zu atmen ... Wenn etwas dämmt, als ob's bisweilen gar nicht auf gutes oder schlechtes Geschick ankomme (links und rechts werden Menschen gemäht, Freunde, Wackre, auch liebstyle Gestalten, Unschuldige) – sondern darauf, daß dieser ganze Betrieb da ist. Daß man den Zauber mitmachen darf. Auch mit dem Entreebillet zur Qual, möcht' ich sprechen ...

#### V.

Anekdotisches ist in dem uralten Herrn, dessen Mutter vor neunzig Jahren starb, dessen Vater vor siebzig, – (so daß man der burgraves von Victor Hugo gedenkt, wo gar ein Hundertzwanzigjähriger zu einem Neunzigjährigen sagt: »Taisez-vous, jeune homme!«) Darüber hinaus Etliches farbgetönt; lecker in der Mischung; Helene von Valois kaltheroisch,

zweckvoll, ... und doch mit der Sehnsucht, es, es, es zu tun. Hart hierbei Romantisch-Literarisches im Verhältnis zu dem wiener Bürgersohn, den sie etwas haßliebt, nachdem er (seinerseits) am Grabe der Schwester, nicht ohne gedruckten Anstand, sich gegen sie feindselig-feurig, doch nobel geäußert ...

Medardus wirkt in holder Jugend wie ein Herr von Hamlet'l. Er will die Schwester am Hause Valois rächen: und wird der Sklav' einer Valois. Er will Vater und Onkel am Bonaparte rächen: und schützt Bonapartes Haupt. Zur Buße besteht er auf seiner eignen Hinrichtung.

Beim Schnitzler wird hier ein Weib zum Mann, ein Mann zum Weib. Für dies Weibsbild ist Liebe vorübergehender Zweck, für dies Mannsbild ist sie der Inhalt des Lebens. (Sonst meistens umgekehrt.)

Ist es ein Jugendroman von Schnitzler, überarbeitet? Manchmal ist es eine jungitalienische Oper. Manchmal von Nieritz: ein Schandbube bekommt was mit der Hundspeitsche von den braven Leuten, der alte Gott lebt noch, das geschieht ihm ganz recht, dem gemeinen Kerl, dem Wirklich vom Arthur?

Die Lehr' ist kurz, das Vulsstück lang.

## VI.

Ich gab den Medardus frei, kletterte herab. Er war ausgesogen. Ich ließ ein andres Werk sachte, sachte hervor, setzte mich drauf, es war »Das weite Land«. [...]

## XX.

An alles dies dacht' ich ... und kletterte von der Fanny.

Ich sprach zu ihr, zu Vincenz, zu Medardus, zu dem Marinefant, zur ganzen Kunst:

»- - -! und imschil!«

*Arthur Schnitzler: Beiläufiges zu den eigenen Werken, o.D.<sup>82</sup>*

Ich behaupte nicht, dass sie irgend etwas von mir gegen besseres Wissen schlecht finden, was sie eigentlich gut finden müssten. Denn sie haben gar kein besseres Wissen. Ich glaube zum Beispiel nicht, dass ihnen der »Medardus« gefällt und sie ihn trotzdem beschimpfen. Nein, ich glaube,

<sup>82</sup> NL N IV, Mappe 20, Bl. 48f.

er missfällt ihnen ganz ehrlich. Aber nur, weil sie wissen, dass er von mir ist. Und sie würden ihn sehr gut finden, wenn sie ihn einem ihnen genehmeren Autor zuschreiben *dürften*.

M.<sup>83</sup> (im übrigen ein sehr begabter, leidlich respektvoller junger Dichter und zukunfts voll) bei Gelegenheit eine[r] Rezensionen über Dauthendey<sup>84</sup> rühmt den Verfasser, der seine Wirkungen erzielte »ohne schiele und stampfende Statisten« nötig zu haben. Da es kurz nach der Premiere des Medardus war, war die Anspielung nicht zu übersehen. Und wenn M. selbst sie nicht im Sinne gehabt hat, ist es zweifellos, dass er die Deutung voraussehen musste. Wenn er aber die Anspielung beabsichtigt hat, was kaum zu bezweifeln, warum hat er den Medardus nicht genannt? Er hätte doch immerhin daran denken müssen, dass boshafte Literaten statt an den Medardus an Shakespeare oder Kleist denken, wo es auch ohne Schielen und Stampfen nicht immer abgegangen ist.

*Arthur Schnitzler: Nachahmenswerter Entschluss eines bekannten Wiener Autors, 22. Januar 1913*<sup>85</sup>

22/1.1913

A.S., der Verfasser des »Jungen Medardus«, des »Weiten Landes«<sup>86</sup> und des »Professor Bernhardi«<sup>87</sup> hat, wie wir hören die bestimmte Absicht diese seine letzten drei Stücke im Sinne der Bedenken und Einwendungen der Kritik einer Umarbeitung zu unterziehen. A.S. war so liebenswürdig einem unserer Mitarbeiter einige nähere Aufschlüsse über sein interessantes Vorhaben zu erteilen.

Der dramatischen Historie »Der junge Medardus« hat man bekanntlich vielfach den Vorwurf gemacht, dass zu ihrer Aufführung eine übergroße

<sup>83</sup> Wohl Erich Mühsam (1878–1934).

<sup>84</sup> Die Spielereien einer Kaiserin. Drama von Max Dauthendey. In: Der Komet 1/1911, S. 139.

<sup>85</sup> Die ironische Auseinandersetzung mit der Kritik am »Medardus« (es folgen »Das weite Land« und »Professor Bernhardi«) findet sich in zwei Fassungen im Nachlaß, dem Original unter NL N VI, Bl. 92–98 [fol. (1)–11] und in zwei Abschriften unter NL N VI, Bl. 99–105 [fol. 1–5]. Cambridge.A020,11 und Cambridge.A233,5. Der Abdruck folgt dem ersten Typskript mit den handschriftlichen Korrekturen Schnitzlers. – Vgl. den Eintrag vom 22. Januar 1913: »Dictirt (Nachahmenswerther Entschluss eines Wiener Autors) u. a.« (TB 5, S. 14).

<sup>86</sup> Das weite Land. Tragikomödie in fünf Akten. Berlin 1911.

<sup>87</sup> Professor Bernhardi. Komödie in fünf Akten. Berlin 1912.

Anzahl von Schauspielern, Kostümen und Dekorationen notwendig sei und dass sie dadurch gewissermassen in die Kategorie der Ausstattungsstücke rangiere. Ueberdies hat die beträchtliche Länge des Stückes Anstoss erregt [2] einen umso berechtigteren, als das Publikum sich durch die ziemlich spannende Handlung meist bis zum Schluss der Vorstellung festhalten liess. Nun gedenkt der Autor mit einem kühnen Schnitt sämtliche Szenen bis auf die letzte zu eliminieren. Diese spielt im Kerker, *und sie* beginnt nun in der neuen Fassung während Medardus, was nach den Aufregungen der vorhergegangenen Tage kein Wunder scheint, noch im so tiefen Schlafe liegt, dass er *erst* durch ein Gespräch zwischen Ezzelt und dem Kerkermeister erweckt wird. Aus dieser Unterredung erfährt der Zuschauer alles das, was bisher in 16 endlosen Bildern dargestellt wurde. Wenn Medardus erwacht, geht die Szene in bekannter Weise weiter, nur dass General Rapp nicht in einer glänzenden auf die Schaulust der Menge spekulierenden Prachtuniform erscheint, sondern im einfachen Morgenrock. Die Soldaten, die Medardus zum [3] Tode führen, werden nicht sichtbar, die Friedensglocken nicht hörbar und die Exekution findet in solcher Entfernung statt, dass auch auf den ordinären Effekt der Gewehrssalve verzichtet wird. Man kann nun den Einakter auch als Einleitungsszene zum »Anatol« geben, umso eher als die Kritik ja stets hervorgehoben hat, dass Medardus eigentlich niemand anderer ist als jener bekannte Lebemann, und *niemanden keinen Menschen* wird es Wunder nehmen, wenn in dieser neuen Fassung »Medardus«, *der* ja ohnehin ein Schwächling ist, die Begnadigung von Napoleon dankbar entgegennimmt.

[4] In der Tragikomödie »Das weite Land« wurde es übel vermerkt, dass die vorkommenden Personen durchaus Nichtstuer seien, ein von dem Autor dadurch verschuldeter Eindruck, dass das Stück im Sommer auf dem Lande spielt, wo die Leute eben selten dazu kommen ihren Beruf auszuüben. Der Dichter ist nun auf die Idee gekommen seiner Komödie eine Reihe von lebenden Bildern vorzuschicken, *in* auf denen die wichtigsten Personen innerhalb ihres Berufes vorgeführt werden. Wir werden den Wüstling Hofreiter in seiner Fabrik sehen, Glühlampen verfertigend, mit Streikenden verhandelnd und einen alten Buchhalter schonungslos zur Türe hinauswerfend. Wir sehen *ferner* Dr. Mauer in seinem Ordinationszimmer auskultierend und perkutierend; den Hus-

sarenleutnant Stanzides Rekruten abrichten; den Marineoffizier Otto v. Aigner mit einem Unterseeboot [5] manövrierend, seine Mutter, die Schauspielerin sich in der Garderobe zur Maria Stuart ankleidend, den Bankier Natter auf der Börse Aufträge erteilend und in Empfang nehmend; sogar Erna Wahl sehen wir im Begriffe eine Klavierlektion zu nehmen, natürlich bei einem jungen Meister, den das verderbte junge Geschöpf in ihre Netze zu ziehen sucht.

Da ~~überdies~~ *ferner* die Erklärung des Hoteliers Aigner die Seele sei ein weites Land so aufgefasst wurde, als leugne der Autor das Bestehen jeder Kausalität im Weltlauf, um sich von der leidigen Pflicht dramatischer Motivierung zu entlasten, wird in der Pause vom dritten zum vierten Akt der Regisseur in einem lichtvollen Vortrag auseinandersetzen, dass der Hotelier Aigner mit seinem leichten-geistreichen Aphorisma nichts anderes gemeint hat, als dass die Menschen im Allgemeinen nicht gewohnt [6] seien tief genug in sich selbst und in andere Menschen hineinzusehen, dass aber ~~auch~~ aus dem Stücke selbst zur Evidenz hervorgehe, dass *wie* die Seele wohl ein weites, für die Sehenden aber keineswegs ein dunkles Land bedeute und ~~dass der~~ *wie ein* Seelenkennner die Handlungen jeder einzelnen in dem Stücke vorkommenden Person einfach aus deren Wesen mit einer fast mathematischen Sicherheit vorhersagen könnte.

Endlich wird der Autor dem Missverständnis, als wenn Hofreiter sich nach Schlus[s] des Stückes der Erziehung seines Kindes zu widmen gedenken, dadurch begegnen, dass er ihn mit dem Rufe abtreten lässt: »Und nun auf nach Amerika!«

[7] In der Komödie »Professor Bernhardi« wurde daran Anstoss genommen, dass der Held im fünften Akt klein beigebe und die Handlung umgebogen werde, womit gemeint ist *war*, dass der Professor, der sich weigert (eine Erklärung abzugeben oder gar) auf einen schmutzigen Handel einzugehen, der zwei Monate Kerker absitzt und die ihm ange-tragene Begnadigung ablehnt, dass dieser Professor, *wie als* die Revision endlich in Aussicht steht, statt den ihm unsympathischen Schwindel in neuer Beleuchtung mitzumachen und der Revisionsverhandlung, die er ja nicht verhindern kann, beizuwohnen, seinem Wesen getreu vorzieht auf eine Weile abzureisen und sich darnach sehnt seinem ärztlichen Beruf möglichst bald wiedergegeben zu sein.

Diesen fünften Akt gedenkt der Autor nun durch nicht nur durch einen zu ersetzen, sondern [8] er ist sogar in der Lage zwei Fassungen zur Auswahl vorzulegen.

Nach der einen Fassung spielt dieser Akt im Gerichtssaal bei der Revisionsverhandlung. Bernhardi wird frei gesprochen, weist aber die Rehabilitierung zurück mit der Begründung, dass er zur Einsicht gekommen sei politische Betätigung sei die einzige eines Mannes würdige, er gedenke sich von den seinen nun ~~an~~ einmal begonnenen Kampf gegen die Kirche en[er]g[li]sch weiterzuführen, erkläre schon heute, dass er niemals wieder einen Priester in das Elisabethinum hineinlassen, dass er seinen Patienten das Beichten verbieten werde und überdies verschiedene ~~strenge~~ *energische* Massregeln gegen den päpstlichen Einfluss ~~vorzubereiten~~ *zu ergreifen* gedenke. Mit dem Ausblick auf eine lange Reihe von Verurteilungen und Freisprechungen würde nun das Stück schliessen, wenn der Held [9] nicht aus dem Gerichtssaal tretend von einem christlich-sozialen Abgeordneten erschossen würde.

Die andere Fassung wünscht auch dem begründeten Einwand eines führenden christlich-sozialen Blattes Rechnung zu tragen, ~~das~~ eine besondere Perfidie des Autors *sei* darin zu finden ~~glaubt~~, dass er den Priester als einen vornehm denkenden und einsichtigen Mann dargestellt ~~hat~~*be*. Nun soll dieser Priester als ein Fanatiker grossen Stils auftreten. Die Aussage der hysterischen Krankenschwester entfällt. Der Priester selbst ist es, der den Meineid schwört und sich überdies durch einen jesuitischen Arzt eine durch den Stoss verschuldete traumatische Neurose bescheinigen lässt. Der Professor selbst wird während der Gerichtsverhandlung vom Schlag getroffen, nach Hause gebracht und stirbt nicht ohne seine [10] freiheitlichen Genossen zum unentwegten weiteren Kampf gegen ~~den~~ Katholizismus und Religion im weiteren Sinne aufgefordert zu haben; und während ein Hagel von christlich-sozialen Steinen durch das Fenster hereinklirrt, knien die Freunde an Bernhardis Sterbelager nieder und schwören ihm Treue bis ~~ans~~ *übers* Grab.

Sollte der Autor aber auf die ~~frühere~~ *frühere* zuerst erwähnte, immerhin noch mildere Fassung zurückgreifen, so bereitet er zum mindesten erhebliche Aenderungen für die Szene zwischen Pfarrer und Arzt im vierten Akte vor. Dieser Szene wird zum Vorwurf gemacht, dass sie *nicht*, was *doch* bekanntlich die Verpflichtung des Dramatikers ist *wäre*, den Widerstreit



zweier Weltanschauungen endgültig zu Gunsten der einen oder der anderen entscheidet, sondern dass die beiden Sprecher sozusagen aneinander vorbeireden. Nun gedenkt der Autor sich für einige Wochen in [11] die Einsamkeit zurückzuziehen und zweifelt nicht daran, dass es ihm gelingen wird bei einigem Nachdenken die *grossen alten sogenannten langen* [?] Fragen über Verantwortung und freien Willen, persönlichem Gott und Pantheismus, Fragen, um die seit Jahrtausenden der Kampf geht und wie oberflächliche Leute meinen, auch noch einige Jahrtausende gehen dürfte, endgültig zu lösen, und er wird nicht verfehlen diese Lösung einem verehrlichen Publikum anlässlich der Wiederaufnahme des Stückes ins Repertoire vorzulegen, worauf der Abgrund über den sich Priester und Arzt in falschem Pathos die Hände reichen, für alle Zeit geschlossen sein dürfte.

*A[lice] F[liegell]: Der junge Medardus, 7. Juni 1931*<sup>88</sup>

Des Wiener Meisters klassisches Werk hat sonderbarerweise noch immer nicht seinen Weg in den Spielplan der deutschen Bühnen gefunden. Der deutsche Rundfunk erfüllt eine Ehrenpflicht, wenn er diese blutwarmer, großartige Dichtung der Vergessenheit entreißt. Aus lebenswahren Gestalten entwickelt der Dichter die bewegte Handlung, die in der Franzosenzeit der Donaustadt spielt:

Napoleon steht als Riesenschatten hinter Liebe und Leben der ehrsamten Bürgersöhne und Bürgerstöchter von Wien und der französischen Emigranten, die in der alten Kaiserstadt Zuflucht vor dem Korsen gefunden haben. Die Schwester des Medardus wird die Geliebte des jungen Emigranten-Prinzen von Valois. Furcht vor Schande treibt die beiden Liebenden in den Tod. Am Grabe der Ertrunkenen treffen sich Medardus und die Schwester des Prinzen, Prinzessin Helene. Liebe ringt in beiden gegen den Haß, aber der Schmerz um die Verlorenen bezwingt die Liebe. Von einem Kavalier der Prinzessin wird Medardus im Duell

<sup>88</sup> A[lice] F[liegell]: Der junge Medardus (Arthur Schnitzlers dramatische Historie). Hörspielschau. In: Norag Nr. 23 vom 7. Juni 1931, S. 8. – NORAG (Nordische Rundfunk A. G.), gegründet am 16. Januar 1924, Sendebeginn am 2. Mai desselben Jahres, ab 1933 Norddeutsche Rundfunk GmbH, ab dem 1. April 1934 Reichssender Hamburg. Einstellung des Programmbetriebs zwischen dem 3. und 13. Mai 1945. – Vgl. Horst O. Halefeldt, Ein Sender für acht Länder: Die NORAG. Regionaler Rundfunk in der Weimarer Republik. In: Archiv für Sozialgeschichte 41/2001, S. 145–170.

verwundet. Im merkwürdigen Wechselspiel der Gefühle sendet Helene ihm Blumen ans Krankenlager, eine Botschaft, die ihm den Haß aus dem Herzen treibt und ihn in die Arme der Prinzessin zwingt; das in dem Augenblick, als sie sich zur Verlobung mit einem Getreuen ihres Vaters vorbereitet. Ueber dieses merkwürdige Geschehen schreitet die Geschichte, Napoleon zieht in Wien ein. Menschenleben sinken vor ihm ins Grab, Medardus' Onkel fällt einem Spitzel der Franzosen zum Opfer, er wird erschossen, weil bei ihm verbotene Karten gefunden werden. Medardus lernt den Welteroiberer hassen. Prinzessin Helene, eine Valois, aus dem Blut heraus Feindin des Korsen, schürt diesen Haß und treibt ihn zur Tat. Als Medardus aber auf Napoleon wartet, um ihn zu vernichten, zwingt ihm ein Freund den Gedanken ins Hirn, daß die Prinzessin nur mit ihm spiele und aus dem Machthunger Geliebte des Kaisers werden will. Das wird in ihm zur Gewißheit, als sie, die vor Napoleon aus dem Schloß kommt, ihn nicht kennen will. Er sticht sie nieder. Medardus wird verhaftet, gilt aber als Retter des Kaisers, weil inzwischen die Beweise gefunden sind, daß die Prinzessin Helene Napoleon töten wollte. Medardus will aber nicht lügen, er weist die Gnade Bonapartes zurück, auch dann, als ihm gegen das Versprechen, nichts gegen Napoleon zu unternehmen, die Freiheit gegeben werden soll. Als des Krieges letzter und seltsamer Held stirbt er.

### *Besetzung der »Medardus«-Bearbeitung für den Rundfunk*<sup>89</sup>

Der junge Medardus

Dramatische Historie von Arthur Schnitzler.

Personen:<sup>90</sup>

<sup>89</sup> In: Norag Nr. 23 vom 7. Juni 1931, S. 39. – Gesendet wurde die Hörbearbeitung, die nicht von Schnitzler autorisiert wurde, am 12. Juni 1931 zwischen 20 und 22 Uhr. Im Geschäftsbericht der NORAG für das Jahr 1931 wurde die Bearbeitung neben anderen hervorgehoben: »Als Neubearbeitung von Bühnenwerken waren besonders wirksam Grabbes ›Napoleon‹, Byrons ›Cain‹, Shakespeares ›Sturm‹ und Schnitzlers ›Der junge Medardus.« (Geschäftsbericht der Nordischen Rundfunk A.G. für das Jahr 1931. Hamburg 1931, S. 27 [Deutsches Rundfunkarchiv Frankfurt])

<sup>90</sup> Die Lebensdaten der beteiligten Rundfunksprecher konnten nicht vollständig ermittelt werden. – Gertrud Berry (geb. 1879), spielte u.a. im Stummfilm »Die Flucht durch Flammen« (1920) unter der Regie Joseph Römers. – Harry Giese (1903–1991). – Erna Mühlau, seit 1929 als Sprecherin in der literarischen Abteilung der NORAG tätig, in der auch Claire Goericke und Maria Einödshofer arbeiteten, 1932 der Nachrichtenabteilung zugeordnet. –

Franziska Klähr, Buchhändlerwitwe	Gertrud Berry
Ihre Kinder:	
Medardus	Harry Giese
Agathe	Erna Mühlau
Jakob Eschenbacher, ihr Bruder, Sattlermeister	Willy Kruszynski
Karl Etzelt, Geschäftsleiter der Buchhandlung	Hans Günter Stamm
Berger, Drechselmeister	Franz Kreidemann
Anna, seine Tochter	***
Herr Förderl	John Walther
Frau Förderl	Elisabeth Körner-Hofmann
Wachshuber, Delikatessenhändler	Nicol Albrecht
Studenten:	
Schellbacher	Erwin Müller-Hamdorf
Rabenau	Georg Sellnitz
Plank	Hans Marten

Willy Kruszynski, Regisseur und Schauspieler, wirkte u.a. an der Verfilmung von Gerhart Hauptmanns »Die Weber« (1927) unter der Regie von Friedrich Zelnik mit. – Franz Kreidemann (1871/72–1953), Schauspieler, Verfasser theaterwissenschaftlicher Schriften und Romanautor. – John Walter Rühle (Ps. John Walther, 1886–1941), Autor und Komponist. – Elisabeth Körner-Hofmann (1873–1947), Schauspielerin. – Nicol Albrecht (gest. 1934). – Erwin Müller-Hamdorf (1901–1961[?]). – Hermann Kasack (Ps. Hans Marten, 1896–1966), Schriftsteller, Lektor, Verlagsdirektor, Verleger. Kasack arbeitete als Lektor (1920–1925), dann als Verlagsdirektor (erst Kiepenheuer; 1926/27 S. Fischer Verlag Berlin), 28. April 1925 bis 1927 literarischer Sprecher bei der Funk-Stunde (Berlin). Ab Oktober 1925 bis vermutlich 1926 Mitwirkung bei der Sendereihe »Stunde der Lebenden«, ab 1927 freier Schriftsteller, Lyriker, Dramatiker, Hörspielautor und Essayist, 1933 Vortragsverbot. 1941 bis 1949 Lektor im Suhrkamp Verlag, 1948 Mitbegründer des deutschen PEN-Zentrums, 1953 bis 1963 Präsident der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. – Gertrud Neeck (gest. nach 1944). – Otto Müller-Hanno (1883–1950), Schauspieler, 1904 Debüt, nach Engagements in Bromberg, Hanau, Gera, am Dresdner Hoftheater, Chemnitz und Altona spätestens seit 1929 Haus- und Bühneninspektor am Stadttheater Altona. – Karl Gerhard Schröder (auch Carl-Gerrard Schroder). – Hermann Bräuer (1883–1943), Schauspieler und Spielleiter, zumeist am Hamburger Thalia-Theater (zuletzt dessen Ehrenmitglied). – Maria Einödshofer (geb. 1887), geboren in Olmütz (heute Olomouc), Tochter des Komponisten Julius Einödshofer und der Schauspielerin Maria Grimm-Einödshofer, Schauspielerin u.a. am Berliner Theater des Westens, Heibel-Theater, verheiratet mit Karl Thumser, seit 1927 als Ansagerin, seit 1929 in der literarischen Abteilung der NORAG tätig, 1932 der Nachrichtenabteilung zugeordnet und im selben Jahr eine der fünf ständigen deutschen Rundfunksprecherinnen. Vgl. Hans S. von Heister (Hg.), Das Buch der Ansager. Die ständigen Rundfunkansager der europäischen Sender und der grossen amerikanischen Rundfunkgesellschaften in Wort und Bild. Berlin 1932, S. 25f. und 32–34. – Henry Berner (gest. nach 1941). – Claire Goericke ([um 1882]–1951), Schauspielerin, Mitglied des Thalia-Theaters und des Altonaer Stadttheaters, seit 1929 zusammen mit Erna Mühlau und Maria Einödshofer bei der NORAG tätig. – Else Zillmer (gest. nach 1944). – Günther Bobri(c)k (1888–1957), hatte 1909 promoviert, vgl. Wielands Don Sylvio und Oberon auf der deutschen Singpielbühne. Königsberg 1909 (zugl. München [Diss.], Rigorosum am 8. März 1909) und war von 1934 bis 1945 Leiter der Unterhaltungsabteilung des NWDR in Hamburg. – Willi Wichmann (gest. nach 1949).

Elisabeth	Gertrud Neeck
Doktor Jolsdorf	Otto Müller-Hanno
Desolteux	Karl Gerhard Schröder
Christophe Bernard, ehemaliger Herzog von Valois	Hermann Bräuer
Marie Hortense, ehemalige Herzogin von Valois	Maria Einödshofer
Francois	Henry Berner
Helene	Claire Goericke
Nerina	Else Zillmer
Der Marquis von Valois	Willi Karthaus
Doktor Assalagny	Dr. Günther Bobrik
Der General Rapp	Walter Redlich
Trembly, Major	Willi Wichmann
Ein bayerischer Leutnant	Hans Walter Breyholdt



# Gustave Lanson

## Die zeitgenössische Dichtung: Stéphane Mallarmé

Herausgegeben und übersetzt von Rudolf Brandmeyer

Im November 1892 erscheint die erste größere Auswahl von Mallarmés Schriften: *Vers et Prose. Morceaux choisis* (Paris: Perrin 1893, 224 S.). Der Band enthält Gedichte, Übersetzungen (Poe) und unter dem unscheinbaren Titel »Plusieurs pages« Prosagedichte sowie literaturkritische Texte, darunter, die Auswahl abschließend, zwei mit ausgesprochen programmatischem Charakter.

In der Einleitung seiner sich auf diese Ausgabe beziehenden Studie mustert Lanson die bisherige Wirkung von Person und Werk Mallarmés bis zu diesem aktuellen Zeitpunkt mit Ironie und bissigen Bemerkungen. Sie stellt sich ihm als Ergebnis einer Werkpolitik dar, mit der ein dem Anschein nach öffentlichkeitsscheuer, aber klug agierender Autor Schüler gewinnt, ein zunehmend irritiertes bürgerliches Publikum zudem neugierig macht und schließlich einen Band vorlegt, an dem die Analyse eines singulären Kunstanspruchs nun anzusetzen vermag. Mit dieser Einschätzung steht Lanson nicht alleine da. Zehn zwischen Dezember 1892 und Februar 1893 erschienene Rezensionen markieren den mit »Vers et Prose« markierten Einschnitt in der Wirkungsgeschichte Mallarmés, und alle begreifen ihn als Aufforderung zu Urteil und Resümee.

Lanson, der spätere Begründer der französischen Literaturwissenschaft,<sup>1</sup> ist zu diesem Zeitpunkt Professor für Rhetorik am renommierten Pariser Gymnasium Charlemagne. Er hat von Mallarmé ein Exemplar mit Widmung erhalten,<sup>2</sup> ist aber nicht Literaturkritiker wie all die anderen Rezensenten, und auch der Publikationsort seiner Studie zeigt Distanz an. In der 1892 gegründeten »Revue Universitaire«, in welcher der Text

<sup>1</sup> Zu Karriere und Werk von Lanson vgl. Antoine Compagnon, *La Troisième République des Lettres, de Flaubert à Proust*. Paris 1983; Marie Guthmüller, *Der Kampf um den Autor. Abgrenzungen und Interaktionen zwischen französischer Literaturkritik und Psychophysiologie 1858–1910*. Tübingen u.a. 2007.

<sup>2</sup> Vgl. Jean-Jacques Thomas, *Mallarmé: Journal*. In: *Dalhousie French Studies* 25/1993, S. 35–45, hier S. 38f.

im Juli 1893 erscheint,<sup>3</sup> veröffentlichten Gymnasiallehrer und Universitätsprofessoren Beiträge vor allem zu System und Geschichte des Unterrichts; regelmäßig erscheinen aber auch Aufsätze, die sich der Literatur und Geschichte widmen. Die zeitgenössische Literatur, da sie nicht Unterrichtsgegenstand war, kommt dabei nur sehr selten zur Sprache, und erst recht ist diese Zeitschrift kein Ort für Avantgarde-Diskussion. Hier nun nimmt sich Lanson in der Gestalt von Mallarmé der »Poésie contemporaine« an und antwortet auf die Provokation, die der Symbolismus bedeutete. Und im Unterschied zu Anatole France, der ratlos ist und für sein Urteil auf den frühen, »verständlichen« Mallarmé ausweicht, und auch anders als die beiden großen Kritiker dieser Jahre, Jules Lemaitre und Ferdinand Brunetière, die in der Abwehr des Neuen stecken bleiben, macht sich Lanson kühl und unerschrocken an die Analyse des »schwierigen Autors« [121].

Er geht zunächst auch auf den frühen, »verständlichen« [122] Mallarmé ein, findet diese Verse aber epigonal. »Was das Werk von Mallarmé interessant macht, ist das, was man nicht versteht [125]«, lautet sein Urteil. Lanson wehrt also nicht ab. Er nimmt vielmehr die Provokation des Neuen an und zitiert aus dem ersten der beiden programmatischen Texte von »Vers et Prose«<sup>4</sup> einen Abschnitt, in dem es unter anderem heißt: »Das reine Werk impliziert, dass das Sprechen des Dichters verschwindet, der die Initiative an die Wörter abtritt« (191f.; gesperrt L.). Lanson erläutert diese (später berühmt gewordene) Erklärung zur Entpersönlichung des Schreibens zunächst an einem Exlibris von Félicien Rops, um seinen Lesern die Absage an traditionelle Vorgaben des Dichtens, wie Subjektivität und Inspiration, verständlich zu machen, und greift dann für den zweiten Teil des Zitats, in dem sich Mallarmés Wille zur Wortartistik ausdrückt, auf die Leitdisziplin des Symbolismus, die Musik zurück, um die Absicht des Autors auf Desemantisierung des literarischen Zeichenmaterials zu veranschaulichen.

<sup>3</sup> Gustave Lanson, *La Poésie contemporaine: M. Stéphane Mallarmé*. In: *Revue Universitaire* 2/1893, Bd. 2, Nr. 7, 15. Juli, S. 121–132. Zu finden unter: [www.uni-due.de/lyriktheorie/texte/1893\\_lanson.html](http://www.uni-due.de/lyriktheorie/texte/1893_lanson.html) [Stand: 15.11.2013]. Mit Verzeichnis der Rezensionen von »Vers et Prose«. Paginierung des französischen Textes im Folgenden in eckigen Klammern.

<sup>4</sup> Stéphane Mallarmé, *Vers et Prose. Morceaux choisis*. Paris: Perrin 1893. Lanson zitiert nach dieser Ausgabe (Volltext auf der Internetseite »Gallica« unter <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k71060h> [Stand: 15.11.2013]). Seitenangaben im Folgenden in runden Klammern.

Schließlich widmet er sich direkt Mallarmés Wortgebrauch. Und ab diesem Punkt wird Lanson kritisch und unnachgiebig: »Es ist nämlich inkonsequent mit dem Gebrauch der Wörter fortzufahren, um damit nichts zu machen, wozu die Wörter dienen« [129]. Lanson erkennt Mallarmés Versuch, jenseits einer herkömmlichen Sprache der Verständigung »das Unausprechliche auszudrücken, das nicht Kommunizierbare mitzuteilen« [131], aber die zur Verfügung stehenden Wörter, so Lanson, spielen nicht mit bei diesem Vorhaben, denn sie sind intelligible Zeichen, deren Bedeutung durch Sprachgebrauch fixiert ist; es steht nicht in Mallarmés Belieben, sie von dieser geschichtlichen Last zu befreien. In einem dogmatischen Schluss gelangt er schließlich nicht nur zu einer Engführung von Analyse und Moral – von sprachlichem Anarchismus ist die Rede –, sondern auch zu einer bedingungslosen Verteidigung der Klarheit und Verständlichkeit der literarischen Sprache – Ansprüchen, mit denen sich der Wortgebrauch auch im Fall der gewagtesten Innovation zu arrangieren habe.

Im zeitlichen Abstand ist leicht zu erkennen, dass Lansons Fixierung auf das Wortmaterial zwar Mallarmés Autonomisierung und tendenzielle Desemantisierung der Wörter in den Blick nimmt, aber nicht erfasst, dass jene von ihm zitierte ›Initiative der Wörter‹ sich vor allem auf eine Schwächung ihrer syntaktischen Einbindung gründet. Diese Operation sollte Mallarmé zufolge ein satzinternes und satzübergreifendes Zusammenspiel der derart befreiten Wörter ermöglichen und neue Bedeutungen generieren. Historisch gesehen aber ist wesentlich, dass Lanson, der ja nicht aus dem Lager der Symbolisten kam, das Neue nicht abwehrt, sondern verstehen will und – hellsichtig genug – dafür an der Schreibweise ansetzt.

Lemaître hatte 1888 den Versuch unternommen, sich ein ihm unverständliches Gedicht von Mallarmé dadurch begreiflich zu machen, dass er die Interpunktion wieder einführte und es in Prosa und mit Absicht auf Verständlichkeit noch einmal schrieb.<sup>5</sup> Das war ein einfaches Lösen des Neuen und als solches nicht weit entfernt von einem Brunetière, der 1893 in einem öffentlichen Vortrag über symbolistische Lyrik erklärte, dass er von Mallarmé nicht sprechen könne, weil er ihn nicht

<sup>5</sup> Jules Lemaître, *Causerie littéraire*. In: *Revue bleue*, 1888, Nr. 15, 13. Oktober, S. 473–476.



verstanden habe.<sup>6</sup> Und auch im Kontext der Rezensionen aus dem Lager der Symbolisten steht Lanson mit seiner Vorgehensweise gut da. Dort ist der schwierige Autor zwar Anlass für gesteigertes Lob und allerlei Werbung, aber mit der Ausnahme eines Adolphe Retté bleibt das Kernstück von Mallarmés Ästhetik unbesprochen. Und das gilt auch für Stefan George, der ebenfalls 1893 eine Lobrede auf Mallarmé veröffentlichte.<sup>7</sup>

<sup>6</sup> Ferdinand Brunetière, Cours libres de la Sorbonne. L'Évolution de la poésie lyrique au XIXe siècle. (Quinzième leçon). Le symbolisme. In: Revue bleue, 1893, Nr. 24, 17. Juni, S. 743–751, hier S. 746.

<sup>7</sup> Stefan George, Mallarmé. In: Blätter für die Kunst, 1893, Folge 1, Bd. 5, August, S. 134–137.

Gustave Lanson  
Die zeitgenössische Dichtung: Stéphane Mallarmé

Stéphane Mallarmé ist ein schwieriger Autor. Früher, in den Zeiten der französischen Leichtigkeit, hätte er einen starken Lacherfolg gehabt, und tatsächlich haben sich die wenigen Leser seiner »pages«,<sup>8</sup> die nicht seine Schüler waren, lange Zeit gefragt, ob sie es mit einem kühlen Aufschneider oder mit einem harmlosen Verrückten zu tun hätten. Gleichzeitig aber haben sich bei uns seit etwa zehn Jahren der vom trockenen Rationalismus der Wissenschaft zu lange still gelegte Sinn für das Geheimnisvolle und eine charakterliche Willensschwäche entwickelt, die in allen Dingen dazu führt, dass sich die passiven Mehrheiten den entschlossenen Minderheiten beugen. Man wagte nicht mehr zu lachen, weil es ziemlich viel Unverständliches in den Schriften von Mallarmé gab, zumal aus Orten, die die Bürger nicht kennen, aus den Brasserien und den Nachtcafés, wo die »lebendige Zukunft« residiert, unentwegt ein Murmeln aufstieg, das zunächst konfus war, in dem die profanen Ohren aber nach und nach des immer wieder aufgerufenen Namens von Mallarmé gewahr wurden.

Mallarmé ist mehr als ein Lehrer: Er ist ein Lenker, ein Seelenfänger. Seine Schüler sind Gläubige: Er ist Würdenträger und Priesterkönig. Mit starkem Zauber bindet er die Menschen an seinen Kultus. Die von Gyp<sup>9</sup> so verabscheuten Psychologen werden ihnen sagen, dass das Joch eines Meisters leicht ist, der nicht als Konkurrent erscheint. Mallarmé hat aber über lange Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums gar nicht erregt, und da er nichts oder doch fast nichts veröffentlichte, störte er nicht die Eigenliebe der Anderen. Ich habe auch sagen gehört, dass Mallarmé unter allen Schriftstellern das reinste Gemüt ist – ohne Eitelkeit, ohne Neid, einfach glücklich über den Erfolg der Seinigen und schlicht ein Bewunderer des Schönheitsvorsatzes, den die Werke zum Erscheinen bringen. Man weiß, dass er es liebt [122], das Kunstwerk mit einer Messfeier zu vergleichen: meinetwegen! Man war ihm unendlich dankbar, nicht Kathedralen errichtet zu haben, welche die kleinen Kapellen entvölkern, und durch seine Lobpreisungen die Gottesdienste

<sup>8</sup> Stéphane Mallarmé, Pages. Bruxelles 1891. Auswahl von Prosagedichten und kritischen Schriften.

<sup>9</sup> Gyp [d.i. Comtesse de Martel], Ohé! ... les psychologues! 10. Aufl. Paris 1889.

auf dem Dorf den prächtigsten Messen gleichzustellen. Diese überlegene Güte hat man ihm mit Autorität und Verehrung bezahlt. Und so kam es, dass der Bürger, eingeschüchtert durch den Ernst der Gläubigen, zunächst aufgehört hat zu lachen und dann spürte, wie ein vager Respekt sich zu seiner Verblüffung gesellte. Mallarmé ist ihm wie eine dunkle und weit entfernte Macht erschienen, die man noch nicht verehrt, aber auch nicht mehr leugnet, wie eine Art Alter vom Berge, unsichtbar und beunruhigend, der auf die Literatur fanatische Emissäre losließ, die von wunderbaren Visionen berauscht waren und unverständliche Losungen verbreiteten.

Er selbst vermied es sich zu zeigen und breitete seine Worte nicht vor den Ohren der blöden Menge aus. Manchmal ging sein Denken in ein Buch ein; aber das Buch, schmal, selten und teuer, foppte die Neugier und den Geiz der Bürger. Derart waren die »*Poésies*, in Photolithographien vom Manuskript des Autors, in 40 nummerierten Exemplaren und sieben unverkäuflichen von A bis G, und ein Belegexemplar der gelöschten Platten«,<sup>10</sup> pro Exemplar: 100 Franken! Es ist offensichtlich, dass der unnahbare Meister die plumpen Hände der Ungläubigen von seinem Werk fernhalten wollte.

Hat sich die Zeit erfüllt?<sup>11</sup> Oder ist der Meister seines Schweigens überdrüssig? Oder hat der Lärm einiger Schüler sein menschliches Verlangen nach Ruhm geweckt? Ich weiß es nicht. Aber heute erweitert Mallarmé die Gemeinde, und aus Jakob wird Paulus, der die frohe Botschaft den Nichtjuden verkündet und bereit ist, die Unbeschnittenen zu taufen. Er geht auf das Publikum zu, das große, hässliche Publikum, mit einem Band in der Hand: Es ist seine »Blütenlese«<sup>12</sup> oder »sehr bescheidene Anthologie« seiner Schriften. Ich weiß nicht, ob es ihm, wie er ankündigt, auf diese Weise gelingen wird, »die Neugier für vollständige Luxusausgaben zu wecken«; wenigstens scheint es so, dass es ihm gelungen ist, »die Neugier für seine *Blütenlese* zu wecken«, deren zweite Ausgabe gerade gedruckt wurde.

Im Werk von Mallarmé – ich bin durchaus bereit, es mit ihm und seinen Getreuen zu überprüfen – ist es das Unverständliche, das wertvoll ist. Denn, gewiss, wenn er nur die Verse geschrieben hätte, die man

<sup>10</sup> *Les poésies* de Stéphane Mallarmé. Paris 1887, 2<sup>e</sup>.

<sup>11</sup> Abwandlung von Markus 1,15: Die Zeit ist erfüllt.

<sup>12</sup> Mallarmé, *Vers et Prose* (wie Anm. 4): *Avant-dire*, S. VIII.

versteht, wäre er in der Menge der *poetae minores* untergegangen. Der verständliche Mallarmé ist ein Nachklang aller [123] Dichterstimmen des Jahrhunderts: Hier schreibt er wie Gautier, dort wie Baudelaire; anderswo bemerkt man V. Hugo oder sogar Heredia, aber niemals Mallarmé ganz allein und ganz rein. Er hat eine schöne Versform, die ihm aber nicht mehr eigen ist als irgendeinem Parnassien. Und die Ideen sind leider noch weniger persönlich als die Form. Mallarmé langweilt sich; er ist des Lebens müde.

Das Fleisch ist trostlos, ach! Und alle Bücher habe ich gelesen. (19)

Er will »fliehn! Dorthin fliehn!« (19). Er beneidet die Vögel, die Steamer. Er möchte im Azur verschwinden. Die Sehnsucht nach dem Himmelsblau lässt ihn nicht los. Das, was da ist, das fade, eindeutige und unvollständige Wirkliche hasst er. Er giert nach Empfindungslosigkeit, Auslöschung, und einem Schmerzenshauch seiner Geliebten im Augenblick der Umarmung schließt er sich an:

Wir werden niemals eine einzige Mumie sein  
In antiker Wüste und unter glücklichen Palmen. (28)

Ihm »ekelt vor den hartbeseelten Menschen, die sich im Glücke suhlen« (14). Er verachtet die Bürger: Er gefällt sich darin, uns in den letzten Tagen der Welt, nach Jahrhunderten der physischen Degeneration die hässliche Menge der Bürger zu zeigen und »ihre kümmerlichen Komplizen, schwanger mit elenden Früchten, mit denen die Erde untergehen wird« (104). Ein »Schausteller der vergangenen Dinge« (103) führt er in seiner Bude ein Phänomen vor, die Frau unserer Tage, schön, mit goldenen Haaren, mit glühenden Lippen, mit makellosen Beinen. Und »in Gedanken an ihre armen, kahlen, angekränkelten und schreckerfüllten Frauen drängeln sich die verheirateten Männer nach vorne; aber auch die Frauen, voll melancholischer Neugier, wollen etwas sehen« (105). Mallarmé findet Gefallen an den raffinierten Perversionen des Geschmacks: Er liebt, was Verfall ist (warum liebt er nicht die *kahlen, angekränkelten und schreckerfüllten* Frauen, den Verfall der Frau?); er liebt die lateinische Dekadenz, das Ende des Sommers, den Untergang des Tages; er liebt die Drehorgel, wahrscheinlich ein Stück Verfall der Musik, und wenn in seinem Hof eines dieser Instrumente eine »fröhlich vulgäre«

(110) Melodie spielt, dann weint er, und »wirft keinen Groschen aus dem Fenster, aus Furcht zu bemerken, dass das Instrument nicht alleine sang« (110). Er liebt auch »den Reiz der welken Dinge« (113), die alten Behauungen mit abgenutzten Möbeln, die Spinnweben, »die oben im großen Gewölbe zittern« (113). – Erkennt ihr sie wieder, alle diese alten romantischen Weisen? Alle diese alten Weisen der gewöhnlichen Romantik von Gautier und [124] von Baudelaire, die das höchste Ziel der Kunst darin sehen, »den Bürger zu schockieren«? Mallarmé spielt sie uns einfach vor, arglos und ehrlich. Er ist überzeugt, und das ist das Schlimmste.

Seitdem jedoch hat Mallarmé sich vorgesetzt, die Romantik von ihren Kostümen zu befreien und modernere Gedanken, originellere Eindrücke aufzuschreiben. Hier ein Stück mit dem Titel »Der Glanz« [La Gloire]: Der Autor fährt nach Fontainebleau; im Waggon wacht er auf »in dem abstrusen Stolz, in den ihn ein Wald in der Zeit seiner Apotheose versetzt hat« (126). Aber dieser besinnliche Augenblick wird sogleich gestört durch den Namen der Station, den ein Bediensteter ausruft. »So unpassend in der Hochstimmung dieser Stunde, verfälschte ein Schrei den Namen, der sonst die Reihe spät vergehender Gipfel entfaltet: Fontainebleau, dass ich in Gedanken, einmal die Scheibe des Abteils eingeschlagen, auch mit der Faust den Eindringling an der Gurgel gewürgt hätte« (127). Er steigt dennoch aus, gibt seine Fahrkarte einem »Achtlosen in Uniform, der ihn zu einer Sperre winkt« (128), und wartet, um in den Wald gehen zu können, »dass langsam und wieder in seiner gewöhnlichen Bewegung, auf die Maße einer kindlichen Einbildung von etwas, das Leute irgendwohin entführt, der Zug schrumpft, der ihn abgesetzt hatte, dort, allein« (130). Und danach? Danach? Das ist schon alles. Sie fragen sich, warum das »Glanz« heißt und warum das erzählt wird? Mallarmé hat einen Sinn für subtile Beziehungen. Am Bahnhof Lyon den Zug zu nehmen, auszusteigen, wenn die Station ausgerufen wird, dem Bediensteten die Fahrkarte geben, das ist belanglos – für uns, die Oberflächlichen, Groben, Blinden.

Die Neugier, sagte Aristoteles, ist der Anfang der Philosophie; und wenn über nichts sich wundern das Fundament der Moral bildet, dann ist es das Prinzip der Wissenschaft, sich über alles zu wundern. Mallarmé wundert sich ausgiebig. Er wundert sich über die Füße, die Mann und Frau das Gehen möglich machen. »Subtiles Geheimnis der Füße,

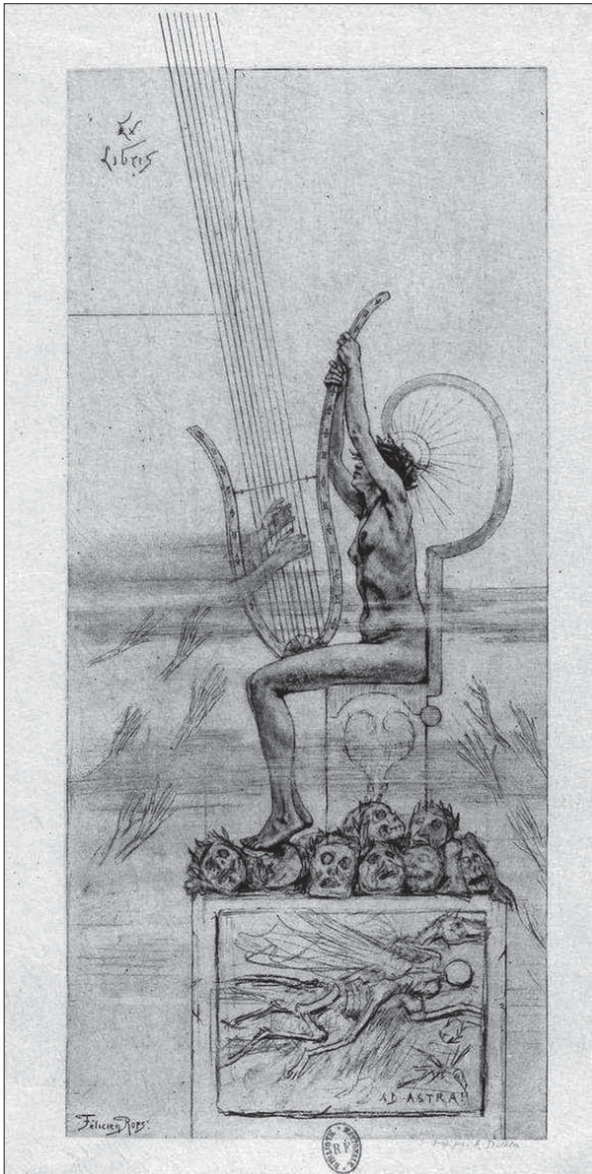


Abb. 1: Frontispiz von Félicien Rops, in: Les Poésies de Stéphane Mallarmé, Paris 1887

die kommen und gehen und den Geist dorthin lenken, wohin ihn der teure Schatten will, vergraben in Batist und Spitzen eines auf den Boden fließenden Rockes« (135f.). Das ist es, was – weniger enthusiastisch gestimmt – ein anderer großer Philosoph sagte, als er einem Atheisten die wunderbare Maschine des menschlichen Körpers erklärte: der Doktor Sganarelle!<sup>13</sup> Mallarmé wundert sich außerdem über einen Geistlichen, der sich ins Gras gelegt hat, im Wald von Boulogne: »ganz unschuldig, fern allem Gehorsam und Zwang seines Berufes, allen Regeln, Verboten [125], Strafen, wälzte er sich in der Seligkeit seiner ersten Einfalt, glücklicher als ein Esel« (146f.). Und in diesem besonderen Fall erkennt der Philosoph das Gesetz: »Die Frühlinge treiben den Organismus zu Handlungen, die zu einer anderen Jahreszeit ihm unbekannt sind« (142). So hat Newton im Fall eines Apfels die allgemeingültige Schwerkraft erkannt.

Das wird ihn nicht an seiner Heiterkeit hindern, und die ähnelt kaum dem albernem und leichten Lachen der Menge. Es gibt in »Vers et Prose« ein Schmunzeln, das bezaubernd ist. Hier so eine Perle, die Definition einer Soutane: »Dieses besondere Gewand, das mit dem Anschein getragen wird, man sei schon für sich allein alles, sogar die eigene Frau« (145). Aber man muss in der ersten »Abschweifung« [Divagation] von Mallarmé lesen (ich bitte Sie zu glauben, dass nicht ich es bin, der seine Schriften so nennt), man muss die triumphierenden Sätze lesen, in denen dort der Naturalismus widerlegt wird: »Abgeschafft der Anspruch, ästhetisch ein Fehler, obwohl er alle Meisterwerke beherrscht, in das subtile Papier des Buches anderes einzuschließen als das Grauen vor dem Wald oder den stummen Donner, verstreut im Blattwerk: *nicht das wahre und dichte Gehölz der Bäume*. Ein paar echte Fanfarenstöße des inneren Stolzes erwecken die Architektur des Palastes, des einzig bewohnbaren; *außerhalb jedweden Steins, über dem die Seiten sich nur schlecht schließen würden*« (184f.). Armer Zola! Er stellt sich vor, eine Lokomotive in seine *Bête humaine* gestellt zu haben: Ist es nicht wahr, dass *die Seiten sich schlecht schließen würden*, wenn er sie dort eingeschlossen hätte? Köstliche Ironie, die eine solide, klare und tiefe Wahrheit umschließt: Wird Zola auf diese Weise nicht besser widerlegt als durch die logischen Ableitungen von Brunetière?<sup>14</sup>

<sup>13</sup> Anspielung auf: Molière, Dom Juan, III,1.

<sup>14</sup> Ferdinand Brunetière, *Le roman naturaliste*. Paris 1883. Sammlung seiner Kritiken aus der »Revue des Deux Mondes«.

Der Leser wird so wenig wie ich zögern, an dem Preis zu zweifeln, der für alle diese Dinge zu bezahlen ist. Ich habe dieses Prinzip aufgestellt: Was das Werk von Mallarmé interessant macht, ist das, was man nicht versteht. Was man versteht, hat uns dafür den indirekten Beweis geliefert. Nun der direkte.

Denn Mallarmé ist nicht unverständlich, so wie wir es alle manchmal aus Unvermögen oder Unwissen, aus mangelnder Beherrschung unserer Gedanken oder unserer Sprache sind. Er ist auch nicht unverständlich aus Eitelkeit, aus vorgespielter Tiefe oder Geist, der sich spreizt, um die Dummköpfe und die Zaungäste zu erstaunen: Er macht seine Gedanken auch nicht verwickelter, um ihren Wert zu steigern. Sein Fall ist weniger gewöhnlich. Er ist unverständlich aus einem sublimen idealistischen Wahn [126], der an einige große Mystiker denken lässt. Und es gibt etwas Heiliges in diesem Wahn.

Aber wie ist er beschaffen? Nehmen wir einige Beispiele, um seiner Definition nahezukommen; zunächst ein kleines, erhellendes Stück mit dem Titel »Die Pfeife« [La Pipe]. Eines Abends findet Mallarmé seine Pfeife, die er seit seiner Rückkehr aus London im Vorjahr nicht mehr angerührt hatte. »Kaum«, so heißt es, »hatte ich einen ersten Zug getan ... Ich *atmete* den letzten Winter ein, der zurückkam ... Mein Tabak *roch* nach einem dunklen Zimmer ...« (116f.), und dieses Zimmer, einmal *gespürt*, zieht eine Folge von Bildern nach sich, *Ledermöbel, Kohlenstaub, schwarze Katze, großes Feuer, Brünette mit roten Armen, Geräusch der Kohle, wenn sie aus dem Bleicheimer fällt, Postbote, der zweimal anklopft, öder Platz mit kranken Bäumen, feuchtes und schwarzes Deck eines Steamers, Frauen in Reisekleidung, grauer Rock, Mantel, vom Wind zerzauster Strohhut, Tuch um den Hals, Tuch, das man zum Abschied schwenkt* (117ff.). Lesen Sie diese Seite: Ihre Bauart ist aufschlussreich. Alle Wörter, die *abstrakte Ideen* und *logische Beziehungen* bezeichnen, sind eliminiert oder auf das unbedingt Notwendige reduziert. *Ich atmete den Winter ein, mein Tabak roch nach einem Zimmer*: Es bleiben nur Assoziationen von Empfindungen, ein ganz physischer und spontaner Wirkungszusammenhang. Die Bilder verklammern sich, ziehen vorbei und überdecken einander, schwach verbunden durch einige grammatische Verbindungen, fast im Rohzustand von Traumbildern. In dieser Notiz eines Erwachens von Empfindungen hat der Künstler offensichtlich jedes Mitwirken des diskursiven Vermögens und des *Intellekts* aus-



schließen wollen. Dieser Versuch geht, so scheint es, von der *impressionistischen Schreibweise* der Goncourt aus.<sup>15</sup> Aber für Mallarmé ist das nur ein Ausgangspunkt.

Hier ein weiteres Beispiel, in der »Pänultima« [La Pénultième]: Mallarmé, aus dem Haus gehend, hat die Empfindung dieser gesprochenen Worte: »Die Pänultima ist tot« (120f.). Das macht keinen Sinn, und er weiß es. Aber er folgt dem Einfall: Er übt sich darin, »die Pänultima ist tot« zu wiederholen, mit »einer Intonation, die fähig ist, Beileid zu bewirken« (123). Und er schaudert vor Angst, als er bemerkt, dass er diese traurigen Worte vor einem Geschäft sagt, in dem alte Musikinstrumente und ausgestopfte Vögel verkauft werden. Hier ist der Ausdruck klar, positiv und intellektuell; aber der Intellekt bleibt aus der Konzeption völlig ausgeschlossen; ob Empfindung oder Gedanke, nichts ist verwandelt oder verwandelbar in einen intelligiblen Begriff.

Betrachten wir nun die beiden »Abschweifungen«, die im eigentlichen Sinne [127] den theoretischen und kritischen Teil des Bandes ausmachen. Mallarmé spricht hier von sehr richtigen, aber nicht sehr neuen Dingen, die sich zunächst von selbst verstehen: Es sind die anderen, die uns interessieren. Wir sehen, dass er, um das Volk zur Extase des Ideals zu erheben, »einen Mythos ohne Person« (212), einen »Typus ohne vorhergehende Namensgebung« (213) plant, einen dramatischen Gottesdienst, eine Mischung aus Ballet und Messe, wo man nicht »jemanden Bestimmtes« (213) sehen würde und der »nicht an einem bestimmten Ort« (213) stattfindet (das bestimmte Dekor und der wirkliche Schauspieler waren Fehler einer plumpen Ästhetik): so dass das »spirituelle Ereignis« (213) sich nicht anderswo abspielen würde als an »dem fiktiven Brennpunkt der Vision, unter dem anfeuernden Blick einer Menge« (213). Eine große, weiße Leinwand, wie für die Laterna magica: Und die Zuschauer würden darauf ihre Vision des Unendlichen projizieren, in jedem von ihnen durch die musikalische Entgliederung des Gedichts repräsentiert.

Wir sehen auch, dass der Musiker in seinem Werk sich »des Versuchs einer Erklärung enthalten soll« (193). Wenn ihm das gelingen wird, dann wird der Dichter ihn nachahmen. »Durch das Zerbrechen der gro-

<sup>15</sup> Zum Begriff der impressionistischen Schreibweise und zu Lansons Stellung in der Historiographie der französischen Prosa vgl. *La langue littéraire. Une histoire de la prose en France de Gustave Flaubert à Claude Simon*. Hg. von Gilles Philippe und Julien Piat. Paris 2009, S. 92ff. und 286ff.

ßen Rhythmen und ihr Zerstreuen in diffuse Schauer, die der musikalischen Instrumentierung nahe sind« (193), wird er die Kunst anstreben, die Symphonie ins Buch zu übertragen. »Das reine Werk impliziert, dass das Sprechen des Dichters verschwindet, der die Initiative an die Wörter abtritt, die durch den Zusammenprall ihrer Ungleichheit beweglich werden; sie entzünden sich am wechselseitigen Widerschein ..., und ersetzen so das im früheren lyrischen Hauch wahrnehmbare Atmen oder die persönlich enthusiastische Führung des Satzes« (191f.).

Klären wir diese Ansichten weiter auf durch das eigenartige *Ex Libris*, mit dem Félicien Rops die einzige Ausgabe der Gedichte geschmückt hat.<sup>16</sup> Auf einem Stuhl mit hoher Rückenlehne sitzt eine nackte Frau mit langgestrecktem, mageren Oberkörper, das Haupt mit einem Heiligenschein versehen; sie hält mit beiden Händen eine auf ihre Knie gestellte Lyra: Die Saiten der Lyra weisen nach oben, werden immer länger und verlieren sich oberhalb des Folioformats der Seite im Unendlichen des Raums. Zwei Hände, die zu fast fleischlosen Armen gehören, berühren die Saiten der Lyra, und diese Hände tauchen aus einem geheimnisvollen Wasser auf, in das der Stuhl eingetaucht ist und das die Hüften der Frau sanft berührt. Indessen strecken sich aus verschiedenen Tiefen des klaren Wassers Paare von schmalen Händen verzweifelt – vergeblich – nach den unerreichbaren Saiten. Am Fuße des Stuhls, auf der Höhe der Fersen der Frau, liegen acht lorbeergeschmückte Köpfe [128] ohne Rumpf. Diese Köpfe, ebenso wie Frau und Stuhl, ruhen auf einem rechteckigen Sockel oder vielmehr einem Grab, in dessen Einfassung sich Skelette und sogar ein Pferdekopf vage abzeichnen; rechts unten, unter einem schwer erkennbaren Insekt mit hakenförmigem Rüssel, das seine Flügel ausstreckt, die idealistische Bildunterschrift: AD ASTRA. Ich habe nicht den Ehrgeiz, diese wunderbare Fantasie zu interpretieren; ich merke nur ein Detail an, das eine kleine Lehre ist. Kein denkender Kopf bewegt die Hände, welche die Lyra berühren, und das Wesen, das die Lyra hält, ist nicht das, das ihr Töne entlockt: So lenkt im Werk der absoluten Kunst keine persönliche Intelligenz die Inspiration des Dichters, während die Seele auf der geheimnisvollen Lyra, ihr hingegeben, ihr reines Wesen »moduliert«.

<sup>16</sup> Les poésies de Stéphane Mallarmé (wie Anm. 10), 3<sup>f</sup>.

Ich glaube, hier wird die Sache klar. Die Musik ist nur unter der Bedingung das Vorbild der Musik, dass der Musiker auf die *Versuchung sich zu erklären* verzichtet hat, will sagen, unter der Bedingung, dass weder der Intellekt noch das Bewusstsein in das Arrangement der Töne eingreifen: Der wahre Musiker macht nicht *seine* Musik, vielmehr schreibt er die Musik auf, die ohne sein Zutun in ihm entsteht. Um also die Musik nachzuahmen, reduziert die Poesie zuerst die *Wörter* auf ihre *Klangqualitäten*: Und von diesen *intelligiblen Zeichen* aus wird sie *akzentuierte Schauer* erzeugen. Der Dichter ist nur ein aufnehmender Apparat: Er darf nicht mehr beanspruchen, dem Satz »eine persönliche Führung« zu geben. Damit die Seele »sich moduliert«, so wie es sein soll, darf kein vom Menschen selbst kommender Zwang, keine willentliche, intellektuelle Aktivität die spontane Anordnung der Wörter stören, die sich ganz unten auf dem Boden des Ich, weit unterhalb des Bewusstseins erstellt.

Alle unsere Ideen sind unvollständig und endlich; alle unsere Handlungen sind instabil und flüchtig; in jedem Augenblick schließt einer unserer Gedanken alle anderen aus, und das, was sich vom *Ich* ausdrückt – und das ist ein winziges Stück –, verdeckt das Ganze des *Ich*. Auch nichts Positives, nichts Reelles kann das Ideal enthalten; und unsere intelligiblen Konzepte entsprechen niemals dem Unendlichen; das Intelligible ist immer bestimmt, also begrenzt! Weder das Unendliche noch das *Ich* sind also auf exakte Weise in Ideen umsetzbar. Mallarmé schließt daraus – und hier steckt die kühne Originalität seines Unterfangens –, dass man die Ideen aufgeben muss, wenn man das ganze *Ich* und das ganze Unendliche ins Kunstwerk einschließen will. Sorgfältig zerstört oder hemmt er in seinem Inneren Wille, Bewusstsein, Reflexion und Urteil, kurz die ganze Maschine [129] der Ideenherstellung; er entledigt sich seiner ganzen Wirklichkeit als Person, und wenn er sicher ist, jeden intellektuellen Akt angehalten zu haben, lauscht er den in ihm gesungenen Worten, in oft inkohärenten, unverständlichen Akkorden, die aber, so scheint es ihm, umso mehr ein Ausdruck des *Ich* und des Unendlichen sind.

Die Kunst von Stéphane Mallarmé ist nichts anderes als ein literarischer *Quietismus*. Sie wissen, dass das Gebet, so wie die Quietisten es verstanden, intellektuelle Anstrengungen, Glaubensbekundungen, Bitten und jeden förmlichen Gedanken oder Wunsch ausschloss, dass ihre *reine Liebe*, ohne Begehren, darin bestand, sich in einem passiven Zustand

allen Regungen hinzugeben, die ein innerer Vorgang des göttlichen Willens ihren leidenschaftslosen Seele übermittelte. Mallarmés Kunstwerk ist ein Gebet der Gemütsruhe: Es erfordert zu seinem Gelingen eine völlig kontemplativ eingestellte Seele, der es nicht wichtig ist, gerettet oder verdammt, das heißt verständlich oder unverständlich inmitten oder außerhalb des gesunden Menschenverstands zu sein. Ich würde die jungen Leute, die guten Willens sind und begeistert von den verlockenden Angeboten der neuen Ästhetik, dazu anhalten, die »Instruction sur les Etats d'oraison«<sup>17</sup> wieder zu lesen: Bei Bossuet werden sie die Widerlegung von Mallarmé finden. Bossuet wird ihnen sagen, welch »falsche Subtilität« und welch »gefährlicher Irrtum« es ist, »den Anfängern« – versteht sich: uns, den Bürgern – »die Kontemplation der göttlichen Eigenschaften« – also die klare Konzeption bestimmter Ideen – zuzuweisen, und »den Vortrefflichen« – das sind Mallarmé und seine Getreuen – jene des Wesens an sich vorzubehalten. Er wird uns lehren, dass ein *undeutlicher Akt* nichts in sich hat, was den *deutlichen Akten* überlegen ist, und er sich von ihnen nicht wesentlich unterscheidet, weil er lediglich ein Akt *geringerer Deutlichkeit* ist. Außerdem haben die Quietisten einen Vorteil gegenüber Mallarmé: Sie verzichten auf Rede. Das *Credo* und das *Vaterunser* sind für die Christen unvollkommen. Ihnen genügt das innere Gefühl. Wenn nur die Liebe überquillt und ihnen über die Lippen kommt, die Worte sind überflüssig: Ein Schrei, ein Seufzer befreit die Fülle.

Warum macht Mallarmé es nicht wie sie! Es ist nämlich inkonsequent mit dem Gebrauch der Wörter fortzufahren, um damit nichts zu machen, wozu die Wörter dienen. Durch »die Sünde der Jahrhunderte« (104) aufgeladen mit Sinn entledigen sich die Wörter nicht so leicht, wie man glaubt, jedweder intelligiblen Vorstellung. Die Wörter sind Zeichen von Ideen, intellektuelle Werkzeuge; seit ihren fernsten Ursprüngen, gesprochen oder geschrieben, hörbar oder sichtbar, [130] bedeuten sie, und es hängt nicht von Mallarmé ab, dass sie nichts bedeuten. Wenn er sie von seinen Gedanken befreit, kann er es doch nicht mit denen der anderen und mit dem menschlichen Denken machen, das ihnen seit so viel Jahrhunderten eingeschrieben ist. Wenn er es unterlässt, ihre Assoziationen zu steuern, gruppieren sie sich gemäß ihrer früheren und

<sup>17</sup> Jacques Bénigne Bossuet, Instruction sur les estats d'oraison. Paris 1697, die Zitate und Anspielungen: S. 55 und 65.

üblichen Gewohnheiten; und so kann man bei Mallarmé Bruchstücke englischer Bauformen unterscheiden, Spuren seiner Spracharbeit, wie er es nennt. Er rühmt sich, mit Worten das Nichts des Sinns erreicht zu haben: Das ist aber unmöglich. Man kommt immer nur zu einem *Minimum* von Sinn und zu einem *Maximum* von Bedeutungslosigkeit, aber Minima und Maxima sind immer endliche Quantitäten.

Was in der Theologie der *Quietismus* ist, heißt in der Soziologie *Anarchismus*; im Übergang von der einen Wissenschaft zur anderen sind diese beiden Begriffe im Grunde gleichwertig; beide kennzeichnen die äußerste Verherrlichung der Individualität, die an das Unendliche heranreicht. Es ist außerdem richtig, zu sagen, dass Mallarmé ein literarischer Anarchist ist. Konzepte, Logik, Sätze, Worte, alle Formen, alle intellektuellen und sprachlichen Einrichtungen, welche die soziale Menschheit sich geschaffen hat – er zerschlägt sie, er sprengt sie aus dem Recht seiner Individualität, die sich frei »gestalten« will. »Ich bin nicht dem Geist unterworfen; der Geist ebenso wie das Fleisch können nur als Eigenschaften des *Ich*, als Eigentum des Ich in Betracht kommen. Was man die Freiheit des Geistes nennt, ist eine Knechtschaft des *Ich*, denn das *Ich* ist mehr als Fleisch und Geist. Um das *Ich* zu definieren, fehlt es der Sprache an Worten. Das *Ich* kann nicht in Worte gefasst werden ... Die Gedanken sind ein vom *Ich* geschaffenes Werk; sie sind nicht das *Ich*. An eine Wahrheit glauben, das ist eine Abdankung des *Ich*.« Diese Worte von Max Stirner, die man kürzlich in der »Revue Bleue« lesen konnte,<sup>18</sup> wären ein gutes Motto für Mallarmés Werk. Er will dieses unsagbare Ich ausdrücken, das, da es nicht sein Denken ist, sich von diesem befreien muss, um in seiner Reinheit zu erscheinen. Und Mallarmé könnte mit Stirner hinzufügen: »Ich habe gesprochen, weil ich eine Stimme habe; und ich habe mich an die Menschen gewandt, weil ich ... andere Ohren brauchte, damit meine Stimme gehört wurde«.

Wenn es sich bei Mallarmé nur um die Laune eines Literaten gehandelt hätte, würde ich nicht auf all dem bestanden haben. Was ihn denkwürdig macht und seinem Fall große und weitreichende Bedeutung gibt, ist [131] der Umstand, dass seine Kunst das literarische Äquivalent der Anarchie ist. Ich bitte aber darum, mir nicht vorzuwerfen, ich hätte ge-

<sup>18</sup> »Les Pères de l'anarchisme«, par M. J. Thorel, »Revue bleue«, du 15 avril 1893 [Fußnote Lanson], die Zitate ebd. S. 452. In »Der Einzige und sein Eigentum« nicht nachweisbar; wahrscheinlich eine Kompilation des Autors (Thorel).

sagt, Mallarmé sei ein Komplize von Ravachol<sup>19</sup> und sein Werk habe die Bombenleger inspiriert. Ich sage nur, dass die Lehre dieses sanften und bescheidenen Mannes, dessen Erscheinung Respekt einflößt und die Sympathie all derer gewinnt, die sich ihm nähern, ich sage, dass seine Lehre die letzte Stufe darstellt, die der ästhetische Individualismus erreichen kann, so wie die Anarchie der äußerste Punkt ist, den der soziale Individualismus erreichen kann. Es gibt nichts Gesellschaftlicheres in uns als unsere Intelligenz, und durch unsere Ideen sind wir alle in einem und einer in allen.

Mallarmé ist eine der notwendigen und charakteristischen Erscheinungsformen der gegenwärtigen Zivilisation. Aber es ist auch leicht zu erkennen, dass es keine lebensfähige ist. Sein Unterfangen impliziert einen wesentlichen Widerspruch. Er gibt der Kunst die Aufgabe, das Irreale zu realisieren, das Unaussprechliche auszudrücken, das Nichtkommunizierbare mitzuteilen. Sei es so; ich gestehe ihm diesen Ehrgeiz zu; auch gibt es ohne diesen keine große Dichtung und keine höhere Kunst. Aber das Nichtmachbare zeigt sich, wenn man die Mittel betrachtet, die er bei diesem Anspruch benutzt. Er will auf gegebene Formen, sprechende Zeichen und kommunikative Bedeutungen verzichten: Mit anderen Worten, er will das Nichtintelligible erfassen und uns übermitteln, ohne es auf irgendeine Weise ins Intelligible umgewandelt zu haben. Das ist gleichbedeutend mit dem Vergessen der Bedingtheit, der Misere, wenn man so will, unseres Menschseins, das wegen seiner Sündhaftigkeit zu distinkten Akten des Intellekts verdammt ist. Auf direkte Weise erreichen wir durch den Geist keine Realität, weder eine sinnliche noch eine spirituelle, weder eine endliche noch eine unendliche. Wir können nur einen Umweg nehmen, und die Wirklichkeiten durch intelligible Zeichen und demonstrationstaugliche Symbole ersetzen. Um diesen Preis gibt es Wissenschaft, und die Kunst verfügt über kein anderes Gesetz. Sie, wie die Wissenschaft, eine Schöpfung der Intelligenz kann nicht anders als intellektuell verfahren, und wenn sie manchmal danach strebt, die Empfindung und Kommunikation des Nichtintelligiblen zu geben, dann macht sie es mittels Zeichen und Beziehungen, die auf intelligib-

<sup>19</sup> François Claudius Koëningstein, genannt »Ravachol«. Französischer Anarchist; 1892 hingerichtet. Mallarmé, ohne Lanson zu nennen, reagierte empfindlich auf die Engführung von Avantgarde und Anarchismus; vgl. »Lecture d'Oxford et Cambridge. La Musique et les Lettres« (La revue blanche, 1894, Nr. 30, April, S. 297–309, hier S. 307).

le Weise deren nichtintelligiblen Charakter ausdrücken. Diejenigen, die Pascal kennen, verstehen, was ich sagen will. Mallarmé, der die intelligiblen Zeichen unter Absehung ihrer Bedeutung als intelligente Zeichen benutzen und daraus irrealer und grenzenlose Symbole machen will, die das wesentliche *Ich* und das grenzenlose Ideal direkt bezeugen, befindet sich im Widerspruch mit den Bedingungen der Kunst selbst.

Diejenigen, die ihm Beifall spenden, haben es sehr wohl gespürt. Es gibt keinen – unter denen, die etwas Talent oder etwas künstlerische Veranlagung haben –, es gibt keinen, der nicht jederzeit die grundlegende Lehre des Meisters aufgibt. Selbst de Régnier, selbst Vielé-Griffin sind häufig unvollkommene Beobachter, und um dessentwillen lobe ich sie; und ich will glauben, dass es nicht gegen ihren Willen geschieht, wenn ihr tatsächlich vorhandenes Talent sich nicht im Nichts auflöst und wenn ihre Symbole mir manchmal verständlich, ja sogar auf ansprechende Weise verständlich erscheinen. In dem, was man *Symbolismus*<sup>20</sup> nennt, wird es Schlagkraft und Fruchtbarkeit nur unter der Bedingung geben, dass die Essenz von Mallarmés Dogma aufgegeben wird. Mögen sie den ganzen Rest seiner Lehren behalten, wenn sie wollen: Auch ist das eigentlich nicht so schrecklich; und weder die Symbole noch die allegorischen Visionen, weder die gebrochenen Rhythmen noch die polymorphen Verse und die Bekämpfung des Naturalismus sollten Brunetière, Faguet und Lemaître Angst machen und auch nicht denen, die außerhalb dieser Sekte in der Literatur zählen und eine undogmatische und weitläufige Intelligenz haben. Aber es muss klar sein, dass das literarische Werk, da es aus *Worten* geschaffen, auch mit *Ideen* gemacht wird, dass weniger als jedes andere das ausdrucksvolle Werk des *Ideals* auf die *Idee* verzichten kann, dass die *Idee* des *Unendlichen* nicht entsteht, indem man die *endlichen Ideen* durcheinanderbringt und dass schließlich, gegenüber der Alternative von klarer oder unklarer *Idee*, es die *klare Idee* ist, die, da sie mehr zeigt, auch mehr enthält und die höhere Stufe der Idee darstellt.<sup>21</sup>

<sup>20</sup> In einem späteren Aufsatz von Lanson wird die Aufgabe von »Mallarmés Dogma« die Voraussetzung einer versöhnlichen Synthese der symbolistischen Lyrik; vgl. Gustave Lanson, *The New Poetry in France*. In: *The International Monthly. A Magazine of Contemporary Thought* 4/1901, Oktober, S. 433–465.

<sup>21</sup> Für die kritische Durchsicht der Übersetzung danke ich Françoise Delignon (Paris) und Friedrich Schlegel (Düsseldorf).

## Eine Briefliebe oder Die dritte Haut der Berührung Zum Schriftverkehr zwischen Hugo von Hofmannsthal und Ottonie Gräfin Degenfeld-Schonburg (1909–1929)

Seit Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts liegt in der Handschriftenabteilung des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt als Dauerleihgabe der Stiftung Volkswagen ein in 29 Tranchen aufgeteiltes, rund 170 Autografen umfassendes Briefkonvolut, das aus dem Nachlass Hugo von Hofmannsthals stammt und über Oxford, dem letzten Wohnsitz der vor den Nazis geflohenen Witwe Hofmannsthals, an den Main gelangt ist.\* Und da jede dieser Tranchen ein gleichgestaltetes archivalisches Kennzeichen trägt – »Degenfeld, Ottonie, v.«<sup>1</sup> – erübrigt es sich fast zu sagen, womit man es zu tun hat: Es sind die Briefe, die Ottonie Gräfin Degenfeld-Schonburg, ursprünglich angeregt durch ein Schreiben Hofmannsthals vom September 1909, zwischen 1910 und Hofmannsthals Todesjahr 1929, überwiegend von Schloss Neubeuern am Inn, dem Anwesen ihrer Schwägerin Julie Freifrau von Wendelstadt bzw. dessen nahegelegenen, testamentarisch an die Gräfin gefallenem Meierhof Hinterhör, dann aber auch von Orten wie Berlin, Dresden, München, Paris, Stuttgart, Weimar, dem elterlichen Gut im thüringischen Sondershausen oder dem schwäbischen Sitz ihrer Schwiegerfamilie Eybach aus an Hofmannsthal adressiert hat. Noch länger ist freilich der Weg, den Hofmannsthals Gegenbriefe mittlerweile zurückgelegt haben; abgesehen von einer Postkarte, die das Deutsche Literaturarchiv

\* Ich danke Dr. Konrad Heumann, dem Leiter der Handschriftenabteilung des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt, nicht nur dafür, dass er mir die Lektüre dieser Korrespondenz nahegelegt hat; ich danke ihm auch für eine Reihe von Transkriptionshilfen und für Hinweise, die mir ohne sein Expertenwissen nicht zugänglich geworden wären. Mein Dank gilt außerdem den Mitarbeiter(inne)n des Hochstifts und dessen Direktorin, Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, die mir bereitwillig Kopien und Digitalisate zur Verfügung gestellt haben; ohne diese Hilfen hätte ich das Projekt vermutlich nicht realisieren können.

<sup>1</sup> Selbstverständlich handelt es sich hier um ein verwaltungstechnisches und protokolларisch genau genommen nicht ganz korrektes Namenskürzel; der vollständige Name lautet nach einer Selbstauskunft der Gräfin vom Mai 1948 in voller aristokratischer Länge Ottonie Bringfriede Clementine Anna Gräfin Degenfeld-Schonburg, geborene von Schwartz (<http://www.schloss-neubeuern.de/includes/pdf/Historie/ottonie.pdf> [Stand: 15.11.2013]).



Marbach verwahrt,<sup>2</sup> sind diese Briefe nach dem Zweiten Weltkrieg im Gepäck von Ottonies Tochter Marie-Therese Miller-Degenfeld gewissermaßen in die USA ausgewandert, wo sie inzwischen zum Teil als inventarisiertes Besitz, zum Teil in Form eines Depositums an der Bibliothek der Harvard University für jedermann zugänglich sind.

Doch welchen Part man sich nun auch vornimmt: die ›weibliche‹ oder die ›männliche‹ Seite der Korrespondenz – beiden gemeinsam ist, dass sie aufgrund ihres post-postalischen Schicksals exemplarisch auf diejenige Eigenart des Briefes aufmerksam machen, an der dieser wie jedes andere Medium, und zwar notwendigerweise, partizipiert. Mit Begriffen der gegenwärtigen Medientheorie formuliert, besteht dieser charakteristische Zug in der irreduziblen »Duplizität«, die den Brief als »materielle[s] Dispositiv[ ]«, als ein unauflösliches Zusammenspiel funktionaler und materialer Momente markiert<sup>3</sup> und die ihn daran hindert, in seiner Mittlerrolle jemals aufzugehen, nach vollbrachter Übertragung der ihm anvertrauten oder im Wortsinne inkorporierten Botschaften einfach zu verschwinden. Die Zeichencodes mögen mit Rücksicht auf ihren semantischen Gehalt noch so transparent erscheinen – nach Empfang der Post bleibt allemal, sei's zur Beunruhigung der Verfasser, sei's zur Freude der Sammler oder deren Erben, der sprichwörtliche Erdenrest; es bleibt über die unterschiedlichen Zufalls- und Gebrauchsspuren hinaus ein *hardware*-Ensemble aus Ein- und Umschlag, aus Zeichenträgern, (getrockneten) Schreibflüssigkeiten, Schriftfigurationen, ikonischen und topologischen Arrangements, aus Briefmarken, Poststempel, Zensur- und Zustellungsvermerken etc., das zu beseitigen, sofern nicht Zeit und Umstände ihr Zerstörungswerk verrichten, gewaltsamer Eingriffe bedarf. Zwischen Hofmannsthal und der Gräfin ist von solcher Gewalt gelegentlich durchaus die Rede – die Gräfin will ihre Briefe verbrannt, Hofmannsthal unter den seinigen zumindest diejenigen ausgemustert wissen, die nach seinen Maßstäben keine Briefe, sondern in Eile, zuweilen gar übereilt fabrizierte Mitteilungsvehikel sind.<sup>4</sup> Zum Glück für

<sup>2</sup> Gemeint ist die ob ihrer ungewohnt nationalistischen Verlautbarungen befremdliche Karte, die Hofmannsthal am 28. Juli 1914 unmittelbar vor seinem militärischen Kriegseinsatz an die Gräfin schickt.

<sup>3</sup> Dieter Mersch, Einleitung: Wort, Bild, Ton, Zahl – Modalitäten medialen Darstellens. In: Die Medien der Künste. Beiträge zur Theorie des Darstellens. Hg. von Ders. München 2003, S. 9–49, hier S. 12.

<sup>4</sup> Vgl. z.B. Brief vom 7. Januar 1911.

das Nachleben der Korrespondenz, die selbst im großen Rahmen von Hofmannsthals epistolarer Hinterlassenschaft ein außergewöhnliches Dokument darstellt – man zählt im Falle Hofmannsthals, ähnlich wie für Rilke, insgesamt etwa 10 000 Briefe<sup>5</sup> –, haben derartige Vernichtungswünsche auf beiden Seiten jedoch kaum Gehör gefunden; bis auf wenige, über die Antwortschreiben zumeist erschließbare Lücken scheint der Briefwechsel komplett erhalten zu sein. Umso wichtiger ist es daher, sich über einen zweiten Aspekt Klarheit zu verschaffen – darüber nämlich, dass sich Briefe aufgrund ihrer Materialität, ihrer sinnlich wahrnehmbaren Dinglichkeit, nicht edieren lassen. Briefe kann man, wenn auch keineswegs verlustlos, ablichten, kopieren, faksimilieren, scannen – man kann sie aber nicht in typografisch normierte Texte verwandeln, ohne sie durch diese Prozedur substanziell anzutasten. Als Printerzeugnisse sind Briefe keine Briefe mehr; sie sind, stattdessen, Abstraktionen ihrer selbst, die den Reiz des Singulären, des unwiederholbaren Ereignisses verloren und – was mit Sicherheit noch schwerer wiegt – die ›mitsprechende‹, in ihrem kommunikativen Gewicht nicht zu unterschätzende Sinnbildung des Phänomenalen, wie sie, epochenspezifisch modifiziert, jedem mittelmäßigen Briefsteller als Leitfaden dient, zur Gänze eingeübt haben.<sup>6</sup>

Für eine gegenstands- und methodenbewusst agierende Editionsphilologie ist das ein höchst prekärer Befund, dem auf konventionellem Wege, dem Wege der etablierten historisch-kritischen Aufbereitung des Materials, nicht zu begegnen ist; die einzig sachgerechte Reaktion setzte einen pointierten Paradigmenwechsel voraus, der die erwähnten Repräsentationstechniken einschließlich des neuerdings erwogenen Gedankens an computergestützte Darstellungsverfahren<sup>7</sup> zugunsten diverser Präsentationspraktiken hintanstellte – Praktiken, die imstande wären, den Zugang zur brieflichen Asthetik jenseits des bloß Visuellen, durch

<sup>5</sup> Vgl. Brief-Chronik I, S. XI–XV. Die Schätzungen Kochs liegen bei 11 000 bis 12 000 Briefen: vgl. Hans-Albrecht Koch, Hugo von Hofmannsthal. Darmstadt 1989, S. 15.

<sup>6</sup> Vgl. zu weiteren Details: Der Brief – Ereignis & Objekt. Katalog der Ausstellung im Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. Hg. von Anne Bohnenkamp und Waltraud Wiethölder. Frankfurt a.M. 2008; Waltraud Wiethölder, Rolle rückwärts? Von der brieflichen Typographie zum Brief. In: Anne Bohnenkamp/Dies. (Hg.), Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung. Frankfurt a.M. 2010, S. 7–23.

<sup>7</sup> Vgl. Tagungsbericht »Briefeditionen im digitalen Zeitalter (Weimar, 5.–7. Oktober 2011)«, online unter: <http://h-net.msu.edu/cgi-bin/logbrowse.pl?trx=vx&list=h-germanistik&month=1112&week=a&msg=MOi9kquqYEHUnfsRw93AQw&user=&pw=> [Stand: 15.11.2013].

Tasten, Hören und Riechen,<sup>8</sup> offenzuhalten. Denn so befremdlich sich diese These im ersten Anlauf ausnehmen mag, so unbezweifelbar entspricht sie doch der Sachlage: Über den Sinngehalt eines Briefes lässt sich kein zureichendes Urteil fällen, wenn er nicht wenigstens annäherungsweise mit allen Sinnen aufgenommen wird – was insbesondere dort unabdingbar ist, wo der (Privat-)Brief wie zu Beginn der abendländischen Postgeschichte *als* Brief: als schiere materiale Präsenz bereits die ersehnte Botschaft ist, ohne dass es dazu eines entsprechenden Hinweises oder sonstiger Verständigungsrituale bedürfte.<sup>9</sup> Mit Bezug auf die Publikationspolitik der Hofmannsthal/Degenfeld-Korrespondenz kommen solche Einsichten aber nicht nur zu spät; sie prallen an den beiden gegenwärtig greifbaren Ausgaben schon aus kategorialen Gründen ab. Im einen wie im anderen Falle handelt es sich um eine Lese- oder Liebhaberausgabe,<sup>10</sup> die noch nicht einmal in philologischer Hinsicht satisfaktionsfähig ist – und dies ihrem Anspruch nach auch gar nicht sein will. Zeichnet sich die ältere, 1986 in zweiter Auflage erschienene Ausgabe des S. Fischer Verlags durch zahlreiche Transkriptionsmängel und ebenso zahlreiche Auslassungen nebst der zu Recht berüchtigten ›stillschweigenden Korrektur‹ sogenannter offenkundiger Schreibfehler aus, erscheint der Gebrauchswert der im Jahr 2000 publizierten amerikanischen Ausgabe noch um einiges fragwürdiger; zwar finden sich dort keine Auslassungssignale mehr, dafür jedoch die Texte weiterer, angeblich erst zwischenzeitlich aufgefundener Briefe der Gräfin – selbstredend (und ein wenig absurd) als englischsprachige Erstveröffentlichungen. Hinzu kommt, dass beide Ausgaben durch ihre Titelgestaltung suggerieren, es gälte statt eines Korrespondierenden einen Autor und darüber hinaus eine Verfasserhierar-

<sup>8</sup> Die Tatsache, dass Briefe zumindest in der Vergangenheit nicht selten auch geküsst oder wie im Falle von Kleists Michael Kohlhaas gar verschlungen, das heißt zu einem Objekt des (Ab-)Schmeckens erhoben worden sind, ist im Blick auf öffentliche und/oder archivalische Präsentationen wohl zu vernachlässigen (vgl. u.a. Wolfgang Bunzel, Schreib-/Leseszenen. In: Bohnenkamp/Wiethölter [Hg.], *Der Brief – Ereignis & Objekt*. Ausstellungskatalog [wie Anm. 6], S. 237–262).

<sup>9</sup> Vgl. Jan Stenger, Reich an Worten, arm an Inhalt? Der spätantike Brief als Ereignis. In: Bohnenkamp/Wiethölter (Hg.), *Der Brief – Ereignis & Objekt*. Frankfurter Tagung (wie Anm. 6), S. 26–41.

<sup>10</sup> BW Degenfeld (1986); unter dem Kürzel HD und der entsprechenden Seitenzahl werden nachfolgend die wenigen Briefe Hofmannsthals zitiert, die der Verf. nicht als Kopie der Handschrift vorgelegen haben, während sich die Zitate der gräflichen Briefe ausnahmslos auf die im Frankfurter Hochstift archivierten Originale beziehen; *The Poet and the Countess. Hugo von Hofmannsthal's Correspondence with Countess Ottonie Degenfeld*. Hg. von Marie-Therese Miller-Degenfeld, übers. von W. Eric Barcel. Rochester, NY, 2000.

chie anzukündigen, in der Hofmannsthal deutlich exponiert an der ersten, seine gräfliche Briefpartnerin, als wäre sie für den Meisterpoeten lediglich eine Stichwortgeberin, an der zweiten Stelle steht (s. Abb. 1).

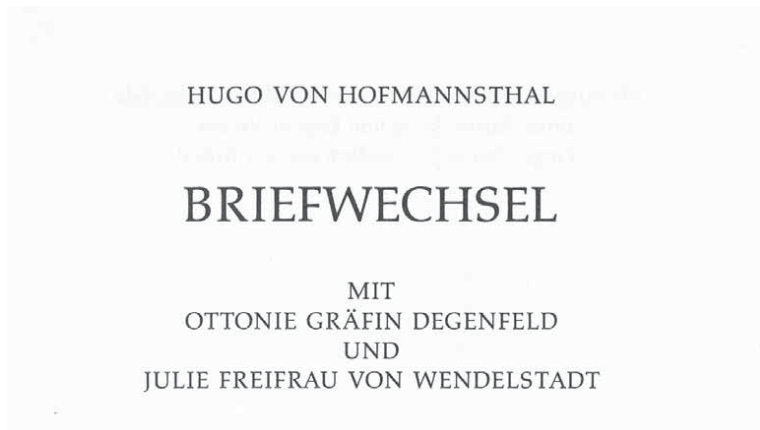


Abb. 1: Titelblatt der Ausgabe des S. Fischer Verlags. 2. Aufl. München 1986

Darin ein Zugeständnis an die Mechanismen des Kulturbetriebs zu vermuten, liegt natürlich nahe; hätte die Gräfin ihre Briefe nicht mit Hofmannsthal gewechselt, wären diese, unabhängig von jeder Qualitätsfrage, womöglich nie an die Öffentlichkeit gelangt. Nur ändert eine derartige Annahme nichts an der Gewichtung der Rollen, die den Beteiligten im Zuge der Titelei zugewiesen werden; allein die schriftbildliche Geste sorgt dafür, dass die Konstellation der Namen wie eine protokolларisch einzuhaltende Lektüeranweisung wirkt.

Auf das Schönste belegen das jedenfalls die wissenschaftlichen Beiträge – exakt fünf an der Zahl –, die sich bisher der Korrespondenz angenommen oder sie in biografischer Absicht als Quelle genutzt haben.<sup>11</sup>

<sup>11</sup> In chronologischer Folge: Anne Overlack, Was geschieht im Brief? Strukturen der Brief-Kommunikation bei Else Lasker-Schüler und Hugo von Hofmannsthal. Tübingen 1993; Ellen Ritter, Bücher als Lebenshilfe. Hofmannsthal und die Bibliothek der Gräfin Ottonie von Degenfeld-Schonburg in Hinterhör. In: HJb 6/1998, S. 207–228; Joachim Seng, Hugo von Hofmannsthal's »Ariadne auf Naxos« und Stuttgart. Marbach a.N. 2005; Ulrich Weinzierl, Hofmannsthal. Frankfurt a.M. 2007; Jörg Schuster, Ästhetische Erziehung oder »Lebensdichtung«? Briefkultur in Zeiten des Ästhetizismus. Hofmannsthal's Korrespondenzen mit Edgar Karg von Bebenburg und Ottonie Gräfin Degenfeld. In: HJb 17/2009, S. 171–202.

Trotz schwankender Gemütslage und mit den Jahren zunehmender, in aller Regel depressionsbedingter Blockaden ist Hofmannsthal nach einmütiger Auffassung der unangefochtene Souverän des Verfahrens, der die Schreibfäden im Sinne eines regelrechten »Briefregiments« in der Hand hält.<sup>12</sup> Neben der stets dringlichen Bitte um Briefe – »Wie vieles wüßte ich gern!« (23. Dezember 1909) –, der Aufforderung, postwendend zu antworten – »Bitte schreiben Sie mir bald wieder« (ebd.); »Bitte: schreiben Sie mir bald wieder, wenn es auch nur eine Zeile ist, nur bald!« (Januar 1911); »Trotzdem dies kein Brief ist, wäre ich froh, Sie schrieben mir« (10. April 1911); »Bald schreiben, bitte!« (6. September 1911) –, zeichnet sich dieses Regiment nicht zuletzt durch eine Reihe idiosynkratischer Reflexe aus, die Hofmannsthal offenkundig kaum zu unterdrücken vermag. So stören ihn nicht die zumeist fehlenden Anreden – er selbst verzichtet nicht ungern darauf –, die Schlusswendungen dagegen schon, wenn die von ihm wachsam beobachteten Unterzeichnungsmodalitäten ins allzu Konventionelle abzugleiten drohen. Während zum Beispiel die Signatur »Ottonie« mit oder ohne nachfolgender Initiale des Familiennamens Degenfeld sehr wohl erlaubt ist (12. September 1911), ist die für Hofmannsthals Geschmack viel zu vielsagende Formel »Ganz die Ihre Ottonie« (2. September 1911) unter keinen Umständen erlaubt (vgl. 1. und 4. November 1911)<sup>13</sup> – so wenig wie eine fahrlässig hinterlegte Attribuierung der Bücher, die Hofmannsthal der Gräfin zur Lektüre empfiehlt oder in Ergänzung ihrer Hinterhörer Bibliothek großzügig übereignet.<sup>14</sup> Der springende Punkt aber ist: Alle diese korrekt recherchierten und jederzeit nachprüfbaren Zuweisungen bleiben, statt den Briefwechsel in seinem Kern zu treffen, dort, wo über seine Prämissen entschieden, seine ›Geschäftsordnung‹ ausgehandelt und die ihn treibende Dynamik verankert wird, an der Oberfläche haften. Und das ist so – und hier liegt zugleich der eigentliche Stein des Anstoßes, das basale literaturwissenschaftliche Versäumnis –, weil sich die Beiträge, die genannte deutschsprachige Ausgabe zitierend, ausnahmslos auf die gedruckten Brieftexte stützen, ohne je den Gang ins Archiv angetreten

<sup>12</sup> Weinzierl, Hofmannsthal (wie Anm. 11), S. 201f.

<sup>13</sup> Wenn Hofmannsthal unter dem Datum des 4. November 1911 behauptet, die Signatur ›Ganz die Ihre‹ käme der Gräfin »nie [...] [i]n den Bleistift«, ist dies allerdings ein Irrtum; das inkriminierte Schreiben vom 2. September 1911 ist ausgerechnet einer der längsten gräflichen Bleistiftbriefe.

<sup>14</sup> Vgl. z.B. Brief vom 26. Juni 1912.

und einen vergleichenden Blick auf die Originale geworfen zu haben.<sup>15</sup> Hätten sie das getan, hätten die Verfasser insbesondere das Frankfurter Konvolut mit den Briefen der Gräfin in Augenschein und zur Hand genommen, wären sie nämlich nicht nur schlagartig mit der Krux brieflicher Editionen konfrontiert worden, es hätten sich ihnen geradezu zwangsläufig andere – erkenntnisreichere – Perspektiven eröffnet.

Damit diese Behauptung nachvollziehbar wird, empfiehlt es sich allerdings, zunächst an einige unmittelbar zur Sache gehörige biografische Daten zu erinnern, die so etwas wie die Eckdaten einer in mehreren Schritten verlaufenen, für die westeuropäische Aristokratie der Jahrhundertwende symptomatische Katastrophengeschichte sind – was freilich nicht ausschließt, dass der Beginn dieser Geschichte heiter, eine Art ›Vorspiel im Himmel‹ ist. Das gilt vor allem für die Gräfin, die bei ihrer ersten Begegnung mit Hofmannsthal Anfang Dezember 1906 auf Schloss Neubeuern, dem Sitz der Freiherren von Wendelstadt, wenige Monate verheiratet und, wie die Tochter im Rückblick meint, in ihren 16 Jahre älteren Gatten, Christoph Martin Graf Degenfeld-Schonburg, »wahnsinnig verliebt« ist.<sup>16</sup> Hofmannsthal, knapp 33 Jahre alt, sieht darin jedoch keinerlei Anlass, nicht seinerseits auf die 25-jährige Gräfin zu reagieren; »die ist unglaublich nett«, hält Hofmannsthal im Anschluss an diese Begegnung in einem Brief an seinen vertrautesten und zugleich mit der jungen Frau verschwägerten Freund Eberhard Freiherr von Bodenhausen fest, »so etwas liebes gutes und Freudenmachendes. Mit der möchte man gleich ein Jahr allein auf einer wüsten Insel leben und sich nur von Möveneiern nähren, es müsste doch nett sein«. <sup>17</sup> In den Mitteilungen an seine Frau zieht Hofmannsthal noch ein weiteres Register, nicht ohne darauf hinzuweisen, die Akzentuierung des Namens habe auf dem ersten ›O‹ zu erfolgen: »Öttoni [!]«, so schreibt Hofmannsthal, »ist [...] eine Art Engel, man möchte sofort sehr krank werden,

<sup>15</sup> Im Falle des Essays von Joachim Seng (wie Anm. 11) gilt dies mit einer kleinen Einschränkung; Seng reproduziert immerhin den Anfang des Bleistiftbriefes vom 12. Januar 1911, in dem die Gräfin dem einigermaßen überraschten Hofmannsthal die Idee einer gemeinsamen nächtlichen Bahnreise unterbreitet (vgl. ebd., S. 2); ansonsten zitiert Seng aber ebenfalls die Ausgabe des S. Fischer Verlags.

<sup>16</sup> Marie-Therese Miller-Degenfeld, Tochter der Muse von Hugo von Hofmannsthal, im Gespräch mit Anita Eichholz. Alpha-Forum, Sendung des Bayerischen Rundfunks vom 1. Dezember 1999, online unter: <http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/alpha-forum/marie-therese-miller-degenfeld-gespraech100.html> [Stand: 15.11.2013].

<sup>17</sup> BW Bodenhausen, S. 88, Brief vom 5. Dezember 1906.

um sich von ihr pflegen zu lassen«. <sup>18</sup> Keine zwei Jahre später, im Frühjahr 1908, kann von solchen Wünschen indessen nicht mehr die Rede sein; angesichts einer völlig veränderten Lebenssituation der Gräfin erscheint das von Hofmannsthal entworfene Rollentableau, als sei es schlichtweg auf den Kopf gestellt. Schwer traumatisiert durch die Koinzidenz der Ereignisse: die komplikationsreiche Geburt ihrer Tochter und die urplötzlich ausgebrochene tödliche Erkrankung ihres Gatten, sitzt die junge Frau, gehunfähig und am ganzen Körper zitternd, im Rollstuhl; sie leidet an dem, was die Neurologen als funktionelle Störung bezeichnen – eine Störung, die sich je nach Ursache so schnell nicht aus der Welt schaffen lässt. Und da die verwitwete Gräfin ohne eigene Mittel, das heißt in jeder Hinsicht von den Zuwendungen der Verwandtschaft abhängig ist, muss sie es als Glück im Unglück betrachten, dass sie mit ihrem Kind auf Schloss Neubeuern Zuflucht findet und vor dem Hintergrund der kinderlosen Ehe ihrer Schwägerin Julie Freifrau von Wendelstadt schon im Hinblick auf eine mögliche Erbfolge durchaus willkommen ist. Am unheilvollen Lauf der Dinge ändert das jedoch insofern nichts, als das nächste Drama bereits auf seinen Höhepunkt zutreibt; acht Tage nach Einzug der Neuankömmlinge stirbt der Hausherr Jan von Wendelstadt, wenn auch nicht, wie es die Familienlegende will, aufgrund einer über Nacht entstandenen Miliartuberkulose, <sup>19</sup> sondern im Zusammenhang seiner Verstrickungen in die seit Jahren schwelende Affäre um den homosexuellen Fürsten Philipp zu Eulenburg und Hertefeld – der Freiherr erschießt sich, noch bevor die gerichtlichen Ermittlungen ihren Abschluss finden. <sup>20</sup> Statt aber das letzte Glied in der Unglückskette zu markieren, wird sich dieser Suizid als eine Hypothek auf die Zukunft erweisen; inmitten der selbst das beschauliche Neubeuern erfassenden Wirren des Ersten Weltkriegs wird die Witwe des Freiherrn dem Werben eines Mitgiftjägers erliegen, wird zum zweiten Mal heiraten, wird die Komplikationen ihrer späten Schwangerschaft nur um den Preis des Ungeborenen überleben und wird – als Anfang vom Ende der Neubeurer Schlossherrlichkeiten – einen beträchtlichen Teil ihres Vermögens verlieren. In die ereignisarmeren Zeiten und die Zeit des

<sup>18</sup> HB 40/1990, S. 5; vgl. Seng, Hofmannsthals »Ariadne auf Naxos« (wie Anm. 11), S. 2.

<sup>19</sup> In ihrem Lebensbericht von 1948 spricht die Gräfin versehentlich von einer »Milliardentuberkulose«; vgl. <http://www.schloss-neubeuern.de/includes/pdf/Historie/ottonie.pdf> [Stand: 15.11.2013].

<sup>20</sup> Vgl. Weinzierl, Hofmannsthal (wie Anm. 11), S. 155ff.

Nachspiels fällt dagegen, was die Gräfin, in einer Mischung aus Dankbarkeit und Resignation, ihre »Ehe« mit der zehn Jahre älteren Freifrau von Wendelstadt nennt (21. März 1911): eine den Umständen entsprechend höchst anerkennenswerte, aber mit Argusaugen und Eifersucht überwachte Familienfiguration, in der um das einzige Kind zwei gewissermaßen alleinerziehende Mütter kreisen. Ein ökonomisch unabhängiges, weitgehend selbstbestimmtes Leben erlangt die Gräfin erst in dem Moment, in dem es ihr 1922 gelingt, die nötigen Gelder für einen Hauskauf in Pasing aufzutreiben und dort ein Mädchenpensionat zu gründen<sup>21</sup> – sozusagen als Vorläufer des Knabeninternats, das Mitte der 20er Jahre, zur Linderung der finanziellen Nöte, auf Schloss Neubeuern eingerichtet wird.<sup>22</sup>

Hofmannsthals Sorge um die zuvor so lebensfrohe Gräfin ist also wohlbegründet, wenn er nach dem Tod des Grafen Degenfeld wiederum an Bodenhausen schreibt: »Wie das alles jetzt werden wird! Ich kann sie mir nicht unglücklich denken. [...] Ich kann nicht denken wie es ist, wenn man sie trösten muß, anstatt daß sie tröstet.«<sup>23</sup> Und so denkt sich Hofmannsthal im Gegenzug nicht allein einen therapeutischen Leseplan für die Erkrankte aus; im Herbst 1909 schreibt er ihr den besagten ersten Brief, nachdem es zu Beginn des Jahres anlässlich der Wiederbegegnung auf Neubeuern zu einem ihn zutiefst anrührenden Gespräch gekommen ist. »Lächelnd«, wird er sich später erinnern, habe die Gräfin »ihr ungeheures Leid erzählt[ ]« (20. Januar 1911), und es sei »Liebe, nichts anderes« gewesen, was ihn damals getroffen habe (2. Dezember 1912). Hofmannsthal ist infolgedessen doppelt befangen, als er sich nach vielfachen Aufschüben Anfang September entschließt, das zwischenzeitlich eingetretene Stillschweigen zu brechen und der Gräfin von seiner Hoffnung zu berichten, alsbald erneut mit ihr zusammenzutreffen. Die Tatsache, dass der versierte und in der Regel spontan formulierende Briefschreiber im Ringen um die angemessene Form der Mitteilung zwei seiner Entwürfe zerreißt, ehe er beim dritten Anlauf endlich die richtigen Worte findet, ist aber dennoch nicht die große Überraschung dieses Schreibens; überraschend ist vielmehr, dass Hofmannsthal die Empfängerin eben dies wissen lässt, ohne angeblich seinerseits zu wissen,

<sup>21</sup> Vgl. Brief vom 19. April 1922.

<sup>22</sup> Vgl. [http://www.schloss-neubeuern.de/includes/pdf/Historie/Wendelstadt\\_Julie.pdf](http://www.schloss-neubeuern.de/includes/pdf/Historie/Wendelstadt_Julie.pdf) [Stand: 15.11. 2013].

<sup>23</sup> BW Bodenhausen, S.102, Brief vom Ostersonntag 1908.



»was hier im Spiel ist«. Denn selbstverständlich weiß Hofmannsthal das sehr genau; er, dem alles Direkte zuwider ist,<sup>24</sup> braucht, wie in den Eingangszeilen dieses Eröffnungsschreibens, der Gräfin gegenüber nur von »Hemmungen« zu sprechen (2. September 1909) – und er hat sich nach den Regeln der Rhetorik – *e contrario* – hinreichend erklärt.

Im Sinne des Symmetrieprinzips, das neben wochen-, manchmal monatelangen postalischen Intervallen vor allem die Anfangsphase des Briefwechsels kennzeichnet, sucht man jedoch vergebens nach einem Antwortschreiben der Gräfin; entweder hat es ein derartiges Schriftstück nie gegeben oder es fehlt diese Replik im Frankfurter Konvolut aus Gründen der Überlieferung ebenso, wie die beiden gräflichen Sendungen fehlen, für die sich Hofmannsthal Ende Dezember 1909 und Ende Januar 1910 nachdrücklich bedankt. Hofmannsthal spricht von den »lieben Zeilen aus München« (23. Dezember 1909) – offenbar einem Kartengruß – und dem »lieben schönen Brief«, der ihn noch vor der Abreise zu den Berliner Proben von »Cristinas Heimreise« an seinem nahe Wien gelegenen Rodauner Wohnsitz erreicht hat (24. Januar 1910). In Übereinstimmung mit der Brieffolge der Printausgaben datiert das chronologisch erste handschriftliche Zeugnis der Gräfin, das archivalisch erfasst ist, vom 23. Februar 1910, wobei sich die Frage nach weiteren Gemeinsamkeiten erübrigt, sobald hinter der uniformen Kulisse des Brieftextes das briefliche Original in allen seinen Eigenheiten als ein materiales Sich-Zeigen wahrnehmbar wird und daran erinnert, dass Briefe, ehe sie als Nachrichten- oder Informationsmedien einer Lektüre unterzogen werden, für gewöhnlich Objekte der sie aufnehmenden Sinne sind.<sup>25</sup> Und wie in anderen Fällen auch, bekundet sich in der Phänomenalität des gräflichen Briefes nicht nur dessen individuell-unverwechselbares »Gesicht«;<sup>26</sup> mittelbar bekundet sich darin zugleich das »Gesicht« der Absenderin, die ihrem Schreiben dieses und kein anderes Gepräge verliehen hat – fürs Erste könnte man es als eine Mischung aus Konventionalität und sich beiläufig andeutenden Extravaganzen bezeichnen. Im

<sup>24</sup> Vgl. Brief vom 3. August 1913: »Nicht dieses Directe, nie bitte –«.

<sup>25</sup> Vgl. Mersch, Einleitung (wie Anm. 3).

<sup>26</sup> Vgl. Georg Witte im Anschluss an die (arte)faktischen Beobachtungen des Kunsthistorikers Georges Didi-Huberman: Das Gesicht des Gedichts. Überlegungen zur Phänomenalität des poetischen Texts. In: Die Sichtbarkeit der Schrift. Hg. von Susanne Strätling und Georg Witte. München 2006, S. 173–190.

Detail heißt das: Der Brief setzt sich aus zwei gelblichen,<sup>27</sup> fast in Kartonstärke und mit glatter Oberfläche auftretenden Doppelbögen zusammen, deren Außen- und Innenseiten im Format 23 x 17,7 cm durchgängig mit einer meist bis an die Ränder reichenden, dank einer breiten (Füllhalter-) Feder kraftvoll und großzügig ausgreifenden lateinischen Schreibschrift bedeckt sind. Lediglich zwischen Datum und Anrede – »Lieber Herr von Hofmannsthal« – gönnt sich die Schreiberin die Schrumpfform eines Devotionalraumes, der den Briefeingang gegenüber den nachfolgenden Zeilen optisch aufwertet und damit in deutlicher Entsprechung zur freigestellten Signatur am Ende des Briefes, dem sichtlich eingeübten Schriftzug »Ottonie Degenfeld«, steht. Wohl um das Schreibtempo zu erhöhen, bedient sich die Gräfin einer Reihe von Kürzeln, trennt aus absehbarem Platzmangel vor allem gegen die Schlussequenzen hin die thematischen Abschnitte nicht mehr durch Spatien oder Zeileneinzüge, sondern durch markante Querstriche, während sie andernorts, überall dort, wo es ihr um schriftbildlich erkennbare Emphase zu tun ist, in Form von Unterstreichungen zu einer gewissen Hyperbolik neigt. Zum Beispiel kommt das Wörtchen »wie« selten ohne diesen Zusatz aus, und zumal dann nicht, wenn es gilt, Hofmannsthals literarisch-theatralen Verdienste oder die seiner Freunde durch ein nachfolgendes »wundervoll« oder »groß« hervorzuheben (s. Abb. 2–4).

Offensichtlich hat sich die Gräfin, die standesgemäß nie in den Genuss einer systematischen (Aus-)Bildung gekommen ist, eilends auf den Diskurs eingelassen, der ihr durch Hofmannsthals programmatisches Lektürecurriculum, insbesondere aber durch die ihn umgebende Aura nahegelegt wird. In seiner Gegenwart ist die Gräfin überzeugt, »eine Atmosphäre einzusatmen, die für uns Alltagskinder Höhenluft bedeutet« (23. Februar 1910). Das intellektuelle Gefälle, das sich in solchen Bemerkungen artikuliert, scheint die Gräfin nicht nur nicht zu stören; sie scheint im Gegenteil ein sicheres Gespür dafür zu haben, dass es zu den Gelingensbedingungen der Korrespondenz gehört. Jahre später wird Hofmannsthal dies zumindest indirekt bestätigen, indem er die Gräfin zu den »reizenden wirklichen Frauen« rechnet, »die Gottlob ganz und gar keine Spuren in der Literaturgeschichte zurücklassen werden«, und

<sup>27</sup> Die Papiere dieses Briefes sind inzwischen kräftig nachgedunkelt und im Gegensatz zu allen übrigen Schriftstücken der Gräfin rechtsseitig am Mittelfalz eingerissen.

10  
Hofmann 23.2.10.

Lieber Herr von Hofmannsthal,  
mein Telegramm von  
mutter's muss ich doch etwas  
erklären, denn Sie werden  
zu verärgert darüber ge-  
wesen sein, doppelt erklärten  
nach Ihrer hundertkilling mit  
Ehrenamt icher März. Die Idee  
kam mir, März m. Winter  
zu schicken, da es icher für  
jedenfalls so viel besser ging,  
nachdem ich es mir bei icher  
schickte so icher gut bin, wie  
sie mir einige Tage mit

Abb. 2: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. Februar 1910, 1. Seite

Euerhart sah ich wieder  
 mit einem Moment in  
 München, es stand noch  
 so recht aus dem Eindruck  
 der Berliner Tage, die ich  
 so aufgefrischt hatte.  
 Er erzählte mir gewiss  
mir mir mir mir mir mir  
 an Vorstellung gewesen  
 war + mir mir mir mir  
 allein gestanden hatte.  
 Welches ein prachtvolles  
 Gefühl der Einigkeit  
 muss es Ihnen geben  
 haben, alle Feinde so

Abb. 3: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. Februar 1910, 5. Seite

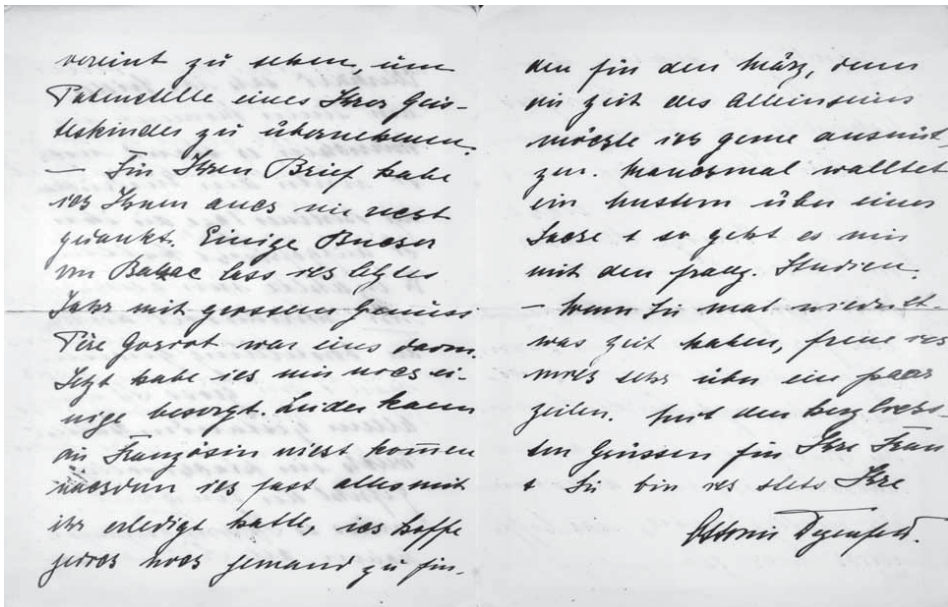


Abb. 4: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. Februar 1910, 6. und 7. Seite

dabei die Vergleichslatte nicht ohne Selbstgefälligkeit denkbar hoch legt, nämlich auf keine Geringere als Minna Herzlieb, die Freundin Goethes »mit dem runden Gesichtchen«, verweist, »von der man fast gar nichts« wisse und »die doch das Vorbild der Ottilie« gewesen sei, »also sicher ein wunderbares aber ganz »uninteressantes« Wesen«. Was Hofmannsthal bei der Gräfin sucht, umschreibt er als ein nicht definierbares »fluidum«, von dem er behauptet, ein ihm wohltuendes Lebensmittel zu sein: »Es ist wie ein sehr reines klares Wasser, das den Durst zwar stillt, von dem man aber doch immer wieder trinken möchte« (14. November 1919; HD 415f.)

Und dennoch: So »poetisch« sich dieser Bekenntnissatz auch ausnimmt – ein Satz, der im Übrigen nicht der einzige seiner Art ist –, so wenig einleuchtend erscheint es, für die Gräfin daraus die Rolle einer Hofmannsthalschen Muse ableiten zu wollen,<sup>28</sup> kollidiert diese Vorstellung doch sofort mit Hofmannsthals regelmäßig wiederkehrenden, in

<sup>28</sup> Vgl. Overlack, Was geschieht im Brief? (wie Anm. 11), S. 74ff.; Schuster, Ästhetische Erziehung (wie Anm. 11), S. 191ff.

vielen Fällen buchstäblich wetterwendischen Schwierigkeiten,<sup>29</sup> die Zeiten der Beziehungspflege und die Zeiten der literarischen Produktion möglichst unschädlich für die Letztere aufeinander abzustimmen. Je nach Arbeitsphase ist die Gräfin nicht einmal als imaginierte, geschweige denn als leibhaftige Anwesende erwünscht, was angesichts der Unvorhersehbarkeit dieser Phasen zu Irritationen, zuweilen sogar zu einer von Hofmannsthal mehr oder weniger gezielt heraufbeschworenen Krise führt, die zu entschärfen der Gräfin nur durch eine taktische Form der Selbstverleugnung gelingt.<sup>30</sup> »Allerdings habe ich kein Talent Brfe zu schreiben«, kann die Gräfin dann sagen, sie »drücke [s]ich da im̄er so grässlich dum̄ aus, dass stets alles dadurch in eine dum̄e Unordnung gerät« – um solchen verqueren Sätzen unter Umständen einen Klartext folgen zu lassen, der in seiner Schnörkellosigkeit so ziemlich das Gegenteil einer Musenexistenz: einen alltagstauglichen Pragmatismus und die Fähigkeit verrät, sich selbst mit gebotener Nüchternheit aus der Distanz zu sehen. »[S]chreiben Sie mir bitte im̄er ab wenn Ihre Arbeit mich nicht erlaubt«, erklärt die Gräfin ihrem Briefpartner, »& lassen Sie sich nicht von der Idee: die O. braucht ein bisschen Stadt, davon abhalten« (2. März 1921). Diese der Gräfin über die Jahre hinweg zugewachsene Souveränität verdankt sich einer sehr frühen, für den Briefwechsel weichenstellenden Entscheidung – der Tatsache, dass die Gräfin einer Rollenzuschreibung durch Hofmannsthal zuvorgekommen ist. Oder anders herum formuliert: Die Gräfin hat nie darauf gewartet, von ihrem Briefpartner auf ein Beziehungsmuster festgelegt zu werden; sie hat sich vielmehr in einem grundlegenden Akt der Selbstdefinition von Anfang an die Rolle zugewiesen, die sie in ihrem Verhältnis zu Hofmannsthal als die ihr gemäße verstanden hat. Und das schließt nicht zuletzt die Art und Weise ein, in der sich dieser Akt vollzogen hat, nämlich wortlos, auf dem Wege einer brieflichen Deixis, die in ihrer sinnlichen Prägnanz, der Eindringlichkeit des materialen Auftritts, ebenso unabweisbar wie in ihrer Bedeutung unmissverständlich ist. Man braucht das Frankfurter Konvolut infolgedessen nur zu öffnen, um im Bilde zu sein (s. Abb. 5).

<sup>29</sup> Vgl. zu Hofmannsthals Wetterfähigkeit Konrad Heumann, »Stunde, Luft und Ort machen alles«. Hofmannsthals Phänomenologie der natürlichen Gegebenheiten. In: HJb 7/1999, S. 233–287.

<sup>30</sup> Vgl. insbes. die Briefe zwischen dem 15. Dezember 1920 und dem 15. März 1921.

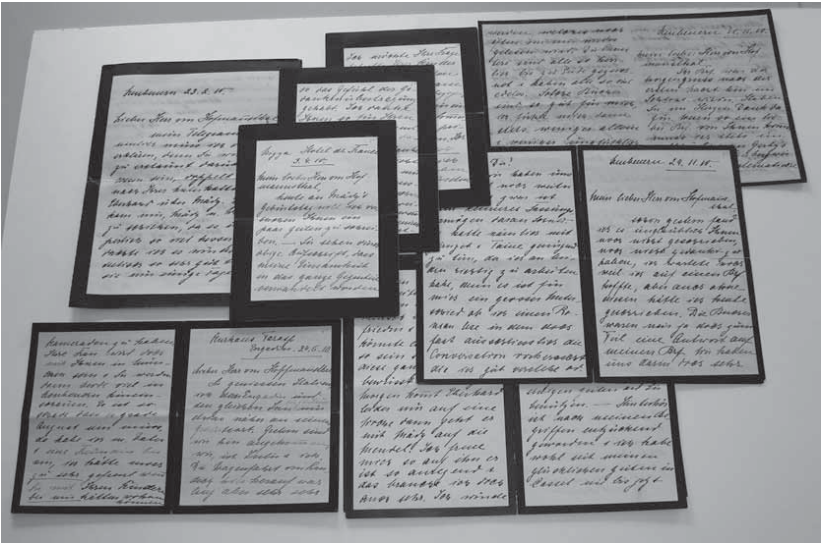


Abb. 5: Ottonie Gräfin Degenfeld, Briefe unterschiedlichen Formats aus dem Frankfurter Konvolut

Denn was die Gräfin auf die Post trägt (oder durch das Personal dorthin tragen lässt), sind Trauerbriefe – Briefe, die, den beiden Doppelbögen vom 23. Februar 1910 vergleichbar, zur schwarzen Tinte passend ungewöhnlich breite, schwarze Ränder tragen (s. Abb. 6) und diesen Eindruck von umfassender Schwärze noch steigern, wenn sie sich wie die unmittelbar nachfolgenden Sendungen aus Nizza<sup>31</sup> oder dem Engadin<sup>32</sup> in Kartengröße, das heißt mit proportional sichtlich reduzierter Schreibfläche zeigen; der Gedanke an Todesanzeigen ist bei diesem Anblick wahrlich nicht mehr weit (s. Abb. 7).<sup>33</sup>

Da der Beginn der Korrespondenz mit Hofmannsthal in das zweite Trauerjahr der Gräfin und damit in einen Zeitraum fällt, zu dem die Gesundheit der Erkrankten noch keineswegs als gesichert gelten kann, liegt es nahe, diese massive Rahmung der Briefe nicht unter dem Gesichtspunkt bloßer Konvention zu verbuchen, sondern als Zeichen einer

<sup>31</sup> Brief vom 3. April 1910.

<sup>32</sup> Brief vom 24. Juni 1910.

<sup>33</sup> Zum Vergleich: Die schwarze Rahmung des Februar-Briefes misst 1,3 cm, die der Briefe im Kartenformat (Gesamtgröße 17,6 x 13,5 cm) 1,6 cm.

10  
Hofmannsthal 23. 2. 10.

Lieber Herr von Hofmannsthal,  
mein Telegramm von  
mündlich muss ich dies etwas  
erklären, denn Sie werden  
zu verärgert darüber ge-  
wesen sein, doppelt verärgert  
nach Ihrer Kullerkullung mit  
Eberhard icher Mätz. In Halle  
kam mir, Mätz n. Weinmar  
zu schicken, da es ihm für  
gerade so viel besser ging,  
dachte ich es würde ihm  
schlimmer so über gut sein, wenn  
sie mir einige Tage mit

Abb. 6: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. Februar 1910, 1. Seite



26  
Bizza Hotel de France  
3. 4. 10.

Ihnen treiben Sie von Hof-  
mannsthal,  
kennle an Mädy's  
Geburtsdag will Sie von  
sachsen Ihnen ein  
paar zeilen zu schrei-  
ben. — Sie sehen vint-  
abige Aufschrift, dass  
meine Einsamkeit  
in das ganze Gefuehl  
verwandelt worden

Abb. 7: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 3. April 1910, 1. Seite

anhaltenden Trauerarbeit zu begreifen. Immerhin wird es dem Bericht der Tochter zufolge geschlagene sechs Jahre dauern, ehe die Gräfin bereit ist, ihre schwarze Kleidung abzulegen.<sup>34</sup> Auffällig ist nur: Dieser Kleiderwechsel geht nicht mit einem vergleichbar konsequenten Wechsel des gräflichen Briefpapiers einher; zwar entschließt sich die Gräfin mit Beginn des Jahres 1913, in unterschiedlichen Qualitäten, Größen und Tönungen neutrales Papier zu verwenden, oder greift, wenn sie auf Reisen ist, zu den ihr jeweils offerierten Hotelbögen, aber diese Praxis hindert sie nicht daran, Hofmannsthal hier und da erneut einen ihrer »schwarzen« Briefe zu schicken. Erklärungen der Absenderin sucht man in diesen Fällen vergeblich, doch erklärt sich dadurch zumindest verfahrenstechnisch, was sonst kaum zu glauben wäre: Die letzte Trauerpost trägt das Datum des 30. September 1920 – womit sich ein Beharren bekundet, das nicht allein jeder gesellschaftlichen Gepflogenheit spottet, sondern über die Trauer hinaus nach einem Motiv fragen lässt, das für diesen demonstrativen Gang der Dinge verantwortlich ist. Und obwohl Hofmannsthal nicht den Kern der Sache trifft, ist er dieser dennoch auf der Spur, wenn er – drei Jahre später, am 2. August 1923 – der Gräfin gesteht: »Daß Sie so da sind – daß Sie überhaupt da geblieben sind! Was für eine chance für mich, Ottonie, daß Sie nicht wieder geheiratet haben!« Im Rückblick wird man dagegen präzisieren müssen: Wichtiger als die ausgebliebene Wiederheirat der Gräfin ist für die Korrespondenz und die darin Gestalt gewordene Beziehung der Briefpartner die beidseitig verpflichtende Verinnerlichung der Ausgangslage gewesen: der Umstand, dass die offensiv signalisierte Witwenschaft der Gräfin im Prinzip über das Reglement der Kommunikation entschieden hat.

An dieser Stelle ein weiteres Mal auf die Printausgaben des Briefwechsels zu verweisen, erscheint somit beinahe überflüssig; weder die deutsche noch die amerikanische Textsammlung vermittelt dem Publikum auch nur ansatzweise eine Vorstellung von der Art der Zurichtung, in der die Gräfin gut zehn Jahre lang ihre Post verschickt und in der Hofmannsthal genauso lange diese Sendungen entgegengenommen hat. Alle Sinnesdaten, die auf die phänomenale Dimension des Schriftverkehrs

<sup>34</sup> Vgl. Marie-Therese Miller-Degenfeld, Tochter der Muse von Hugo von Hofmannsthal (wie Anm. 16).

hätten aufmerksam machen können, sind kassiert, und dies sogar in Anbetracht von Hofmannsthals durchaus sachdienlicher Bemerkung, er schaue selbst zu Zeiten, in denen er »schreibmüd« vor lauter schriftstellerischer »Stubenmädel-arbeit« nicht zum Briefeschreiben komme, »jeden Morgen auf den Tisch, ob nicht doch ein schwarzgerändertes Couvert da liegt«, das im Gegensatz zum täglichen, den gängigen Kommunikationsritualen unterliegenden Geschäftsverkehr mit einem »klare[n] liebe[n] Satz« das innere Gleichgewicht wiederherzustellen verspricht (22. Januar 1912). Herausgeberin und Verlage haben sich an dieser Bemerkung offenbar ebenso wenig gerieben, wie die bisherigen Leser/innen den inkludierten Informationsgehalt realisiert und eine Ahnung davon entwickelt haben, dass sich die Korrespondenz anhand der Drucke nicht beurteilen lässt. Und dem ist so, weil die eingangs skizzierte Editionsproblematik in diesem Falle nicht bloß das eine oder andere Schriftstück, sondern den Briefwechsel als Ganzes betrifft, und zwar weit über das hinaus, was man zunächst seine Konstitutions-, dann seine Konsolidierungsphase nennen könnte. Denn es ist keine Frage: Eine briefliche Schreibszenen wie die gräfliche, deren Rahmenbedingungen angesichts schwarzer Papierränder wörtlich zu verstehen sind, zeitigt Implikationen von nicht zu unterschätzendem Gewicht. In einem basalen Sinne sorgt sie dafür, dass sich die übliche postalische Dialogsituation auf einen Dritten hin öffnet, der sie in seiner anwesenden Abwesenheit für Senderin und Empfänger grundiert. Und das bedeutet konkret: Dank der unübersehbar vor Augen stehenden Rahmung der Zeichenträger ist der Verstorbene präsent, wann immer die Gräfin zur Feder greift, um mit Hofmannsthal in Kontakt zu treten. Hinter der Zweierbeziehung der Korrespondierenden steht faktisch eine (asymmetrische) Dreierbeziehung, die der schriftlich manifesten Kommunikation diesseits des sprachlich Fassbaren eine eigene Färbung gibt; was die Briefpartner untereinander auch klären oder verhandeln mögen – ohne zu schreiben, schreibt der Tote im Schreiben der Gräfin mit, das *per se* schon doppelt adressiert, als Totengedenken an den Grafen und als Lebenszeichen an Hofmannsthal gerichtet ist. Hinzu kommt außerdem die funktionale Ambiguität, die mit jedem Trauerbrief ihre Wirkung entfaltet, indem sie die schwarz umrahmte Schreibfläche einerseits als geschützten (Innen-)Raum und andererseits, aufgrund eben

dieser Schutzfunktion, als ein Terrain ausweist – genau genommen als das einzig mögliche –, auf dem sich gewissermaßen experimentell die Formen einer neuen Beziehung ausloten und erproben lassen.

Welche Kippeffekte, Übergänglichkeiten und Verschiebungen dabei im Spiele sind, illustrieren höchst eindrucksvoll die beiden Briefe, in denen sich die Gräfin anlässlich der dritten Wiederkehr des Todestages explizit über ihre Bindung an den verlorenen Gatten äußert. Im Vorfeld ihrer Reise zum Grab spricht die Gräfin von der Sehnsucht, die weniger in ihr schlummere, als dass sie aus ihr herauschreie: »Oft überkommt mich ein verzweifelndes Gefühl, ich möchte an meinen Lebensjahren blättern, rasend schnell blättern wie man es oft in einem Buch tut, um an den Schluss zu kommen« (28. März 1911). Ein paar Tage später, nachdem sie das Grab besucht hat, ist die Stimmung umgeschlagen; die Gräfin berichtet Hofmannsthal, wie sie bei strahlendem Sonnenschein in Geislingen angekommen, »zu Fuss den entzückenden Weg nach Eybach« entlanggewandert und ihr dabei ein »grosser Frieden« begegnet sei. »Ich durchlebte alles wieder«, so die Gräfin, »wie Christoph & ich zum ersten Mal dort gegangen unsere Pläne, wie viele hatten wir gemacht im Vollgefühl unseres Glückes – dann das Ende. Ich war auf einmal gar nicht mehr traurig. Lange sass ich an seinem mit Blumen bedeckten Grabe & war glücklich dort [...], richtig glücklich«. Und während sich die Schreiberin noch über diese Reaktion wundert, sie »merkwürdig« findet und zu ergründen sucht, drängt sich ihr mit der nachfolgenden Apostrophe ein Satz in die Feder, der auf schwarz eingefasstem Briefpapier nicht unbedingt vorherzusehen, in Grammatik und Orthografie dafür aber umso auffälliger ist. »Denken Sie«, teilt die Gräfin ihrem Korrespondenzpartner mit, »dann haben meine Gedanken an Christoph & an Sie sich verschmolzen & sie [!] beide haben mir so geholfen« (4. April 1911; s. Abb. 8). Die Quintessenz dieser Zeilen ist kaum zu verkennen. Deutlich wird, wie sich im Binnenraum der Trauerpost die Bindungen der Gräfin zu überlagern beginnen und vermöge dieses Prozesses begründen, was auf den ersten und wohl auch noch auf den zweiten Blick so mancher klassisch gewordenen Liebeskorrespondenz zum Verwechseln ähnlich sieht. An Hofmannsthals Briefen findet die Gräfin nicht nur zunehmend Gefallen; von Mal zu Mal werden diese dringlicher erwartet und in der Gewissheit ihres Eintreffens regelrecht herbeigesehnt. »Ich danke Ihnen

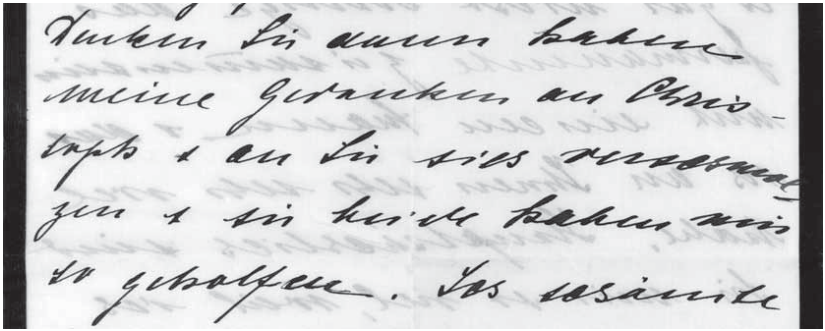


Abb. 8: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 4. April 1911, 3. Seite (Auszug)

so für Ihren Brf«, schreibt die Gräfin. »Wissen Sie eigentlich was Sie mir damit tun, ich glaube Sie können es nicht ahnen. Sie geben mir stets neuen Lebensmut« (3. April 1910). Und knapp drei Monate später: »Schreiben Sie mir wieder mal wenn Sie Gefühl dafür haben. Es ist ganz merkwürdig wie ich genau immer weiss wann von Ihnen ein Brf köm̄t, ich habe so etwas selten erlebt« (24. Juni 1910). Und abermals ein paar Monate später: »[S]agen muss ich Ihnen, wie froh ich war heute morgen durch Ihren Brf begrüsst zu werden. Wie lieb von Ihnen mir gleich zu schreiben & so zu schreiben« (8. Januar 1911). Und schließlich, in Anspielung auf eine gemeinsam bestrittene Fahrt nach Erfurt, wo das temporäre Reisegespann wieder getrennt worden, die Gräfin ins elterliche Sondershausen, Hofmannsthal zu den Proben des »Rosenkavalier« nach Dresden weitergefahren ist, ein gräfliches Bekenntnis von geradezu entwaffnender Intimität: »Können Sie glauben«, so die Gräfin,

dass das thüringische Fräulein wahnsin̄ig auf einen Brief gelauert hat von einem gewissen Herrn, der mal ganz zufällig mit ihr im Zug zusamen gefahren war? Dass sie dazu morgens früh im Schlafrock (aus dem Bett geschlüpft) durch kalte Räume eilen muss, um zu sehen ob denn der Postbote immer noch nicht da war, um dann resigniert wieder zurück zu kriechen. So dum̄ ist dieses gewisse thüringische Fräulein noch, da sie doch genau wissen müsste, dass der Brief erst am Nachmittag kommen konnte (16. Januar 1911).

Eine andere, aber ebenso klare Sprache spricht im Übrigen die Statistik, auch wenn es die erwähnten Überlieferungslücken unmöglich machen, mit absoluten Zahlen zu operieren. Stehen in der Anfangsphase der Hofmannsthal/Degenfeld-Korrespondenz, dem Konstitutionsjahr 1910, bei

nahezu ausgeglichener Bilanz der Beteiligten rund 25 Sendungen zur Debatte, vervierfacht sich diese Zahl im Folgejahr, um sich, jeweils von dieser Spitze aus gerechnet, in den nächsten Jahren bis zu der mit Beginn des Ersten Weltkriegs einsetzenden Postzensur ziemlich genau auf die Hälfte einzupendeln – was im Schnitt zunächst eine Schreib- und Übermittlungsfrequenz von etwa 14, dann von knapp vier und zuletzt von circa sieben Tagen bedeutet, in der Praxis jedoch durchaus Zeiten einschließt, in denen kaum zwei Tage, zuweilen keine 24 Stunden ohne Schriftverkehr verstreichen. Auf beiden Seiten entstehen sogenannte Tagebuchbriefe:<sup>35</sup> umfängliche, zum Teil großformatige oder, im Falle von Papieren kleineren Zuschnitts, auf entsprechend zahlreichen Doppelbögen hinterlegte Fortsetzungsschreiben, deren Niederschrift zwar häufig unterbrochen werden muss, tatsächlich aber einem Schreibstrom gleicht, der jederzeit reaktiviert werden kann und bei Wiederaufnahme weder einer erneuten Adressierung noch einer eigens vermerkten kalendarischen Zuordnung bedarf. Die Folge ist, dass auf diese Weise nicht allein das anfängliche Symmetrieprinzip unterlaufen wird; die Mehrzahl der Briefe verzichtet auf eine Anrede, und nicht wenige begnügen sich damit, den Namen eines Wochentags oder einer Tageszeit zu notieren, weil angesichts derart eng getakteter Postläufe mehr zur Unterrichtung des Empfängers – der Empfängerin – nicht vonnöten ist. Ohnehin schwindet, je höher die Schlagzahl steigt, desto greifbarer der Sinn für das, was sich Briefetikette nennt. Gut zu beobachten ist, wie sich unter dem intensivierten Mitteilungsdruck die Schriftzüge dehnen; wie sich die Abstände sowohl zwischen den Zeilen als auch zwischen den Wörtern vergrößern; wie sich die Wörter am Zeilenende, statt getrennt zu werden, am rechten Seitenrand nach unten krümmen; wie sich die Querstriche durch Geminationsstriche munter vermehren, und vor allen Dingen: wie sich die damit durchlässiger gewordenen Schriftbilder mit Hilfe von Interlinear- und Randbeschriftungen im Nu wieder verdichten. Die eigentliche Sensation dieser brieflichen Hoch-Zeiten ist allerdings anderswo und erneut bei der Gräfin zu suchen – dort nämlich, wo diese mit wachsender Lust von einem epistolaren Genre Gebrauch macht, das traditionsgemäß den Kranken vorbehalten, als unverwech-

<sup>35</sup> Zum Begriff 'Tagebuchbrief' vgl. Goethes Briefe an Auguste Gräfin zu Stolberg aus der ehemaligen Sammlung Brockhaus. Hg. von der Kulturstiftung der Länder in Verbindung mit dem Freien Deutschen Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum. Frankfurt a.M. 1993.

selbares Intimitätssignal bisweilen aber auch das bevorzugte Verständigungsmedium unter Liebenden ist. Gemeint sind die Bleistiftbriefe der Gräfin, eine Briefsorte, die nicht zuletzt deshalb negativ belegt wird, weil ihr Entstehungsort in der Regel das Bett, ihre Entstehungszeit des Öfteren die Nacht und beides zusammen nicht unbedingt der Ausweis eines untadeligen Lebenswandels ist.<sup>36</sup> Doch was tut die Gräfin? »Ich schreibe mit Blei weil ich schon im Bett liege nicht etwa weil ich krank bin«, erklärt sie Hofmannsthal, ihm zugleich eine »gute Nacht« wünschend und versichernd, es gehöre ihm »sehr viel von einer Ottonie« (25. August 1911; s. Abb. 9 und 10). Und Hofmannsthal, ansonsten so unnachgiebig auf Dezenz und Diskretion bedacht – er denkt nicht entfernt daran, in diesem Zusammenhang den postalischen Kostverächter zu spielen. Er bedankt sich geradezu überschwänglich für den »gute[n] liebe[n] schöne[n] Bleistiftbrief« (6. September 1911), nachdem er selbst das Interesse an einer solchen Post bekräftigt hat. »Wenn ich einen Bleistiftbrief nach Gastein bekäme«, so hat er die Gräfin wissen lassen, »das wäre schön« (31. August 1911). Noch delikater erscheint die Sache freilich, sobald man Zeuge des Ausbruchs wird, in dem Hofmannsthal Jahre später, zornbebend, die gräfliche Handschrift attackiert. »Keine einzige andere Handschrift« sei »so schwer« zu lesen, behauptet er, wo doch schon viel gewonnen wäre, würde sich die Gräfin bemühen, »etwas weniger hastig« zu schreiben und den »einen oder [anderen] Buchstaben etwas mehr [zu] malen« (18. März 1926). Denn recht besehen, trifft diese Kritik das falsche Objekt, während sie angesichts der gräflichen Bleistiftkritzeleien, die am ehesten für sie prädestiniert gewesen wären, einfach ausgeblieben ist.

Die Reihe der Indikatoren, die einer Liebeskorrespondenz das Wort reden, ist also nicht bloß beträchtlich, sondern auch von einer Art, die in ihrer Dynamik, ihrem Beschleunigungspotenzial, ihrer im Wechselspiel des Schreibens erzeugten und bekräftigten Folgerichtigkeit schwerlich wegzudiskutieren ist. Für Hofmannsthal und die Gräfin hat der postalische Fernkontakt offenbar etwas Unwiderstehliches, der Schriftverkehr

<sup>36</sup> Vgl. Anne Bohnenkamp, Schreibgeräte. In: Dies./Wiethölter (Hg.), *Der Brief – Ereignis & Objekt*. Ausstellungskatalog (wie Anm. 6), S. 19–72, hier insbes. S. 30ff.

Hinführung

50<sup>o</sup>

Freitag.

Ein immerwähres viel bedeutendes ein-  
maligmal ein Dorf. Ein einleites-  
ten geht es vom uns, ganze  
Stahlen fallen sich einen lau-  
gen Tag & mehrere Tage. Wenn  
man uns ganz befreit, fast  
günstiges, guten so man, so  
fällt auf ein mal das "fast"  
wey & man ist es wirklich -  
wirklich im ganzen Innere  
günstiges. - Das einen Fest  
tag hat mir nicht Ihr so so  
guten Dorf gegeben. Es hat  
diesen Dorf so sehr lieb. Ob

Abb. 9: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 25. August 1911, 1. Seite



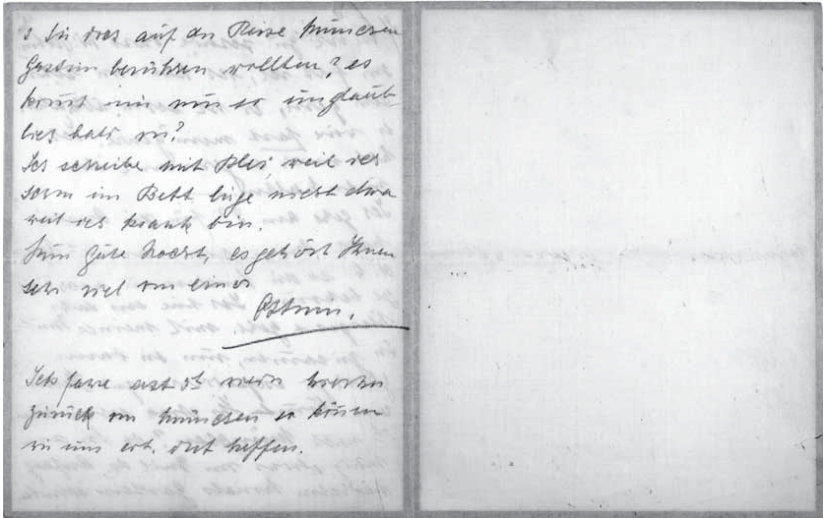


Abb. 10: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 25. August 1911, letzte beschriftete Seite

zieht sie gleichermaßen in seinen Bann, was aber umgekehrt keineswegs heißt, dass die Korrespondierenden einem schlichten Automatismus folgten. Vielmehr dauert es nicht lange, bis sie trotz eines von Hofmannsthal relativ früh erlassenen Schweigegebots – »es wird nicht davon gesprochen« (18. Februar 1911) – in eine briefliche Metakommunikation eintreten, durch die sie sich über die Höhe ihres Einsatzes Klarheit zu verschaffen suchen – zumal beide Akteure ahnen, wie sehr sie sich auf Messers Schneide bewegen, wie begrenzt der Bereich des gesellschaftlich Zulässigen und dessen ist, was den eigenen Wünschen entspricht oder ihnen womöglich zuwiderläuft. Den Anfang macht Hofmannsthal zu Beginn des postalischen ›Rekordjahrs‹ 1911 mit einer Liebeserklärung, die, ohne eine solche Erklärung sein zu dürfen, dennoch eine ist. »Was wünsche ich?«, fragt Hofmannsthal.

Was ist das Innerste, das Wirkliche an diesem maßlosen Sich hinüberlehnen einer Seele zu einem andern Wesen? Es müßte sich doch mit ganz einfachen Worten sagen lassen! daß Sie es fühlen könnten, daß es in Sie hineinginge wie ein Strahl. Ich hab Sie lieb. Aber das ›Ich‹ in dem Satz ärgert mich [...] Man sollte es so sagen können: es hat Sie lieb (4. Januar 1911).

Nach einer Handvoll weiterer Briefe wird Hofmannsthal jedoch konkreter, indem er die Gräfin daran erinnert, dass er sie »in der Stunde [...] lieb gewonnen« habe, zu der sie ihm in offener Trauer entgegengetreten sei: »In diesen Augenblicken hat etwas von mir Ihnen gehört, das noch nie jemandem gehört hat«, schreibt er, um dann allerdings zu betonen, wie wenig diese Neigung mit Verliebtheit oder Begehren zu tun habe. Eine »geheimnisvolle süße Hingezogenheit« – ja, das empfinde er, aber, so Hofmannsthal: »Es quält nicht, es brennt nicht, es will nicht, es ist bloß da und freut sich so still da zu sein«. Die Sache ist nur: Dieses stille Dasein ist nicht immer so still. Noch am Abend desselben Tages befällt den Briefschreiber, während er sich sicher wähnt, die Gräfin zu »haben«, oder besser: »dies [s]ie-liebhabe« zu haben, die Frage, warum es ihm dabei so »entsetzlich« sei, sich die Gräfin als »Frau oder Geliebte eines Mannes zu denken«. »Wenn ich daran denke«, gesteht Hofmannsthal, »wird mir ganz kalt und finster, als ob das Licht aus der Welt weg wäre« (20. Januar 1911). Und obgleich die Gräfin ihren Briefpartner beruhigt, es werde »wohl der Andere nie kömē«, der sie ihm nimmt – »Suchen tu ich ihn nicht und Sehnsucht hab ich auch nicht nach ihm« (22. Januar 1911) –, bleibt die Unruhe bestehen. Aus Furcht, missverstanden zu werden, wäre der Schriftsteller Hofmannsthal froh, statt schreiben zu müssen, mit der Gräfin reden zu können, und sei die Zeit dafür noch so knapp bemessen. »Meine Stimme würden Sie nicht mißverstehen, das weiß ich«, behauptet er, kann sich im Anschluss daran aber die Frage nicht verkneifen: »Oder sind es meine Briefe, die Sie lieber mögen als mich? Soll ich bitter eifersüchtig werden auf meine eigenen Briefe wie der arme Lucidor?« (Januar 1911)<sup>37</sup> Die Antwort erhält Hofmannsthal postwendend: »[O]b ich die Briefe von einem gewissen Mann noch lieber habe als ihn selbst [...] das ist ganz schwer zu erklären«, meint die Gräfin. »Nein«, sagt sie mit großer Bestimmtheit, »ich hab ihn schon sehr gern und ich spreche schon lieber mit ihm [...] aber etwas was ich eben gar nicht liebe, ist irgendwo ohne ihn sein, wenn kein Brf mich dort erreichte«. Doch ist, was folgt, ein zweites, ein drittes und ein viertes »Aber«: »Aber«, so fährt die Gräfin fort, »wenn ich nun grausam ehrlich bin, dann muss ich [...] wohl sagen, ihn habe ich namenlos gern, aber ich liebe ihn nicht & seine Briefe habe ich nicht nur gern, sondern

<sup>37</sup> »Lucidor. Figuren zu einer ungeschriebenen Komödie« (1909; Erstdruck 1910).

die liebe ich direkt«. Und als hätte sich die Argumentationsspirale nicht schon mehrfach gedreht, taucht ein letzter Einwand auf, der die Gräfin am Ende ihrer Überlegungen zögern lässt. »Aber dabei wird mir grade klar«, schreibt sie weiter, »wenn ich seine Briefe liebe, muss ich dann nicht seine Seele, sein Inneres Ich auch lieben, denn seine Brfe sind doch seine Seele?! Ich weiss es nicht ich muss mir erst darüber klar werden« (18. Januar 1911). Höchst unzufrieden mit dieser Auskunft, legt Hofmannsthal indessen auf ähnlich zwiespältige Weise ein weiteres Mal nach, insofern er einerseits Reue signalisiert, diese »dumme unnötige zudringliche Frage« überhaupt ins Spiel gebracht zu haben, und andererseits – gleichzeitig – der Gräfin ihrer Antwort halber erstaunlich unsouverän einen Rüffel erteilt; »ganz leicht hingeschrieben«, habe seine Frage, so Hofmannsthal, »vielleicht [!] [...] auf keine Antwort« gewartet, und es hätten »darum« [!] auch in keinem der gräflichen Briefe »diese zwei kleinen Worte ›nicht – lieben« [...] so beieinander [...] stehen« müssen (20. Januar 1911).

Versucht man auf den Nenner zu bringen, was sich in diesen (und anderen) Passagen der brieflichen Selbstverständigung artikuliert, wäre wohl von einer Liebeslogik zu sprechen, die aufgrund der ihr eingelagerten basalen Hemmnisse schlechterdings nicht konfliktfrei zu handhaben, geschweige denn in einen der traditionell erprobten Beziehungsdiskurse zu fassen ist. Infolgedessen lässt sich der Knoten aus Hingabe und Zurückhaltung, aus Empathiebekundungen und tabubehafteten Restriktionen nicht entflechten, er lässt sich lediglich beherzt beiseiteschieben, wie dies die Gräfin schließlich wagt, indem sie der Sache nach auf den frühen Vorschlag Hofmannsthals zurückkommt, die Liebe – oder das Lieb-Haben – zu leben, aber nicht davon zu sprechen.<sup>38</sup> Den Dank für Hofmannsthals zuletzt zitierten »lieben langen Brf.« verbindet die Gräfin mit der Aufforderung, das fruchtlose Hin- und Herreden »über Gefühle oder Nichtgefühle« um des brieflichen Austausch willen einzustellen: »So wollen wir uns doch bitte bitte bleiben was wir uns sind«, schreibt sie. »Was Sie mir bedeuten, hab ich zu oft wohl schon gesagt ums aufs Neue zu tun« (22. Januar 1911). Und dass dies gelingt, dass dieser Appell trotz aller noch folgenden ›Lieb-Habens‹-Beteuerungen Hofmannsthals seine

<sup>38</sup> Vgl. Brief vom 18. Februar 1911: »[E]s ist jemand da, der Sie lieb hat, aber es wird nicht davon gesprochen«.

Wirkung nicht verfehlt, gehört zweifellos zu den kleinen Wundern der Postgeschichte, ist damit doch der Weg frei zu einer Korrespondenz, die in Abweichung von den klassischen Modellen keine Liebeskorrespondenz – und nicht einmal eine Liebeskorrespondenz mit Trauerrand –, sondern im Doppelsinne des Begriffs eine Briefliebe ist – eine Liebe, die sich nicht allein im Medium des Briefes entfaltet, sondern im Sinne der gräflichen Versicherung den Brief ›direkt‹, und das meint: den Brief in seiner physisch-materialen Konkretion als ihr vorrangig begehrtes Objekt begreift.

Nach den einschlägigen Belegen für diese ›gedoppelte‹ Liebe muss man jedenfalls nicht lange suchen; sie begleiten das postalische Geschehen in schöner, ihre Zeugenschaft verstärkender Regelmäßigkeit, und zwar bis dorthin, wo die gräfliche Liebeserklärung vorbehaltlos und im Sinne einer Anzeige gezielter Objektverschiebung gewiss nicht zufällig mit der von Hofmannsthal bevorzugten Formel einem seiner Briefe gilt. »Wie unendlich viel bedeutet einem manchmal ein Brf«, schreibt die Gräfin Ende August 1911.

Wie ein Leuchten geht es davon aus, ganze Strahlen fallen über einen langen Tag & weitere Tage. Wenn man auch ganz befriedigt, fast glücklich, zuvor schon war, so fällt auf ein mal das ›fast‹ weg & man ist es wirklich – wirklich im ganzen Innenleben glücklich. – Solch ein Festtag hat mir heut Ihr so so guter Brf. gegeben. Ich hab diesen Brf. so sehr lieb (25. August 1911).

Als Ausgangspunkt einer Detailanalyse bieten sich jedoch vor allem die Eröffnungszeilen eines Schreibens an, das die Gräfin Anfang Mai 1911 nach Paris adressiert, wo sich Hofmannsthal eine Art kultureller Stippvisite gönnt. »Warum muss ich eigentlich imer wieder an Sie schreiben«, fragt die Gräfin zu Beginn ihres Briefes weniger Hofmannsthal als sich selbst, um die Antwort auf diese Frage eilends hinterherzuschicken; »ich weiss halt, dass Sie sich freun wenn ein Brf von mir ko<sup>m</sup>t, mir gehts ja ebenso mit Ihnen, so tu ichs halt imer wieder«, erklärt sie, wobei sie das Ende dieses Abschnitts nicht bloß mit einem Punkt, sondern zugleich mit einem jener langgezogenen Querstriche markiert, die zu verstehen geben, dass ihre Urheberin zu weiteren Erörterungen des Themas keinen Anlass sieht (6. Mai 1911; s. Abb. 11).<sup>39</sup>

<sup>39</sup> Der Brief ist in der Ausgabe des S. Fischer Verlags nicht enthalten.

44<sup>6</sup>

Fuchenerie of Linn  
6. 5. 11.

Maxime m'as res eigentlies  
 unes m'as au lin sorreilleu,  
 res m'as kalt, dass tu es  
 juin m'as ein Bey an  
 m'as korn, m'as jeklo ja chell  
 so mit Thuen, so tu is's  
 kalt unes m'as. —

Juli 1 res m'as eben ein  
 Regen in Gintukör/so m'as tu  
 m'as eines Abends/auf dem  
 Pöckweg kamen m'as ein  
 Jupias über tu 2 m'as.

4. 5. 11. Los sage ich, dass res im  
 Sommer einige Tage zu Thuen  
 fahre, worauf ein m'asle dies  
 m'as aber absolut west gut für  
 m'as, meiner Öi: wegen, was  
 res im natürlichen m'asle.  
 Woran res ich alles über den  
 Thuen m'as, an Thosals

Abb. 11: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 6. Mai 1911, 1. Seite

Denn trotz ihres (Selbst-)Verständigungsbemühens ahnt die Gräfin nicht, welche (historisch-systematische) Referenz in ihren Sätzen steckt und durch diese eher beiläufig notierten Zeilen in Erinnerung gerufen wird – keine geringere nämlich als das Kernstück der antiken Brieflehre, die den (Privat-)Brief in ähnlich schlichter Manier als Geschenk ( $\delta\omega\rho\omicron\nu$ ), als Gabe der Freundschaft, als ›liebreiche‹ Zuwendung ( $\phi\iota\lambda\omicron\phi\rho\omicron\nu\eta\sigma\iota\varsigma$ ) definiert und mit dieser Kategorisierung nicht etwa auf einen Informationsgehalt, den möglichen epistolaren Mitteilungswert, zielt, sondern den Brief in seiner greifbaren, sinnlich manifesten Existenz vor Augen hat.<sup>40</sup> Als solcher ist er nicht nur Teil eines größeren Ensembles von Kommunikationsmedien, das sich aus einer Reihe beige packter Gegenstände: aus diversen Aufzeichnungen, literarischen Schriften, Kunstwerken oder mündlich überbrachten Nachrichten zusammensetzt; der Brief ist darüber hinaus in eine weitgehend ritualisierte Pragmatik eingebunden, in der seine Ankunft, wie von der Gräfin beschworen, als Zäsur des Alltäglichen, als Fest empfunden wird, während das Objekt selbst in den Rang des Außergewöhnlichen, einer Kostbarkeit oder gar eines Kleinods rückt, durch den es sich nicht zuletzt als affektiv und somatisch gleichermaßen erfolgreiches Heilmittel ( $\phi\acute{\alpha}\rho\mu\alpha\kappa\omicron\nu$ ) empfiehlt. Seine Präsenz, die schiere Gegenwärtigkeit des Phänomenalen, lässt den Brief, je nach Bedarf und Gelegenheit, zum Glücksbringer, zum Tröster, zum Therapeuten, zum Labsal werden, das mit geradezu biblischer Begehrigkeit »wie Wasser in der Mittagshitze« wirkt.<sup>41</sup> Ausschlaggebend ist dafür die bei Absender und Empfänger topisch verankerte Überzeugung, den Brief diesseits aller phantasmatischen Implikationen als den Ort nicht nur einer geistig-psychischen, sondern einer leibhaftigen Begegnung betrachten zu können – einer Begegnung, der die materiale, durch Bearbeitung des Beschreibungsstoffes vollzogene Transformation des Schreib- in den Schriftkörper zugrundeliegt.<sup>42</sup> Exemplarisch und präzise pointierend bezeugt dies noch heute ein Schreiben Senecas, der den

<sup>40</sup> Zu diesen und den folgenden Hinweisen zur antiken Epistolografie vgl. Klaus Thraede, *Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik*. München 1970; ebenso Stenger, Reich an Worten (wie Anm. 9); sowie die unter dem Titel »Studien zur Materialästhetik brieflicher Kommunikation (Achim von Arnim, Theodor Fontane)« entstehende Frankfurter/Berliner Dissertation von Thorsten Gabler, Kap. 1.3.2.: *Skia-Graphie*.

<sup>41</sup> Stenger, Reich an Worten (wie Anm. 9), S. 35.

<sup>42</sup> Vgl. Waltraud Wiethölter, *Von Schreib- und Schriftkörpern. Zur Materialität der Briefschreibeszene*. In: Bohnenkamp/Wiethölter (Hg.), *Der Brief – Ereignis & Objekt*. Frankfurter Tagung (wie Anm. 6), S. 92–133.

Brief seines Freundes ganz selbstverständlich mit dessen physischer Präsenz verknüpft, indem er sich auf das beruft, was die klassische Semiotik (Peirce) unter einem indexikalischen, auf den Verursacher rückverweisendes Zeichen versteht: »Daß du mir häufig schreibst, dafür danke ich dir: denn auf diese Weise«, erläutert Seneca, »zeigst du dich mir. Niemals empfangen ich einen Brief von dir, ohne daß wir nicht sofort zusammen sind. Wenn uns Bilder abwesender Freunde willkommen sind, [...] wieviel willkommener ist ein Brief, der echte Spuren des abwesenden Freundes, echte Zeichen herbeibringt«. <sup>43</sup> Aus dem Paradox des griechischen ἀπὼν-παρὼν<sup>44</sup> – der widersprüchlichen Einheit von Ab- und Anwesenheit – wird so die nicht weniger paradoxe Figur einer Präsenz *in absentia*, die unter dem Begriff des Kontaktbildes mittlerweile sowohl in kriminalistischer als auch in archäologischer und/oder kunstwissenschaftlicher Hinsicht eine geläufige Vorstellung ist. <sup>45</sup> Geht es auf der einen Seite um Finger- und sonstige Abdrücke, die der wissenschaftlich-technischen Identifizierung ihrer Erzeuger dienen, geht es auf der anderen Seite, zum Beispiel bei der Begegnung mit Gesichtsmasken, mit Handabdrücken, mit Fußstapfen und vergleichbaren Körpereinträgen in ein sie aufnehmendes Substrat, um eine strukturell bedingte Form taktile und dennoch distanter Berührung, der »Berührung einer Abwesenheit«, <sup>46</sup> bei der sich zwei prinzipiell unvereinbare Erfahrungen: die Erfahrung von Nähe und Ferne, von Dasein und Nicht-Dasein auf subtile Weise verschränken. Sieht man vom Spezialfall des gerichtsrelevanten Material- und Schriftvergleiches ab, ist der Brief – und erst recht der handschriftlich verfasste, der das Produkt einer komplexen Manufaktur darstellt – fraglos auf der zweiten Seite zu verorten; wie andere genealogisch geprägte Artefakte verkörpert er »eine Schnittstelle [...], die das Beinahe-Nichts der Spur [...] in das Beinahe-Alles« erfüllter Gegenwärtigkeit verwandelt und in dieser Eigenschaft einen Zauber, eine zwischen Präsentation und Reprä-

<sup>43</sup> Seneca, An Lucilius. Briefe über Ethik. In: Ders., Philosophische Schriften. Hg. von Manfred Rosenbach. 5 Bde., Darmstadt 1999, Bd. 3, S. 313, Brief 40,1.

<sup>44</sup> Vgl. Thraede, Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik (wie Anm. 40), insbes. S. 83f., Anm. 126; Gabler, Materialästhetik brieflicher Kommunikation (wie Anm. 40), Kap. 1.3.2.: Skia-Graphie.

<sup>45</sup> Vgl. Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik. Hg. von Horst Bredekamp, Matthias Bruhn und Gabriele Werner. Bd. 8.1: Kontaktbilder. Hg. von Vera Dünkel. Berlin 2010.

<sup>46</sup> Georges Didi-Huberman, Ähnlichkeit und Berührung. Archäologie, Anachronismus und Modernität des Abdrucks. Köln 1997, S. 26.

sentation oszillierende Magie zu entfalten vermag,<sup>47</sup> der im Zeitalter der Maschinenschriften weniger als ehemals zu entkommen ist.

Wie gesagt: Die Gräfin ahnt nichts von den Denk- und Handlungsmustern, die ihre postalische (Selbst-)Auskunft impliziert, was aber im Blick auf die sachlich involvierte Systematik keineswegs ausschließt, dass sich diese Muster nicht bemerkbar machten, im Gegenteil; man stößt auf sie, wie schon angedeutet, wann immer die Gräfin ihren konkreten Umgang mit Hofmannsthals Briefen schildert oder auch den Status ihrer eigenen tangiert. Im Wesentlichen treten dabei zwei Aspekte zutage, die einander ergänzen, wenn nicht wechselseitig bedingen: zum einen die haptische Dimension, die sich bereits mit dem Eintreffen, dem Empfang, der im Wortsinne handgreiflichen Entgegennahme eines Briefes eröffnet, um von diesem Moment an den Rahmen sämtlicher zu absolvierenden Folgeakte: der Akte des Berührens, Anfassens, Betastens, Zurechtlegens, Aufbrechens, Entfaltens und (repetitiven) Lesens zu bilden, zum anderen die bis zur sprachlichen Ununterscheidbarkeit reichende Konvergenz von Brief und Briefschreiber. Erkennbar wird auf diese Weise, in welchem Maße die gräfliche Briefliebe aller errichteten Schranken zum Trotz eine körperliche Liebe und die Liebe zu Hofmannsthals Briefen eine zwar mediatisierte – und als solche einzig zugelassene – Liebe ist, sich aber gleichwohl auf eine Seelenliebe nicht reduzieren lässt. So gesteht die Gräfin ihrem Korrespondenzpartner unter dem Datum des 18. Januar 1911: »Wissen Sie dass ich mich eigentlich entsetzlich viel mit Ihnen beschäftige, ich lese Ihre Brfe im̄er wieder bis ein neuer köm̄t, dañ schreib ich an Sie & der Tag ist um & Sie [!] haben mich fast ausschließlich beschäftigt«. Am 3. Februar 1911 meldet die Gräfin, nicht ohne eine Reihe emphatischer Unterstreichungen zu platzieren: »Ihr Brf. gestern hat mich wieder so gefreut, ich glaube Sie wissen gar nicht, wie mich so ein Brf. von Ihnen freut, ganz glücklich bin ich dann im̄er wenn er sich etwas gewichtiger anfühlt, schon eh ich ihn öffne, dann lese ich ihn so oft bis ein neuer köm̄t«. Und am 12. März 1911 bekräftigt sie:

Es ist doch etwas zu Entzückendes, so liebe Brfe zu bekömen & zu wissen, man gibt sich gegenseitig einen guten schönen Tag, wenn man schreibt. Gerade gestern Morgen als ich [...] fort fuhr kam Ihr Brief, ich bezwang mich,

<sup>47</sup> Ebd., S. 48. Zu den weiteren Details, insbes. der brieflichen Manufaktur, vgl. Wiethölter, Von Schreib- und Schriftkörpern (wie Anm. 42).



ihn nicht zu öffnen, bis ich im Zug sass, dann fühlte ich mich so begleitet, so zu zwein.

Besonders aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang außerdem die Reaktion der Gräfin auf eine von Hofmannsthal ins Gedächtnis gerufene »Zehntelsekunde«, für die angeblich die gräflische Hand länger als beim Abschiednehmen üblich in der seinen gelegen hat (20. Januar 1911): Eine knappe Woche später wird die Gräfin ihren Brief mit dem Satz »Es gibt Ihnen die Hand wie damals Ihre Ottonie Degenfelds« beenden (25. Januar 1911) – das heißt mit einem Satz, der nicht nur virtuell die von Hofmannsthal in einem »Strom von Glück« empfangene Geste erneuert (20. Januar 1911), sondern, einen der ältesten epistolaren Topoi zitierend,<sup>48</sup> den Brief als eine Form des Händedrucks kennzeichnet, die an dieser Stelle nicht im Verdacht steht, bloß eine Metapher zu sein. Und so zögert Hofmannsthal denn auch nicht, entsprechend zu replizieren – zum Beispiel zu bekennen, dass er sich nicht *über* einen der gräflischen Briefe, sondern bemerkenswerterweise *mit* diesem freut: »[H]eute ist ihr Brief hierhergekommen«, berichtet er, »und ich freue mich sehr sehr sehr damit. Man hat gut sagen: es ist ganz gleich, ob sie schreibt oder nicht schreibt, wie heute nach dem Frühstück der Diener die Post servierte und der Brief darunter war, hab ich mich doch unendlich gefreut« (30. Oktober 1910). Beschleicht Hofmannsthal das Gefühl, die Gräfin habe einen bereits geschriebenen Brief, statt ihn zur Post zu bringen, aus irgendwelchen Gründen vernichtet, ist dem ungeduldig Wartenden, als ob ihm seine Korrespondenzpartnerin widerrechtlich etwas vorenthielte, ihm wegnähme, »was schon [ihm] gehörte«. Ein gräflischer Brief ist für Hofmannsthal »etwas Lebendiges« (9. Februar 1911), weshalb er sich bei dessen Ausbleiben »fast wie um ein hilfloses lebendes Wesen« sorgt (20. Januar 1911, 12<sup>h</sup> mittags) und entsprechend erleichtert ist, wenn dieses Schriftstück, den Zugriff des Adressaten erwartend, endlich sicht- und fassbar »daliegt« – wie ein Refrain durchzieht diese Präsenzvokabel Hofmannsthals Empfangsbestätigungen. »Ottonie«, kann er dann schreiben, nun seinerseits ebenso von allerhand Emphasesignalen – Wortwiederholungen, Unterstreichungen, Ausrufezeichen – Gebrauch machend, »mit

<sup>48</sup> Vgl. Thraede, Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik (wie Anm. 40), S. 152–154; Stenger, Reich an Worten (wie Anm. 9), S. 33; Wiethölter, Von Schreib- und Schriftkörpern (wie Anm. 42).

was für einer Sehnsucht hab ich auf diesen Brief gewartet und wie froh war ich, als er dalag, wie froh!« (17. Januar 1911)

Was sich postalisch zwischen Hofmannsthal und der Gräfin Degenfeld ereignet, ist also mindestens zweierlei: erstens ein Briefwechsel, der auf beiden Seiten als prinzipiell endloser, mit jedem Zug und Gegenzug aufs Neue bestätigter Gabentausch praktiziert wird, und zweitens ein Briefwechsel, der durch eben diesen Wechsel, den Prozess des Gebens und Nehmens, realisiert, was die Gräfin als ein Zusammenleben »in Briefen« begreift (8. Januar 1911), was in sachlicher Hinsicht aber besser, nämlich den sinnlichen Implikationen angemessener, mit Roland Barthes' analytischem Blick auf die wesentliche Eigenschaft des (Liebes-)Geschenkes beschrieben wird – dass dieses Geschenk in seiner materialen Konkretion ein Medium des Begehrens und der Berührung ist, das über die simple Kontaktnahme hinaus ein Drittes, eine die Akteure fühlbar umhüllende Sphäre bildet: »[D]u wirst berühren, was ich berührt habe«, heißt es bei Barthes, »eine dritte Haut eint uns«. <sup>49</sup> Denn wenn es auch, anders als zu den Gründerzeiten des Schriftverkehrs, zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine Pergamente mehr, sondern selbst im Falle hochwertiger Beschreibungsstoffe Papiere aus industrieller Massenfertigung sind, die Hofmannsthal und die Gräfin einander zukommen lassen, <sup>50</sup> so sind es doch diese Papiere, die mit all ihren Auf- und Einträgen, ihren Bearbeitungs- und Transportspuren um die Korrespondierenden einen Kreis der Zweisamkeit ziehen, in dem das Verlangen nach einem Zeichen des/r Anderen im buchstäblichen Sinne ein Fremdwort und dennoch keine unbekannte Größe ist. Drängt dieses Verlangen die Schreibenden zur Artikulation, sind das für gewöhnlich die Momente, in denen die deutsche Sprache anderen Idiomen zu weichen hat; man darf es »hie und da einmal sagen«, schreibt Hofmannsthal, »que l'on l'aime profondément, und che le si vuol bene, und that one is very fond of her. Aber es muß bescheiden gesagt sein und leicht«, fügt Hofmannsthal hinzu, weil ein solches Sagen die Gräfin zwar »berühren aber nicht beschweren« dürfe (15. Januar 1911) – wobei freilich dahingestellt bleiben muss, ob eine

<sup>49</sup> Roland Barthes, *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Frankfurt a.M. 1988, S. 261. (Ich danke Thorsten Gabler dafür, dass er mir im Zuge unserer zahlreichen »Briefgespräche« diese barthessche Formulierung wieder in Erinnerung gerufen hat.)

<sup>50</sup> Vgl. Davide Giuriato, *Briefpapier*. In: Bohnenkamp/Wiethölter (Hg.), *Der Brief – Ereignis & Objekt*. Ausstellungskatalog (wie Anm. 6), S. 1–18; Lothar Müller, *Weisse Magie. Die Epoche des Papiers*. München 2012.

Schlussformel wie die der Gräfin vom 25. November 1911, die da lautet: »Gute Nacht, in me is such a feeling for you. Ottonie« noch unter die Kategorie einer derart behutsam dosierten Kommunikation fällt.<sup>51</sup> Entscheidend ist, dass diese ›dritte‹, der mittelbaren Berührung geschuldete ›Haut‹ über eine gewisse Plastizität und die Möglichkeit verfügt, neben ihrem Radius das *corpus* der sie konstituierenden materialen Elemente zu erweitern. Zu den Briefen gesellen sich nicht nur in rascher Folge die zahlreichen, nicht selten eigens für die Gräfin aufwendig gebundenen und mit einem entsprechenden *ex libris* versehenen Bücher, die Hofmannsthal namens seiner Leseempfehlungen, vor allem jedoch als dingliche Bürgen seiner anhaltenden Fürsorge nach Neubeuern oder, um eines erhöhten Effektes willen, noch lieber nach Hinterhör schickt, wo die Beschenkte sie, bereits von deren Anblick bezaubert, ungeniert mit ins Bett nimmt;<sup>52</sup> alsbald wird auch das briefliche Wechselspiel durch einen Büchertausch ergänzt, der es Hofmannsthal und der Gräfin erlaubt, zeitversetzt in ein und demselben Buch zu lesen und damit einer Praxis zu frönen, die immer dann als besonders beglückend empfunden wird, wenn der/die Lesende auf sogenannte Striche, und das bedeutet: auf Lektürespuren trifft, die sich der Hand des Eigentümers – seltener der Eigentümerin – verdanken, oder wenn sich das geliehene Exemplar im Gedanken an die Rückgabe und eine künftige (Wiederholungs-)Lektüre durch den Leihgeber/die Leihgeberin mit derartigen Annotationen versehen lässt. Zur Verständigung zwischen Hofmannsthal und der Gräfin bedarf es noch nicht einmal eines ausgestalteten Buchstabens, der – ein weiteres Mal mit Barthes formuliert – die »Einführung des Körpers« in den Schriftkörper »repräsentiert«,<sup>53</sup> offenbar ist schon der strichförmige Abrieb einer Bleistiftspitze geeignet, zum Unterpand zweier Berührungen: die der schreibenden Hand und die des lesenden Auges, zu werden, um auf diese Weise: im Medium des Materialen, die Tauschpartner physisch in Kontakt zu bringen. Nahezu selbsterklärend erscheint in diesem Zusammenhang, was Hofmannsthal über seine Beschäftigung mit Goethe-Texten berichtet. »Neulich habe ich in Ihrem Goethe gelesen, im

<sup>51</sup> Beide Ausgaben der Hofmannsthal/Degenfeld-Korrespondenz, die deutsche wie die amerikanische, schreiben an dieser Stelle »yearning« statt des korrekten »feeling«.

<sup>52</sup> Nach Empfang der Hofmannsthalschen Prosaschriften kündigt die Gräfin wörtlich an, sie gehe »jetzt gleich mit dem II. Band schlafen« (4. August 1911).

<sup>53</sup> Roland Barthes, *Variations sur l'écriture/Variationen über die Schrift*. Mainz 2006, S. 155.

fünfzehnten Band«, teilt er der Gräfin mit, »es war mir ein bißchen, als läsen wir zusammen, und da Sie Striche nicht ungern haben, so habe ich nach Herzenslust Striche gemacht« (22. November 1910).<sup>54</sup> Und Gleiches gilt für das gräfliche Echo, das genau genommen kein Echo mehr, sondern die perfekt gesteigerte Spiegelung ist: »[G]rade der fünfzehnte Band übte eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich aus«, sekundiert die Gräfin, »ich fing drin an zu lesen, vielmehr zu blättern, [...] dann fand ich Ihre lieben Striche & es wurde mir gleich so heimlich, es ging mir wie Ihnen, wir lasen zusammen« (24. November 1910). An die Stelle besagter Striche können aber durchaus auch andere Indikatoren treten, die denselben Dienst verrichten – zum Beispiel die Zettel, die Hofmannsthal gelegentlich zwischen den Seiten solcher Tauschbände zu hinterlassen liebt. Denn die Gräfin weiß sofort, wie sie diese Geste zu bewerten hat. »Sie haben mich so nett begrüßt hier [...] mit all denzetteln die in meinem lieben Goethe sind«, schreibt sie, nachdem sie am Ende einer Reise wieder in Neubeuern angekommen ist, um am Schluss des nachfolgenden Satzes mit größter Präzision das ausschlaggebende, von der Semantik des Aufspürens (eine Spur aufnehmen) wie der Semantik des sinnlich-taktilen Empfindens gleichermaßen imprägnierte Stichwort zu liefern: »Ich begrüßte die guten Bücher, diese Freunde in meinem Zimmer mit so viel Liebe & war so angenehm berührt, Sie [!] von Neuem

<sup>54</sup> Wie so oft bei Hofmannsthal darf man davon ausgehen, dass in diesen Sätzen literarische Reminiszenzen im Spiele sind – und zwar das Kapitel I/4 von Goethes »Wahlverwandtschaften«, in dem bei gemeinsamer Lektüre der Protagonisten die chemisch-alchemistische Gleichnisrede entwickelt wird. Was Eduard seiner Frau Charlotte ansonsten nicht zugesteht: dass sie ihm beim Vorlesen ins Buch sieht, um seiner Lektüre mit den Augen zu folgen, erlaubt er bei dieser Gelegenheit Ottilie – mit den bekannten katastrophalen Folgen, die sich im Prinzip auch aus dem Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und der Gräfin ergeben könnten. Es wäre also durchaus gerechtfertigt, diese Einspielung als Menetekel zu verstehen, das die Gefährlichkeit des brieflichen Unternehmens signalisiert (zu den einschlägigen intertextuellen Referenzen der »Wahlverwandtschaften« vgl. den Kommentar in Band 8 der Frankfurter Goethe-Ausgabe. Hg. von Waltraud Wiethölter in Zusammenarbeit mit Christoph Brecht. Frankfurt a.M. 1994). Überlagert oder konterkariert wird diese Reminiszenz allerdings durch eine mütterlich konnotierte Allusion, die dem siebten Kapitel von Stifters »Nachsommer« entstammt. Angespielt wird auf die Szene, in der Mathilde ihrem Sohn Gustav ihre mit eigenhändigen Unterstreichungen und handschriftlichen Randbemerkungen versehene Goethe-Ausgabe in der Gewissheit überreicht, der Beschenkte werde im Zuge der Lektüre nicht nur »das Herz des Dichters und das Herz [s]einer Mutter« lesen, es werden sich vielmehr die Bücher selbst als ein »Band« erweisen, das Mutter und Sohn verknüpft, wo immer sich diese »auch befinden« mögen (Adalbert Stifter, Der Nachsommer. Vollständige Ausgabe nach dem Text der Erstausgabe von 1857. München 1971, S. 217; die Erinnerung auch an diesen intertextuellen Zusammenhang verdanke ich dem guten Gedächtnis von Thorsten Gabler).

ganz frisch dazwischen zu spüren [!]« (13. Februar 1911).<sup>55</sup> Hofmannsthal, selten so kurz angebunden, beschränkt sich darauf, im Telegrammstil beizupflichten: »Bin froh«, antwortet er,

daß Sie die Zettel in dem Goethe gefunden und gespürt haben: es ist jemand da, der Sie lieb hat [...]. Als ich sie hineinlegte, war das Zimmer so öd, ich so traurig. Nun ist alles gut, schön. Damals war es Trennung, jetzt ist keine. Gute Nacht. Ihr H. (18. Februar 1911)

Angesichts solch freudigen Einvernehmens sollte man allerdings nicht unterschlagen, dass es sich bei diesen Dialogen über Büchergeschenke, Leihbände, Zettel und Striche vorrangig um »versetzte« Dialoge handelt – um Bekundungen, die sich, statt erwartungsgemäß den Schauplatz der Korrespondenz in den Blick zu nehmen, dezidiert auf deren Nebenschauplätze konzentrieren. Im Falle der Lektürestriche sticht das natürlich besonders ins Auge, da diese Striche prinzipiell nichts anderes als Schriftzüge, oder erneut mit Barthes zu reden: Züge der manuellen »Schreibung« (*scription*) sind,<sup>56</sup> die wie alle Skripturen ihrer Art einer »mit den triebgebundenen Tiefenschichten des Körpers« liierten »Praxis des Genusses«,<sup>57</sup> einer »graphischen Liebkosung«<sup>58</sup> oder gar der »Wollust« eines allem voran kinaesthetisch fundierten Schreibakts entstammen,<sup>59</sup> aufgrund ihres Minimalismus aber weder unter materialen noch unter artikulatorischen Aspekten mit einer der individuell ausdifferenzierten brieflichen (Hand-)Schriften konkurrieren können – und zwar gleichgültig, ob es bei diesen Schriften um Tintenspuren oder um die so ungewöhnlichen, weil denkbar intimen Bett- und Bleistiftnotate der Gräfin geht. Indessen liegt genau hier der maßgebliche Punkt: Die handgeschriebene Schrift, die Barthes zufolge eine »Beziehung zum Körper«,<sup>60</sup> ja »der Körper selbst ist«,<sup>61</sup> insofern sie seine Affekte, seine Impulse, seine Begierden, seine Erregungen, seine Rhythmen aufnimmt und einem Seismografen vergleichbar zur Ansicht bringt –: diese Schrift in ihrer Körperlichkeit zu thematisieren, wie das Hofmannsthal im Falle

<sup>55</sup> Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. Bd. 10. Leipzig 1919 (reprogr. Nachdruck München 1999), Lemma »spüren«.

<sup>56</sup> Barthes, *Variations* (wie Anm. 53), S. 113.

<sup>57</sup> Ebd., S. 11.

<sup>58</sup> Ebd., S. 137.

<sup>59</sup> Ebd., S. 135.

<sup>60</sup> Ebd., S. 141.

<sup>61</sup> Ebd., S. 115.

einer Zuschrift seines Freundes Bodenhausen macht, indem er explizit von der sinnhaften »Berührung« durch dessen Hand spricht,<sup>62</sup> dieser Schritt überforderte nicht nur die Korrespondierenden, die es im Verlauf der Erörterungen kaum vermeiden könnten, ihr (Erfahrungs-)Wissen um die libidinösen Valenzen des Schreibens aus der Latenz zu holen; schlicht nicht vorstellbar ist ein derartiger, sich selbstreferentiell reproduzierender Meta-Schriftverkehr, solange er sich entweder auf tiefschwarz eingefassten Zeichenträgern oder im Rahmen von Briefen zu vollziehen hätte, die bereits im Vorfeld ihrer Niederschrift als Gegengaben einer demonstrativ triangulär angelegten Trauerpost definiert sind. Allein der Versuch, mit der gräflichen Handschrift oder derjenigen Hofmannsthals einen ähnlichen Kult wie mit den Lektürestreichen zu pflegen, wäre wohl imstande, den Briefwechsel an die Grenze seiner Möglichkeit zu treiben. Und da dies keiner der Beteiligten für wünschenswert hält, vermögen es nicht einmal Bleistiftbriefe – und seien sie aus der Sicht Hofmannsthals noch so begehrte Objekte – den Korrespondierenden einen substantiellen Kommentar zu entlocken. Als Körperspur und Kontaktmedium *par excellence* ist es der Handschrift erst dann erlaubt, in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken, wenn diese Schrift, auf das Residuum eines nichts-sagenden Striches reduziert, schon fast keine Schrift mehr ist. Doch solcherart expatriiert: vom Zentrum der Korrespondenz an deren Peripherie verlagert und dazu noch am Rande des Verschwindens operierend, ordnet sich selbst die Handschrift reibungslos in die Reihe der Phänomene ein, über die es den Briefpartnern durch Berühren des Berührten gelingt, einander trotz räumlicher Distanzen, oder besser gesagt: im Rahmen dieser Distanzen nahezukommen. Nicht ohne an das exzentrische Prinzip Post zu erinnern, daran, dass Berühren einem »Anschreiben«, der Adressierung eines »Draußen«, eines »Auseinandergerückten« gleicht,<sup>63</sup> hat Jean-Luc Nancy diesen Vorgang unlängst in Form einer selbstbezüglichen Leserapostrophe beschrieben:

<sup>62</sup> Die Eingangszeilen von Hofmannsthals Dankesbrief an Bodenhausen lassen sich ohne Weiteres neben das zitierte Schreiben Senecas legen: »Dieser Brief von Dir, mein lieber Eberhard [...] diese Zeilen von Deiner Hand, Deine Worte, Dein Gefühl, aus einer Stadt zur andern hin [...] dieser Gruß, diese Berührung Deiner Hand – Dein Gesicht, das auf einmal sich im Umkreis meiner Lampe auf tut, mich anblickt [...] wie schön, daß wir einander haben« (BW Bodenhausen, S. 149, Brief vom 21. Januar 1913).

<sup>63</sup> Jean-Luc Nancy, *Corpus*. 2. Aufl. Zürich/Berlin 2007, S. 20.

Ob wir es wollen oder nicht, auf dieser Seite berühren sich Körper, oder sie ist selbst Anrühren (meiner Hand, die schreibt, Ihrer, die dieses Buch in Händen hält). Dieses Berühren ist unendlich umgeleitet, aufgeschoben – Maschinen, Transporte [...], Augen und wieder andere Hände haben sich dazwischen gestellt –, doch sie bleibt der winzige, beharrliche, hauchdünne Kern [...] eines allenthalben unterbrochenen und doch allenthalben fortgeführten Kontakts. Am Ende rührt Ihr Auge an die gleichen Schriftzüge, die das meine nun berührt, und Sie lesen, was ich geschrieben habe

– mit dem Unterschied allerdings, so Nancy, dass diese Ereigniskette nicht in die eherne Formel des rationalistischen Subjektivismus »ich schreibe Ihnen« aufzulösen, sondern an die schreibenden oder lesenden Körper geknüpft ist: »[W]ir schreiben, wir lesen nur«, fügt Nancy hinzu, »um den Körpern die Stätten ihrer Kontakte zu überlassen«. <sup>64</sup>

Mit dieser Apostrophe stellt Nancy nicht allein die einst von Roman Jakobson ausgewiesene »Spürbarkeit der Zeichen« <sup>65</sup> vom Kopf auf die Füße, indem er das Phänomen, statt es einer poetischen (Sonder-)Funktion der Sprache zuzuordnen, in der Welt der »areal« ko-existierenden, das heißt (Zwischen-)Räume schaffenden und in diesen Räumen aufeinander treffenden, miteinander kommunizierenden Körper verankert; <sup>66</sup> Nancy veranschaulicht außerdem, was es heißt, im Anschluss an Barthes von der »dritten Haut der Berührung« zu sprechen: Diese Haut

<sup>64</sup> Ebd., S. 47f.

<sup>65</sup> Roman Jakobson, *Linguistik und Poetik* [1961]. In: Ders.: *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921–1971*. Hg. von Elmar Holenstein und Tarcisius Schelbert. Frankfurt a.M. 1979, S. 83–121, hier S. 93.

<sup>66</sup> Zum semantisch doppelt besetzten Begriff der Arealität vgl. Nancy, *Corpus* (wie Anm. 63), S. 40f. Nancy bevorzugt dieses »veraltete[ ]«, von Areal abgeleitete »Wort«, weil es sich im Sinne seiner Bemühungen um eine postmetaphysische, plurale Ontologie der Körper »zufällig [...] auch dazu [...] eignet, [...] eine winzig kleine, leichte, schwebende Realität zu unterstellen«, das heißt eine Redeweise erlaubt, die auf tradierte, universalistische Vokabeln wie »Grund«, »Substanz« oder »Subjekt« verzichten kann und dennoch im Blick auf die »Archi-Tektonik der Körper« das »ens realissimum« zu bezeichnen vermag (ebd. S. 40). Vgl. Ian James, *The Fragmentary Demand. An Introduction to the Philosophy of Jean-Luc Nancy*. Stanford 2006, insbes. Kap. 5: *Body*; Christopher Watkin, *Phenomenology or Deconstruction? The Question of Ontology in Maurice Merleau-Ponty, Paul Ricœur and Jean-Luc Nancy*. Edinburgh 2009; Marie-Eve Morin, *Jean-Luc Nancy*. Cambridge UK/Malden USA 2012, ebenfalls Kap. 1: *Ontology*; Anne O'Byrne, *Nancy's Materialist Ontology*. In: *Jean-Luc Nancy and Plural Thinking. Expositions of World, Ontology, Politics, and Sense*. Hg. von Peter Gratton und Marie-Eve Morin. New York 2012, S. 79–93; außerdem die einschlägigen Beiträge in: *Mit-Sein. Gemeinschaft – ontologische und politische Perspektivierungen*. Hg. von Elke Bippus, Jörg Huber und Dorothee Richter. Wien/New York 2010; sowie die knappe, doch präzise einführende Darstellung durch Kathrin Busch, *Jean-Luc Nancy – Exposition und Berührung*. In: *Leiblichkeit. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*. Hg. von Emmauel Alloa u.a. Tübingen 2012, S. 305–319.

›eint‹ – aber sie eint mit Blick auf ihre kulturell entwickelten Instrumentarien über Umwege, über »sehr lange technische Schaltungen«, über »Transposition[en] und Neukodierung[en]« hinweg, die den Kontakt zu einer Erfahrung vielfacher Mediatisierung, einem »verstreuten *Kontakt*« machen, ohne ihn deshalb gänzlich zu pulverisieren – wie denn auch jede Berührung ihrer Definition zufolge als eine Grenzerfahrung zu betrachten ist, die eben dort, am Ort des Anderen, wo sie Fühlung aufnimmt, an das prinzipiell Unberührbare, den Abstand, die unausweichliche Disjunktion rührt und dennoch im Wortsinne eine Berührung bleibt.<sup>67</sup> Die ›dritte Haut‹, die Hofmannsthal und der Gräfin durch ihren Briefwechsel und dessen Weiterungen zuwächst, ist daher als eine Beziehungssphäre zu kennzeichnen, die weder von einer »Mythologie der Unmittelbarkeit« noch von »fetischistischen Energien« oder »Surrogattechnik[en]« und erst recht nicht von »halluzinogenen Präsenztäuschung[en]« beherrscht wird,<sup>68</sup> alle diese kritischen, angeblich einer rationalen Sachklärung dienenden Begriffe gleiten an besagter Sphäre ab, die so real ist, wie die brieflichen und sonstigen Zeugen des Gabentausches berührbar und auf diese Berührung hin angelegt sind, insofern sie in Gestalt materialer Prägungen ihre Herkunft aus der Hand ihrer Urheber, Geber oder Nutzer vergegenwärtigen. Denn selbst eine Präsenz *in absentia* ist eine Präsenz, die sich kontaktieren lässt. Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn der Begriff der Gegenwart, flankiert von den zweifelsfrei sinnlich kontaminierten Begriffen des Spürens und Fühlens, den Diskurs bestimmt, sobald die Korrespondierenden ihre einschlägigen Erfahrungen zu schildern beginnen. Da ist vom »Gefühl [der] Gegenwart«, vom »unsäglich wohltuend[en] [...] Gefühl dieses Bezuges«, dem »Gefühl des Begleitet-seins« die Rede, das im Wechselspiel der Briefpartner alle Grade zwischen geistiger und (fast)körperlicher Gegenwart umfasst.

<sup>67</sup> Vgl. dazu bereits Nancys frühen, im französischen Original 1986 publizierten Text »La communauté désœuvrée«: »Sich [...] berühren heißt nicht, die *communio* zu vollziehen [...] sich berühren heißt, die Grenze berühren, in [!] der das Sein selbst, das Gemeinsam-Sein, uns einander entzieht und uns [...] dem anderen aussetzt« (Jean-Luc Nancy, Die undarstellbare Gemeinschaft. Stuttgart 1988, S. 141). Ein Jahrzehnt später, im Rahmen seiner ontologischen Hauptschrift »Être singulier pluriel«, wird Nancy begrifflich noch präziser; man liest dort gleich zu Beginn: »[D]as Gesetz des Berührens ist Trennung, und mehr noch, es ist Heterogenität der Oberflächen, die sich berühren« (Ders., singular plural sein. Berlin 2004, S. 25). Vgl. außerdem Jacques Derridas Großessay »Berühren, Jean-Luc Nancy«, Berlin 2007.

<sup>68</sup> Albrecht Koschorke, Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts. München 1999, S. 195, 207, 219 und 194.



»[M]anchmal könnte ich ganz von ferne«, stellt Hofmannsthal fest, »die Möglichkeit einer völlig beglückenden Gegenwart bei leiblicher Getrenntheit ahnen« (18. März 1911). Die Struktur solcher mediatorischen, augenblicksweise auftauchenden Momente erläutert er anhand der explosiven Wahrnehmung einer »sehr schöne[n] [Text-]Stelle« bei Goethe, die ihm »wie ein wirkliches Ding« entgegengetreten ist: »[P]lötzlich«, berichtet er der Gräfin,

waren auch Sie da, unter jenem schönen Ding standen Sie und Ihr ganzer aufmerksamer Blick, den ich so lieb hab [...], war auf das Ding geheftet und dann auf mich, aber auf mich nur im Sinn der großen gemeinsamen Aufmerksamkeit, die wir beide dem Ding schenkten – wir waren verbunden, als wären wir zusammen einen langen schönen Weg gegangen (4. März 1911).

Schreibt Hofmannsthal an einem Brief für die Gräfin, ist ihm, als wäre sie »da« und hörte ihm zu (7. Januar 1911), während er sich in anderen Situationen regelrecht darin übt, Präsenzen dieser Art willentlich (wieder) zu erzeugen, um sie dann »eine Weile [zu] halten« (5. August 1910). »Hier«, teilt er vom Wiener Semmering aus mit, »sind Waldwege, ich sehe Sie herumgehen, Bänke, und ich sehe Sie sitzen« (14. Dezember 1910). Oder er meldet sich nach seiner Rückkehr aus Paris, indem er Rousseaus »Bekenntnisse« nach Neubeuern schickt: »Ich war [...] nachmittags im Odeon, sah Andromaque, meinte Sie wären mit mir, saßen neben mir. Im Zwischenact gingen wir hinaus, traten unter die Galerien längs der Straße, wo Bücher ausgelegt sind, kauften dies Buch« (4. Juni 1911). Hofmannsthal versieht diese Sendung mit dem ausdrücklichen Hinweis, dass er Rousseaus Autobiografie um der Jugenddarstellung ihres Autors willen »liebe« und dass die Gräfin an deren Ende, »nach der Episode mit Madame de Warens [...] aufhören« solle zu lesen. Zwar erteilt der Briefwechsel in diesem Zusammenhang keine weiteren Auskünfte, doch finden sich hinreichend illustre Beispiele, die zeigen, wie die Gräfin mit solchen »Liebespfändern« umzugehen pflegt. Sie bemüht sich nicht nur, diese Bücher zu lesen und, wenn es sich um fremdsprachige Lektüre handelt, auch »brav wie ein Schulmädchel dabei Vocabeln« nachzuschlagen (10. November 1910); mit der Freude, die ihre Tochter »an einer Puppe« hat (24. November 1910), umgibt sich die Gräfin mit den ihr zugesandten Bänden: »[W]ie liebe gute Freunde liegen sie um mich herum« (1. November 1910), lässt sie Hofmannsthal wissen, indem sie

ihn zugleich der »gegenseitige[n] Gesellschaft« versichert: »Sie sind dann viel mit mir hier in meiner Stube [...] dann habe ich oft lange Gespräche mit Ihnen mitten in einen schönen [Text]Teil hinein, Sie machen mich auf so viel aufmerksam, ich versuche es zu sehen« (15. April 1911). Die vielleicht stärkste Erfahrung dieser Art erwartet die Gräfin allerdings in Dresden, wo sie allein, ohne die sonst übliche Begleitperson, eine Aufführung des »Rosenkavalier« besucht. Sorgt sich Hofmannsthal noch beim morgendlichen Briefschreiben vom Berliner Adlon aus, ob es nicht allzu einsame und entsprechend »ungute« Tage werden könnten, die der Gräfin in Dresden bevorstehen (9. Februar 1911, »Donnerstag früh«), kann die Gräfin schon am selben Abend dieser Sorge entgegenreten: »[W]ie könnte es hier ungut sein«, schreibt sie,

wo ich Sie fühle auf Schritt & Tritt, wo Sie beständig mit mir gehen, mit mir auf der Terrasse stehen, das Eis auf dem Wasser treiben sehen, drüber etwas Dunst & da drüber Sonne, wundervolle Sonne. Ich glaube wir haben selten so intensiv zusammen gelebt wie heute (9. Februar 1911).

Nicht zu Unrecht nennt Hofmannsthal diese Momente der distanten Berührung die »schönen Augenblicke [ ]« eines ebenso »schönen Zusammensein[s]« (4. März 1911). Denn je mehr sich der Kontakt zur Gräfin festigt, desto nachhaltiger entfaltet die »dritte Haut« tatsächlich die ihr zugedachte Funktion: Brief für Brief und Gabe für Gabe wird sie, ähnlich wie die schwarz umrahmte Schreibfläche der gräflichen Trauerpost, zu dem Raum, in dessen Schutz es gelingt, »das Entsetzliche, Schwere, die Seele tödtende von [der Gräfin] wegzuhalten« und die junge Witwe allmählich »zum Leben [...] herüberzuziehen« (20. Januar 1911). Unbestreitbar ist das zunächst das Verdienst Hofmannsthals, der mit vollem Risiko, unter Einsatz eines gewichtigen Teiles seiner Person, die Initiative ergriffen, dann aber auch dasjenige der Gräfin, die den Briefpartner nicht nur, wie sie sagt, »als Freund hingenommen« (1. November 1910), sondern diesen Akt zu ihren Bedingungen und in einer Form vollzogen hat, die zum Kompass der Korrespondenz geworden ist. Wenn Hofmannsthal zu Anfang des Jahres 1914 von der Gräfin gerne wüsste, »wie, in welcher Art« sie wohl seiner »freundlich« gedenke, um ihr je nach Auskunft mit heftigem Verliebtsein oder dessen völligem Ausbleiben zu drohen – »oder auch gar nicht, oder auch gar nicht« (10. Januar 1914; HD 298) –, liegt in dieser (scherzhaften) Anfrage und

(prospektiven) Abfuhr nichts weiter als das ferne Wetterleuchten längst ausgestandener Turbulenzen. Zur Herausforderung der Korrespondierenden wird dagegen noch im selben Jahr der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, der neben dem europäischen Postwesen auch den Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und der Gräfin Degenfeld schwer in Mitleidenschaft zieht. Die mit dem Kriegseintritt Österreich-Ungarns am 28. Juli 1914 übergangslos erfolgte Zäsur und deren langfristige Konsequenzen sind jedenfalls nicht zu verkennen. Falls überhaupt ein Schriftverkehr möglich ist, muss dieser aus Gründen der Zensur offen geführt werden und zeichnet sich dementsprechend nicht allein durch eine deutliche Verknappung der Mitteilungen aus; es entsteht zugleich eine Kommunikation, die sich im Gegensatz zu ihrem bisherigen Verlauf mit monatelangen Intervallen einzurichten hat. »Ein durch Briefe mit einander leben ist nun nicht mehr aufrechtzuerhalten«, hält Hofmannsthal schließlich lapidar auf einer an die Gräfin adressierten Karte fest (8. September 1916; HD 344) und beklagt noch ein Jahr nach Kriegsende als die schwerste der Heimsuchungen, die ihn im Zuge der kriegsbedingten Verwerfungen getroffen hat, dass die »Post [...] so gut wie unbrauchbar geworden« ist (27. Januar 1920; HD 423), während die Gräfin ohne Umschweife von ihrer »gänzliche[n] Post einsamkeit« spricht (27. April 1919). Da Hofmannsthal seit seinem Einzug in das ansonsten so geschichts- und repräsentationsträchtige Rodauner Haus über einen der ersten Telefonanschlüsse des Orts verfügt,<sup>69</sup> könnten die Briefpartner zwar hin und wieder zum Hörer greifen, für die Briefliebenden scheint dies freilich nicht einmal in Notzeiten eine akzeptable Medienalternative zu sein; Telegramme – und also maschinell ausgefertigte, doch immerhin schriftlich fixierte Nachrichten – sind kommunikationstechnisch in der Regel das Äußerste, was Hofmannsthal und die Gräfin ersatzweise einander zumuten wollen. Um den reduzierten brieflichen Austausch dennoch einigermaßen zu kompensieren, dringt vor allem Hofmannsthal darauf, die noch bestehenden persönlichen Kontaktmöglichkeiten, wann und wo immer sie realisierbar sind, auszuschöpfen. »[B]is wieder andere Zeiten kommen,

<sup>69</sup> Zu Hofmannsthals höchst ambivalenter Einstellung gegenüber dem Fernsprecher vgl. Heinz Hiebler, *Hugo von Hofmannsthal und die Medienkultur der Moderne*. Würzburg 2003, S. 369–390; dort auch schon der Hinweis auf die Kommentare zu einem ausnahmsweise geglückten Telefonat zwischen Weimar und Berlin anlässlich von Hofmannsthals Geburtstag (Briefe vom 2. und 3. Februar 1911); vgl. außerdem Weinzierl, *Hofmannsthal* (wie Anm. 11), S. 74.

muß man trachten einander zu sehen und muß den Willen haben«, verlangt er, »das Andere Störende dagegen zurücktreten zu lassen« (8. September 1916; HD 344). Doch so situationsgerecht sich diese Forderung auch ausnimmt – auf längere Sicht führt ihre Umsetzung dazu, dass ein nicht unerhebliches Quantum der Korrespondenz dieser und der Folgejahre dem Zweck dient, entsprechende Verabredungen zu treffen. Und das wiederum bedeutet: Der Briefwechsel zwischen Hofmannsthal und der Gräfin verliert nicht nur seine ursprüngliche Intensität, er verändert zugleich seinen Charakter. Aus der einstigen Briefliebe entwickelt sich ein Freundschaftsbriefwechsel, der zwar bis zu seinem jähen Abbruch vom Bewusstsein einer spezifischen Zusammengehörigkeit der Schreibenden zehrt, als maßgebliche Interaktionsbühne aber in den Hintergrund tritt. Abzulesen ist diese Entwicklung nicht zuletzt am Schwund der Sätze, mit denen sich die Korrespondierenden emphatisch ihrer Verbundenheit versichern. Wenn Hofmannsthal der Gräfin kurz vor Kriegsende schreibt: »Ich fühle, daß wir über alle Worte verbunden sind, Ottonie, ganz tief verbunden, in einer besonderen Weise« (16. Mai 1918; HD 372), ist dies ebenso eine Ausnahme wie der mit Bleistift geschriebene Revers der Gräfin, die Hofmannsthal fast beschwörend erwidert: »[E]s ist mir ja so viel dass Sie da sind, ich werde ja immer wieder zu Ihnen kommen, Sie wissens ja, denn ich meine ja ohne Sie nicht leben zu können« (1. Juni 1918). Was sich im Gegenzug allerdings einspielt, sind regelmäßige und meist ausgedehnte Besuche, die Hofmannsthal, an den jeweils aktuellen Texten arbeitend, im »kleine[n] Haus« von Hinterhör (7. Juli 1923), die Gräfin als eine Art Familiengast im hofmannsthalschen Sommerquartier in Bad Aussee verbringt. Nichts deutet deshalb darauf hin, es könnten die äußerlich bedingten Umstürze das Vertrauen der Briefpartner ernsthaft erschüttert haben. Eher ist das Gegenteil zu unterstellen: Sofern man dem Zufall bisweilen so etwas wie Vernunft zugestehen will, erscheint es nämlich geradezu als folgerichtig, dass ausgerechnet die Gräfin zur Empfängerin von Hofmannsthals letzter Sendung wird.<sup>70</sup> Es handelt sich dabei um die Postkarte vom 15. Juli 1929, mit der Hofmannsthal die »[!]iebe gute Freundin« bittet, an seiner Stelle die

<sup>70</sup> Vgl. Brief-Chronik, Sp. 2868 – Hofmannsthals Postkarte wird hier allerdings als ›Brief‹ kategorisiert.

Kollegen Schröder und Borchardt über den zwei Tage zuvor erfolgten Suizid seines Sohnes Franz zu unterrichten (HD 513). Zu diesem Zeitpunkt, kurz vor dem Begräbnis des Sohnes, ahnt der Schreibende nicht im Mindesten, wie rasch der Tod ihn selbst übereilen wird – den Gang zum Friedhof antretend, erleidet Hofmannsthal am Nachmittag des 15. Juli einen Schlaganfall, den er nur wenige Stunden überlebt. Durch die Wucht dieser Ereignisse aber erhält die Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und der Gräfin Degenfeld ein Profil ganz eigener Schärfe, für das keiner der Briefpartner die Verantwortung trägt: Der Tod, der die Korrespondenz ins Leben gerufen hat, besiegelt nicht nur auch deren Ende; er vollzieht diesen Schritt auf eine Weise, die der brutalen Dramaturgie des Anfangs wenig schuldig bleibt.

### Nachtrag

In Anlehnung an die Institution des Postskriptums, das schon aus Gründen der nicht einklagbaren Unterzeichnungspflicht die freie, von Reglementierungen weitgehend unbehelligte Briefzone darstellt und in diesem Sinne des Öfteren auch von Hofmannsthal und der Gräfin genutzt wird, sei noch eine kleine Ergänzung für all diejenigen erlaubt, denen es trotz besseren (methodischen) Wissens schwerfällt, angesichts einer solchen Korrespondenz die sprichwörtliche Schlüssellochperspektive gänzlich ungenutzt zu lassen – zumal der Handhabung dieser Perspektive das Thema ›Berührung‹ nicht völlig fremd ist. Aus Chronistensicht gibt es da tatsächlich etwas zu berichten. Von Bad Aussee und einem Abstecher nach Salzburg zurückgekehrt, schreibt die Gräfin am 4. August 1911 an Hofmannsthal die folgenden, zunächst unauffälligen Zeilen:

Gott war die Zeit schön & reich – wie gern werde ich daran zurück denken & wie oft. Fragen Sie sich etwa, ob es mich reut, ob mich eine Minute reut aus den ganzen Tagen? tun Sie es nicht – oder was besser ist, lassen Sie sich von mir ein richtiges lautes »Nein« sagen.

Nach dieser Eröffnung wird es jedoch einigermaßen rätselhaft; denn, so fährt die Gräfin fort: »Was ich gab ich gab es gern«, um genau an dieser Stelle einen für sie ungewöhnlichen Klammersatz einzufügen, mit dem sie ihr Erstaunen über sich selbst zum Ausdruck bringt, und den Ober-

satz nach der Klammer noch rätselhafter zu schließen: »das [sic!] es nicht anders alles ist, Sie wissens ja fast besser wie ich«. Was immer die Gräfin »gegeben« hat – im Gegensatz zu Hofmannsthal tappt man als Leser/in angesichts dieser Zeilen im Dunkeln. Nachdenklich macht allerdings ein Brief vom 4. November desselben Jahres, in dem Hofmannsthal berichtet, es habe soeben ein »so lieber guter schöner Brief« der Gräfin erfahren müssen, was es heißt, »in viel kleine Stückerln zerrissen und weggethan [zu] werden«, und zwar nur deshalb, »weil er wieder diese drei ganz unglückseligen ganz unbegreiflichen drei Worte ›Ganz die Ihre‹ am Ende hatte«. Die Gräfin, meint Hofmannsthal, könne nun fragen, wen sie wolle, zum Beispiel Mary, die Kinderfrau, ob diese »jemanden einen Kuß geben würde – dem sie dann auf Briefe schreibt ›Ganz Die IHRE‹ oder umgekehrt: ob sie jemanden, dem sie ..., dann auch je ... einen Kuß geben würde«. »Nein, würde sie« – Mary – »sagen«, und alle anderen Befragten würden ihr, so ist Hofmannsthal überzeugt, selbstredend beistimmen. Aha, ein Kuss also, denkt sich der/die nachdenkende Leser/in; die gräfliche Gabe hat, wie auch immer, in einem Kuss (oder dessen Erwidern) bestanden, und – Ja! antwortet der Briefwechsel unter dem Datum des 23. August 1911, nur eben nicht im Rahmen seiner deutschsprachigen, sondern seiner amerikanischen Ausgabe, und natürlich auf Englisch, so, wie es sich für die ›berührenden‹ und dennoch nicht ›beschwerenden‹ Liebeserklärungen der Korrespondenz zwischen Hofmannsthal und der Gräfin Degenfeld gehört. Auf Deutsch, das heißt getreu nach dem Zeichenrepertoire der Gräfin, aber geht die Antwort inklusive eines abermaligen Klammersatzes exakt in der Form, in der sie sich dank des Frankfurter Autografenkonvoluts nachstehend wiedergeben lässt (s. Abb. 12 und 13) – wobei zu beachten ist, dass selbst Küsse, ob auf die Hand oder einen delikateren Teil des Körpers platziert, so lange nichts anderes als Distanzerfahrungen, als ›abständige‹ Haut-an-Haut-Berührungen sind, wie die betroffenen Körper keiner invasiven, sie womöglich verheerenden Gewalt ausgesetzt werden:

Hinterher  
Mutterchen.

Sie haben so viel viel zu tun,  
es wie, so müde es Ihnen  
wunderbar ein Paar Lieder  
schreiben. Ich denke sehr  
viele oft an Sie — und  
gum auch noch sagen, müs-  
sen Sie's wohl? Heute war  
Mutter hier & fragte mich: wie  
was denn in Düsseldorf? Du  
mußt es ihr viel erzählen  
Du bestimmst war, sag mal ist  
die H. eigentlich vortrefflich ein

Abb. 12: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. August 1911, 1. Seite

Hinterhör  
Mittwoch.

---

Sie haben so viel viel zu tun,  
ich nix, so möchte ich Ihnen  
wenigstens ein paar<sup>71</sup> Zeilen  
schreiben. Ich denke schon  
recht oft an Sie – und –  
gern auch noch dazu, mer-  
ken Sie's wohl? Heute war  
Mädy<sup>72</sup> hier & fragte mich: wie  
wars denn in Aussee? Da  
musst ich ihr viel erzählen.  
Der Schluss war, »sag mal ist  
der H. eigentlich verliebt ein  
bissel in Dich? Antwort: »ach  
nein, Gott er mag mich halt  
ein wenig.« »Ja hat er Dich gar  
nicht geküsst?« Antw »nein, na-  
türlich nur die Hand.« Grosse  
Bewunderung, & und wie gut das  
von mir sei etc. (Ich kam  
mir schon recht gemein vor  
aber's ist schon besser so.)  
Ich erzählte ihr die Geschichte  
die schon jeder kennt »pas  
mon genre« & sie glaubts  
auch.  
[...]

<sup>71</sup> Bemerkenswert ist, dass sich die Gräfin, der solche Missgeschicke sonst kaum widerfahren, ausgerechnet im Rahmen dieses Briefes und dieses Wortes verschreibt: »paar« beginnt sie zunächst mit einem Großbuchstaben, den sie im Zuge einer Sofortkorrektur in die Minuskel »p« zu verwandeln sucht.

<sup>72</sup> Dorothea (Dora) Freifrau von Bodenhausen.



Vissel in Dros? Antwort: "Des  
mein, Gott er mag nices hatt  
ein wenig." "Ja hat er Dros gar  
niest geküsst?" <sup>außer</sup> "nein ma-  
türliches wie die Haut." "Gross  
Schwimmleitung, & wie gut das  
mir wie sei etc. (Des kann  
mir sehr west gemien im  
Abis ist sehr been so.)  
Des erzählte ich dir quessesse  
die sehr gut kennt "pas  
nun genre" & in glantes  
anos.  
Mary meine ses meine  
absolut 2 Tage u. Gasten

Abb. 13: Ottonie Gräfin Degenfeld an Hofmannsthal, 23. August 1911, 2. Seite

Die zweite Bemerkung betrifft den späteren Umgang der Gräfin Degenfeld mit Hofmannsthals Briefen. Dem Ansinnen von Hofmannsthals Witwe, ihr diese Schriftstücke zwecks Sicherung des epistolaren Nachlasses zu übergeben, ist die Gräfin zwar nachgekommen, dem Bericht der Tochter zufolge aber so, dass sie – die Gräfin – sich Zeichen für Zeichen die Mühe des eigenhändigen Abtippens gemacht und im Verlaufe dieser Prozedur beschlossen hat, Hofmannsthals Briefe der Jahre 1910 bis 1912 von einer Versendung auszunehmen.<sup>73</sup> An die seit Juli 1939 im englischen Exil lebende Gertrud (Gerty) von Hofmannsthal sind nach dem Zweiten Weltkrieg also nicht die Originale, sondern lediglich die maschinell gefertigten Abschriften gegangen, und auch diese bei Weitem nicht vollzählig.

<sup>73</sup> Marie-Therese Miller-Degenfeld, Tochter der Muse von Hugo von Hofmannsthal (wie Anm. 16).



## Die Lücken schließen Pädagogische und poetologische Dimensionen der Architektur in Adalbert Stifters »Nachsommer«

*Idealbilder durch Auslassen geschaffen.  
Angst vor der Leidenschaft damit sie  
den Weltenspiegel des eigenen Ichs nicht trübe.  
[...] Gewaltig concipiert u. zusammengehalten:  
Gewalt über die Figuren; ungeheurer Sinn  
für Schönheit u. Ordnung; höchste Selbstbezüglichung.<sup>1</sup>*

### I

1857 veröffentlicht Adalbert Stifter im Verlag von Gustav Heckenast eine umfangreiche literarische »Erzählung« in drei Bänden: »Der Nachsommer. Eine Erzählung«. Bemerkenswert an dem Text ist der nahezu ausschließliche Verzicht auf psychologische Erzählweisen bei einer recht spärlichen Handlung. Obschon der Ich-Erzähler den eigenen Bildungsweg schildert, übt er sich in Verschwiegenheit, was sein »Inneres« betrifft: Individuelle Gefühle und Gedanken gibt er kaum preis – weder innerhalb der erzählten Welt noch als Erzähler. Plausibel sind seine Maßnahmen zur Selbstzensur insofern, als er *rückblickend* erzählt; »[s]eine Geschichte ist ihm selbst bereits Geschichte.«<sup>2</sup> Die letzten Sätze des Romans verweisen (wenn auch vage) auf den Erzählzeitpunkt:

<sup>1</sup> Hugo von Hofmannsthal, Nachlasskonvolut E IV b, 156; handschriftlich. Zit. nach Richard Exner, Hugo von Hofmannsthal zu Adalbert Stifter. Notizen und Entwürfe. Vorläufige Chronik und Deutung. In: Adalbert Stifter. Studien und Interpretationen. Gedenkschrift zum 100. Todestage. Hg. von Lothar Stiehm. Heidelberg 1968, S. 303–338, hier S. 312 und 316. Nach Richard Exner lassen sich die Notizen aller Wahrscheinlichkeit nach auf Oktober/November 1924 datieren; Hofmannsthal arbeitete zu dieser Zeit an seinem Aufsatz »Stifters »Nachsommer«, der erstmals am 25. Dezember 1924 im Morgenblatt der »Neuen Freien Presse« erschien. Möglicherweise hat Hofmannsthal auch frühere Aufzeichnungen zu Stifters Werk in seine Notizen aufgenommen – die oben angeführten Ausschnitte wurden nicht in den Aufsatz zum »Nachsommer« integriert.

<sup>2</sup> Wolfgang Matz, Der König von Polen. Adalbert Stifter und »Der Nachsommer«. In: Ders., 1857. Flaubert, Baudelaire, Stifter. Frankfurt a.M. 2007, S. 255–362, hier S. 299.

[...] ein Glück, das unerschöpflich scheint, ist mir nun von einer ganz anderen Seite gekommen als ich damals [auf der gemeinschaftlichen Reise in die höheren Lande] ahnte. Ob ich es nun in der Wissenschaft, der ich nie abtrünnig werden wollte, weit werde bringen können, [...] das weiß ich nicht; aber eines ist gewiß, das reine Familienleben, wie es Risach verlangt, ist gegründet, es wird, wie unsre Neigung und unsre Herzen verbürgen, in ungeminderter Fülle dauern, ich werde meine Habe verwalten, werde sonst noch nützen, und jedes selbst das wissenschaftliche Bestreben hat nun Einfachheit Halt und Bedeutung. (III, 282)<sup>3</sup>

»Der Nachsommer« ist Heinrich Drendorfs Erzählung der eigenen Bildungslaufbahn – »eine Erzählung«, zu der er anhebt, als »das reine Familienleben« gegründet ist und eine »Habe« seiner Verwaltung bedarf. Insofern liegt das kompositorische Prinzip der Rückschau nicht nur Risachs Binnenerzählung zugrunde (»Der Rückblick«), die Heinrich an später Stelle in die eigene Erzählung einwebt, sondern dem Roman insgesamt. Dieser Aspekt ist nicht unerheblich: Obwohl Risachs Konfession auf demselben kompositorischen Prinzip beruht, bildet sie in Inhalt und Duktus das genaue Gegenstück zu Heinrichs Erzählung. Wie ist diese offenkundige Differenz zu verstehen? Weshalb findet »Inneres« im »Nachsommer« nur im Rahmen einer Binnenerzählung und ansonsten zu kaum einer Sprache?

Heinrich Drendorf verschweigt nicht nur, wer er ist (seinen Namen gibt er erst gegen Ende des Romans bekannt), er lässt auch aus, was in seinem »Inneren« vorgeht: »Oft, wenn ich durch wildes Gestrippe plötzlich auf einen freien Abriß kam, und mir die Abendröthe entgegen schlug«, so der Erzähler im zweiten Kapitel des ersten Bandes (»Der Wanderer«), »kamen allerlei Gefühle in mein Herz.« Statt einer Ausführung folgt ein Absatz – und ein abrupter Themenwechsel: »Wenn ich wieder in das Haus der Meinigen zurückkehrte, wurde ich recht freudig empfangen« (I, 34). Die typografische Freistellung markiert hier (wie an zahlreichen anderen Stellen) eine Auslassung und verweist – an der Textoberfläche – auf das merkwürdige Schweigen des Erzählers. Ebenso zurückhaltend verhält sich Heinrich, der Konvention gemäß, als Figur der erzählten Welt: Die erste Besichtigung der »Frauenzimmer« verläuft

<sup>3</sup> Die Band- und Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf die historisch-kritische Ausgabe: Adalbert Stifter, *Der Nachsommer. Eine Erzählung*. Hg. von Wolfgang Frühwald und Walter Hettche. 3 Bde. Stuttgart/Berlin/Köln 1997, 1999, 2000 (= Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Hg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald).

ohne Worte und der Name des »Gastfreundes« bleibt lange unbekannt. Die Diskretion, so scheint es, kennt keine Grenzen. Als Heinrich seinem Vater eröffnet, er sei nach Jahren der Bekanntschaft den Bund der Liebe mit Natalie eingegangen, lobt ihn dieser für die ausgestandenen Mühen: »Eure Neigung ist nicht schnell entstanden, sondern hat sich vorbereitet, du hast sie überwinden wollen, du hast nichts gesagt« (III, 31). Zu »überwindende« Neigungen sucht man in der nachsommerlichen Welt im Umgang mit Kunst zu nivellieren; regelmäßige Betrachtungen der in den Häusern ausgestellten Kunstwerke sollen helfen, individuelle Gefühle in die »richtigen« Bahnen zu lenken. Bis zur Bundszene im letzten Kapitel des zweiten Bandes (»Der Bund«) unterzieht Heinrich seine Neigung zu Natalie daher einer »stillen Prüfung: Er erzählt getreu der nachsommerlichen Maxime, Gefühle für sich zu behalten, und lässt Lücken, wo er sie gemäß seiner Erziehung für angebracht hält.<sup>4</sup>

Da Heinrich »Inneres« nach Möglichkeit verschweigt, muss er zwangsläufig auf die Darstellung von »Äußerem« ausweichen. Die Abundanz von Raumbeschreibungen im »Nachsommer« ist auf einen Ich-Erzähler zurückzuführen, der sich vorgenommen hat, zu sagen, »was da ist: nicht mehr – und auch nicht weniger. Doch *worin genau* besteht seine Motivation zu erzählen? Ein Bedürfnis, Zeugnis oder Rechenschaft abzulegen, ist (anders als in Risachs Rückblick) nicht erkennbar, wohl aber der Versuch, die im Rosenhaus verbrachten und für seinen Werdegang ausschlaggebenden Jahre zu vergegenwärtigen. Raumdarstellungen spielen hierbei eine zentrale Rolle. Auch sie, allen voran die ausgiebigen Beschreibungen der Innenräume des Rosenhauses, erlauben keine Rückschlüsse auf innere, affektive Vorgänge. Vielmehr gibt sich in der Motivation, (von) Räume(n) zu erzählen, ein ganz besonderer Anspruch des Erzählers zu erkennen: Indem Heinrich die (Innen-)Räume beschreibt, die einen entscheidenden Beitrag zu seiner Bildung geleistet haben, und so den Ort seiner Ausbildung zur Darstellung bringt, perpetuiert er das »Bildungssystem«, das er (zum Erzählzeitpunkt) längst durchlaufen hat. Seine Erzählung, in der er die architektonischen Räume

<sup>4</sup> Vgl. die Passage, in der Heinrich gegenüber seiner (für nachsommerliche Verhältnisse) relativ ungestümen Schwester Klotilde das eigene Schweigen rechtfertigt: Er habe »in früheren Sommern« nichts gesagt, da »die Empfindung [...] durch Worte nicht gesteigert werden durfte« (III, 36). »Es ist unglaublich, welche Gewalt Worte üben können« (II, 33), heißt es an einer anderen Stelle.

der erzählten Welt konsequent nachzeichnet und ihr Ordnungsprinzip veranschaulicht, fungiert – analog zum Rosenhaus, in dem Heinrich zum jungen Mann heranwächst – als ›Textraum‹ zur ›Erziehung‹ seiner Leserschaft. Der »Bildungsprozeß des Helden« wird mit dem »des Lesers« korreliert.<sup>5</sup>

Überraschend avancieren Passionen dann, im vorletzten Kapitel des Romans, zu einem Thema für sich: Risachs Binnenerzählung, sein Rückblick auf das eigene Leben, bringt nachträglich Klarheit in die Umstände, die den Bildungskosmos rund um das Rosenhaus regieren. Eingebettet in Heinrichs Erzählung – in einen maximal stabilen ›Rahmen‹ – wird eine bewegte und bewegende Geschichte erzählt, die sich unter der glatten Oberfläche der Rosenhauswelt verbirgt und deren Artifizialität entlarvt. In der Vergangenheit der erzählten Zeit ist es zu einer Entzweigung zwischen Gustav und Mathilde gekommen, deren gravierende Folgen nicht mehr rückgängig zu machen waren. Angefangen hat alles mit der heiklen Frage: »Mathilde, liebst du denn auch mich?«, von der Risach im Nachhinein sagt: »[I]ch wußte auch nicht, wie mir die Worte in den Mund kamen, es war, als wären sie mir durch eine fremde Macht hineingelegt worden.« (III, 187) Die vorschnelle Artikulation von Gefühlen und das leidenschaftliche Ausleben subjektiver Empfindungen hat für Gustav und Mathilde den Verlust ihres ›Sommers‹ zur Folge gehabt: Ihre Liebe konnte keine familiäre Erfüllung in Form einer Ehe und der Zeugung gemeinsamer Nachkommen erfahren. »So leben wir in Glück und Stetigkeit gleichsam einen Nachsommer ohne vorhergegangenen Sommer« (III, 224), resümiert Risach an einer für Text und Titel zentralen Stelle. Der ausgebliebene Sommer hat eine Lücke in die Biografien von Risach und Mathilde gerissen, die zentral ist für den Roman und die Welt, die er beschreibt: »Der ›Nachsommer‹ zentriert sich um eine Absenz.«<sup>6</sup> Auch formal setzt der Text diese Lücke um: Der gemeinsame Sommer von Heinrich und Natalie wird nie erzählt – unmittelbar vor ›Sommerbeginn‹ bricht »Der Nachsommer« ab.

<sup>5</sup> Peter Uwe Hohendahl, Die gebildete Gemeinschaft: Stifters ›Nachsommer‹ als Utopie der ästhetischen Erziehung. In: Utopieforschung. Interdisziplinäre Studien zur neuzeitlichen Utopie. Hg. von Wilhelm Voßkamp. 3 Bde. Stuttgart 1982, Bd. 3, S. 333–356, hier S. 351.

<sup>6</sup> Thomas Keller, Die Schrift in Stifters »Nachsommer«. Buchstäblichkeit und Bildlichkeit des Romantextes. Köln u.a. 1982, S. 214.

Obschon das emotionale Missverständnis und das anschließende Fehlverhalten nicht mehr ungeschehen zu machen sind (Mathilde und Risach entschließen sich nie zu einer Ehe), steht doch hinter der Welt in und um das Rosenhaus Risachs Versuch, die eigene Vergangenheit mithilfe des Entwurfes einer allumfassenden Ordnung nachträglich zu verarbeiten. Die neue Generation soll ihren Sommer nicht missen – es gilt, die Lücke zu schließen – und so initiiert der Freiherr ein pädagogisches Projekt, das mit Heinrichs »Einkehr« in den nachsommerlichen Bildungskosmos seinen Anfang nimmt, und im ehelichen »Bund« zwischen Heinrich und Natalie zu seinem »Abschluss« findet.<sup>7</sup> Durch die subtile Anleitung auf dem Weg der Bildung und das kontinuierliche Einüben in die Verhaltensregel der Zurückhaltung beabsichtigt Risach, potenziellen emotionalen Verirrungen der jüngeren Generation entgegenzuwirken und zugleich den Grundstein zu legen für das Konstrukt einer konfliktfreien, da gebildeten familiären Gemeinschaft. Risach hat die Lehren, die er aus der eigenen Vergangenheit ziehen musste, zum allgemeingültigen Ideal erhoben: »Inneres« wird in der Rosenhauswelt nicht mitgeteilt, um der Katastrophe keine Gelegenheit zur Wiederholung zu geben. Hinter der nahezu affektfreien nachsommerlichen Lebensweise verbirgt sich die Geschichte des Hausherrn.

Interessanterweise manifestiert sich die »Leerstelle«, die Risachs Leben aufweist, in erster Linie in der Architektur der erzählten Welt. Details im Raummodell zeigen, dass das von Risach »selber gebaut[e]« (I, 128) Rosenhaus – die zentrale Bildungsstätte für Heinrich, Gustav und andere – mehr repräsentiert als glatte Ordnung: Das Rosenhaus steht im Zeichen einer individuellen Vergangenheit, es verweist auf die Lebenslücke und den Versuch, sie auf erzieherischem Wege zu schließen. Nach Risachs Rückblick, »[which] causes us to review everything we have read up to that point«,<sup>8</sup> erscheinen die lückenlose Rosenwand, das hinter Tape- tentüren verborgene Rosenzimmer und der leere Marmorsaal in einem ganz anderen Licht. Es zeigt sich, dass das »Rosengitter« (I, 254) ein

<sup>7</sup> Die Titel der Kapitel formulieren großteils Stationen der Bildung, die Heinrich auf dem Weg zur persönlichen Reife durchläuft: Von der »Einkehr« über die »Erweiterung« und den »Bund« zum »Abschluss«. Der Roman endet mit dem Abschluss der Ausbildung, den der Bund besiegelt. Im Anhang werden die Überschriften der drei Bände im Überblick angeführt.

<sup>8</sup> Helena Ragg-Kirkby, »Äusseres, Inneres, das ist alles eins: Stifter's »Der Nachsommer« and the Problem of Perspectives. In: German Life and Letters 50/1997, H. 3, S. 323–338, hier S. 324.



Zeichen der Bewältigung setzt; der einst zügellose Affekt konnte – so soll es die Gartenarchitektur implizieren – in die Schranken einer makellosen Ordnung verwiesen werden. Erst der Rückblick lässt erkennen, dass gewisse Räume des Rosenhauses entgegen allem Anschein »der Innenwelt seines eskapistisch geprägten Bewohners«<sup>9</sup> entsprechen. Lässt sich das im Rosenhaus verwirklichte lückenlose Bauen und Einrichten auf die biografische ›Lücke‹ in Risachs Leben zurückführen? Angesichts des ausgebliebenen ›Sommers‹, um den »Der Nachsommer« thematisch kreist, ist zumindest auffällig, mit welcher Bedachtsamkeit der Hausherr die Lückenlosigkeit seiner Anordnungen sicherstellt (die Rosenwand, das Bilderzimmer, die Einlegearbeiten der Fußböden). Die Räumlichkeiten des Rosenhauses spiegeln nicht nur die Lebenskrise wider: Ihnen kommt – im Rahmen des pädagogischen Projektes – eine zentrale Rolle im Prozess der Vergangenheitsbewältigung zu. Immer wieder schreiten die Figuren in gleichmäßigen Bewegungen die architektonischen Außen- und Innenräume ab, die die von Risach etablierte Ordnung veranschaulichen. Der Weg durch die nachsommerlichen Räume ist ein gemächlicher Gang der Bildung – ein kreisförmig angelegter, sanft ansteigender Weg hin zu einem spezifischen Ideal des gebildeten Menschen.

## II

Heinrichs »Einkehr« in das Rosenhaus wird mit einem bemerkenswerten erzählerischen Aufwand inszeniert. Unterwegs auf einer Wanderung machen ihm die »sanften Wolken eines Gewitters« (I, 45) Sorgen. Er sieht ein erhöht gelegenes, »noch hell beleuchtet[es]« Haus, von dem »ein eigentümlicher Reiz« ausgeht, und beschließt, »in diesem Hause eine Unterkunft zu suchen« (I, 46). Den Zugang zu finden, ist kein Leichtes. Endlich oben, an der Südseite des Hauses angelangt, entdeckt er statt eines Eingangs ein gewaltiges Rosenspalier, dann »ein hohes eisernes grün angestrichenes Gitter« (I, 48) und schließlich – in das Gitter unmerklich

<sup>9</sup> Claudia Becker, *Innenwelten – Das Interieur der Dichter*. In: *Innenleben. Die Kunst des Intérieurs. Vermeer bis Kabakov*. Hg. von Sabine Schulze. Ostfildern-Ruit 1998, S. 170–181, hier S. 171. Vgl. zur Korrespondenz zwischen Innenraum und Subjekt in der Literatur auch: Dies., *Einleitung: Innerlichkeit und Intérieur. Aspekte eines Problemzusammenhangs*. In: Dies., *Zimmer-Kopf-Welten. Zur Motivgeschichte des Intérieurs im 19. und 20. Jahrhundert*. München 1990, S. 11–30.

integriert – den Eingang.<sup>10</sup> Genau hier – am Gitter, jenseits dessen »jene autoritären Zeichensysteme« warten, »auf die sich der Eintretende in Zukunft einlassen wird«<sup>11</sup> – spielt sich eine innerhalb des Romans einzigartige Szene ab: Es entspinnt sich eine Meinungsverschiedenheit zwischen Heinrich, der (noch) außerhalb steht, und dem fremden Mann, der »an der innern Seite des Gitters« (I, 49) erscheint. »Der ganze Roman, der so sehr geprägt ist von Harmonie und Ausgleich, entsteht aus der einzigen Situation des Widerspruchs, des kontroversen Gesprächs, den die Haupthandlung enthält.«<sup>12</sup> Allein der Dissens bezüglich der Frage, ob das Gewitter ausbrechen wird oder nicht, bewegt Heinrich zur Grenzüberschreitung nach innen. Mithilfe eines speziellen Mechanismus öffnet der Hausherr den Torflügel und gibt dem fremden Wanderer »Raum zum Eintreten« (I, 51). Abermals zögert Heinrich – und entschließt sich endlich zum entscheidenden Schritt: »Da die Sache so ist,« erwiderte ich, »trete ich gerne ein, und harre mit euch gerne der Entscheidung, auf die ich begierig bin.« Nach diesen Worten trat ich ein, er schloß das Gitter, und sagte, er wolle mein Führer sein.« (I, 52) Durch seinen Aufschub über mehrere Textseiten wird der Eintritt in den Garten als weitreichende Entscheidung markiert, ja als Initiation in einen »anderen« Raum. Heinrichs Schritt durch das eiserne Gitter ins Innere der Ordnung ist verbindlich. Mit pädagogischem Geschick lockt Risach Heinrich herein; er weiß, dass die Räumlichkeiten des Rosenhauses nicht spurlos an dem jungen Mann vorübergehen werden.

»So haben wir also für die kommende Nacht abgeschlossen, wie ich gleich gedacht habe,« sagte mein Begleiter, »ihr werdet wohl bemerkt haben, daß

<sup>10</sup> In welchem Maße Stifter das Raummodell des »Nachsommers« durchdacht hat, zeigt der Vergleich mit den überlieferten Bruchstücken der Erzählung »Der alte Hofmeister« – aus heutiger Sicht eine Vorstudie zum »Nachsommer«, an der Stifter bereits 1847 arbeitete. (Adalbert Stifter, *Der alte Hofmeister*. In: Ders., *Erzählungen in der Urfassung*. Hg. von Max Stefl. 3 Bde. Augsburg 1952, Bd. 3, S. 327–334) Das Gitter ist hier »hochroth angestrichen« (S. 328), der Eingang befindet sich an der Frontseite des Hauses (die Rosenwand fehlt) und das erste Kapitel, das inhaltlich dem dritten des Romans entspricht, heißt nicht »Die Einkehr«, sondern »Die Beherbergung«, was den Schwerpunkt entscheidend verschiebt. Im »Nachsommer« setzt Stifter bewusst den Moment der *Grenzüberschreitung* in Szene, er fügt das Gitter durch einen grünen Anstrich farblich in die Umgebung ein, um eine optische Irritation zu vermeiden, und entscheidet sich gegen die Eingangstür an der Frontseite des Hauses. In der Endfassung führen *alle* Wege nach innen durch das Gitter.

<sup>11</sup> Juliane Vogel, *Stifters Gitter. Poetologische Dimensionen einer Grenzfigur*. In: *Die Dinge und die Zeichen. Dimensionen des Realistischen in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts*. Hg. von Sabine Schneider und Barbara Hunfeld. Würzburg 2008, S. 43–58, hier S. 54.

<sup>12</sup> Matz, *Der König von Polen* (wie Anm. 2), S. 312.

euer Ränzlein und euer Wanderstock nicht mehr in dem Speisezimmer waren, als ihr zum Essen dahin kamet. [...] Ich habe beides in euer Zimmer bringen lassen,« sagte er, »weil ich schon vermuthete, daß ihr diese Nacht in unserm Hause zubringen würdet.« (I, 66)

Alles, was es braucht, ist ein bisschen Zeit – und so überredet der Hausherr seinen Gast am darauffolgenden Tag, noch für eine zweite Nacht im Rosenhaus zu bleiben. »Die Einkehr« markiert den Beginn einer Laufbahn.

Es entspricht der Bedeutsamkeit von Heinrichs Ankunft,<sup>13</sup> ihn nicht durch den gewöhnlichen Eingang, sondern durch den »Haupteingang« ins Innere des Hauses zu führen:

»Dieser Eingang,« sagte er, »ist eigentlich der Haupteingang; aber da ich mir nicht gerne das Pflaster des Ganges verderben lasse, halte ich ihn immer gesperrt, und die Leute gehen durch eine Thür in die Zimmer, welche wir finden würden, wenn wir noch einmal um die Ecke des Hauses gingen [...].« (I, 52)

Heinrich hat einen elitären Raum betreten, dessen Haupteingang nicht als solcher bezeichnet wird, weil durch ihn *hauptsächlich eingegangen wird*, sondern weil die Wenigen, die durch ihn ins Innere des Hauses gelangen, *die Hauptsache sind*. Als besonderer Gast wird Heinrich, ohne einen Vorraum passiert zu haben, direkt mit dem marmornen Pflaster und dem hausüblichen Gebrauch der Filzschuhe konfrontiert, die paradigmatisch auf einen entfunktionalisierten Wohnraum verweisen: Wie Risach selbst sagt, sind »die Abtheilungen, welche solche Fußböden haben, [...] ja auch eigentlich nicht zum Bewohnen sondern nur zum Besehen bestimmt« (I, 94). Die der häuslichen Norm gegenläufige Bewegungsrichtung, die über den marmornen Gang in das Speisezimmer verläuft, von dort in den Vorraum und zuletzt ins Ausruhezimmer, scheint Risach zweckdienlich zu sein, um den Gast in das Haus einzuführen und sein Interesse zu wecken. Wie ins Innere des Hauses, so führen auch in die obere Etage zwei Wege: Der Zugang zu den Privaträumen im ersten Stockwerk wird über eine »gewöhnliche Sandsteintreppe« (I, 80)

<sup>13</sup> Wie sich im letzten Kapitel des Romans (»Der Abschluß«) herausstellt, hat Risach Heinrich am Gittertor »auf den ersten Blick« als den für Natalie geeigneten Gatten »erkannt« (III, 265); – die prognostischen Fähigkeiten des Freiherrn sind in vieler Hinsicht ganz erstaunlich.

und über die Marmortreppe ermöglicht. Für ihren ersten gemeinsamen Gang nach oben – nachmittags, nach ihrem Gespräch im Garten – wählt Risach die »gewöhnliche« Treppe. Spät abends, als »die schwarzen Fenster nur zeitweise durch die hereinleuchtenden Blitze erhellt wurden« (I, 80), führt er seinen Gast dann in Begleitung des Pfarrers von Rohrberg über die marmorne Treppe. Durch das Glasdach beleuchten Blitze »das Haupt und die Schultern der Marmorgestalt« (I, 81), derer Heinrich hier erstmals gewahr wird – wenn er sie zu diesem Zeitpunkt auch noch kaum beachtet.

Wie Heinrichs Ankunft im Rosenhaus zeigt, werden seine Bewegungen gezielt gelenkt: anfangs von Risach, der sich als »Führer« anbietet (»er schloß das Gitter, und sagte, er wolle mein Führer sein«), dann von der Architektur selbst. Die Innen- und Gartenarchitektur des Rosenhauses ermöglicht Rundgänge, bietet Sitzplätze auf Anhöhen, sie platziert und beleuchtet Bilder und Skulpturen so, dass der Betrachter aufmerksam wird und verweilt. Bis zu einem gewissen Grad werden Formen der Körperbewegung, worunter auch das für den Roman zentrale Innehalten zur Betrachtung fällt, durch die Architektur und Inneneinrichtung des Rosenhauses vorgezeichnet; alles beruht hierbei auf dem Entwurf des Hausherrn. »Der Nachsommer« impliziert die positive Wirkung seiner Räumlichkeiten – sowohl auf das Subjekt, das sie begeht, als auch auf den Leser, der sie imaginiert.<sup>14</sup> Wer (von Anfang an) auf den »richtigen« Wegen wandelt, wer sich gemessen und umsichtig durch die »richtigen« Räume bewegt, der läuft keine Gefahr, auf die schiefe Bahn zu geraten. Raumerfahrung und Bildung sind aneinander gekoppelt: Jeder Schritt durch die nachsommerlichen Räume ist ein Fort-Schritt auf dem Weg der Bildung. Unzählige Male muss Heinrich die Räume des Rosenhauses durchlaufen, um die Schönheit der Marmorstatue eines Tages erkennen zu können.

<sup>14</sup> *Negative* Auswirkungen von Räumen und Kunstwerken auf den menschlichen Charakter führt »Der Nachsommer« nicht vor – sie werden in der erzählten Welt von Anfang an unterbunden. Risach, Eustach und Roland entscheiden gemeinschaftlich, die »schlechten Blätter« einer Sammlung an Kupferstichen zu vernichten, da diese »das Gefühl [...] statt es zu heben, in eine rohere und verbildetere Richtung lenken« (III, 132) würden. Was nicht zugelassen wird, steht als Möglichkeit und Gefahr nichtsdestotrotz im Raum. Vgl. August Stahl, Die ängstliche Idylle. Zum Gebrauch der Negationen in Stifters »Nachsommer«. In: Literatur und Kritik 167/168/1982, S. 19–28.

Während Gustav Freiherr von Risach ein Haus gebaut und eingerichtet hat, um sein Bildungsprojekt zu realisieren, entscheidet sich Heinrich Drendorf für die erzählerische Gestaltung eines Textes. Wie die Architektur verschiedenste gestalterische Mittel zur Verfügung hat, leibliche Bewegungen zu beeinflussen, so hat auch die Sprache unterschiedlichste Möglichkeiten, Bewegungen darzustellen und die Imagination des Rezipienten effektiv zu lenken. Als ›Architekt‹ seiner Erzählung wählt der Ich-Erzähler seine Worte sorgfältig: Die Bewegungen der Figuren werden sprachlich in einer Weise verfasst, die die Imagination des Lesers auf die ›richtigen‹ Wege führt.

Nach diesen Worten trat ich ein, er schloß das Gitter, und sagte, er wolle mein Führer sein.

Er führte mich um das Haus herum; denn in der den Rosen entgegengesetzten Seite war die Thür. Er führte mich durch dieselbe ein, nachdem er sie mit einem Schlüssel geöffnet hatte. Hinter der Thür erblickte ich einen Gang, welcher mit Amonitenmarmor gepflastert war.

»Dieser Eingang,« sagte er, »ist eigentlich der Haupteingang; aber da ich mir nicht gerne das Pflaster des Ganges verderben lasse, halte ich ihn immer gesperrt, und die Leute gehen durch eine Thür in die Zimmer, welche wir finden würden, wenn wir noch einmal um die Ecke des Hauses gingen [...].« (I, 52)

Risach und Heinrich gehen weder um die zweite »Ecke des Hauses« zum gewöhnlichen Eingang noch sind sie um eine erste Ecke zum Haupteingang gegangen. Stattdessen führt der Hausherr seinen Schützling »um das Haus herum«. Faktisch ist der Bewegungsablauf natürlich derselbe, semantisch hingegen besteht ein Unterschied, von dem der Text profitiert: Die Bewegungen werden vorsätzlich *zirkulär* konzipiert, das Abbiegen scheint lediglich im Konditionalis als bewusst verworfene Option auf (»wenn wir noch einmal um die *Ecke* des Hauses *gingen*«). Es gelingt dem Erzähler, scharfe Richtungswechsel bei genauester Beschreibung der Bewegungsabläufe außer Acht zu lassen. Man gewinnt den Eindruck, die Figuren gingen beständig geradeaus oder im Kreis.<sup>15</sup> Ebenso bemerkenswert ist die Beschreibung des Eintritts in das »Ausruhezimmer«, dessen

<sup>15</sup> Vgl. auch den Rundgang durch Risachs Wohnung, der im Marmorsaal seinen Anfang und sein Ende nimmt: »Das Bilderzimmer führte durch die dritte Thür des Marmorsaales wieder in denselben zurück, und so hatten wir die Runde in diesen Gemächern vollendet.« (I, 93)

Schwelle durch eine »sehr sorgsam[e]« Reinigung der »Fußbekleidung« gebührend inszeniert wird:<sup>16</sup> »[D]a ich fertig war, öffnete er die Ausgangstür, die ebenfalls braun und getäfelt war, und führte mich durch ein Vorgemach in ein Ausruhezimmer, welches *an der Seite des Vorgemaches* lag.« (I, 53)<sup>17</sup> Auf äußerst raffinierte und subtile Weise geht der Text hier von einer sukzessiven zu einer kartografischen Raumschilderung über, die vom Standpunkt des Subjekts abstrahiert. So kann das Abbiegen geschehen, ohne zur Sprache zu kommen. Die zitierten Stellen stehen exemplarisch für einen Text, der literarische Verfahren der Raumdarstellung gezielt einsetzt, um das vorgestellte Ideal des gebildeten Menschen wirksam zu inszenieren: Wie die Figuren des »Nachsommers« generell nie explizit um Ecken gehen, so »ecken« sie auch durch ihr Verhalten in keiner Form an. Ganz im Gegenteil, sie signalisieren durch ihre Bewegungen, dass sie auf dem »richtigen«, ja auf dem »besten« Wege sind. Durch die nachsommerliche Welt bewegt man sich gemessen, gemäßigt, kontinuierlich – niemand humpelt, rennt oder tanzt hier.<sup>18</sup>

Indem der Erzähler ab dem Moment der Einkehr in das Rosenhaus auf eine überwiegend präsentische Erzählweise rekurriert, will er es dem Leser ermöglichen, die Räume zu durchlaufen, die er selber durchlaufen hat und ohne die er nicht wäre, wer er (zum Erzählzeitpunkt) ist. Die Innenräume sind von zentraler Bedeutung für Heinrichs persönliche Lernprozesse und Einsichten, sie machen ihn empfänglich für Risachs Lehren. Dieser hat als Baumeister und Herr seines Hauses längst die

<sup>16</sup> Auch das Überziehen der Filzschuhe vor bestimmten Türschwellen dient der Inszenierung des Übergangs. Der Moment des Innehaltens gibt der Figur wie auch dem Leser Zeit, sich auf den neuen Raum einzustellen, dessen Betretung unmittelbar bevorsteht. Durch das Postulat der Einheit (s.u.) gewinnen Schwellen, die die Grenzen zwischen den Einheiten markieren, an zusätzlicher Bedeutung. Ihrer Überschreitung muss in einer literarischen Welt, in der das »Wahren der Einheit« als grundlegend begriffen wird, besondere Achtung gezollt werden.

<sup>17</sup> Hervorhebung d. Verf.

<sup>18</sup> Vgl. Heinrichs Abneigung gegenüber Gesellschaftstänzen (II, 179). Eine bemerkenswerte Ausnahme zu den gemäßigten Bewegungen der Figuren beschreibt die Szene, in der Heinrich von dem wertvollen Tisch erfährt, den der »Gastfreund« seinem Vater zum Geschenk gemacht hat. Er beschließt die sofortige Abreise, um sich persönlich zu bedanken: »Da muß ich nun augenblicklich zu meinem Freunde reisen,« rief ich. [...] Die Schwester hüpfte oder sprang beinahe in dem Zimmer herum, und rief: »ich habe es mir gedacht, daß er so handeln wird, ich habe es mir gedacht. O der Freude, o der Freude! Wirst du bald abreisen?« »Morgen mit dem frühesten Tagesanbruch,« erwiederte ich, »heute müssen noch Pferde bestellt werden.« (II, 131) Derart emotionale Reaktionen und nervöse Bewegungen ist der Leser des »Nachsommers« nicht gewöhnt – und so läuft die ganze Passage Gefahr, ins Skurrile abzuweichen. Vgl. zu diesem Effekt auch das »Abschluß«-Kapitel, das durch Küsse, Umarmungen und eine generell überschwängliche körperliche Nähe der Figuren zueinander frappiert.

Fäden gezogen, die Heinrichs Entwicklung steuern; ruhigen Gewissens lässt er die Räumlichkeiten des Rosenhauses die ›Führung‹ übernehmen. Ihre Begehung und Betrachtung ist für den Erfolg des pädagogischen Projektes unabdingbar – nur so können die gemeinsamen Gespräche ihre Wirkung entfalten. Viel mehr ist weder nötig noch vorgesehen: »Das Werk des Vormittages war abgethan« (III, 130), vermerkt Heinrich nach einem gemächlichen Gang durch das Haus – über die Marmortreppe, vorbei an der Marmorstatue in den Marmorsaal, ins Bilderrzimmer, ins Bücherzimmer und retour. Die Architektur avanciert zum Erziehungsmedium. Schon im Moment von Heinrichs Einkehr übergibt Risach den Bildungsauftrag zu einem Großteil seinem nachsommerlichen Lebenswerk: der *Einrichtung* des Rosenhauses. Wer sich zur Einkehr entschlossen hat – und hiervon ist der Leser nicht ausgenommen –, dessen Bildung ist ›auf dem besten Weg‹. In der linearen, schrittweisen Raumerfahrung und der vor allem visuell geprägten Sinneserfahrung der Figuren bestehen strukturelle Ähnlichkeiten zum Leseprozess: Wie die Figuren in sich geschlossene Raumeinheiten durchlaufen und ihre Blicke von Ding zu Ding schweifen, so bewegt sich der Leser von einer Bedeutungseinheit zur nächsten.<sup>19</sup> Der ›Gang‹ des Lesers durch den Text läuft dem Gang der Figuren durch das Haus parallel. Das Gehen, die lineare Bewegung durch die Räumlichkeiten, ist – analog zur Lektüre – pädagogisches Programm. Wie das Rosenhaus ein pädagogischer Raum zur Bildung der Figuren ist, so ist »Der Nachsommer« ein pädagogischer Textraum zur Bildung seines Lesers.

### III

Ins Zentrum seiner Erzählung stellt Heinrich Drendorf zweierlei: sich selbst (den eigenen Bildungsweg) und ein Haus, zu dem die Bewegungen der relevanten Figuren früher oder später zurückführen. Das Rosenhaus bildet einen Ruhepol: Nach vielen Jahren der Trennung sucht

<sup>19</sup> Vgl. zur »Engführung von Lesen, Schauen und Gehen« in Stifters Erzählung »Der beschriebene Tännling« (1845): Robert Stockhammer, »Ich mache Schwarzbach!«: Adalbert Stifter, ›Der Nachsommer‹ (und andere Prosa). In: Ders., Kartierung der Erde. Macht und Lust in Karten und Literatur. München 2007, S. 159–185, hier S. 169. Vgl. zum »Nachsommer«: Tove Holmes, »...was ich in diesem Hause geworden bin.« Adalbert Stifter's Visual Curriculum. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 129/2010, H. 4, S. 559–577.

Mathilde Risach auf und hinterlässt ihm ihren Sohn Gustav für die Zeit seiner Ausbildung; ab diesem Tag reisen Mathilde und Natalie regelmäßig ins Rosenhaus. Ähnlich ergeht es Heinrich, der nach seiner ersten Einkehr Jahr für Jahr zurückkehrt; seine Pendelbewegungen zwischen dem Haus des »Gastfreundes« und dem Haus seiner Eltern sind für den Roman strukturbestimmend, bis Heinrich sesshaft wird und auch seine Familie Mittel und Wege findet, nachzuziehen:

Er [Heinrichs Vater] hatte sein Handelsgeschäft abgetreten, und hatte den auf einer sehr lieblichen Stelle zwischen dem Asperhofe und Sternenhofe gelegenen verkäuflich gewordenen Gusterhof gekauft, den er eben für sich einrichten lasse. (III, 256)

»Die Annäherung, die sich im Verlauf der Handlung vollzogen hat, wird zur Identität, die pendelnde Reisebewegung endet mit der Herstellung eines gemeinsamen Zentrums.«<sup>20</sup> Auch die Nebenfiguren Eustach und Roland – oft über lange Zeit abwesend – sind durch zyklische Bewegungen der Wiederkehr an das Rosenhaus und seine Ordnung gebunden. Die Besitzer der umliegenden Landgüter pilgern alljährlich zur Zeit der Rosenblüte zum Asperhof, und selbst der unauffindbare Zitherspieler Joseph – die vielleicht einzige umtriebige, rätselhafte Figur des Romans – findet sich zur Feier des Bundes im Rosenhaus ein.

Vorwiegend hier, im Bereich der Bildungsstätte, gebaut und eingerichtet unter Risachs Leitung, formiert sich die Handlung des Romans. Immer wieder werden die architektonischen Innen- und Außenräume von Heinrich besichtigt und beschrieben, als könne sein Reifeprozess nur über die Darstellung der Räume nachvollzogen werden. Der Bildungsgang wird im »Nachsommer« von den Innenräumen her gedacht. Dass Heinrichs persönliche Entwicklung mit der im Rosenhaus verbrachten Zeit korreliert, legen nicht zuletzt die Kapitelüberschriften nahe. Während sie im zweiten und dritten Band in relativ abstrakter Weise auf die Subjektconstitution des Erzählers Bezug nehmen,<sup>21</sup> wird Heinrichs Weiterentwicklung durch die Überschriften des ersten Bandes explizit an seine Bewegung weg vom Elternhaus hin zum Rosenhaus gekoppelt:

<sup>20</sup> Klaus-Detlef Müller, Utopie und Bildungsroman. Strukturuntersuchungen zu Stifters »Nachsommer«. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 90/1971, S. 199–227, hier S. 216.

<sup>21</sup> Vgl. folgende Kapitelüberschriften aus Band II und III: »Die Erweiterung«, »Der Bund«, »Die Entfaltung«, »Das Vertrauen«, »Der Abschluß«. Für eine vollständige Übersicht siehe Anhang.



»Die Häuslichkeit«, »Der Wanderer«, »Die Einkehr«, »Die Beherbergung«. Zwei stabile Zentren umfassen den »Wanderer«, dem eine kurze Zeit der Ungebundenheit zugestanden wird. Für die Dauer eines Kapitels bewegt sich Heinrich außerhalb jeder Ordnung und ist Herr seiner selbst: Nicht die Wanderung, sondern der »Wanderer« – das Individuum – steht hier im Zentrum.<sup>22</sup> Ab dem Moment seiner »Einkehr« wird der Ich-Erzähler diese neu errungene Freiheit nach und nach aufgeben, um sich einzufügen in eine Ordnung, der sich das Individuum grundsätzlich unterzuordnen hat. Bereitwillig trifft Heinrich die im Rosenhaus üblichen Maßnahmen der Eingliederung:

Mein Gastfreund sagte mir noch vorher, ich möge mich zum Mittagessen nicht umkleiden; es sei dieses in seinem Hause selbst bei Besuchen von Fremden nicht Sitte, und ich würde nur auffallen. Ich dankte ihm für die Erinnerung. (I, 247)

Angesichts des Bildungsfortschritts, der im Rosenhaus statthat, sind Heinrichs Exkursionen (auch die Europareise) nebensächlich.<sup>23</sup> »[A]ls Ausgangs- und Rückkehrpunkt von Heinrichs ›Bildungsfahrten‹ und als bildender Gehalt selbst, ist das Rosenhaus Mitte des gesamten in diesem Roman gestalteten Bildungsvorgangs.«<sup>24</sup> Hier hat Heinrich nicht nur Gelegenheit, Risachs Sammlungen, seine Restaurierungsarbeiten, seine Bilder und Skulpturen eingehend zu betrachten und sich an ihnen zu bilden: Hier werden ihm auch ungefragt Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, in die er sich zurückziehen kann, um die von Forschungsreisen mitgebrachten Dinge angemessen zu ordnen und einzuräumen. Heinrich wird schleichend und doch gezielt in Risachs Welt integriert. Als er das Rosenhaus zum dritten Mal aufsucht, noch vor der Begegnung mit Natalie, hat man »zwei Zimmer am Anfange des Ganges der Gastzimmer [...] durch eine neugebrochene Thür zu einer einzigen Wohnung« zusammengelegt. Während das kleinere Zimmer zum »Schlaf- und Wohngemache hergerichtet« ist, hat man das andere Zimmer, das ihm »bedeutend groß« scheint, »ausgeleert, an seinen Wänden standen Tische und Gestelle herum, so wie in seiner Mitte ein langer Tisch angebracht war, damit ich

<sup>22</sup> Ich danke Julia Weber für diesen Hinweis!

<sup>23</sup> Die Europareise wird in nur einem Absatz abgehandelt, der eine halbe Textseite umfasst und inhaltlich nicht viel mehr ist, als eine Aufzählung der besuchten Orte (vgl. III, 255f.).

<sup>24</sup> Herbert Seidler, Gestaltung und Sinn des Raumes in Stifters ›Nachsommer‹. In: Adalbert Stifter. Studien und Interpretationen (wie Anm. 1), S. 203–226, hier S. 218.

meine Sachen, die ich etwa von dem Gebirge brächte, ausbreiten könnte.« (I, 234) In Ruhe kann und soll Heinrich hier an der Vollständigkeit und Integrität seiner Sammlungen arbeiten, mit deren materieller Erweiterung die »Erweiterung«<sup>25</sup> seines Wissens einhergehen wird.

Sammlungen machen die Ordnung der Welt sichtbar. Indem sie Variationen eines Themas zusammenstellen, bezeugen sie einerseits den Formenreichtum und andererseits die Gleichförmigkeit der Welt. Ausgewählte Ausstellungsräume, deren Funktion darauf reduziert ist, Sammlungen zu präsentieren, dokumentieren im Rosenhaus die Ordnung und die Vielfalt des Kosmos. Im »Marmorsaal«, im »Bilderzimmer« und im »Bücherzimmer« wird nicht gegessen oder geschlafen, sondern einzig und allein *betrachtet*; »die Sphären der Arbeit, des Wohnens und des Ausstellens [sind] klar getrennt.«<sup>26</sup> Jede Sammlung stützt sich auf ein System der begrifflichen Einteilung und Klassifizierung der Welt, das ›Ordnung‹ schafft, indem es in einem Akt der Konstruktion Grenzen zieht und Differenzen etabliert (Holz ≠ Marmor; Bild ≠ Buch). Dieser Ausschlussmechanismus alles ›anderen‹ ist konstitutiv für jede Sammlung: Ein Stück Holz hat in einer Marmorsammlung nichts zu suchen, ein Buch wäre im Bilderzimmer fehl am Platz. Der Zweck einer Sammlung besteht darin, die Ordnung der Welt im Eigenheim (bzw. im Museum als Ort institutionalisierten Sammelns) zu veranschaulichen und in Szene zu setzen. Indem der Sammler die unterschiedlichsten Ausformungen eines Gegenstandes auf engstem Raume ›versammelt‹, ermöglicht er sich von zu Hause aus einen Überblick über die Ordnung, die dem Einzelnen übergeordnet ist und alle Vielfalt umfasst. Ein Überblick in dieser Form kann im Gelände niemals erreicht werden; hinter jeder Sammlung verbirgt sich ein langwieriger Prozess des Suchens und Findens. Wer Sammlungen anlegt, strebt nach einer kaum zu erreichenden Vollständigkeit: »So unvollständig sie [die Sammlungen] in aller Regel sein mögen und auch hier [im »Nachsommer«] sind, so implizieren sie doch zumindest tendenziell und prospektiv den Anspruch auf Abbildung von Totalität.«<sup>27</sup> Im Rosenhaus gehen die Bemühungen dahin, das ›Ganze‹ möglichst lü-

<sup>25</sup> Vgl. das erste Kapitel des zweiten Bandes: »Die Erweiterung«.

<sup>26</sup> Silke Arnold-de Simine, Musealisierungsphänomene im Werk Adalbert Stifters. In: Ordnung – Raum – Ritual. Adalbert Stifters artifizierender Realismus. Hg. von Sabina Becker und Katharina Grätz. Heidelberg 2007, S. 41–67, hier S. 53.

<sup>27</sup> Christian Begemann, Die Welt der Zeichen. Stifter-Lektüren. Stuttgart u.a. 1995, S. 333.

ckenlos zu erfassen: »Es gehört wohl [...] alles zu dem Ganzen« (I, 217), bemerkt Risach während eines gemeinsamen Gespräches mit Heinrich im Marmorsaal, woraufhin dieser seine Arbeitsweise zu systematisieren beginnt. »Ich machte mir nun zur Aufgabe, eine bestimmte Strecke zu durchforschen [...], so daß [...] wenigstens der Theil, den ich vollendete, wirklich fertig wäre« (I, 230). »[W]irklich fertig« ist Heinrich dann, wenn ausreichend »Dinge« gesammelt sind, um die vermessenen Landstriche im Inneren des Hauses in Form einer materiell erfahrbaren Kollektion angemessen darstellen zu können. Die Stabilität der Ordnung, die das Haus gewährt, ermöglicht es dem Subjekt, sich innerlich zu »sammeln«. Heinrich wächst in erster Linie im Rosenhaus zum gebildeten Mann heran: »[W]enn ich irgend etwas bin«, wird er gegen Ende seiner Erzählung dankend zu Risach sagen, »so bin ich es hier geworden« (III, 231).

Bemerkenswerterweise geht im »Nachsommer«, diesem Bildungsroman besonderer Art, mit dem langwierigen Prozess des Sammelns und des Einräumens ein Prozess der graduellen »Läuterung« des Selbst einher: Je länger sich das Subjekt mit der »Ordnung« auseinandersetzt, je bewusster sie ihm wird, desto ausgeglichener und freier wird es von Emotionen, die unerwünschte »Störungen« verursachen können. »Das Regelmäßige der Beschäftigung«, so Heinrich, »übte bald seine sanfte Wirkung auf mich; denn was ich [...] Schmerzliches in mir hatte, das wich zurück, und mußte erblassen vor der festen ernsten strengen Beschäftigung, die der Tag forderte, und die ihn in seine Zeiten zerlegte.« (II, 171) »Hiezu kam«, heißt es an einer anderen Stelle, »auch eine gewisse Zufriedenheit, die ich fühlte, wenn ich sah, daß sich Glied an Glied zu einer Ordnung an einander reihte« (I, 231). »Stifter tritt [...] als Autor auf, der das Motiv des Sammelns ansatzweise als Beschäftigung eines an seiner eigenen Entindividualisierung arbeitenden Subjekts entfaltet.«<sup>28</sup> Die Ordnung, die eine jede Sammlung vor Augen führt, erfahrbar macht und inszeniert, wird nach und nach »verinnerlicht«. Insbesondere den erfahrenen Figuren wie Risach scheint es ein Anliegen zu sein, die eigene Emotionalität zugunsten eines Bewusstseins für übergeordnete Zusammenhänge weitgehend auszuschalten:

<sup>28</sup> Dominik Finkelde, Tautologien der Ordnung: Zu einer Poetologie des Sammelns bei Adalbert Stifter. In: *The German Quarterly* 80/2007, H. 1, S. 1–19, hier S. 3.

»[...] Wenn wir nur in uns selber in Ordnung wären, dann würden wir viel mehr Freude an den Dingen dieser Erde haben. Aber wenn ein Übermaß von Wünschen und Begehungen in uns ist, so hören wir nur diese immer an [...].«

Ich verstand dieses Wort damals noch nicht so ganz genau, ich war noch zu jung, und hörte selber oft nur mein eigenes Innere reden, nicht die Dinge um mich. (I, 217f.)

Die Stimme des ›Inneren‹ wird im Laufe der Bildung zum Schweigen gebracht; wie im Inneren des Hauses, so gilt es auch im ›Inneren‹ des Subjekts Ordnung zu schaffen. Heinrich hat dieses Ziel zum Erzählzeitpunkt erreicht; seine »Erzählung« erbringt hierfür den Beweis. Der Bildungsfortschritt bewirkt eine Sublimierung der Gefühlswelt und eine Minimierung der eigenen Individualität – das ›gelungene Subjekt‹ nimmt sich maximal zurück. Wie Hugo von Hofmannsthal notiert, besteht das Ziel der nachsommerlichen Aktivitäten in der Bewältigung und Überwindung der »Leidenschaft damit sie den Weltenspiegel des eigenen Ichs nicht trübe«. <sup>29</sup>

Wenn das Rosenhaus auch das Bildungszentrum des Romans darstellt, so geht der persönliche Reifeprozess des Erzählers doch Hand in Hand mit der schrittweisen Erforschung und Vermessung des Außenraumes. Das ›Extrahieren‹ von Gesetzmäßigkeiten beschwichtigt emotionale Unruhen – ein Effekt, der sich insbesondere während Heinrichs Vermessung des Lautersees bemerkbar macht: Heinrich hat sich vorgenommen, auszuloten, was sich unterhalb der Wasseroberfläche in der Tiefe des Sees verbirgt; sein Interesse gilt der grundlegenden Form der Erdoberfläche, die vom glatten Wasserspiegel wie die Antwort auf ein »Räthsel« (II, 28) verborgen gehalten wird. Albrecht Koschorke erkennt in Heinrichs »langwierige[r] Vermessung« des Gebirgssees »Züge einer symbolischen Operation der Seelenklärung«. <sup>30</sup> Innerhalb von drei Jahren schafft Heinrich Klarheit; er »vermisst« sein Inneres, bis er sich seiner Gefühle sicher ist. Erst dann, als das Werk vollendet und »der ganze Entwurf [...] in schwermüthiger Düsterteit« (II, 233) vor ihm liegt, bringt er seine Empfindungen gegenüber Natalie zur Sprache. Anders als Risch damals wählt er den Zeitpunkt richtig. Bewirken die topografischen

<sup>29</sup> Wie Anm. 1.

<sup>30</sup> Albrecht Koschorke, *Die Geschichte des Horizonts. Grenze und Grenzüberschreitung in literarischen Landschaftsbildern*. Frankfurt a.M. 1990, S. 280.

Vermessungen, denen Heinrich regelmäßig nachgeht, ähnlich dem Sammeln und dem Ordnen der »Dinge« eine innere Ausgeglichenheit?

Landkarten ermöglichen den Gesamtüberblick über die Raumordnung und leisten eine vollständige Abstraktion vom partikularen Standpunkt; sie bilden im Unterschied zum Bild keine Perspektive ab, sondern sind das Ergebnis von »Projektionen, welche die gekrümmte Erdoberfläche nach mathematisierbaren Regeln [...] in eine plane Kartenebene übersetzen«.<sup>31</sup> Für den totalen Überblick werden subjektive Perspektiven konsequent relativiert. Das entscheidende Merkmal der Karte ist ihre grundsätzliche »A-Perspektivik«,<sup>32</sup> es lässt sich aus ihr kein »Blickpunkt erschließen«,<sup>33</sup> sie schafft Distanz und stellt das kartierte Gelände als statisches, unveränderliches Territorium dar. Das Subjekt ist in ihr ebenso wenig enthalten wie in einer Sammlung. Indem Heinrich die Erdoberfläche vermisst, abstrahiert er also von seiner eigenen, emotional geprägten Sicht auf die Dinge. Er überführt seine Wanderungen in ein kartografisches System, das es möglich macht, Distanz einzunehmen und sich selbst – den eigenen Standpunkt und die zurückgelegten Wege – innerhalb dieses Systems zu verorten. Ähnlich der Karte fasziniert auch der Panoramablick (obschon er unweigerlich an eine Perspektive gebunden bleibt) durch die Übersicht und Distanz zu einer Welt, die sich als bewegungslose Einheit präsentiert. Immer wieder zieht es Heinrich auf »die höchsten Zinnen der Berge« (I, 40), von wo aus sich »die Länder wie eine schwache Mappe« (II, 186) vor ihm ausbreiten. Das Panorama »enthebt das Ich gleichsam seiner Verstrickung in die [ ] Wirklichkeit«<sup>34</sup> und bietet ihm eine »von Anschauung gereinigte Fläche«.<sup>35</sup> Dass das Rosenhaus auf einer Anhöhe steht, ist – wie Risach selbst sagt – kein Zufall:

<sup>31</sup> Robert Stockhammer, *Bilder im Atlas. Zum Verhältnis von piktorialer und kartografischer Darstellung*. In: *Der Bilderatlas im Wechsel der Künste und Medien*. Hg. von Sabine Flach, Inge Münz-Koenen und Marianne Streisand. München 2005, S. 341–361, hier S. 354f.

<sup>32</sup> Jörg Dünne, *Die Karte als Operations- und Imaginationmatrix. Zur Geschichte eines Raummediums*. In: *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Hg. von Jörg Döring und Tristan Thielmann. Bielefeld 2008, S. 49–69, hier S. 55.

<sup>33</sup> Stockhammer, *Bilder im Atlas* (wie Anm. 31), S. 354.

<sup>34</sup> Martin Beckmann, *Die ästhetische Funktion des Weg-Motivs in Stifters »Nachsommer«*. In: *Vierteljahresschrift des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich* 39/1990, S. 3–23, hier S. 6.

<sup>35</sup> Albrecht Koschorke, *Das buchstabierte Panorama: Zu einer Passage in Stifters Erzählung »Granit«*. In: *Vierteljahresschrift des Adalbert-Stifter-Institutes des Landes Oberösterreich* 38/1989, S. 3–13, hier S. 11.

[...] ich wollte aber mit meiner Wohnung auf die Anhöhe. Da sie nun fertig war, sollte der Garten, der an dem Meierhofe stand, [...] heraufgezogen werden. [...] Der große alte Kirschbaum auf der Anhöhe stand mitten im Getreide. Ich zog die Anhöhe zu meinem Garten, legte einen Weg zu dem Kirschbaume hinauf an, und baute um ihn ein Bänklein herum. (I, 128)

Der Freiherr hat zwar nicht Berge, wohl aber »Bäume versetzt«, um einen Ort einzuräumen, der es ihm erlauben würde, nicht nur die Umgebung des Rosenhauses, sondern auch das Anwesen selbst zu überblicken. Rund um den Kirschbaum, der am »Ende des Gartens« an seiner »höchste[n] Stelle« steht, hat man vor einer Holzbank »vier Tischchen nach den vier Weltgegenden« angeordnet, »daß man hier ausruhen, die Gegend besehen, oder lesen und schreiben konnte«. »Wir setzten uns ein wenig auf das Bänklein«, berichtet Heinrich: »Es schien, daß man an diesem Plätzchen niemals vorüber gehen konnte, ohne sich zu setzen, und eine kleine Umschau zu halten« (I, 64). Das Panorama, das einen Überblick über das »Ganze« gewährt und die eigene, subjektive Sicht auf die Welt zumindest dem Anschein nach aufhebt, ist unwiderstehlich.

Während Heinrichs Erzählung »im Zeichen« des Panoramas steht, besticht Risachs Binnenerzählung durch eine Schlüsselszene, die sich an »Mathildens Fenster« (III, 189) abspielt. Genau hier, an der transparenten Stelle zwischen innen und außen, initiieren Gustav und Mathilde am Tag des Liebesgeständnisses ein Versteckspiel, das ihr leidenschaftliches Verlangen nacheinander intensiviert. Als architektonisches Element fokussiert das Fenster unweigerlich Mathildes Blick: Sie hat nur noch Augen für ihn. Durch ihr Fenster kann Mathilde, die sich im Innenraum der familiären Ordnung bewegt, in einen visuellen Austausch mit dem *außenstehenden* Gustav treten, ohne selbst das Haus als Sitz der Ordnung verlassen zu müssen. Signifikanterweise »beugt« sie sich im Laufe der Textpassage mehrmals aus dem Fenster »heraus« – eine Bewegung, die ihre Risikobereitschaft veranschaulicht und auf die leichtsinnige Überschreitung einer durch die Ordnung gesetzten Grenze verweist. Der »Blick auf das Einzelne, der durch das Fenster, durch Rahmung und Fokussierung gelenkt wird«,<sup>36</sup> hat im weiteren Verlauf negative Auswirkungen auf die Biografien der Akteure. Die Panoramaschau hingegen, die

<sup>36</sup> Gerhard Neumann, Die Welt im Fenster. Erkennungsszenen in der Literatur. In: HJb 18/2010, S. 215–257, hier S. 249.

»den Blick auf das Ganze«<sup>37</sup> lenkt – die die Welt nach Michel de Certeau »in einen Text« verwandelt, »den man vor sich unter den Augen hat«,<sup>38</sup> und sie lesbar macht –, wirkt sich positiv auf die Subjektkonstitution aus. Anhand des Fenster- und des Panoramablicks werden in Stifiers Bildungsroman »zwei exemplarische Urszenen der Blickkonstruktion [...], die mit zwei konkurrierenden oder komplementären Modellen der Blickausrichtung experimentieren«,<sup>39</sup> gegeneinander ausgespielt. Während Heinrichs Erzählung immer wieder auf panoramatische Szenen zurückgreift, bestimmt im Rückblick die Erfahrung am Fenster den weiteren Verlauf der Ereignisse.

#### IV

Was Heinrich und Natalie gelingt – ihr Inneres unter Kontrolle zu halten –, ist in Risachs und Mathildes Vergangenheit misslungen. Als sich Gustav endlich entschließt, Mathildes Eltern »alles [zu] entdecken« (III, 197), trifft ihn deren Forderung, »das geknüpft Band zu lösen oder wenigstens aufzuschieben« (III, 201), unerwartet. Unweit des »ganz mit Rosen überdeckt[en]« (III, 174) Gartenhauses kommt es zur affektgeladenen Zwiesprache und einem folgenschweren Missverständnis. Gustav habe keinen Grund gehabt, sich dem Willen ihrer Eltern zu beugen, er sei nicht deren Sohn und habe der von ihnen aufgesetzten Ordnung, ihren Maßstäben und Gesetzen, keine Folge zu leisten – so Mathildes Standpunkt: »Ich muß gehorchen [...] und ich werde auch gehorchen; aber du mußt nicht gehorchen, deine Eltern sind sie nicht.« (III, 205) »Der Nachsommer«, ein Roman, in dem »das Individuum auf eine radikale Durchsetzung seiner Subjektivität von vornherein« zu verzichten hat, deutet Mathildes Verhalten als Fehler: »Mathildes Beharren auf dem Recht zu leidenschaftlicher Liebe [erweist sich] im System des Romans als entscheidender Irrtum, für den sie später um Verzeihung bitten wird.«<sup>40</sup> Von Emotionen geblendet und von Impulsen gesteuert, verliert

<sup>37</sup> Ebd.

<sup>38</sup> Michel de Certeau, *Kunst des Handelns*. Übers. von Ronald Vouillé. Berlin 1988, S. 180 [Michel de Certeau, *L'invention du quotidien*. Bd. 1: *Arts de faire*. Paris 1980, S. 172].

<sup>39</sup> Neumann, *Die Welt im Fenster* (wie Anm. 36), S. 245.

<sup>40</sup> Hohendahl, *Die gebildete Gemeinschaft* (wie Anm. 5), S. 347.

sie im ausschlaggebenden Moment die Fähigkeit, zwischen ›Äußerem‹ (der Ordnung) und ›Innerem‹ (den Gefühlen) zu differenzieren.

»Mathilde, [...] es handelt sich nicht um den Bruch der Treue, die Treue ist nicht gebrochen worden. Verwechsle die Dinge nicht. Wir haben gegen die Eltern unrecht gehandelt [...]. Nicht die Zerstörung unserer Gefühle verlangen sie, nur die Aufhebung des Äußerlichen unseres Bundes auf eine Zeit.«

»Kannst du eine Zeit nicht mehr du sein? [...] Äußeres, Inneres, das ist alles eins, und alles ist die Liebe [...]« (III, 207)

Mathilde verwechselt »die Dinge« und wirft Gustav den »Bruch der Treue« (III, 207) vor, ein *innerliches* Vergehen, wo sich dieser lediglich der Ordnung beugt und in eine *äußere* Trennung einwilligt: »[W]ir müssen gehorchen«, so Gustav, »denn der Wille der Eltern ist das Gesetz der Kinder.« (III, 205) Das Gesetz der Eltern, dem sich Gustav bereitwillig unterwirft, erweist sich als äußerst rigide. Es ist bemerkenswert, dass das Scheitern des Lebensglücks von Gustav und Mathilde im »Nachsommer« nicht auf das Gesetz der Älteren zurückgeführt wird, sondern auf die fehlende Selbstbeherrschung der jüngeren Generation, die – so impliziert es der Roman – zum Bruch des Gesetzes führt (denn ein bewusstes Aufbegehren ist auch hier nicht vorgesehen). Indem die von Risach später etablierte Rosenhauswelt den Bewohnern maximale Selbstdisziplinierung abverlangt, wird ein Gesetzesbruch von vornherein ausgeschlossen.

Jahrzehnte sind seit dem Zerwürfnis vergangen und kein weiteres Wort hat Mathilde mit Gustav gesprochen, als sie ihn im Rosenhaus aufsucht: Ihre Eltern, ihr Bruder Alfred und der Vater ihrer Kinder sind längst verstorben und die Häuser der Familie (Landgut und Stadthaus) befinden sich in fremden Händen.<sup>41</sup> Risachs Rückblick veranschaulicht die tragischen Konsequenzen, die das ›Verwechseln der Dinge‹ für das Leben des Einzelnen haben kann; auf knapp 100 Textseiten wird beschrieben, was

<sup>41</sup> Vgl. III, 219f. Es ergeben sich hier bemerkenswerte Parallelen zu Risachs Biografie. Noch bevor er Mathilde kennenlernt, verliert er seine Eltern und Kornelie, die einzige Schwester. Als sie stirbt, vermacht er das Elternhaus dem Schwager. Er geht in den Staatsdienst und führt eine kinderlose Ehe, bis er auch seine Frau unerwartet verliert. Vor seinem Ausstieg aus der Gesellschaft kehrt er ein letztes Mal zurück in die Heimat: »Ich ging in meine Heimath. Dort fand ich meinen Schwager schon seit vier Jahren gestorben, das Haus in fremden Händen und völlig umgebaut. Ich reiste bald wieder ab.« (III, 217) Der Umbau und Verkauf der Elternhäuser wird von Risach und Mathilde gleichermaßen als traumatisch empfunden und veranschaulicht den Verlust jeglicher familiärer Stabilität. Die derart entwurzelten Figuren errichten sich ihre Ordnung in einem gewaltigen konstruktiven Akt schließlich selbst.



Heinrichs Erzählung auf den übrigen 700 konsequent ausspart: Schicksalsschläge, Sterben, Einsamkeit, Leidenschaft, Missverstehen, Verzweiflung, Verbitterung. Von innerlicher »Verödung« (III, 165) ist hier die Rede, von »strömenden Thränen« (III, 206) und von »unsäglichem Schmerz« (III, 202), ein »Schmerz [...] so groß, daß ihn keine Zunge aussprechen kann« (III, 203). Während Heinrichs Erzählung die Zeit des Nachsommers – der nachträglich restituierten Ordnung – in den Blick nimmt und deren ›Innenräume‹ fokussiert, zeigt Risachs Binnenerzählung ihre ›Außenräume‹ auf. Einzig im Rückblick werden Pfade betreten, die ins Abseits der Ordnung führen. Restituiert wird die Ordnung im Moment von Mathildes Rückkehr, die den ›Nachsommer‹ einleitet. Der Neubeginn, markiert durch die Vergebungsszene, wird in Risachs Binnenerzählung signifikanterweise als Moment der Einkehr in das Rosenhaus gestaltet: »Führe mich in das Haus« (III, 218), sagt Mathilde zu Risach vor den Rosen stehend, »einen Knaben an der Hand haltend und von strömenden Thränen überfluthet« (III, 217). »Sie ließ meine Hand nicht los, drückte sie stark, und ihr Schluchzen wurde so heftig, daß ich meinte, ihre mir noch immer so theuere Brust müsse zerspringen. ›Mathilde,‹ sagte ich sanft, ›erhole dich.‹ ›Führe mich in das Haus,‹ sprach sie leise.« (III, 218) Nur das Haus und das Gleichmaß der dort etablierten Ordnung können Erholung bewirken und innere Ruhe herstellen. Die Einkehr in den ›Innenraum der Ordnung<sup>42</sup> ist der erste Schritt zur Bewältigung subjektiver, emotionaler Perspektiven – das Haus und sein Garten bilden eine affektfreie Zone, die von ›Innerem‹ freizuhalten ist. Vorsorglich hat Risach ein Regelwerk eingerichtet, das die Emotionen der Bewohner Tag für Tag kanalisieren hilft. Keine Feiertage werden im Rosenhaus zelebriert, sondern das alltägliche Dasein: An ausgewählten Türschwellen stehen Filzschuhe bereit, die zur Schonung der marmornen Fußböden überzuziehen sind; Gebrauchsspuren der Gemächer sind umgehend zu beseitigen; Mahlzeiten werden ausnahmslos pünktlich und gemeinschaftlich eingenommen; man kleidet sich schlicht und unauffällig; man verhält sich in jeder Hinsicht rücksichtsvoll und übt Dis-

<sup>42</sup> Auch der Garten, der »durch eine starke Planke von der Umgebung getrennt« ist, zählt zum ›Innenraum der Ordnung‹. Erst jenseits dieser Planke liegt »[e]inige Schritte hinter dem Kirschbaume«, der die höchste Stelle des Gartens markiert, das Freie: »[...] so könnten wir [...] ein wenig in das Freie gehen« (I, 67), sagt Risach im Laufe ihres ersten gemeinsamen Spaziergangs durch den Rosenhausgarten zu Heinrich.

ktion – ja Verschwiegenheit – im zwischenmenschlichen Umgang.<sup>43</sup> Ein Aufenthalt im Rosenhaus fordert tagtägliche Selbstbeherrschung – »höchste Selbstbeziehung«, wie Hugo von Hofmannsthal schreibt.<sup>44</sup> Nur auf diesem Wege kann der ›Sommer‹ herbeigeführt und Risachs Lebenslücke (stellvertretend) geschlossen werden. Die nachsommerliche Welt kennzeichnet – mit Hugo von Hofmannsthal – ihre stillschweigende »Angst vor der Leidenschaft«.<sup>45</sup>

Die Zusammengehörigkeit von Haus und Herr gründet in Risachs Fall nicht auf einer Erbfolge, sondern ist das Ergebnis einer Lebenskonstruktion. Zu Beginn des Rückblicks weist er Heinrich darauf hin, dass sein Name nicht mit dem Namen des Hofes übereinstimmt: »Ihr werdet wohl wissen, daß ich der Freiherr von Risach bin. [...] Man nennt mich hier in der ganzen Gegend den Asperherrn, [...] weil es bei uns gebräuchlich ist, den Besitzer eines Gutes nach dem Gute, nicht nach seiner Familie zu benennen.« (III, 136) Tatsächlich trägt keines der im »Nachsommer« beschriebenen Landgüter – weder Gut Heinbach noch der Asper-, der Sternen- oder der Gusterhof – den Namen seines Besitzers.<sup>46</sup> Erst Heinrichs Haus (hierzu später mehr) wird die angestrebte ›natürlich gewachsene‹ Einheit herstellen.

Die feste und unverbrüchliche Gründung des Rosenhauses ist nur ein Effekt der Risachschen Inszenierung [...]. So sehr das Anwesen einerseits den Anschein erweckt, als wäre kein Ding »je an einem andern Plaze gewesen«, als wären Haus und Garten hier seit je fest verwurzelt, so wenig ist andererseits zu übersehen, dass hier das Gesetz eines *ordo artificialis* herrscht.<sup>47</sup>

<sup>43</sup> Bemerkenswert ist vor allem das Schweigen über den vorerst noch inoffiziell beschlossenen Bund: vgl. III, 10; III, 28; III, 52; III, 71.

<sup>44</sup> Wie Anm. 1.

<sup>45</sup> Wie ebd. – Einzig Roland scheint sich nicht an die von Risach geforderte Auslagerung des Affekts zu halten. Im tiefsten Winter malt er im Rosenhaus ein großformatiges Bild, das eine dürre, leblose Landschaft darstellt – einen »Gegenstand[ ]«, wie Risach sagt, »den er noch nicht gesehen hat«. Nach Rolands eigenen Aussagen ist dieses Bild der Versuch, »Gestaltungen, wie sie sich in dem Gemüthe finden« (III, 119) abzubilden. Der rastlose Roland, der in seiner leidenschaftlichen Art selbst bei Heinrich Emotionen der Eifersucht hervorruft, malt ›Inneres‹, wo er lediglich ›Äußeres‹ abbilden soll. Wie beiläufig erwähnt Risach gegenüber Heinrich: »Er sollte reisen« (III, 120) sowie später: »Es hat Schwierigkeiten mit diesem jungen Manne [...] Ich hoffe aber, daß ich alles werde ins Gleiche bringen können.« (III, 278)

<sup>46</sup> Der »Gusterhof«, den Heinrichs Vater für seinen Ruhestand einrichten lässt, wird von Risach scherzweise »Drenhof« (III, 270) genannt.

<sup>47</sup> Saskia Haag, *Versetzt. Restaurierung als Entortung in Stifters ›Nachsommer‹*. In: *Figuren der Übertragung. Adalbert Stifter und das Wissen seiner Zeit*. Hg. von Michael Gamper und Karl Wagner. Zürich 2009, S. 77–86, hier S. 83.

Nach Saskia Haag büßen die Häuser in Stifters Texten »in dem Maße an Stabilität ein[ ], indem sie ein katastrophisches Moment der Vergangenheit einschließen«,<sup>48</sup> und tatsächlich soll im »Nachsommer« die Vergangenheit durch ein Bauwerk und eine Ordnung überwunden werden, die den Affekt als »Moment der Vergangenheit« mit katastrophalen Ausmaßen konsequent nach draußen verbannt. Den Grund hierfür bilden nicht allein Risachs persönliche Bedürfnisse, sondern auch und *vor allem* das pädagogische Projekt, das er im Rosenhaus initiiert. Christian Begemann bezeichnet die »Welt des Rosenhauses und letztlich die des Romans überhaupt« als »eine einzige grandiose Veranstaltung zur Abwehr und Bearbeitung jener Leidenschaften, die einstmals Risachs Lebensglück zerstörten«. <sup>49</sup> Die Hausordnung, nach der die Figuren leben, steuert emotional motiviertem Verhalten entgegen; sie erweist sich als effiziente Methode zur Affektsublimierung.

Die nachsommerliche Maxime, Emotionen weitestgehend zu regulieren, lässt sich an der (Garten-)Architektur des Rosenhauses ablesen. An seiner Südseite hat Risach eine Rosensammlung angelegt, die von einem »Gitterwerke« (I, 47) zusammengehalten wird und eine intakte Ordnung abbildet. Als der Bund zwischen Heinrich und Natalie offiziell besiegt und die Gäste abgereist sind, tritt die »Zeit der Rosenblüthe« ein, die »von den vereinigten Familien«, wie Heinrich erzählt, »als ein Denkzeichen der Vergangenheit und aber auch als eins der Zukunft zum ersten Male in dieser Vereinigung und mit besonderer Festlichkeit begangen« (III, 278) wird. Das blühende »Rosengitter« bildet ein lückenloses, in sich stimmiges Ganzes.

Die Pflanzen waren so vertheilt, und gehegt, daß nirgends eine Lücke entstand, und daß die Wand des Hauses, soweit sie reichten, vollkommen von ihnen bedeckt war. [...]

Die Pflanzen waren nicht etwa nach Farben eingetheilt, sondern die Rücksicht der Anpflanzung schien nur die zu sein, daß in der Rosenwand keine Unterbrechung statt finden möge. (I, 47f.)

Die Rosen versinnbildlichen die emotional turbulente Vergangenheit von Gustav und Mathilde. Sie stehen für eine Verwechslung von »Inne-

<sup>48</sup> Dies., *Zentrifugale Architekturen – Adalbert Stifters Häuser*. In: DVjs 85/2011, H. 2, S. 208–232, hier S. 215.

<sup>49</sup> Begemann, *Die Welt der Zeichen* (wie Anm. 27), S. 322.

rem« und ›Äußerem« mit weitreichenden Folgen, für eine Verfehlung, deren Konsequenzen nicht mehr rückgängig zu machen sind. Nicht nur die Rosen – auch der mit ihnen assoziierte Affekt wird hier in eine maßgeregelte, lückenlose Ordnung gebannt, die »dazu verpflichtet [ist], eine Totalität ohne störende Zwischenräume zu etablieren.«<sup>50</sup> Zusammengestellt in einer Sammlung, von der jedes Exemplar beschriftet ist, konvertieren die Emotionen der Vergangenheit zu einer »lesbare[n] Schriftfläche«.<sup>51</sup> Anstatt das Haus zu überwuchern, wachsen sie geregelt an einem Gitter empor und »fügen sich der Autorität einer hölzernen Konstruktion«.<sup>52</sup> Die Rosensammlung befindet sich *jenseits* des Gitters, außerhalb des Gartens und damit *im Jenseits* der Ordnung.<sup>53</sup> Selbst der gemäßregelte Affekt wird nach draußen verlagert; auch im Außenraum der Ordnung werden Emotionen reguliert. Alljährlich muss die Katastrophe der Vergangenheit in Form eines kollektiven Rituals erneut bewältigt werden: Im Laufe der gemeinschaftlichen »sehr genauen Beurtheilung« (I, 258) der Rosen zelebriert man im Außenraum der Ordnung die Überwindung der Leidenschaft. Der Innenraum bleibt hiervon unberührt. Und doch ist kaum zu übersehen, dass die nachsommerliche Ordnung von einer emotionalen Vergangenheit gezeichnet ist, dass erst *sie* das Rosenhaus zu dem macht, was es ist. Die Rosen geben dem Haus nicht nur seinen Namen, sie sind auch das Erste, das Besucher von ihm zu sehen bekommen. »Das Erdgeschoß des Hauses hatte lauter eiserne Fenstergitter«,<sup>54</sup> berichtet der Erzähler außerdem, »sanft geschweift[e]« (II, 120) Gitter, in die ornamentale Rosen eingearbeitet sind. Wenn die Fenstergitter den Affekt in Gestalt der Rose auch in feste, eiserne Schranken weisen, so rastern und verstellen die Rosen dennoch den Blick der Bewohner nach

<sup>50</sup> Finkelde, Tautologien der Ordnung (wie Anm. 28), S. 9.

<sup>51</sup> Keller, Die Schrift in Stifters »Nachsommer« (wie Anm. 6), S. 68.

<sup>52</sup> Vogel, Stifters Gitter (wie Anm. 11), S. 49.

<sup>53</sup> Das Rosenhaus weist in vielen gestalterischen Aspekten Ähnlichkeiten zu Gut Heinbach auf, dem Landsitz der Familie Makloden. Auch hier hat man den Garten »zu einem sehr schönen Ganzen zusammengestellt« (III, 174), auch hier hat man die Rosen, welche »Täfelchen mit ihrem Namen« tragen, »nach einem sinnvollen Plane geordnet« (III, 175), auch hier hat man ihre Zweige an »Latten [...] gebunden« (III, 174). – Und doch befinden sich die Rosen auf Gut Heinbach *innerhalb* des Gitters, das den Garten umgibt. Ihnen kommt noch nicht die tragische Bedeutung zu, die es notwendig macht, ihren Wuchs *aufserhalb* des Gitters durch ein »Gitterwerke« (vgl. I, 47) zu regulieren.

<sup>54</sup> Die eisernen Fenstergitter und das eiserne Gitter zum Garten (vgl. I, 48) folgen Stifters »Befestigungslogik«, die Albrecht Koschorke hinter dem Steinmotiv vermutet: Koschorke, Die Geschichte des Horizonts (wie Anm. 30), S. 403, Anm. 64.

draußen. Im Inneren des Hauses findet sich das Motiv wieder: Die Ausstattung des vierten »Frauenzimmers«, das nur über versteckte Tape- tentüren zugänglich ist und von Heinrich »die Rose« genannt wird, ist in der Farbgebung seiner Wände und seiner Inneneinrichtung der Rosenwand an der Südseite des Hauses nachempfunden. Die Lücke muss präsent sein, um geschlossen werden zu können. Wie sich die Emotionalität in Form des »Rückblick«-Kapitels einen Weg ins Innere des Textes bahnt, so findet sie im Rosenzimmer einen unauffälligen, geheimen Ort im Inneren des Hauses.

## V

Zu Beginn des »Nachsommers« gibt Heinrich einen Einblick in die familiären Verhältnisse, in denen er aufgewachsen ist, wobei er insbesondere auf die Inneneinrichtung der elterlichen Mietwohnung und des später vom Vater neu erworbenen Vorstadthauses fokussiert. Wie der Erzähler betont, untersteht die Gestaltung beider Wohnstätten einer Maxime, die besagt, dass jedes Zimmer eine in sich geschlossene Einheit zu bilden habe – ein Leitsatz, der auch für das Rosenhaus maßgebend ist. Schon auf den ersten Seiten des Romans werden der architektonische Raum und das Subjekt vergleichend nebeneinandergestellt: Was für die Räume gilt, gilt für die Menschen. Was für die Menschen gilt, muss für die Räume gelten. »Die gemischten Zimmer, wie er [der Vater] sich ausdrückte, die mehreres zugleich sein können, Schlafzimmer Spielzimmer und dergleichen, konnte er nicht leiden. Jedes Ding und jeder Mensch, pflegte er zu sagen, könne nur eines sein, dieses aber muß er ganz sein.« (I, 11) Die Räume veranschaulichen das Bildungsziel; sie fungieren auf dem langen Weg der Bildung als »rückwirkende[s] Korrektiv«. <sup>55</sup> Dem Ideal der Inneneinrichtung entspricht ein Ideal der »Einrichtung im Inneren«.

Sowohl in Heinrichs Elternhaus als auch im Rosenhaus hält man der immanenten Gefahr der »Vermischung« eine Ordnung entgegen, die die einzelnen Bereiche säuberlich voneinander trennt und ihre Integrität sicherstellt. Im »Akt der Entmischung [wird] eine das Chaos bannende

<sup>55</sup> Bruno Hillebrand, Adalbert Stifter. Die Autonomie des Raumes. In: Ders., Mensch und Raum im Roman. Studien zu Keller, Stifter, Fontane. München 1971, S. 172–228, hier S. 186.

Ordnung errichtet.«<sup>56</sup> Hierbei ist die Raumorganisation einem lückenlosen Nebeneinander verpflichtet – ähnlich der Rosenwand bilden die Zimmer in sich stimmige Gefüge: »[E]ach interior in ›Der Nachsommer‹ is a construction of a totality, expressed by an unperturbed, seamless, harmonious surface.«<sup>57</sup> Im Rosenhaus gestaltet man die »Innenseiten der Türen [...] zu den Geräthen stimmend« (I, 91), man passt sie den jeweiligen Räumen bis zur Unkenntlichkeit ein, um einer Unterbrechung der Wand, einer strukturellen Störung durch einen Ein- bzw. Ausgang, entgegenzuwirken. Tapentüren führen sowohl vom Erdgeschoss über eine Treppe in Risachs Arbeitszimmer als auch in Mathildes Rosenzimmer. Sie zeugen von dem Versuch, mit innenarchitektonischen Mitteln maximal in sich geschlossene Innenräume zu kreieren, die beim Bewohner ein Gefühl der Ungestörtheit und der Ruhe erzeugen. Eine Tapentür animiert nicht zum Ein- oder Austritt, ganz im Gegenteil verlangt sie danach, geschlossen zu werden, um sich unmerklich in die Wand einzufügen. Nichtsdestotrotz sollen die Räume des Rosenhauses, denen eine erzieherische Funktion zukommt, durchlaufen werden. Das permanente ›Ergehen‹ der Räume, das »Der Nachsommer« vorführt, steht in einem Spannungsverhältnis zum Postulat der Einheit, in die sich das Subjekt einzufügen hat, ohne eine Störung zu provozieren. Man bewegt sich dementsprechend bedächtig durch die nachsommerliche Welt, hält regelmäßig inne zur stillen Betrachtung und ist bemüht, durch Bewegung verursachte Störungen gering zu halten.

Gemäß dem Postulat der Einheit haben die Zimmer der nachsommerlichen Welt keine Spuren individuellen Handelns aufzuweisen. Gebrauchsspuren werden umgehend und ausnahmslos beseitigt; individuelle Bedürfnisse dürfen kein Grund sein, die Ordnung zu ändern. Im Innenraum der Ordnung ist – ebenso wie in Heinrichs Erzählung – kein Freiraum für Individualität vorgesehen. Gerade die Räume des »Nachsommers« sind innerhalb von Stifters Werk »Räume einer aufgewerteten Stagnation, denen jede Art von Zweideutigkeit und Verwischung feindlich ist«. <sup>58</sup> Jeglicher Ambivalenz wird zugekommen:

<sup>56</sup> Elsbeth Dangel-Pelloquin, Im Namen des Vaters. Romananfänge bei Stifter und Keller. In: *ZfdPh* 122/2003, H. 4, S. 526–543, hier S. 531.

<sup>57</sup> Kirsten L. Belgum, High Historicism and Narrative Restoration: The Seamless Interior of Adalbert Stifter's ›Nachsommer‹. In: *Germanic Review* 67/1992, H. 1, S. 15–25, hier S. 19.

<sup>58</sup> Koschorke, Die Geschichte des Horizonts (wie Anm. 30), S. 272.

Er aber [Risach] nahm das Buch, und legte es auf seinen Platz in dem Bücher-  
gestelle. »Verzeiht,« sagte er, »es ist bei uns Sitte, daß die Bücher [...] nach  
dem Gebrauche wieder auf das Gestelle gelegt werden, damit das Zimmer  
die ihm zugehörige Gestalt behalte.« (I, 58)<sup>59</sup>

Was die Gebrauchsspuren für das Interieur sind, ein Störfaktor, das ist die Individualität für das Subjekt. Wie der ›Innenraum der Ordnung‹ von Gebrauchsspuren, so hat der ›Innenraum des Subjekts‹ von Affekten frei zu bleiben. Durch die routinierte Beseitigung persönlicher Spuren übt das Subjekt, ›Inneres‹ zu sublimieren; indem es seine Spuren gewissenhaft verwischt, lernt es, sich selbst zum Verschwinden zu bringen. Im Gegenzug soll die klare Ordnung des architektonischen Innenraumes auf das Subjekt einwirken und eine Innerlichkeit unterbinden, die als zerstörend empfunden wird. Die Integrität der Innenräume bewirkt die Integrität des Subjekts und der Gemeinschaft – so die Prämisse. Das Rosenhaus steht eindeutig im Zeichen der »Architektonisierung«:

Räumliche Alltagsroutinen bewegen sich zwischen den Polen der Architektonisierung, wozu Aufräumen und die Beseitigung von Wohnspuren zu zählen sind, und der De-Architektonisierung, die im Gegenteil Lebenssedimente anhäufen lässt: Zeitungen, Essen, Kleidung, beschlafene Betten, Handtuchkumulationen, zugezogene Vorhänge, zerknautschte Kissen, Staub, verrücktes Mobiliar. Diese Dislozierungen schreiben Bewegungs- und Stimmungspartituren in den Raum und schieben sich zwischen den architektonischen und den leiblichen Körper. [...] Die Dislozierungen [...] produzieren [...] Korrespondenzen zwischen Mensch, Raum und Ding, denen *Gefühlspartituren* eingeschrieben sind. Und diese sind eine Melange aus Gebrauchsspuren, Anordnungen, Stimmungen, Erinnerungen, Gerüchen, Sedimenten.<sup>60</sup>

Derartige »Dislozierungen« werden in der nachsommerlichen Welt nicht geduldet: »Kein Merkmal in dem Gemache zeigte an, daß es bewohnt sei. Kein Geräthe war verrückt, an dem Teppiche zeigte sich keine Falte, und an den Fenstervorhängen keine Verknitterung« (I, 173), bemerkt Heinrich bei seiner ersten Besichtigung des Rosenzimmers. In

<sup>59</sup> Vgl. außerdem die Beschreibungen des Arbeitszimmers – »Obwohl der alte Mann gesagt hatte, daß dieses Zimmer sein Arbeitszimmer sei, so waren doch keine unmittelbaren Spuren von Arbeit sichtbar. Alles schien in den Laden verschlossen oder auf seinen Platz gestellt zu sein.« (I, 90) – und des »Lesegemachs«: »Was mir in diesem Zimmer auffiel, war, daß man nirgends Bücher oder etwas, das an den Zweck des Lesens erinnerte, herumliegen sah.« (I, 93)

<sup>60</sup> Heidi Helmhold, Affektpolitik und Raum. Zu einer Architektur des Textilen. Köln 2012, S. 28.

der nachsommerlichen Welt herrscht, wie Hugo von Hofmannsthal in seinen Aufzeichnungen vermerkt, ein »ungeheurer Sinn für Schönheit u. Ordnung«. <sup>61</sup> »Bewegungs- und Stimmungspartituren« sollen *gerade nicht* in die Räume eingeschrieben werden. Um diesem durchaus realen Bedürfnis entgegenzuwirken, geht man im Rosenhaus ausgesuchten Aktivitäten nach (Vermessen, Sammeln, Restaurieren), die das Selbst von subjektiven Sichtweisen frei und für eine übergeordnete Ordnung empfänglich machen: »Die Spuren [...] waren endlich aus meinem Zimmer gewichen« (I, 186), vermerkt Heinrich erleichtert, als es ihm gelingt, die von einer längeren Reise mitgebrachten »Dinge« in die Ordnung einer Sammlung zu integrieren.

Wie die Gegenstände seiner Sammlungen wird auch Heinrich Schritt für Schritt Teil einer ihm übergeordneten Ordnung. Er lernt, eigenständig durch das Gitter einzutreten, <sup>62</sup> und ist schließlich – nach sieben langen Jahren – bereit, in die familiäre Gemeinschaft integriert zu werden. »In mehreren Stationen vollzieht sich der Prozess einer Modellierung des Ichs als Einordnung in übergreifende Zusammenhänge.« <sup>63</sup> Alle »Spuren« seiner Neuankunft im nachsommerlichen Bildungskosmos sind »gewichen«, als man den »Abschluß« zelebriert – ein Wort, das nicht nur auf den Bund und den Abschluss der Bildung verweist, sondern auch auf einen im »Nachsommer« positiv konnotierten innerseelischen Zustand. <sup>64</sup>

<sup>61</sup> Wie Anm. 1.

<sup>62</sup> »Ein Arbeiter, welcher in der Nähe beschäftigt war, öffnete mir die Thür, weil ich die Einrichtung des Schlosses nicht kannte, und ich trat in das Freie.« (I, 134) »Ich ging dem Hause zu, das Gitter wurde mir auf einen Zug an der Glockenstange geöffnet« (I, 135). »Ich hatte bei dieser Gelegenheit gelernt, mir selber das Gitter zu öffnen und zu schließen.« (I, 174) »Da ich die Einrichtung des Gitterthores kannte, drückte ich an der Vorrichtung, der Flügel öffnete sich, und ich trat in den Garten.« (II, 189)

<sup>63</sup> Christian Begemann, Adalbert Stifter, »Der Nachsommer«. In: Kindlers Literatur Lexikon. Hg. von Heinz Ludwig Arnold. 3., völlig neu bearbeitete Aufl. 18 Bde. Stuttgart 2009, Bd. 15, S. 603ff., hier S. 604.

<sup>64</sup> Risach: »Es ist diese Ruhe jene allseitige Übereinstimmung aller Theile zu einem Ganzen [...]. Bewegung regt an, Ruhe erfüllt, und so entsteht jener Abschluß in der Seele, den wir Schönheit nennen.« (II, 92) Der Erzähler: »Ich tauchte meine ganze Seele in den holden Spätduft, der alles umschleierte, ich senkte sie in die tiefen Einschnitte, an denen wir gelegentlich hin fuhren, und übergab sie mit tiefem innerem Abschlusse der Ruhe und Stille, die um uns waltete.« (II, 139) Der Erzähler über Mathilde: »Und mehr als diese Schönheit war es [...] die Seele, welche gütig und abgeschlossen sich darstellte, und auf die Menschen, die ihr naheten, wirkte.« (II, 190) Natalie: »Ich möchte auf dem Felderhügel herum gehen, dann auch in dem Thale und in dem Walde, ich möchte auch in dem Lande gehen, und alles darin beschauen und betrachten. Und die Ruhe schließt dann so schön das Gemüth und den Willen ab.« (II, 197)



Der gebildete Mensch, den die nachsommerliche Welt zum Ideal erhebt, ist stabil und ausgeglichen, er bleibt gleich und verändert sich nicht<sup>65</sup> – sein Wesen ist »im Ganzen [...] gerundet und gefestet« (II, 44). Am Ende eines langwierigen Bildungsprozesses präsentiert das Subjekt ein »Bildniß des Guten wie der Vater, von welchem Bildnisse gar nichts abgeändert werden konnte« (I, 12), ein »ganzes und geschlossenes« (III, 71) Wesen wie Risach, »ein Bild der Ruhe« (I, 262) wie Mathilde. Die persönliche Entwicklung vollzieht sich von der geregelten Bewegung zum Stillstand der in sich geschlossenen Einheit – gewissermaßen vom reflexiven Prädikat eines Satzes (sich bilden, sich ein Bild davon machen) zum in sich ruhenden Subjekt (Bild, Gestalt, Ding).

Risach hat sein nachsommerliches Leben der Restaurierung verschrieben. Seine Sammlungen und die Inneneinrichtung des Rosenhauses sind abgeschlossen – die Bilder werden nicht mehr umgehängt.<sup>66</sup> Einzig der Instandsetzung von Bauwerken und »Geräthen« geht er noch nach, wobei das Ziel der Arbeiten, die in der Schreinerwerkstatt ausgeführt werden, darin besteht, Teile zu einem stimmigen Ganzen zusammenzustellen. Was fehlt, muss ersetzt werden – viele Lücken sind zu schließen. Als Heinrich seinem Vater »die Vertäfelung von zwei Fensterpfeilern« (II, 13) zum Geschenk macht – ein »Rest«, dessen »Ergänzungen« nicht auffindbar sind – lässt dieser kurzerhand das Eckzimmer umbauen: »Du siehst«, sagt er zu seinem Sohn, als dieser die Eltern besucht, »wir haben uns viele Mühe gegeben, die Lücken auszufüllen, und alles in einen natürlichen Zusammenhang zu bringen.« (II, 128) Ohne Erfolg sucht Heinrich weiter nach den fehlenden Teilen, bis ihm Risach, dem daran gelegen ist, auch diese Lücken zu schließen, zur Feier des Bundes die eigens angefertigten »Nachbildungen« überreicht. Gleichermäßen exemplarisch für die Bemühungen, ein stimmiges Ganzes zu erzielen, stehen die Einlegearbeiten der Fußböden des Rosenhauses.<sup>67</sup>

<sup>65</sup> Vgl. Risachs Zukunftsprognose – »ihr werdet sie beglücken, und sie euch; denn ihr werdet euch nicht ändern, und sie wird sich auch nicht ändern« (III, 225) – sowie Heinrichs Liebesgeständnis an Natalie: »ihr waret heute, wie ihr gestern gewesen waret, und morgen wie heute, und so habe ich euch in meine Seele genommen zu denen, die ich dort liebe« (II, 260).

<sup>66</sup> »Wir haben alle Bilder mehrere Male umgehängt, und es gewährt eine eigene Freude, zu versuchen, ob in einer andern Anordnung die Wirkung des Ganzen nicht eine bessere sei. [...] Ich lasse nun nichts mehr ändern.« (II, 112)

<sup>67</sup> Vgl. die Beschreibungen des Ausruhe-, des Arbeits- und des Kleiderzimmers: I, 54; I, 90.

Er [der Saal] war eine Sammlung von Marmor. Der Fußboden war aus dem farbigsten Marmor zusammengestellt, der in unseren Gebirgen zu finden ist. Die Tafeln griffen so ineinander, daß eine Fuge kaum zu erblicken war, der Marmor war sehr fein geschliffen und geglättet, und die Farben waren so zusammengestellt, daß der Fußboden wie ein liebliches Bild zu betrachten war. (I, 86)

Risach bemüht sich um die Wiederherstellung eines verloren gegangenen ›Ganzen‹. Dass die Verfallserscheinungen, denen er entgegenzuwirken sucht, ihre Spuren nicht nur auf materiellem Gut hinterlassen haben, zeigt sein finales ›restauratives‹ Projekt der intakten, in sich geschlossenen familiären Gemeinschaft.<sup>68</sup> Woher sie rührt, Risachs »obsession with achieving a seamless totality«,<sup>69</sup> erzählt der Rückblick; worin sie gipfelt, veranschaulicht das letzte Kapitel des Romans, »Der Abschluß«. Zeitgleich mit Heinrichs Bildungslaufbahn und dem Bund werden hier die Restaurierungsarbeiten an der Außenfassade des Sternenhofes zu einem Abschluss gebracht. Risachs Vorschlag, die Tünche zu »beseitigen«, hatte schon Jahre zuvor Mathildes Zustimmung gefunden.

[...] ich gestehe gerne zu, daß mich auch der Anblick dieser Farbe nicht erfreut, besonders, da die Außenseite der Mauern ganz von Steinen ist, die mit feinen Fugen an einander stoßen, und man also bei Erbauung des Hauses auf keine andere Farbe als die der Steine gerechnet hat. Jetzt ist das Schloß von Innen viel natürlicher, und [...] in seiner Art zusammen stimmender als von Außen. (I, 304)

Mit dem Ziel, eine Einheit von ›Äußerem‹ und ›Innerem‹ herzustellen, macht man sich an die Umsetzung der nötigen Maßnahmen. Als das Projekt zu einem Teil fertiggestellt ist, unterzieht man »die von der Tünche befreite Wand« (II, 220) einer gemeinschaftlichen Begutachtung, zu der Gäste geladen werden, und veranstaltet ein zweitägiges Fest. Im Laufe der Beurteilung werden verschiedene Meinungen geäußert – die Gastgeber üben sich in Zurückhaltung: »Mein Gastfreund vernahm die

<sup>68</sup> Belgium, High Historicism and Narrative Restoration (wie Anm. 57), und Haag, Versetzt (wie Anm. 47), bringen den »Nachsommer« (1857) mit Wilhelm Heinrich Riehls Schrift »Die Familie« (1854) in Verbindung, in der dieser sein Konzept vom »ganzen Haus« vorstellt, das Angehörige der Großfamilie und Bedienstete gleichermaßen beherbergen soll. Riehl schreibt dem Haus ein Potential zum Garanten gesellschaftlicher Ordnung zu, die er 1854, als der Text publiziert wird, im Verfall begriffen sieht. Wie die Autoren zeigen, sind Risachs Ideen bezüglich einer Restauration der Familie Riehls Inhalten nicht unähnlich.

<sup>69</sup> Belgium, High Historicism and Narrative Restoration (wie Anm. 57), S. 20.

Meinungen, und antwortete in unbestimmten und nicht auf eine einzelne Ansicht gestellten Worten, da alles, was gesagt wurde, sich ungefähr in demselben Kreise bewegte. Mathilde sprach nur Unbedeutendes« (II, 221). Risach und Mathilde sind sich einig, sie wissen, dass sie ›das Richtige‹ begonnen haben, und werden es geduldig und konsequent seiner Vollendung zuführen. Heinrich selbst erscheint »die Blosslegung der Steine unbedingt als das Natürlichste« (II, 221). Als Jahre später der Bund gefeiert und die letzten Gäste abgereist sind, besucht man im intimen familiären Kreis den mittlerweile vollständig instand gesetzten Sternenhof und betrachtet das Endergebnis: »Die Tünche war nun überall von ihm weggenommen worden, und er stand in seiner reinen ursprünglichen Gestalt da.« (III, 277) Nicht nur dem Sternenhof, auch der familiären Ordnung haben Risach und Mathilde im Laufe der Jahre zu ihrer wahren, »ursprünglichen Gestalt« verholfen; in einem langwierigen Akt der Konstruktion hat man die ›Teile der Familie‹ zusammengefügt. Die freigelegten Steine verweisen auf die restaurative Arbeit an der eigenen Vergangenheit, die mit dem offiziellen Beschluss des Bundes ihr Ziel erreicht hat: Die Einheit von ›Äußerem‹ und ›Innerem‹ ist wiederhergestellt, das Gefühl der Liebe konnte »in seinen natürlichen Abschluß« (III, 199) gebracht werden,<sup>70</sup> die Verhältnisse haben »an Rundung und Festigkeit gewonnen« (III, 282). Wie die »feinen Fugen« (I, 304), die nun sichtbar werden, die Steine zusammenhalten, so verbindet der eheliche Bund die Familie und ihre Mitglieder; gemeinschaftlich begutachtet man die wiederhergestellte Fassade des Gebäudes – und befindet das Ergebnis für gut.

Es entspricht der Bedeutsamkeit und dem Gewicht des Bundes, dass die Festlichkeiten zu seiner Feier im Marmorsaal stattfinden – inmitten einer gewaltigen Sammlung von Gestein. Der performative Akt der Eheschließung schafft *feste* und geordnete Verhältnisse: »[F]ester als mit einer Eheschließung [kann] in Romanen nichts geschlossen werden.«<sup>71</sup>

<sup>70</sup> Nicht nur Heinrichs Vater regelt die Brautwerbung mit dem Anspruch, dass ihr Ablauf der »natürlichste[n] Ordnung« (III, 76) entspreche, auch Heinrich selbst ist der Meinung, »die Angelegenheit« müsse »ihre naturgemäße Entwicklung haben« (III, 95) und in einem Bund gipfeln, der im Einverständnis aller geschlossen wird und so das Gefühl der Liebe »in seinen natürlichen Abschluß« (III, 199) bringt. Es ist in diesen Formulierungen eine Bemühung erkennbar, die nachsommerliche Welt als eine zu konstruieren, die frei ist von gesellschaftlichen Zwängen und Konventionen.

<sup>71</sup> Dangel-Pelloquin, Im Namen des Vaters (wie Anm. 56), S. 543.

In der leeren Mitte<sup>72</sup> des Rosenhauses – räumliches Sinnbild für einen Sommer, der nie war – nehmen Risachs Sehnsüchte nach der intakten Einheit Gestalt an. Auf dem marmornen Fußboden, dessen Tafeln so ineinandergreifen, »daß eine Fuge kaum zu erblicken war« (I, 86), wird ein Bund zelebriert, mit dessen Beschluss der »Boden der Familie« gestiftet ist – ein glattes und stabiles Fundament, auf dem »ein edles reines grundgeordnetes Familienleben zu errichten« (III, 263) sein wird. Der symbolische Grundstein für das Konstrukt der familiären Gemeinschaft wird im Marmorsaal gelegt. In diesem *leeren* Raum, der für die Lücke in Risachs und Mathildes Leben einsteht, der Anfang und Ende des Rundgangs durch Risachs Gemächer ist, der keine Sammlung beherbergt, sondern selbst eine Sammlung *ist*: In diesem Raum der ultimativen Ordnung nimmt die nachsommerliche Utopie der konfliktfreien familiären Gemeinschaft ihre in sich geschlossene Gestalt an.

In einem nächsten Schritt wird Heinrich zum Bauherrn avancieren. Ein Sommer, wie er nie war, kann beginnen und so präsentiert Risach zur Feier des Bundes Pläne für ein neues Haus, das sein Projekt endgültig besiegeln wird: »Und weil öfter zwei Familien in dem Asperhofe sein können, so lagen den Papieren Plane bei, daß auf einem schönen Plaze zwischen dem Rosenhause und dem Meierhofe hart am Getreide ein neues Haus aufgeführt und sogleich zum Baue geschritten werden möge.« (III, 279) Die Einrichtung dieses Hauses wird niemand anderem obliegen als dem Erzähler selbst. »[H]art am Getreide« will man bauen – hier soll »das reine Familienleben, wie es Risach verlangt« (III, 282), gegründet werden. Signifikanterweise steht *diese* Konstruktion und alles, was sie mit sich bringt, auf einem anderen Blatt. Nicht das »neue[ ] Haus« von Heinrich und Natalie, sondern Risachs Rosenhaus steht im Zentrum von Heinrichs Erzählung; den Stillstand zu erzählen, der nun folgen muss, scheint selbst für den Erzähler des »Nachsommers« ein Ding der Unmöglichkeit zu sein.

<sup>72</sup> Mit »Mitte« ist nicht das architektonische Zentrum, sondern das symbolische Herzstück des Rosenhauses gemeint. Im Gegensatz zu Mathildes verstecktem Rosenzimmer ist der Marmorsaal leicht zugänglich und nicht eingerichteter. Er verweist insofern weniger auf das Geheimnis, als auf die biografische Lücke: »In dem Saale war kein Bild kein Stuhl kein Geräthe, nur in den drei Wänden war jedesmal eine Thür aus schönem dunklem Holze eingelegt, und in der vierten Wand befanden sich die drei Fenster, durch welche der Saal bei Tag beleuchtet wurde.« (I, 87)

Mit seinem ersten Roman schafft Adalbert Stifter »eine Erzählung«, die gegen das, was eine Erzählung ausmacht, beständig anarbeitet.<sup>73</sup> Es geschieht nicht viel – zu handeln gibt es kaum einen Grund. Schon für den »Nachsommer« (1857) gilt, was Albrecht Koschorke und Andreas Ammer Stifters vorletzter Erzählung »Der fromme Spruch« (1869) nachsagen: »[J]edes Ereignis [bedeutet] eine potentielle Störung der Regelwelt. Das gefährdete Ordnungsdenken versucht sich in Richtung Immobilität zu retten.«<sup>74</sup> Inhaltlich beschreibt Stifters Bildungsroman eine Entwicklung vom Stillstand (»Die Häuslichkeit«) über die Bewegung (»Der Wanderer«) zum Stillstand (»Der Abschluß«) und auch in sprachlicher Hinsicht macht sich (von der Binnenerzählung einmal abgesehen) eine Stagnation bemerkbar, die allenfalls von Stifters Spätwerk – dem historischen Roman »Witiko« (1867) beispielsweise – überboten wird. Das Potenzial der Sprache zu semantischer Beweglichkeit, zu Ambivalenz und Zweideutigkeit, wird nahezu ausgeschaltet: Sie begibt »sich möglichst wenig auf das gefährliche Terrain des Bedeuten«. <sup>75</sup> Adalbert Stifter trifft erzählerische Maßnahmen zur »Befestigung« des Inhalts. Schon den »Nachsommer« kennzeichnet eine grundsätzliche Präferenz für das in sich ruhende Nomen gegenüber dem Verb, das auf Tätigkeit und Bewegung verweist.<sup>76</sup> »Die Häuslichkeit«, »Der Wanderer«, »Die Einkehr«, »Die Beherbergung«, »Der Abschied«, »Der Besuch«, »Die Begegnung«. Völlig gleichwertig – wie die Innenräume des Rosenhauses oder die Gegenstände einer Sammlung – reihen sich die Kapitel aneinander. Wie mancher (spätere) Text von Stifter artet auch »Der Nachsommer« stellenweise zu einer regelrechten (An-)Sammlung von Wörtern aus.

Wir haben uns aber auch bemüht, Hölzer aus unserer ganzen Gegend zu sammeln, die uns schön schienen, und haben nach und nach mehr zusam-

<sup>73</sup> Mein herzlicher Dank geht an Gregor Gumpert, der mir in seinen wunderbaren Seminaren diese und viele weitere Einsichten in das Werk von Adalbert Stifter vermittelt hat.

<sup>74</sup> Albrecht Koschorke/Andreas Ammer, Der Text ohne Bedeutung oder die Erstarrung der Angst. Zu Stifters letzter Erzählung »Der fromme Spruch«. In: DVjs 61/1987, H. 4, S. 676–719, hier S. 714.

<sup>75</sup> Koschorke, Das buchstabierte Panorama (wie Anm. 35), S. 8.

<sup>76</sup> Nominalisierungen sind insbesondere für Stifters Spätwerk charakteristisch. Vgl. Michael Böhrer, Die Individualität in Stifters Spätwerk. Ein ästhetisches Problem. In: DVjs 43/1969, H. 4, S. 652–684.

mengebracht, als wir anfänglich glaubten. Da ist der schneeige glatte Berg-  
ahorn der Ringelahorn die Blätter der Knollen von dunkeln Ahorn – alles  
aus den Alizgründen – dann die Birke von den Wänden und Klippen der Aliz  
der Wachholder von der dürren schiefen Haidefläche die Esche die Eber-  
esche die Eibe die Ulme selbst Knorren von der Tanne der Haselstrauch der  
Kreuzdorn die Schlehe und viele andere Gesträuche, die an Festigkeit und  
Zartheit wetteifern, dann aus unseren Gärten der Wallnußbaum die Pflaume  
der Pfirsich der Birnbaum die Rose. (I, 295)

Ohne Kommata, frei von Zäsuren auf der Textoberfläche, werden die  
von Risach gesammelten Hölzer aufgelistet. Wie die Sammlung selbst  
bildet ihre Beschreibung (nicht zuletzt in typografischer Hinsicht) ein  
in sich geschlossenes, lückenloses Ganzes. Gereinigt von Subjektivität wer-  
den die Dinge als Nomen auf den Begriff gebracht und »wie sie sind« an-  
einandergereiht: »Writing becomes the collection of words as displayed  
substantives.«<sup>77</sup> »[D]as Sammeln [wird] nicht nur motivisch verarbeitet,  
sondern auch als ein *poetologisches Prinzip* der schriftstellerischen Arbeit  
etabliert.«<sup>78</sup>

Hinter Stifiers Vorliebe für das Nomen verbirgt sich der angestrengte  
Versuch, in der Sprache verankerte Hinweise auf Subjektivität soweit  
als möglich zu minimieren. Margret Walter-Schneider sagt Stifter die  
Intention nach, »den besprochenen Gegenstand von jeder Bindung an  
ein betrachtendes Subjekt« zu lösen, um einer »Eintrübung der Sicht«<sup>79</sup>  
durch individuelle Perspektiven entgegenzuwirken. Ähnlich argumen-  
tiert Albrecht Koschorke, der schreibt, Stifter versuche sich sprachlich  
der »Ordnung der Landkarte« anzunähern, da diese allein eine vollstän-  
dige Abstraktion vom subjektiven Standpunkt leisten könne.<sup>80</sup> Joseph  
Peter Stern schließlich, der Stifiers Erzählweise auf den Begriff des »on-  
tologischen Stils« gebracht hat – ein Stil, welcher sich auszeichnet durch  
eine Vorliebe für das Verb »sein«, für Passivkonstruktionen, Parataxe  
und Nominalisierung –, erkennt im »Nachsommer« den Versuch, »ein  
die Wunde der Individuation heilendes, schönes Dasein anzudeuten«.<sup>81</sup>

<sup>77</sup> Liliane Weissberg, Taking Steps: Writing Traces in Adalbert Stifter. In: *Thematics Reconsidered. Essays in Honor of Horst S. Daemmrich*. Hg. von Frank Trommler. Amsterdam u.a. 1995, S. 253–274, hier S. 260.

<sup>78</sup> Finkelde, *Tautologien der Ordnung* (wie Anm. 28), S. 1.

<sup>79</sup> Margret Walter-Schneider, *Der Erzähler auf dem Weg. Über einen Motivwandel im Werk Adalbert Stifiers*. In: *ZfdPh* 107/1988, S. 212–233, hier S. 228.

<sup>80</sup> Koschorke, *Das buchstabierte Panorama* (wie Anm. 35), S. 8.

<sup>81</sup> Joseph Peter Stern, *Adalbert Stifiers ontologischer Stil*. In: *Adalbert Stifter. Studien und*

Dieses »schöne[ ] Dasein« wird mittels einer inhaltlichen und sprachlichen Minimierung der Individualität *erzwungen* – denn nicht von Differenz wird hier erzählt, sondern von Einheit: »[B]ei einem Kunstwerke«, so Heinrich, müssen »alle Theile gleich schön sein [...], so daß keiner auffällt, sonst ist es eben als Kunstwerk nicht rein, und ist im strengsten Sinne genommen, keines« (II, 95). Entsprechend diesem Leitsatz reduziert Stifter den Fokus in radikaler Weise auf wenige Kernfiguren, deren Namen, Biografien, Interessen und Ansichten auffällige Ähnlichkeiten aufweisen. »Idealbilder durch Auslassen geschaffen. [...] Gewalt über die Figuren«, notiert Hugo von Hofmannsthal.<sup>82</sup> So *gleich* sind sich die Figuren des »Nachsommers«, dass Konflikte schlicht ausbleiben. Wie die Hölzer einer Sammlung bilden sie ein fugenloses Ganzes – auch auf der Textoberfläche werden Zäsuren vermieden: »The ideal totality [...] finds expression in the text's punctuation«.<sup>83</sup>

Als wir bei dem Gitter anfahren, stand er [der Gastfreund] mit Gustav Eustach Roland mit der Haushälterin Katharine mit dem Hausverwalter mit dem Gärtner und anderen Leuten auf dem Sandplazze vor dem Gitter, um uns zu empfangen. (III, 239)

Hierauf nahm mein Gastfreund den Arm meiner Mutter mein Vater den Mathildens ich Nataliens Gustav Klotildens und so gingen wir bei dem Eisengitter in den Garten und in das Haus. (III, 241)

In diesem Augenblicke hörten wir Tritte in dem Nebenzimmer, und Mathilde meine Mutter Risach mein Vater und Klotilde, die uns gesucht hatten, traten ein. (III, 263)

Besonders die letzte Stelle löst durch die fehlenden Kommata eine gezielte Irritation aus: Ob die Satzteile »meine Mutter« und »mein Vater« als Attribute zu den Subjekten »Mathilde« respektive »Risach« oder aber als eigenständige Subjekte und somit als weitere Elemente der Aufzählung zu werten sind, klärt sich durch logische Schlussfolgerung erst, als Klotilde genannt wird. »[W]as bis jezt getrennt war, wird Einigung sein« (III, 34), versichert Heinrich seiner Mutter, als diese von der »Verbindung« mit Natalie erfährt. Auch in typografischer Hinsicht

Interpretationen (wie Anm. 1), S. 103–120, hier S. 120.

<sup>82</sup> Wie Anm. 1.

<sup>83</sup> Belgum, High Historicism and Narrative Restoration (wie Anm. 57), S. 22.

vollzieht »Der Nachsommer« die »Einigung« der Familienmitglieder durch den Bund.

Adalbert Stifter konfrontiert den Leser seines Bildungsromans mit einem Text, dessen glatte sprachliche Oberfläche das inhaltliche Ideal der klaren, in sich ruhenden Einheit konsequent durchexerziert. Nicht nur die Lücken schließenden Aktivitäten der Figuren verdeutlichen den Versuch der Restauration eines verloren gegangenen Ganzen – auch der Text selbst bemüht sich angestrengt, eine Einheit zu kreieren, die sich (wie die Rosenhauswelt) vor Widerspruch, Konflikt und Zufall hermetisch verschließt. »Gewaltig concipiert u. zusammengehalten«, vermerkt Hugo von Hofmannsthal in seinen Aufzeichnungen.<sup>84</sup> Zweifellos ist der Erzähler des »Nachsommers« darauf bedacht, dem Anspruch auf Vollständigkeit, wie ihn Risach formuliert, gerecht zu werden: »Es gehört wohl [...] alles zu dem Ganzen« (I, 217). Eine Tendenz zur »rituelle[n] Erstarrung«<sup>85</sup> nimmt er hierbei in Kauf. Sein Stil erinnert an die Rosenwand, deren »Lückenlosigkeit« er »auf erzählerische Weise einzuholen«<sup>86</sup> versucht – er gleicht Risachs Bilderzimmer, in dem die Bilder »so dicht« hängen, »daß man zwischen ihnen kein Stückchen Wand zu erblicken« (I, 93) vermag. Mit einem ungeheuren Aufwand wird »Der Nachsommer« (nahezu) lückenlos erzählt, »eine Fuge« ist »kaum zu erblicken« (I, 86). Die Räumlichkeiten des Romans, die (Garten-)Architektur und die Inneneinrichtung des Rosenhauses, verweisen insofern auf eine Poetik, die sich ein möglichst lückenloses, geordnetes Ganzes zum Ziel setzt und sich hin zum Spätwerk zunehmend radikalisiert – eine »Poetik der Lückenlosigkeit«. »Du siehst«, sagt Heinrichs Vater zu seinem Sohn, »wir haben uns viele Mühe gegeben, die Lücken auszufüllen, und alles in einen natürlichen Zusammenhang zu bringen.« (II, 128) Spricht hier der Autor des Romans zu seinem Leser? Kein Zweifel – »viele Mühe« hat auch er sich gegeben, »die Lücken auszufüllen«.

<sup>84</sup> Wie Anm. 1.

<sup>85</sup> Sabine Schneider, *Die stumme Sprache der Dinge. Eine andere Moderne in der Erzählliteratur des 19. Jahrhunderts*. In: *Mediale Gegenwärtigkeit*. Hg. von Christian Kiening. Zürich 2007, S. 265–281, hier S. 277.

<sup>86</sup> Stefan Braun, *Zwischen ontologischem »Nachsommer« und naturwissenschaftlichem »Frühling«*. Adalbert Stifters moderner Weltzugang vor dem Hintergrund traditioneller Erkenntnis Anliegen in seinem Roman »Der Nachsommer«. In: *Sanfte Sensationen. Beiträge zum 200. Geburtstag Adalbert Stifters*. Hg. von Johann Lachinger. Linz 2005, S. 41–49, hier S. 46.



## Anhang

### *Band I*

1. Die Häuslichkeit
2. Der Wanderer
3. Die Einkehr
4. Die Beherbergung
5. Der Abschied
6. Der Besuch
7. Die Begegnung

### *Band II*

1. Die Erweiterung
2. Die Annäherung
3. Der Einblick
4. Das Fest
5. Der Bund

### *Band III*

1. Die Entfaltung
2. Das Vertrauen
3. Die Mittheilung
4. Der Rückblick
5. Der Abschluß

»Lieder eines fahrenden Gesellen«  
Literarische Quellen zu Gustav Mahlers Gedichtzyklus

Während seiner Zeit als Kapellmeister am Kasseler Hoftheater (1883–1885) war Gustav Mahler (1860–1911) unglücklich in die junge Sopranistin Johanna Richter verliebt. Als Wurzeln des mahlerschen Kunstschaffens lassen sich fast immer auch biografische Erlebnisse nachweisen. So ist die früheste seiner erhaltenen Kompositionen – »Das Klagende Lied« nach einem Text aus Ludwig Bechsteins seinerzeit überaus populärer Märchensammlung von 1856<sup>1</sup> – wohl durch den Abschied von seiner Geliebten Josephine Poisl angeregt.

Mahlers Liebe zu Johanna Richter blieb offenbar einseitig, und er verarbeitete seine Bitternis nach der Trennung von seiner Geliebten (Jahresende 1884) in sechs Gedichten, von deren Vertonungen allerdings nur vier erhalten sind – zunächst für Gesang mit Klavier-, später mit Orchesterbegleitung:<sup>2</sup>

Wenn mein Schatz Hochzeit macht  
Ging heut' morgen über's Feld  
Ich hab' ein glühend Messer  
Die zwei blauen Augen

Wie für sein Chorwerk »Das Klagende Lied« hat Mahler für diese Vertonungen die Texte selbst verfasst, und wie er für sein »Märchenspiel« auf einen volksliterarischen Text von Ludwig Bechstein zurückgriff, so sind auch seine »Lieder eines fahrenden Gesellen« durch ähnliche Quellen angeregt und geprägt.

Das gewöhnlich auf der ersten Stelle des kleinen Liederzyklus platzierte Gedicht geht fast gänzlich auf Verse aus der arnim-/brentanoschen Liedersammlung »Des Knaben Wunderhorn« und aus der grimmschen Sammlung der »Kinder- und Hausmärchen« zurück:

<sup>1</sup> Ludwig Bechstein, Neues Deutsches Märchenbuch. Leipzig/Pesth 1856, Nr. 3, S. 16–23.

<sup>2</sup> Vgl. Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Hg. von Friedrich Blume. Bd. 8. München u.a. 1989, Sp. 1495.

Wenn mein Schatz Hochzeit macht, fröhliche Hochzeit macht,  
Hab ich meinen traurigen Tag!  
Geh ich in mein Kämmerlein, dunkles Kämmerlein!  
Weine! Weine! Um meinen Schatz, um meinen lieben Schatz!

Blümlein blau! Verdorre nicht! Verdorre nicht!  
Vöglein süß! Du singst auf grüner Heide!  
Ach! Wie ist die Welt so schön! Ziküth! Ziküth! Ziküth!

Singet nicht, blühet nicht! Lenz ist ja vorbei!  
Alles Singen ist nun aus!  
Des Abends, wenn ich schlafen geh,  
Denk ich an mein Leid, an mein Leide!<sup>3</sup>

Die mahlersche Textgrundlage ist – wie in seinen späteren Werken so überaus häufig – in der romantischen Liedersammlung »Des Knaben Wunderhorn«<sup>4</sup> mit zwei selbstständigen, zufällig nacheinander stehenden Vierzeilern gegeben, die mit vielen andern in Form eines Quodlibets unter dem Sammeltitle »Tanzreime« stehen:

Wann mein Schatz Hochzeit macht,  
Hab ich einen traurigen Tag,  
Geh ich in mein Kämmerlein,  
Wein um meinen Schatz.

Blümlein blau, verdorre nicht!  
Du stehst auf grüner Haide;  
Des Abends, wenn ich schlafen geh,  
So denk ich an das Lieben.<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Gustav Mahler, Lieder eines fahrenden Gesellen. In: Texte deutscher Lieder. Hg. von Dietrich Fischer-Dieskau. 5. Aufl. München 1980, S. 287f. In diesem Textabdruck des Liederzyklus sind einige Wortwiederholungen, die durch Mahlers Vertonung belegt sind, ersatzlos weggefallen.

<sup>4</sup> Vgl. Heinz Rölleke, Gustav Mahlers »Wunderhorn«-Lieder. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1981, S. 370–378.

<sup>5</sup> Achim von Arnim/Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Bd. 3. Heidelberg 1808, S. 124. Hier und im Folgenden stets nach der von Mahler benutzten Edition: Achim von Arnim/Clemens Brentano, Des Knaben Wunderhorn. Bd. 2. Hg. von Robert Boxberger. Berlin o.J. [1883], S. 417 (vgl. Heinz Rölleke, »Felsblöcke, aus denen jeder das Seine formen darf«. In: Gustav Mahler. Jahre der Entscheidung in Kassel, 1883–1885. Kassel 1990, S. 96–103, hier S. 97). Es steht zu vermuten, dass sich Mahler zur Übernahme gerade dieser »Wunderhorn«-Verse vom »Blümlein blau« durch die Erinnerung an die blauen Augen seiner Geliebten (vgl. Anm. 18) anregen ließ.

In Mahlers Umdichtung sind diese acht Verse – vor allem aus kompositorischen Gründen – durch Einfügungen und Repetitionen nicht unbeträchtlich erweitert. Die Wiederholungen von »Hochzeit macht«, »Kämmerlein«, »Weine [...] um meinen Schatz«, »Verdorre nicht« und »mein Leid[e]« verstärken ebenso den melancholischen Aspekt wie die Einfügungen der Adjektive »fröhlich« (in bitterer Ironie), »dunkel« (in Verstärkung der Einsamkeit), »lieb« (in trauriger Erinnerung) sowie die Veränderung von »denk ich an das Lieben« zu dem ganz ins Düstere gewendeten »Denk ich [...] an mein Leide«. Die Vorlagen aus dem »Wunderhorn« mit ihrem für das Volkslied typischen Lakonismus und ihrer Sprunghaftigkeit werden von Mahler im neuromantischen Sinn auf *einen* elegischen Ton gestimmt und zugleich sentimentalisiert. Das geschieht poetisch und musikalisch mit starken Affekten, wofür allein die Fülle der von Mahler eingebrachten 19 (!) Rufzeichen Zeugnis gibt. Dass die Affekte auch persönlich gemeint und zu verstehen sind, machen die ich-bezogenen Änderungen deutlich: Aus »einen traurigen« wird »meinen traurigen«, aus »das Lieben« wird »mein Leide«, und diese Possessivpronomen werden am Ende der ersten und der dritten Strophe nochmals eigens wiederholt.

Mahlers Textfassung versucht, durch einige Veränderungen und besonders durch das Einfügen von drei neuen Versen (»Vöglein süß [...] Ziküth!«) einen thematischen Zusammenhang zwischen den in der Vorlage unverbundenen Vierzeilern herzustellen. Dafür ist eine Verseinlage im grimmschen Märchen »Jorinde und Joringel« als Vorlage auszumachen:

Jorinde sang

»mein Vöglein mit dem Ringlein roth  
singt Leide, Leide, Leide:  
es singt dem Täubelein seinen Tod,  
singt Leide, Lei- zücküth, zicküth, zicküth.«<sup>6</sup>

Den onomatopoetischen Ruf hat Mahler aus diesem Lied übernommen, das Jorinde im grimmschen Märchen vor (»Leide«), während (»Lei-«)

<sup>6</sup> Kinder[-] und Hausmärchen gesammelt durch die Brüder Grimm. Bd. 1. Große Ausgabe. 8. Aufl. Göttingen 1864, S. 370. Die Schreibung »zücküth« beruht sicherlich auf einem Druckversehen; sie findet sich im Märchenbuch erst seit der vierten Auflage von 1840 – bis dahin lautete der erste Ruf (wie auch in der grimmschen Quelle) »Zicküth«. Mahler hat den Druckfehler bei der Übernahme in sein Gedicht korrigiert.

und nach ihrer Verwandlung in einen Vogel (»zuküth«) singt.

Grimms Märchen erzählt von einer scheinbar unwiderruflichen Trennung zweier Liebender, wie sie Mahler seinerzeit für sein Verhältnis mit Johanna Ritter befürchtete und wie sie in einem topischen Bild in den beiden ersten Versen des Liedes angedeutet ist: Der abgewiesene Liebhaber betrauert weinend die »fröhliche Hochzeit« seines ehemaligen Schatzes mit einem andern.

Neben dem »Zicküth!« übernimmt Mahler das Motiv vom singenden Vöglein, das zunächst scheinbar in die Stimmung des zweiten Liedes des fahrenden Gesellen überleitet (dort singt der »lustge Fink«<sup>7</sup> von der schönen Welt, und das »Blümlein blau« erscheint als fröhlich stimmende »Glockenblum am Feld«), das dann aber zu Beginn der dritten mahlerschen Strophe gleich dreifach konterkariert wird. Noch stärker ins Düstere gewendet ist die Änderung von »denk ich an das Lieben« zu »Denk ich an mein Leid, an mein Leide«.<sup>8</sup>

Es ist nicht zu übersehen und zu überhören, dass Mahlers Lied aus seiner damaligen Gestimmtheit, dem auch sonst von ihm artikulierten Schmerz über seine unerwiderte Liebe, erwachsen ist. Die Eingangstrophe, die von der Hochzeit der Geliebten mit einem andern Mann spricht, weist darauf hin, dass für Mahler seinerzeit die Trennung von Johanna Richter auf die Dauer unabwendbar schien. Schon Ende August 1884 lässt das sein Brief an Friedrich Löhr erkennen, in dem das Luther-Zitat auf eine existenzielle Entscheidung deutet: »[...] ich weiß nicht, wie ich das Gleichgewicht wieder herstellen soll. Ich bin ihr wieder entgegengetreten, sie ist so rätselhaft wie immer! Ich kann nur sagen: Gott helfe mir!«<sup>9</sup>

Das zweite Mahler-Lied beginnt zwar mit dem Motiv des Fortwanderns, was aber im wörtlichen Sinn noch keine unumkehrbare Lage

<sup>7</sup> Im »Wunderhorn« findet sich im Volkslied »Das Federspiel« der Vers »Fröhlich der Fink im Frühling singt« (Arnim/Brentano, Des Knaben Wunderhorn [wie Anm. 5], Bd. 2, S. 527), den Mahler vielleicht in Erinnerung hatte.

<sup>8</sup> Zum Halbvers am Beginn der dritten Strophe »Lenz ist ja vorbei« gibt es eine Parallele (»Der Frühling ist vorbei«) im ganz ähnlich situierten Gedicht »O wecke nicht den scheuen Stolz!« in den 1848 erschienenen »Neuen Gedichten« des seinerzeit noch sehr populären Lyrikers Moritz von Strachwitz (1822–1847): »Der Frühling ist vorbei«; sie ist insofern bemerkenswert, als sich hier auch Motivparallelen zu Mahlers Lied vom glühenden Messer finden (Moritz von Strachwitz, Sämtliche Lieder und Balladen. Hg. von Hanns Martin Elster. Berlin 1912, S. 127; vgl. auch Anm. 15 und 16).

<sup>9</sup> Gustav Mahler, Briefe. Hg. von Herta Blaukopf. Wien 1996, S. 56.

schaft und das überdies ganz überraschend den Sprechenden in eine – allerdings nur transitorische – euphorische Stimmung<sup>10</sup> versetzt: Die Welt entspricht im Sinn des romantischen Ideals der fröhlichen Gestimmtheit des Menschen, indem Tiere und Pflanzen mit ihren Tönen und Farben ihn in wörtlicher Rede ansprechen. Erst in den letzten vier Versen des Liedes wird diese fröhliche, sozusagen allharmonische Gestimmtheit durch eine wiederholte und bang zweifelhafte Frage und vor allem durch das verzweifelte Resümee der Schlusszeilen gänzlich aufgehoben:

Ging heut morgen übers Feld,  
Tau noch auf den Gräsern hing;  
Sprach zu mir der lust'ge Fink:  
»Ei, du! Gelt? Guten Morgen! Ei gelt? Du!  
Wird's nicht eine schöne Welt? Schöne Welt!?  
Zink! Zink! schön und flink!  
Wie mir doch die Welt gefällt!«

Auch die Glockenblum am Feld  
Hat mir lustig, guter Ding  
Mit dem Glöckchen, klinge, kling,  
Ihren Morgengruß geschellt:  
»Wird's nicht eine schöne Welt? Schöne Welt!?  
Kling, kling! Schönes Ding!  
Wie mir doch die Welt gefällt! Hei-a!«

Und da fing im Sonnenschein  
Gleich die Welt zu funkeln an;  
Alles, alles, Ton und Farbe gewann im Sonnenschein!  
Blum und Vogel, groß und klein!  
»Guten Tag, guten Tag! ist's nicht eine schöne Welt?  
Ei du! Gelt!?! Schöne Welt!?!«

Nun fängt auch mein Glück wohl an?!  
Nein! Nein! Das ich mein, mir nimmer blühen kann!<sup>11</sup>

Dieses Lied ist wohl eine gänzlich eigenständige Dichtung Mahlers, der für die vorübergehende fröhliche Gestimmtheit seines Liedersängers

<sup>10</sup> Dieser entsprechend steht das ganze Lied in Mahlers Vertonung in (Fis-)Dur, während die anderen drei Lieder bezeichnenderweise ausnahmslos auf Moll gestimmt sind.

<sup>11</sup> Mahler, Lieder eines fahrenden Gesellen (wie Anm. 3), S. 288.

offenbar keine gemäße Vorlage fand. Immerhin kann man einige Zitatanspielungen vermuten.

Die aparte Formulierung »alles Ton und Farbe gewann« scheint auf Friedrich Hebbels programmatisches Gedicht »Ton und Farbe« zurückzuweisen:

Wo die Natur den Ton verleiht, da versagt sie die Farbe,  
Wo sie die Farbe gewährt, weigert sie immer den Ton.  
Denkt der Nachtigall und denkt des Flamingo, so seht ihr's;  
Aber das gleiche Gesetz waltet im Reiche der Kunst.<sup>12</sup>

Der hebbelsche Antagonismus, »Ton und Farbe« seien in der Natur wie in der Kunst geschieden, ist in der vorübergehenden Euphorie des Sängers scheinbar überwunden: In der Perspektive seines Kunstlieds gewinnt alles gleichermaßen »Ton und Farbe« im Sinn romantischer Synästhesien.

Dass Mahler hier den farblichen Erscheinungen auch Töne zuschreiben will, macht in diesem Lied zuvor die Berufung der schellenden (das heißt »klinge! kling!« »Kling! Kling!« läutenden) blauen »Glockenblum« deutlich; dabei könnte es sich um eine Erinnerung an Verse aus dem berühmten Gedicht »Im Grase« der Annette von Droste-Hülshoff (das im Eingang wie Mahlers Lied das Gras-Motiv beruft) handeln:

[...] mit schüchternem Klang  
Gleich den Glöckchen vom Winde umspielt.<sup>13</sup>

Die Ansprache des sprichwörtlich »bunten« Finken mit seinem onomato-poetischen »Zink! Zink!« ist ein weiteres Beispiel für das Ineins von Farben und Tönen.

Das Eingangsmotiv des Weggangs im zweiten Lied wirkt wie ein Vorspiel auf die zahlreichen Parallelen zur müller/schubertschen »Winterreise« im Abschlusslied des mahlerschen Zyklus.

Die zwei Schlussstrophen des dritten Liedes knüpfen an die autobiografischen Anspielungen des Eingangsliedes an, die dann im abschließenden vierten Lied gänzlich dominieren.

<sup>12</sup> Friedrich Hebbels sämtliche Werke. Hg. von Hermann Krumm. Bd. 2. Leipzig [1892], S. 211.

<sup>13</sup> Annette von Droste-Hülshoff, Gedichte. Hg. von Bodo Plachta und Winfried Woesler. 2. Aufl. Frankfurt a.M. 1998, S. 307.

Das eindrucksvolle Motiv des die Brust des Sängers durchschneidenden glühenden Messers führt die melancholische Gestimmtheit des ersten Liedes ins Drastische und das resignierende Schlussmotiv vom abendlichen Sinnieren im dunklen Schlafkämmerlein über das »Leide« kehren hier ins Dramatische und Tragische gesteigert wieder: in der Geste des Auffahrens aus dem Schlaf und in dem Wunsch, das Bett werde zur schwarzen Bahre und die nächtliche Dunkelheit des Kämmerleins möge durch die im Tod geschlossenen Augen ewig wahren:

Ich hab ein glühend Messer, ein Messer in meiner Brust,  
O weh! o weh!  
Das schneidet so tief in jede Freud und jede Lust, so tief!  
Ach, was ist das für ein böser Gast!  
Nimmer hält er Ruh, nimmer hält er Rast,  
Nicht bei Tag, noch bei Nacht, wenn ich schlief!  
O weh! o weh!

Wenn ich in den Himmel seh,  
Seh ich zwei blaue Augen stehn!  
O weh! o weh!  
Wenn ich im gelben Felde geh,  
Seh ich von fern das blonde Haar im Winde wehn!  
O weh! o weh!

Wenn ich aus dem Traum auffahr  
Und höre klingen ihr silbern Lachen,  
O weh! o weh!  
Ich wollt, ich läg' auf der schwarzen Bahr,  
Könnt nimmer die Augen aufmachen!<sup>14</sup>

Das bereits erwähnte Strachwitz-Gedicht<sup>15</sup> »O wecke nicht den scheuen Stolz!« bietet auch zu diesem mahlerschen Lied einige bemerkenswerte Parallelen. Das Eingangsmotiv vom glühenden Messer begegnet bei Strachwitz in einem etwas gesucht erscheinenden Bild:

<sup>14</sup> Mahler, Lieder eines fahrenden Gesellen (wie Anm. 3), S. 288f.

<sup>15</sup> Vgl. Anm. 8.



Er [der Stolz] bricht den Liebespfeil im Holz,  
die Spitze bleibt im Fleisch.

[...]

Wie bist du schön! Im Herzen wühlt  
der abgebrochne Schaft.

Die Berufung der Augen der verlorenen Liebsten findet ebenfalls bei Strachwitz eine Entsprechung:

Dein Aug' hat meine Stirn getrübt,  
Dein Auge sie besonnt.<sup>16</sup>

Wenn diese Parallelen kein Zufall sind, könnte man das Strachwitz-Gedicht als eine Art Untertext des Liedes vom glühenden Messer lesen: Die Grundsituation der Sprechenden ist jedenfalls identisch. Es geht um das Ende einer von der Geliebten aufgekündigten oder unwiderruflich unerwiderten Liebe:

Die Liebe krümmt sich wie ein Wurm,  
Der Frühling ist vorbei!  
Ich habe Dich so sehr geliebt,  
So sehr ein Mann gekonnt,  
[...]  
Du hast Dich abgekehrt.

Eine (unbewusste?) Anleihe bei Goethes »Götz von Berlichingen« (5. Akt, Szene »Weislingens Schloss«) lassen die Verse von der Ruhe- und Rastlosigkeit weder »bei Tag, noch bei Nacht« vermuten: »Ein elendes Fieber hat das Mark aufgefressen. Keine Ruh und Rast, weder Tag noch Nacht. Im halben Schlummer giftige Träume.«<sup>17</sup>

Gewichtiger als solche thematischen oder wörtlichen Parallelen zu anderen Dichtungen, wie sie dem überaus belesenen Gustav Mahler leicht

<sup>16</sup> Ebd. Die Eingangsworte »O wecke nicht« kehren sinngemäß im mahlerschen Schlussvers wieder, der den Wunsch artikuliert, dass sich die Augen des Sängers »nimmer« öffnen mögen.

<sup>17</sup> Goethes Werke (Hamburger Ausgabe). Bd. 4. Hg. von Wolfgang Kayser. 4. Aufl. Hamburg 1960, S. 169. Natürlich hatte der Operndirigent Gustav Mahler zuvörderst die ersten (geffügelten) Worte in Mozarts »Don Giovanni« im Ohr: »Keine Ruh bei Tag und Nacht« (Auftrittslied des Leporello). Goethe wie vor allem der Übersetzer des »Don Juan« (Friedrich Rochlitz; 1801) gehen wohl auf Offenbarung 4.8 zurück: »[...] und hatten keine Ruhe Tag und Nacht«.

zufielen, erscheinen hier indes die autobiografischen Bezüge, die sich in der Berufung der zwei blauen Augen (die bezeichnenderweise in der Eingangszeile des folgenden Liedes sofort wieder angesprochen sind) und des blonden Haares der Geliebten ausmachen lassen: Die von Mahler unglücklich geliebte und vergeblich unworbene Kasseler Sängerin Johanna Richter war ganz gewiss blauäugig und blond,<sup>18</sup> denn an sie hatte er ja seine Lieder von Liebesleid und Abschiednehmen direkt gerichtet.<sup>19</sup>

Das ist insofern besonders bemerkenswert, weil Mahler auch in diesem Lied teilweise Nähe zum »Wunderhorn« erkennen lässt, wie sie ja im Eingangslied als besonders eng zu konstatieren war. Hier sei nur auf den dreifach gesetzten Verseingang »Wenn ich« verwiesen, wie er sich auch in der Arnim/Brentanoschen Liedersammlung dutzendfach in Vers-, Strophen- und Liedanfängen findet.<sup>20</sup> Im älteren deutschsprachigen Volkslied gibt es aber ähnlich wie im Volksmärchen (den bevorzugten literarischen Quellen für den frühen Mahler) keine blauen Augen und nur selten blonde Haare – um so mehr springen in den beiden den kleinen Zyklus beschließenden Liedern die autobiografischen Anspielungen Mahlers auf seine Kasseler Liebschaft ins Auge.

In seinem Brief an den Freund Friedrich Löhr schreibt Gustav Mahler am 1. Januar 1885 über den seiner Geliebten Johanna Richter gewidmeten Liederzyklus: »Die Lieder sind so zusammengedacht, als ob ein fahrender Gesell, der ein Schicksal gehabt, nun in die Welt hinauszieht und vor sich hin wandert.«<sup>21</sup>

Das den Zyklus traditionell beschließende Lied geht dementsprechend von diesem autobiografischen Bezug aus und beruft in der Eingangszeile

<sup>18</sup> Vgl. auch Anm. 5. Über ihr Aussehen ist nichts bekannt, wie man denn überhaupt von ihrem Leben (sie soll hochbetagt in Danzig gestorben sein) und ihrer künstlerischen Karriere kaum etwas weiß: ein Zeichen dafür, wie spät die Forschung zu Mahlers Biografie in Gang kam und wie wenig sie in wichtigen Fragen herausgebracht hat. Das »Deutsche Bühnen-Jahrbuch« für 1893 nennt auf S. 364 unter dem Sängerpokal des Königsberger Stadttheaters »Johanna Richter, Vorderroßgarten 25« (vgl. <http://www.kultur-in-ostpreussen.de/drupal-7.20/?q=an:johannarichter> [Stand: 15.11.2013]).

<sup>19</sup> »Ich habe einen Zyklus Lieder geschrieben [...], die alle ihr gewidmet sind. Sie kennt sie nicht. Was können sie ihr anderes sagen, als was sie weiß«, schreibt Mahler am 1. Januar 1885 an seinen Freund Löhr (Mahler, Briefe [wie Anm. 9], S. 57).

<sup>20</sup> Vgl. z.B. »Wenn ich ein schön Mägdlein seh«; »Wenn ich dich ansehe«; »Wenn ich den ganzen Tag«; »Wenn ich des Nachts lieg schlafen« (Arnim/Brentano, Des Knaben Wunderhorn [wie Anm. 5], Bd. 2, S. 611, 375, 306; Bd. 1, S. 406).

<sup>21</sup> Mahler, Briefe (wie Anm. 9), S. 57.

(genau mit dem Beginn des ersten Liedes übereinstimmend) den verlorenen »Schatz«, übernimmt dann wiederum eine Formulierung aus einem Gedicht von Strachwitz<sup>22</sup> und schwingt in der Folge in Motivik und Stimmung der müller/schubertschen »Winterreise«<sup>23</sup> mit dem zweifach berufenen »Lindenbaum« im Mittelpunkt ein, wobei sich noch Anleihen aus romantischen Dichtungen Brentanos und Eichendorffs ausmachen lassen:

Die zwei blauen Augen von meinem Schatz,  
Die haben mich in die weite Welt geschickt.  
Da mußt ich Abschied nehmen vom allerliebsten Platz!  
O Augen, blau! Warum habt ihr mich angeblickt?  
Nun hab ich ewig Leid und Grämen!

Ich bin ausgegangen in stiller Nacht,  
In stiller Nacht wohl über die dunkle Heide.  
Hat mir niemand ade gesagt, ade!  
Mein Gesell war Lieb und Leide!  
Auf der Straße stand ein Lindenbaum,  
Da hab ich zum erstenmal im Schlaf geruht!

Unter dem Lindenbaum der hat  
Seine Blüten über mich geschneit,  
Da wußt ich nicht, wie das Leben tut,  
War alles, ach alles wieder gut!  
Alles! Alles! Lieb und Leid!  
Und Welt und Traum!<sup>24</sup>

Im Eingangslied der »Winterreise« beklagt der Geselle sein Schicksal: Die Liebste hat ihn von sich gewiesen und würde ihn wohl bald gänzlich vertrieben haben; so nimmt er Abschied von ihr, ohne dass sie oder jemand anderes ihm »Ade« gesagt hätten: »Was soll ich länger weilen, /

<sup>22</sup> Vgl. Anm. 8, 15 und 16.

<sup>23</sup> Auf diese rekurriert auch ein weiteres Gedicht des mahlerschen Zyklus (zit. nach Jens Malte Fischer, Gustav Mahler. Wien 2003, S. 163), das allerdings unverändert blieb: »Und müde Menschen schließen ihre Lider / Im Schlaf, auf's neu vergessenes Glück zu lernen« (»Winterreise«: »Es schlafen die Menschen in ihren Betten, / Träumen sich manches, was sie nicht haben [...] und hoffen, was sie noch übrigließen, / Doch wiederzufinden auf ihren Kissen«); »Wohl Weg und Weiser der verloren hat« (»Winterreise«: »Einen Weiser seh ich stehen«); hier spricht Mahler übrigens direkt den Titel seines Gedichtzyklus an: »Siehst du den stummen fahrenden Gesellen?«.

<sup>24</sup> Mahler, Lieder eines fahrenden Gesellen (wie Anm. 3), S. 289.

Daß man mich trieb hinaus«. Mahlers fahrenden Gesellen<sup>25</sup> weisen »die zwei blauen Augen« seines Schatzes in die Ferne – in der »Winterreise« waren es ebenfalls die Augen der Geliebten, mit denen das Elend des nun ruhelos durch die Welt Wandernden seinen Anfang nahm: »Und ach, zwei Mädchenaugen glühten – / Da war's geschehn um dich, Gesell.«

»Leid und Grämen« sind nach dem endgültigen Abschied die Begleiter des mahlerschen Gesellen. Ganz ähnlich ist das im »Wunderhorn«-Lied »Lebewohl« formuliert: »[...] muß ich weg von hier / Und muß Abschied nehmen [...] Scheiden das bringt Grämen!«<sup>26</sup>

Die Nacht ist im Eingangslied der »Winterreise« der Zeitpunkt des Abschieds; bei August von Strachwitz<sup>27</sup> wird im Gedicht »Auf der Heide« ebenfalls die »Nacht« berufen:

*Strachwitz*

*Mahler*

[...] es stirbt die Nacht

[...] in stiller Nacht,

[...] wohl über die dunkle Heide

[...] wohl über die dunkle Heide

Das populärste Lied aus der »Winterreise« bietet so etwas wie den Subtext zu den mahlerschen Schlussstrophen:

*»Winterreise«*

*Mahler*

Am Brunnen vor dem Tore,

Auf der Straße stand ein Lindenbaum,

Da steht ein Lindenbaum;

Da hab ich zum erstenmal [...] geruht!

Ich träumt in seinem Schatten

Unter dem Lindenbaum [...]

[...]

Hier findest du deine Ruh!<sup>28</sup>

Situierung und Bildlichkeit der Blüten, die von einem Baum auf einen Schlafenden »geschnit« werden, finden sich ähnlich im »Wunderhorn«-Gedicht »Schlesisches Gebirgshirtenlied«:

<sup>25</sup> Der Begriff dürfte aus dem ersten Lied der »Winterreise« übernommen sein.

<sup>26</sup> Arnim/Brentano, Des Knaben Wunderhorn (wie Anm. 5), Bd. 2, S. 332.

<sup>27</sup> Strachwitz, Sämtliche Lieder und Balladen (wie Anm. 8), S. 261.

<sup>28</sup> Wilhelm Müller/Franz Schubert, Der Lindenbaum. In: Dies., Die schöne Müllerin. Die Winterreise. Hg. von Rolf Vollmann. Stuttgart 2001, S. 43.

Ich ging ins Vaters Gärtle,  
Ich läßt mich nieder un schlief;  
Da träumte mir e Träumele,  
As schneit es über mich.

Un do ich nu erwachte,  
Do war es aber nich;  
So waren's ruthe Rusele,  
Die blühten über mich.<sup>29</sup>

In Eduard Mörikes Gedicht »An eine Äolsharfe« erscheint ein vergleichbares Bild:

[...] die volle Rose streut [...]  
All ihre Blätter vor meine Füße!<sup>30</sup>

Darauf spielt auch Hugo von Hofmannsthal etwa zur gleichen Zeit wie Mahler an:

[...] Wind [...]  
schüttelte nieder Akazienblätter.<sup>31</sup>

Die bewusst volksliedhaft naive Tonart des Verses »Da wußt' ich nicht, wie das Leben tut« begegnet in ganz ähnlichem Zusammenhang etwa auch beim volksliterarisch versierten Gustav Freytag in seinem berühmten Roman »Soll und Haben«: »[...] war ich verliebt. Auch du wirst merken, wie das tut.«<sup>32</sup>

Eichendorffs zeitüberdauernd berühmte »Taugenichts«-Novelle endet mit dem Satz: »[...] von fern schallte immerfort die Musik [...] – und es war alles, alles gut!«<sup>33</sup> – eindeutig, wie allein schon die Wortwiederholungen erweisen, die Vorlage für die Schlussverse in Mahlers Lied: »War alles, ach alles wieder gut! / Alles! Alles!«.

Mahlers Lied klingt schließlich in Wiederaufnahme des alliterierenden Doppelbegriffs am Ende der zweiten Strophe (»Lieb' und Leide«) mit

<sup>29</sup> Arnim/Brentano, Des Knaben Wunderhorn (wie Anm. 5). Bd. 2, S. 399. Vgl. ebd., S. 84: »Er fiel, da schneit es Rosen« (»Wo's schneiet rothe Rosen«).

<sup>30</sup> Mörikes Werke. Hg. von Harry Maync. Bd. 1. Leipzig/Wien 1914, S. 38.

<sup>31</sup> Vgl. Heinz Rölleke, Vom Winde geschüttelt. In: Ders., »Und Bestehendes gut gedeutet«. Deutsche Gedichte vom 12. bis zum 20. Jahrhundert. Trier 2011, S. 209–213, hier S. 210.

<sup>32</sup> Gustav Freytag, Soll und Haben. Leipzig o.J., S. 161.

<sup>33</sup> Eichendorffs Werke. 3. Teil. Hg. von Ludwig Krähe. Berlin u.a. o.J., S. 91.

einer Reminiszenz an die letzten Verse in Brentanos »Gockel«-Märchen aus, wo es heißt:

Was Lieb erhielt, was Leid verweht,  
Ans Feldkreuz angeschrieben:  
O Stern und Blume, Geist und Kleid,  
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!<sup>34</sup>

Mahler ersetzt Brentanos aufs Endliche und aufs Ewige weisende Zeitformen (»Zeit und Ewigkeit«) durch »Welt und Traum« und will damit vielleicht andeuten, dass die endliche Welt der Realitäten durch Zeit definiert ist und dass in ihr die zeitlose »Ewigkeit« nach genuin romantischer Auffassung nur in der Form des Traumes existent ist. Der kleine mahlersche Gedichtzyklus klingt mit der Berufung solchen Traumes aus und über das Ende der Lieder hinaus,<sup>35</sup> wie es gerade die Vertonung der beiden Schlussverse auf wunderbare Weise unüberhörbar macht.

Wenn man unterstellt hat, Gustav Mahler habe bei der Textauswahl für seine Liedvertonungen allgemein »fast ausschließlich [...] zweitklassige Literatur« herangezogen und die »Lieder eines fahrenden Gesellen« im Besonderen seien eine »Mahler-Dichtung, die sich bemüht, den lyrischen Klang aus dem Wunderhorn von neuem zu erzeugen«, und dabei handle es sich um »Kopie einer Kopie«,<sup>36</sup> so ist das angesichts der hier vorgestellten Ergebnisse eine unangemessene Kritik und ein mehr als fragwürdiges Urteil. Es verkennt Mahlers Auffassung vom Volkslied und von volksläufiger Literatur ebenso wie die bei seiner reichen Übernahme solchen poetischen Materials vorwaltende Intention: Er hat Volksliedtexte und -melodien als ein lebendiges Erbe aufgefasst, das jeder auf seine Weise weiterentwickeln darf.<sup>37</sup> Damit setzt er die in den großen romantischen Sammlungen geübte Praxis fort: Wie die »Wunderhorn«-Herausgeber die ihnen aus verschiedensten Quellen zugekommenen

<sup>34</sup> Clemens Brentano, Das Tagebuch der Ahnfrau, in: Werke. Bd. 1. Hg. von Friedhelm Kemp. München 1965, S. 930.

<sup>35</sup> Was akustisch durch den beliebig lang artikulierbaren labilen »m«-Laut anklingt – im Gegensatz zum absolut abschließenden dentalen »t«-Laut bei Brentano.

<sup>36</sup> Hans Heinrich Eggebrecht, Die Musik Gustav Mahlers. München 1982, S. 123.

<sup>37</sup> Vgl. Rölleke, »Felsblöcke, aus denen jeder das Seine formen darf« (wie Anm. 5). Damit folgt er Anregungen Goethes und Arnims im Zusammenhang mit dem »Wunderhorn«, die sinngemäß Um- und Weiterdichtung, aber auch selbstständige Vertonungen der 1805/1808 herausgegebenen »Alten deutschen Lieder« (so der Untertitel des »Wunderhorn«) gefordert haben, um dem Volksgesang seine Lebendigkeit und Wandlungsfähigkeit zu erhalten.

Texte durch Um- und Neudichtung zu neuem Leben formten, so dass sie fortan im unverkennbar charakteristischen »Wunderhorn«-Ton Dichter und Komponisten in großer Zahl inspirierten, so schuf Wilhelm Grimm von Auflage zu Auflage der »Kinder- und Hausmärchen« einen sich fortwährend vervollkommnenden Märchenstil, der bis heute weltweit wirkt und schon seit über 150 Jahren ein reiches Echo in Dichtung und Musik gefunden hat. Und genau hier knüpft Gustav Mahler mit seinen Rezeptionen und Neuformungen an, und das ist ihm wie kaum einem zweiten Künstler gelungen.

Er verfolgt damit übrigens in der Zeit des *Fin de Siècle* ganz ähnliche Tendenzen wie Hugo von Hofmannsthal, der damals eine Reihe von »Wunderhorn«-Liedern umformend rezipierte.<sup>38</sup>

Hofmannsthal beschließt die Reihe der namhaften poetischen »Wunderhorn«-Rezipienten gerade in den Jahren, als Gustav Mahler mit seinen Vertonungen der Liedersammlung das letzte bedeutende musikalische Denkmal setzte. Beide hochsensiblen, mit allen Vorzügen und Schwächen der ›Spätzeitlichkeit‹ begabten Künstler suchen sich – wenn auch in unterschiedlicher Intensität – mit Hilfe des ›Wunderhorns‹ einer endgültig verlorengegangenen Naivität des Sprechens und Singens künstlich zu versichern. Genau das war aber auch schon die Situation, in der Arnim und vor allem Brentano ein Jahrhundert früher standen, als sie ihr »Wunderhorn« schufen. Unwissentlich, aber mit gleichsam untrüglichem Gespür gewinnen Mahler und Hofmannsthal ihre künstlerischen Anregungen fast ausnahmslos aus solchen »Wunderhorn«-Liedern und -Versen, die Brentano ihren spezifischen Ton verdanken.<sup>39</sup>

<sup>38</sup> Vgl. Heinz Röllecke, Hugo von Hofmannsthal und »Des Knaben Wunderhorn«. In: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1976, S. 439–453.

<sup>39</sup> Ebd., S. 453.

## Cézanne-Erlebnisse bei Rainer Maria Rilke und Peter Handke Ansätze zu einer literarischen Phänomenologie

Zu Rainer Maria Rilkes und Peter Handkes besonderem Verhältnis zu Paul Cézanne ist bereits viel gesagt und geforscht worden.<sup>1</sup> Das Thema ist über die vielfältigen intermedialen Bezüge von Kunst und Literatur hinaus, die sich hier an besonders reichhaltigen und qualitätvollen Materialien untersuchen lassen, jedoch von grundsätzlicherer Bedeutung: Es geht nicht ausschließlich um ästhetische Rezeptionsphänomene, sondern im emphatischen Sinn um ›Lehren‹, wie Handke seinen Cézanne-Roman »Die Lehre der Sainte-Victoire« (1980) betitelt; sie werden von dem verehrten Vorbild nicht nur vordoziert, sondern vorgelebt, und von seinen Schülern nicht nur auswendig gelernt, sondern in lebendige Praxis überführt. Beide Autoren verstehen ihre Begegnung mit Cézanne als eine Art Bekehrung, eine einschneidende Lebenswende. Bei Rilke heißt es in seinen »Briefen über Cézanne« (1906/07):

Daran, wieviel Cézanne mir jetzt zu tun gibt, merk ich, wie sehr ich anders geworden bin. Ich bin auf dem Wege, ein Arbeiter zu werden, auf einem weiten Wege vielleicht und wahrscheinlich erst bei dem ersten Meilenstein [...]. Ich war heute wieder bei seinen Bildern; es ist merkwürdig, was für eine Umgebung sie bilden. Ohne ein einzelnes zu betrachten, mitten zwischen den beiden Sälen stehend, fühlt man ihre Gegenwart sich zusammentun zu einer kolossalen Wirklichkeit. Als ob diese Farben einem die Unentschlossenheit abnehmen ein für allemal. Das gute Gewissen dieser Rots, dieser Blaus, ihre einfache Wahrhaftigkeit erzieht einen; und stellt man sich so bereit als möglich unter sie, so ist es, als täten sie etwas für einen.<sup>2</sup>

Offensichtlich schildert Rilke hier nicht nur die Bewunderung eines Künstlers für einen anderen und auch nicht nur eine ästhetische Erfahrung. Der umfassendere Gesamteindruck der »kolossalen Wirklichkeit«

<sup>1</sup> Vgl. zu dem gesamten Komplex die ausgezeichnete Studie von Martina Kurz, *Bild-Verdichtungen. Cézannes Realisation als poetisches Prinzip bei Rilke und Handke*. Göttingen 2003; dort findet sich auch ein umfassender Forschungsbericht.

<sup>2</sup> Rainer Maria Rilke, *Briefe über Cézanne*. In: Ders., *Schriften*. Hg. von Horst Nalewski. Bd. 4. Frankfurt a.M. 1996, S. 594–636, hier S. 616.



kann nur metaphorisch beschrieben werden: Die Farben der Gemälde werden dabei zu menschlichen Eigenschaften und die Interaktion des Betrachters mit dem Werk wird zu einer pädagogischen Lektion.

Mit einer ähnlichen ›Wendung‹ beginnt Peter Handkes »Lehre der Sainte-Victoire«. Das erste Kapitel, »Der große Bogen«, hebt mit einer Umkehrfigur an:

Nach Europa zurückgekehrt, brauchte ich die tägliche Schrift und las vieles neu.

Die Bewohner des abgelegenen Dorfes in Stifters *Bergkristall* sind sehr stetig. Wenn ein Stein aus einer Mauer fällt, wird derselbe wieder hineingesetzt, die neuen Häuser werden wie die alten gebaut, die schadhaften Dächer werden mit gleichen Schindeln ausgebessert. Augenfällig und einleuchtend erscheint solche Beständigkeit in dem Beispiel von den Tieren: »die Farbe bleibt bei dem Hause«.

Einmal bin ich dann in den Farben zu Hause gewesen. Büsche, Bäume, Wolken des Himmels, selbst der Asphalt der Straße zeigten einen Schimmer, der weder vom Licht jenes Tages noch von der Jahreszeit kam. Naturwelt und Menschenwerk, eins durch das andere, bereiteten mir einen Beseligungsmoment, [...] der *Nunc stans* genannt worden ist: Augenblick der Ewigkeit. – [...] Ich war stehengeblieben auf einer Hügelkuppe der *Route Paul Cézanne* [...].<sup>3</sup>

Der »große Bogen«, der hier gezeichnet wird, ist ein intertextueller und intermedialer: Wiederum erlebt ein Erzähler-Ich eine gesteigerte Realitätserfahrung auf der Folie von literarischen Texten und Werken der Malerei, die sich diesmal sogar zu einer Epiphanie (*Nunc stans*) zuspitzt. Dieser intensiven und ebenfalls nicht nur ästhetischen Erfahrung von Zusammenhang versucht der Erzähler in immer weiteren Bögen auf die Spur zu kommen; in deren Zentrum steht Paul Cézanne.

Die ›Lehre‹ Cézannes für Rilke und Handke umfasst damit gleichzeitig und untrennbar voneinander eine Kunstauffassung, eine Lebenshaltung und ein Weltbild; und sie weist auffällige Parallelen zur philosophischen Phänomenologie auf, die wenig später entsteht. Im Folgenden werde ich zunächst ein Modell intermedialer Beziehungen vorstellen, das es ermöglicht, die verschiedenen Ebenen von Rilkes und Handkes komplexem Verhältnis zu Cézanne möglichst differenziert zu beschreiben.

<sup>3</sup> Peter Handke, *Die Lehre der Sainte-Victoire*. Frankfurt a.M. 1984, S. 9f. Außerordentlich viele Parallelen zu Rilkes und Handkes Cézanne-Erlebnissen weist die Begegnung mit van Gogh auf, die im vierten Brief von Hugo von Hofmannsthal's fiktionalen »Briefen des Zurückgekehrten« geschildert wird.

In einem zweiten Teil werde ich sehr knapp Cézannes Kunsttheorie in ihren Grundzügen vorstellen, bevor ich mich zuerst Rilkes »Briefen über Cézanne« (III) und anschließend Handkes »Lehre der Sainte-Victoire« (IV) zuwende und dort ihre Umsetzung an Textbeispielen untersuche. Am Ende soll der Bogen mit einem sehr kurzen Blick auf die philosophische Phänomenologie (V) geschlossen werden.

## I

### Zur Theorie der Intermedialität: Vier Wege

Gottfried Willems unterscheidet in seiner Studie »Kunst und Literatur als Gegenstand einer Theorie der Wort-Bild-Beziehungen«<sup>4</sup> prinzipiell drei Möglichkeiten, Wort und Bild miteinander in Verbindung zu bringen. Zunächst gibt es Mischformen wie Embleme, Buchillustrationen oder Filme, in denen Wort und Bild nebeneinander eingesetzt werden. Zum Zweiten können Literatur und Malerei Wechselbeziehungen entweder in stofflicher oder in formaler Hinsicht eingehen: Literarische Stoffe können als Bildquelle dienen; Bildwerke können in literarischen Texten beschrieben werden. Solche stofflichen und thematischen Wechselbeziehungen gibt es zweifellos ebenso in Rilkes »Briefen über Cézanne«, die eine Reihe von Bildbeschreibungen enthalten, wie auch in Handkes »Lehre der Sainte-Victoire«, die sich vom Titel her auf Leben und Werke Cézannes in vielen Details ausführlich bezieht. Aber auch formale Übernahmen spielen im Dreiecksverhältnis Cézanne-Rilke-Handke eine wichtige Rolle. Am wichtigsten für meine Fragestellung ist jedoch Willems' dritte Variante, nämlich die »inneren Beziehungen« von Wort und Bild. Wie Willems hervorhebt, ist dieser Bereich zentral für das Intermedialitätsthema; in einer transzendentalen Figur formuliert: Es geht um die Bedingung der Möglichkeit der wechselseitigen Erhellung von Wort und Bild schlechthin. Ihre grundlegende Gemeinsamkeit ist zunächst, so Willems, dass sie sich auf Wirklichkeit als sinnlich wahrnehmbare Erfahrung beziehen – also nicht auf metaphysische Über- oder ästhetizistische Nebenwelten. Die oberflächliche Unterschiedlichkeit von Wort

<sup>4</sup> Gottfried Willems, *Kunst und Literatur als Gegenstand einer Theorie der Wort-Bild-Beziehungen. Skizze der methodischen Grundlagen und Perspektiven*. In: *Text und Bild, Bild und Text*. Hg. von Wolfgang Harms. Stuttgart 1990, S. 414–429.

und Bild gründet dabei in der Tiefe auf einen komplementären Zusammenhang. Das Bild nämlich kann nur aufgefasst und beschrieben werden, wenn man es zur Sprache bringt; und das Wort allein bleibt leer, wenn ihm keine Realität entspricht. Es ist diese gleichzeitig logische wie anthropologische Komplementarität, die Wort-Bild-Kunstwerke sozusagen *in actu* demonstrieren.

Ich will dieses Modell noch um eine vierte Kategorie ergänzen: Auch die Thematisierung spezifischer Produktionsbedingungen und Produktionsweisen kann im Verhältnis der Künste eine wichtige Rolle spielen; genauso wie spiegelbildlich unterschiedliche Rezeptionsweisen in Beziehung treten können. Es ist nicht nur das Werk, sondern auch die Arbeitsweise des Malers Cézanne, die Rilkes Bewunderung hervorruft und ihn zur Nachfolge bewegt. Und die Aufmerksamkeit des Schülers Handke für den Lehrer Cézanne wird nicht nur durch dessen malerische Darstellung von Wirklichkeit, sondern ebenso durch die ethischen und emotionalen Wirkungen, die seine Malerei beim Betrachter hervorruft, geweckt.

## II

### Zur Kunsttheorie von Paul Cézanne: »Alles steht in Beziehung«

Paul Cézanne, geboren 1839 in Aix-en-Provence und dort gestorben 1906, betonte häufig, dass er Maler und nicht Theoretiker sei. Trotz seiner Formulierungsschwierigkeiten und der unsicheren Zuverlässigkeit der Textzeugen ergibt sich aus der Überlieferung seiner Briefe und Notizen von Gesprächspartnern ein relativ konsistentes Bild seiner Kunstauffassung.<sup>5</sup> Das hängt vor allem damit zusammen, dass Cézanne einen sehr rationalen Schaffensbegriff vertritt: Kunst ist das Ergebnis von harter, disziplinierter, beständiger und konzentrierter Übung, Reflexion und Arbeit; die Bildentstehung ist ein logischer Prozess und führt zu quasi-

<sup>5</sup> Die wesentlichen Quellen zu Cézannes Selbstverständnis als Künstler sind seine »Briefe« (hier zit. nach Paul Cézanne, Briefe. Aus dem Frz. übersetzt und hg. von John Rewald. Zürich 1979) sowie die »Gespräche mit Cézanne« (aus dem Französischen von Jürg Bischoff, hg. von Michael Doran. Zürich 1982). Vgl. zu seiner Kunsttheorie auch: Kurt Badt, Die Kunst Cézannes. München 1956, v.a. Kap. 4 (zum Begriff der *realisation*); Gottfried Boehm, Paul Cézanne: Montagne Sainte-Victoire. Frankfurt a.M. 1988. Vor allem auf Boehm beziehe ich mich bei der folgenden Rekonstruktion der wesentlichen Begriffe und Verfahren von Cézannes Kunsttheorie.

gesetzlichen Ergebnissen. Die dabei entstehende »Lehre« ist nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine Lebenslektion in Sachen innerer Harmonie und persönlicher Identität:

[D]er Maler soll sich ganz dem Studium der Natur widmen und versuchen, Bilder hervorzubringen, die eine Lehre sein mögen. [...] Wenn man nicht lässig malt, passen Sie auf, sondern ruhig und andauernd, so muß das zu einem Zustand der klaren Einsicht führen, der dazu beiträgt, einem die feste Richtung im Leben zu geben. Alles steht in Beziehung.<sup>6</sup>

Das Kunstwerk selbst versteht Cézanne, mit einem berühmt gewordenen Zitat, als »Harmonie, die parallel zur Natur verläuft«;<sup>7</sup> also weder als naturalistische oder auch nur realistische Kopie noch als eine eigengesetzliche Kunstwelt. Damit sind zwei apriorische Vorannahmen gesetzt, auf denen alles Weitere gründet: Die Natur in ihrer Fülle und Vielfalt ist das Muster der Kunst; und die Kunst ist auf die Harmonie verschiedener Verhältnisse aus, die vor allem als Farbrelationen verstanden werden.<sup>8</sup> Dabei schaltet Cézanne die subjektiven Komponenten des Schaffensvorgangs durchaus nicht aus. Vielmehr muss der Künstler sogar über eine besonders ausgeprägte Empfindungskraft und ein individuelles »Temperament«<sup>9</sup> verfügen; ohne emotionale Faszination und persönliche Betroffenheit durch das Objekt entsteht keine große Kunst. Diese Empfänglichkeit wird jedoch im Schaffensprozess selbst mehr und mehr objektiviert. Zunächst muss der Maler dazu nach Cézanne eine besondere Art des Sehens erlernen, bei der das Auge nicht mehr Dinge und ihre Eigenschaften, sondern nur noch reine Farbeindrücke, »sensations

<sup>6</sup> Cézanne, Gespräche (wie Anm. 5), S. 152.

<sup>7</sup> »Die Kunst ist eine Harmonie, die parallel zur Natur verläuft; was soll man von den Dummköpfen halten, die behaupten, daß der Künstler immer der Natur unterlegen ist?« (Cézanne an Gasquet, 26. September 1897. In: Cézanne, Briefe [wie Anm. 5], S. 243).

<sup>8</sup> »Schließlich will ich Dir sagen, daß ich als Maler vor der Natur heilsichtiger werde, doch daß bei mir die Realisierung meiner Empfindungen immer sehr mühselig ist. Ich kann nicht die Intensität erreichen, die sich vor meinen Sinnen entwickelt, ich besitze nicht jenen wundervollen Farbenreichtum, der die Natur belebt. Hier, am Ufer des Flusses, vervielfachen sich die Motive; dasselbe Sujet, unter einem anderen Blickwinkel gesehen, bietet ein Studienobjekt von äußerstem Interesse und von solcher Mannigfaltigkeit, daß ich glaube, ich könnte mich während einiger Monate beschäftigen, ohne den Platz zu wechseln, indem ich mich bald mehr nach rechts, bald mehr nach links wende« (Cézanne an seinen Sohn, 8. September 1906. In: ebd., S. 304f.).

<sup>9</sup> »Nur die ursprüngliche Kraft, *id est* das *Temperament*, kann einen an das zu erreichende Ziel bringen« (Cézanne an Charles Camoin, 22. Februar 1903. In: ebd., S. 275).

colorantes«<sup>10</sup> wahrnimmt, ohne dass sie das Gehirn als Gegenstände interpretiert. Max Imdahl hat für diese beiden Wahrnehmungsweisen die prägnante Formel vom Unterschied zwischen einem (sozusagen reinen) ›sehenden‹ und einem (bestimmte Dinge identifizierenden) ›wiedererkennenden‹ Sehen geprägt;<sup>11</sup> mit der philosophischen Phänomenologie könnte man auch von (optischer) *epoché* sprechen, also von der temporären Urteilsenthaltung, bei der alles Vorwissen über den betrachteten Gegenstand gezielt ausgeblendet wird, um zunächst rein deskriptiv vorzugehen. Dabei ist die Farbe gegenüber den Formen für Cézanne absolut primär: Nur ihre physiologische Wahrnehmung als physikalisches Faktum vermittelt zwischen der Lebendigkeit der Natur und derjenigen des Menschen. Die solcherart erfassten Farbdaten werden nun im Prozess der *realisation* in einen Bildzusammenhang umgesetzt; an die Stelle der Farbdaten treten die Farbflecken, die sogenannten *taches*.<sup>12</sup> Diese werden nach dem Gesetz der »Modulation«<sup>13</sup> – im Unterschied zur akademischen Modellierung durch Linien und Schwarz-Weiß-Kontraste – auseinanderentwickelt; dabei entstehen im Prozess des Malens selbst erst die Einzelformen der Gegenstände.<sup>14</sup>

### III

Rilkes »Briefe über Cézanne«: »Es ist, als wüßte jede Stelle von allen«

An Rilkes in den »Briefen über Cézanne« enthaltener Bildbeschreibung eines Porträts von »Madame Cézanne im roten Fauteuil« (1877) können die Arbeitsweise Cézannes sowie ihre Wirkung auf den Betrachter anschaulich demonstriert werden. Die Beschreibung beginnt mit einer Wendung, die an eine alte Tradition der Wort-Bild-Formen, nämlich die *ars memorativa*, anknüpft: Rilke will sich das Porträt in der Erinnerung

<sup>10</sup> Vgl. beispielsweise Cézannes Brief an Bernard, 25. Juli 1904. In: ebd., S. 285.

<sup>11</sup> Vgl. Max Imdahl, Giotto. München 1996, S. 26f.

<sup>12</sup> »Die systematische Überforderung des Sehens, die Cézanne mit dem jeweiligen Fleck verbindet, lesen wir als eine Qualität der Natur: als ihre Fülle, die Fähigkeit, sich zu erneuern, als ihr Potential« (Boehm, Montagne Sainte-Victoire [wie Anm. 5], S. 104).

<sup>13</sup> »Die Natur lesen heißt sie durch den Schleier der Interpretation mittels farbiger Flecken sehen, die nach einem Harmoniegesetz aufeinander folgen. Diese großen Mischfarben lassen sich durch die Modulation analysieren. Malen heißt seine farblichen Empfindungen aufzeichnen« (Cézanne, Gespräche [wie Anm. 5], S. 54).

<sup>14</sup> Der gleiche Vorgang läuft dann sozusagen rückwärts wieder ab bei der Rezeption durch den Betrachter, der aus den Farbflecken die Gegenstände rekonstruiert.

vergegenwärtigen, um es seiner Frau Clara zu beschreiben, und bezeichnet es dabei als einen »großen Farbenzusammenhang«,<sup>15</sup> der eigentlich so wenig memorierbar sei wie eine große Zahl: »Und doch hab ich sie mir eingepägt, Ziffer für Ziffer«. <sup>16</sup> Das Verfahren funktioniert deshalb, weil im »großen Farbenzusammenhang« des Gemäldes alle Elemente nach einem logischen und nachvollziehbaren Gesetz voneinander ableitbar sind: »*Es ist, als wüßte jede Stelle von allen*«. <sup>17</sup> Und trotzdem wirkt das Bild nicht wie eine leblose mathematische Formel, sondern ist als lebendiger Eindruck ein für alle Mal in das unbewusste Erfahrungsreservoir des Betrachters eingegangen: »[M]ein Blut beschreibt sie in mir«. <sup>18</sup>

Die eigentliche Bildbeschreibung selbst hebt zunächst ganz konventionell mit der Aufzählung der Bildgegenstände an: eine Wand im Hintergrund, grün mit kobaltblauem Muster (das Muster zeichnet Rilke im Brief auf); davor ein roter Sessel, »der eine Persönlichkeit ist«. Dieser setzt sich mit seiner Farbumgebung in Beziehung, indem sein Rot die bläulichen Grüntöne des Hintergrunds als Komplementärfarben in einer Figur des lauten »Widerspruchs« hervorruft. Die Frau, die auf den Sessel »gesetzt« »ist«, <sup>19</sup> scheint demgegenüber fast unpersönlich – während die Farben wie Individuen agieren, wird über sie verfügt – und wird allein durch die Farbigkeit ihrer Kleidung beschrieben. In ihrem Gesicht konzentrieren sich deren Farben – das grüne Gelb und das gelbe Grün des Kleides, das Blaugrau der Jacke, die blaue Seidenschleife – und modulieren dabei das Gesicht in seinen Formen heraus. Indem die Farben miteinander kommunizieren, werden sie teilweise verändert – schwächere Lokalfarben spiegeln die stärkeren –, teilweise aber auch in ihrer Eigenart bestärkt. Das formuliert Rilke in einem zunächst befremdlich wirkenden Vergleich:

Wie im Mund eines Hundes bei Annäherung verschiedener Dinge verschiedene Säfte sich bilden und bereit halten: zustimmende, die nur umsetzen, und korrigierende, die unschädlich machen wollen: so entstehen im Innern jeder Farbe Steigerungen oder Verdünnungen, mit deren Hilfe sie das Berührtwerden durch eine andere übersteht. <sup>20</sup>

<sup>15</sup> Rilke, Briefe über Cézanne (wie Anm. 2), S. 629.

<sup>16</sup> Ebd., S. 630.

<sup>17</sup> Ebd.

<sup>18</sup> Ebd.

<sup>19</sup> Ebd.

<sup>20</sup> Ebd., S. 631.

Die Formulierung von den physiologischen »Säften« erinnert an das »Blut« als Träger des unbewussten Bildwissens: Offensichtlich ist die Reaktion des Betrachters zunächst eine simultane, quasibiologische, die dann in einem Versprachlichungsprozess nach und nach eingeholt wird. Dessen zeitliche Struktur bewirkt schließlich, dass die Dynamik des Betrachtens das traditionell koexistierende Bildkunstwerk zu einem konsekutiven umformt – und damit Lessings Intermedialitätstheorie in dessen »Laokoon«-Schrift widerlegt, indem an die Stelle des schroffen Gegensatzes von Wort und Bild eine komplementäre Figur des Umschlags von Neben- und Nacheinander tritt: »In diesem Hin und Wider von gegenseitigem vielartigen Einfluß schwingt das Bildinnere, steigt und fällt in sich selbst zurück und hat nicht eine stehende Stelle.«<sup>21</sup> Durch Cézannes Übersetzung der Wahrnehmungskomponenten in »malerische Äquivalente« ist im Bild schließlich ein »endgültiges Bild-Dasein« neben der »bürgerlichen Realität«<sup>22</sup> entstanden – eine Kunstwirklichkeit parallel zur Naturwirklichkeit. Und erst diese, erfahrbare und beschreibbare sowie durch die Zeit unzerstörbare Wirklichkeit ermöglicht es, dass Rilke das Bild »im Blut« hat: memoriert als einmalige, lebendige und im eigenen Nachschöpfungsvorgang hergestellte Gleichgewichtserfahrung.

Mit dieser durchaus persönlichen Bildbeschreibung im Hinterkopf wenden wir uns Rilkes »Briefen über Cézanne« insgesamt zu. Es handelt sich um 16 Briefe an seine Frau Clara, die er zwischen dem 3. Juni 1907 und dem 4. November 1907 geschrieben hat und die um seine Besuche in der Pariser Herbstaussstellung, die ein Jahr nach Cézannes Tod eine Retrospektive mit 56 Werken präsentierte, kreisen.<sup>23</sup> Die Forschung hat bisher vor allem ästhetische Parallelen zwischen Cézannes Werk und Rilkes Umsetzung seiner Erkenntnisse, sowohl in den »Briefen« selbst als auch in den etwa zeitgleich entstehenden »Neuen Gedichten« und seinem Roman »Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« (1910), nachgezeichnet – also die Ebene der formalen Wechselwirkungen nach dem oben dargestellten Modell untersucht.<sup>24</sup> Die dabei festgestellten

<sup>21</sup> Ebd.

<sup>22</sup> Ebd.

<sup>23</sup> Auch der vierte Brief in den »Briefen des Zurückgekehrten« Hofmannsthals beginnt als Ausstellungsbericht (vgl. GW E, S. 564).

<sup>24</sup> Vgl. die grundlegende Studie von Herman Meyer, Rilkes Cézanne-Erlebnis. In: Zarte Empirie. Studien zur Literaturgeschichte. Stuttgart 1963, S. 244–286; ausführlicher: Ralph Köhnen, Sehen als Textkultur. Intermediale Beziehungen zwischen Rilke und Cézanne. Bie-

Bezüge referiere ich kurz, um anschließend auf die dritte Ebene, die inneren Wort-Bild-Beziehungen, sowie die vierte Ebene, die Auffassung Cézannes als Lebenslehrer, umfassender einzugehen.

Für die Überlegungen zur formalen Wechselwirkung ist das Äquivalenz-Verhältnis zwischen Farbe – als primäres Kunstmittel der Malerei – und Sprache bzw. Worten – als Baumaterial der Dichtung – konstitutiv: Wie das Malen ganz unter den Farben vorgeht, geht das Dichten unter den Worten vor. Das Sprachkunstwerk stellt dieser Analogie zufolge also eine Parallelwirklichkeit allein aus der von aller Erkenntnis und Deutung unbelasteten Sprache her. Der Ausgangspunkt ist auch hier eine *epoché*, ein Moment der gezielten Urteilsenthaltung: Rilke bezeichnet diesen als unvoreingenommenes, ganz nach außen gekehrtes ›Schauen‹, das zur spontanen Einsicht in das Wesen des Gegenstands führen kann. Diese wird nun mittels des ›sachlichen Sagens‹ formuliert: einer der *realisation* vergleichbaren Sprachhandlung, die die ebenfalls ursprünglich subjektive Erfahrung durch den Rückgang auf die Gegenstände (das ›Ding‹) und die Konzentration auf das Sprachmaterial in möglichst reiner Form objektiviert.<sup>25</sup> Im Sprachkunstwerk treten die Worte damit in vor allem lautlich und rhythmisch vermittelte Beziehungen untereinander – wie die Farbflöcke, die *taches*, auf Cézannes Bildern. Dabei verstärkt Rilke noch die Wahllosigkeit der Gegenstände: Gerade darin, dass sich der Dichter auch der kleinsten, unscheinbarsten oder gar hässlichen Dinge annimmt, beweist sich die von tradierten stofflichen oder thematischen Werten unabhängige Formkraft seiner Kunst.

Die Analyse einer Beschreibungspassage aus den »Briefen über Cézanne« soll das technisch und theoretisch Dargestellte veranschaulichen.

lefeld 1995. Köhnen versteht den intermediären Zusammenhang als Beispiel einer konstruktivistischen Ästhetik: »Die allmähliche Verfertigung der Bildgegenstände beim Malen, der Wortbedeutungen beim Schreiben und im letzten Schritt die Vision des Zusammenhaltens von Wirklichkeit kennzeichnen wiederum eine konstruktivistische Ästhetik, die nicht die fertigen Inhalte und Gegenstände dem Kunstwerk vorausliegen sieht, sondern sie vielmehr als erst darin entstehende begreift. Sehendes Sehen wird hier, in kleinsten Schritten metonymischer Verschiebung, zu sprechender Sprache, die die gewußte, gekannte Welt von Bedeutungen erweitert« (ebd., S. 138).

<sup>25</sup> Vgl. zu Rilkes Poetik der mittleren Werkphase, in der die Termini des ›Schauens‹ und des ›sachlichen Sagens‹ zentral sind, die immer noch lesenswerten Arbeiten von Brigitte L. Bradley, R.M. Rilkes »Neue Gedichte«: Ihr zyklisches Gefüge. Bern/München 1967; sowie Dies., Rainer Maria Rilkes »Der Neuen Gedichte anderer Teil.« Entwicklungsstufen seiner Pariser Lyrik. Bern/München 1976.



Am 17. Oktober schildert Rilke seiner Frau Clara den ersten schönen Morgen in Paris nach endlosen Regentagen in einer Art Prosagedicht:

Aber der Morgen hell. Ein breiter Ostwind, der mit entwickelter Fronte hereinkommt über die Stadt, da er sie so geräumig findet. Gegenüber, westlich, angeweht, hinausgedrängt, Archipels von Wolken, Inselgruppen, grau wie die Halsfedern und die Brust von Wasservögeln in einem Ozean kalten Kaumblaus von zu entfernter Seligkeit. Und unter dem allem hin, niedrig, immer noch die Place de la Concorde und die Bäume der Champs-Élysées, schattig, von zu Grün vereinfachtem Schwarz, unter den Westwolken. [...] Und plötzlich, kommt man in die Nähe des Obelisken [...], so fließt in kaum merklichem Gefälle die wunderbare Avenue auf einen zu, rasch und reich und wie ein Strom, der vor Zeiten mit seiner eigenen Gewaltbarkeit das Tor gebrochen hat in die Felsenwände des Arc de Triomphe dort hinten am Étoile. Und das alles liegt da mit der Generosität einer geborenen Landschaft und wirft Raum aus. Und von den Dächern, da und da, halten sich die Flaggen immer höher hinauf in die hohe Luft, strecken sich, schlagen als flögen sie ab: da und da.<sup>26</sup>

Die Pariser Stadtkulisse wird dem Leser hier als dynamisiertes Landschaftsbild präsentiert. Diese Übersetzung von Kultur in Natur – von Straßen in Ströme, von Fahnen in Vögel – schafft die Voraussetzung dafür, dass die dargestellten Elemente vor einem einheitlichen Hintergrund aufgefasst werden können; ähnlich wie die Tapete als Strukturhintergrund dafür sorgt, dass der Sessel und Madame Cézanne sich als gleichwertige Persönlichkeiten entfalten können. Gleichzeitig wird die Natur mit ethischen Werten wie Generosität und Seligkeit in Verbindung gebracht. Die gesamte Textpassage wird im deiktischen Sprechduktus der klassischen Beschreibungsliteratur vorgetragen: Der Betrachter weist nach »gegenüber«, »dort hinten«, »da und da«. Wie ein Bildtitel steht am Anfang zunächst ein lakonischer Satzketten: »Aber der Morgen hell«. Anschließend wird die Bewegung des Ostwindes am Himmel in beinahe atemlosen Aufzählungen (»[g]egenüber, westlich, angeweht, hinausgedrängt«) beschworen; daran schließt sich eine im Satzrhythmus etwas beruhigte Beschreibung der Straßen unterhalb des Himmels an. Das darauffolgende »plötzlich« markiert einen harten Einschnitt: Die Darstellung der Champs-Élysées als Strom wird in einem beinahe daktylisch fließenden Satz vorgetragen. Nach einem kurzen zusammenfas-

<sup>26</sup> Rilke, Briefe über Cézanne (wie Anm. 2), S. 620f.

senden Einschub geht der Blick zum Schluss wieder in die Höhe und der Satzrhythmus simuliert nun das stakkatoartige Geräusch der flatternden Fahnen: »da und da«; und noch einmal wiederholt: »da und da«.

Rilke verwendet also eine Art rhythmischer Satzmalerei, die den cézanneschen Schattenbahnen vergleichbar ist, die die Wahrnehmungsverläufe in seinen Bildern vorgeben.<sup>27</sup> Dazu kommt die Wortmalerei im traditionellen Sinn, die häufig auch von direkten Farbwirkungen ausgeht – das »Kaumblau« ist eines der vielen Blaus, die Rilke bei Cézanne in einer Art Geschichte des Blaus unterscheidet; das »zu Grün vereinfachte Schwarz« entspricht Cézannes Behandlung der Lokalfarben.<sup>28</sup> Der Wind wird nicht nur durch den parataktischen Satzbau veranschaulicht, der sozusagen die einzelnen Windstöße simuliert, sondern auch durch die prononcierten W-Laute des »westlich« und »angeweht«. Die H-Alliterationen des »höher hinauf in die hohe Luft« binden gleichzeitig den Schluss lautlich wieder an den Anfang zurück und schließen den Kreis des Betrachtens: »Aber der Morgen hell«.

Das Stadtbild beruht damit zunächst auf einer genauen Detailwahrnehmung, die dann in einer fortschreitenden Durchformung des Sprachmaterials »realisiert« wird; es liegt also eine formale Übernahme von Bildtechniken vor, die der zweiten Ebene des Intermedialitätsmodells entspricht. Rilke ging es jedoch in den »Briefen über Cézanne« um mehr als um Fragen künstlerischer Technik; es ging ihm um Einsicht in das Wesen von Kunstwerken und künstlerischer Schöpfungsvorgänge – also um das, was ich anfangs mit Gottfried Willems als innere Wort-Bild-Beziehungen bezeichnet habe. In der Auseinandersetzung mit dem Leben und Werk Cézannes ringt sich Rilke zu einem rationalen Schaffensbegriff durch (womit die vierte Ebene des Intermedialitätsmodells erreicht ist); und diesen Erkenntnisprozess zeichnen die gesamten »Briefe« in einem großen Spannungsbogen nach.

Rilke reflektiert zu Beginn seinen momentanen Standort; er hat das unbestimmte Gefühl, in seiner Kunst kündige sich etwas Neues an; er findet in Cézanne »Bestätigung und Bezug«.<sup>29</sup> Erste, sozusagen propä-

<sup>27</sup> Vgl. zu den »Schattenbahnen«: Badt, *Kunst Cézannes* (wie Anm. 5), S. 62.

<sup>28</sup> Die besondere Bedeutung der Farben wird auch im vierten Brief bei Hofmannsthal hervorgehoben: »So soll ich Dir von den Farben reden? [...] Aber was sind Farben, wofern nicht das innerste Leben der Gegenstände in ihnen hervorbricht« (»Die Briefe des Zurückgekehrten«, GW E, S. 565).

<sup>29</sup> Rilke, *Briefe über Cézanne* (wie Anm. 2), S. 623.

deutsche, Hinweise erhält er durch die Beschäftigung mit Werken van Goghs, die ihm seine Pariser Freundin, die Malerin Mathilde Vollmoeller, zeigt. Der große Mittelteil der »Briefe« enthält dann die eigentliche Auseinandersetzung mit der Cézanne-Ausstellung. Rilke beschäftigt sich zunächst mit der Person des Künstlers; dann überprüft er seinen ersten Eindruck an einem Vergleich mit alten Meistern im Louvre<sup>30</sup> sowie mit zahlreichen anderen Bild- und Wortkünstlern (beispielsweise Baudelaire und Flaubert). Und schließlich wird Mathilde Vollmoeller als »neutrale Beobachterin« hinzugezogen, um die eigenen, einigermaßen enthusiastischen Vermutungen an einem Eindruck, »den ich für ruhig und nicht literarisch abgelenkt halte«,<sup>31</sup> abzugleichen. Schließlich schildert ein kurzer Schlussteil nach Ausstellungsende eine Reise in Rilkes Geburtsstadt Prag; dort jedoch scheitern die Versuche, die mit allzu viel Ressentiments beladenen Kindheitserlebnisse »sachlich« zu sagen.

Die stärker reflexiven und historisch-ästhetisch argumentierenden Passagen der »Briefe« werden dabei konturiert bzw. im cézanneschen Sinne moduliert durch mehrere Beschreibungen wie die oben analysierte Passage »Aber der Morgen hell«. Dabei entsteht ein eigener Erzählrhythmus aus ganz alltäglichen Wahrnehmungen: Regentage wechseln mit hellen, windigen Tagen; Alltagsroutinen werden durch sonntägliche Exerzitien unterbrochen; verschiedene Wege durch die Stadt werden wiederholt. Der Text gerät dadurch in eine Dynamik, die an die »Schwingungen« zwischen den Stellen in den Bildnissen Cézannes erinnert. Erkenntnisse werden dabei nicht als abstraktes und fertig vorgeformtes Wissen präsentiert, sondern als Angebot zu lebendigem Miterleben und Mitschaffen für den Leser, der nicht einfach in eine intermediale Debatte eintritt, sondern die Geburt einer neuen Kunstauffassung in all ihren Wehen und Wonnen miterleben kann.

Strukturiert wird diese Erzählbewegung durch Leitmotive, die wie die Äpfel bei Cézanne in immer neuen Varianten wiederkehren. Dazu ge-

<sup>30</sup> Interessanterweise hatte auch Cézanne selbst das empfohlen; in einem Brief an Charles Camoin vom 13. September 1903 hatte er geschrieben: »Couture sagte zu seinen Schülern: ›Pfleget guten Umgang!‹, das heißt: ›Geht in den Louvre!‹ Doch nachdem man die großen Meister, die dort ruhen, gesehen hat, muß man sich beeilen, wieder herauszukommen und in sich selbst, im Kontakt mit der Natur, die Instinkte und die künstlerischen Empfindungsmöglichkeiten, die in einem stecken, zu verlebendigen trachten« (Cézanne, Briefe [wie Anm. 5], S. 277).

<sup>31</sup> Rilke, Briefe über Cézanne (Anm. 2), S. 614.

hört der bereits bei der Bildbeschreibung zitierte Hund: Wie alte, anspruchslose Hunde blicken auch Cézanne<sup>32</sup> und van Gogh<sup>33</sup> auf ihren Selbstporträts; und ein Hund sitzt mit im Schaufenster einer abendlich erleuchteten Buchhandlung,<sup>34</sup> das Rilke mit einer Anspielung auf das christliche Abendmahl als Inbegriff eines sorgenfreien und gleichzeitig bescheiden-demütigen Lebens im Frieden mit den Dingen erscheint. Der Hund, als Tier »das Wirklichste von allem«,<sup>35</sup> ist wie der beharrlich arbeitende Künstler und das durch sein Schaffen verwirklichte »Kunstding« ein Identitätsideal, das in extremem Kontrast zum durch Zerstreung, Unfertigkeit und mangelnde Gegenwärtigkeit gezeichneten Alltagsleben steht. Erreicht werden kann eine solch fraglose Identität vom Menschen nur durch Arbeit – nicht aus leerem Pflichtgefühl oder drückender Notwendigkeit heraus, sondern »aus Einsicht, aus Lust«. <sup>36</sup> Derjenige – so Rilke –, der wie Cézanne von früh auf sein Leben durch beharrliche Tätigkeit geformt hätte, wäre schließlich der »Hund dieser Arbeit«. <sup>37</sup>

Dabei gewinnt das Künstlertum einen metaphysischen Aspekt, der in unverkennbar religiös geprägter Terminologie den Text durchzieht: Dazu gehören nicht nur die »Wendung«<sup>38</sup> als Bekehrungserlebnis oder das »Abendmahl« als gesteigerter Lebensvollzug, sondern auch die wiederholten Forderungen nach Armut für den Künstler. Armut ist dabei ein zutiefst spiritueller Wert. Gemeint ist das absichtliche Absehen von aller Ablenkung und geistiger Zerstreung zugunsten einer Konzentration auf das Einfache, Unmittelbare, Unpräntiöse: »Ein Armer muß man sein bis ins zehnte Glied. [...] man muß [...] die Wurzeln fühlen und die Erde selbst. Man muß jeden Augenblick die Hand auf die Erde legen können wie der erste Mensch.«<sup>39</sup> Aus dieser spirituellen Armut resultiert dann die demütige Hingabe an die Gegenstände der Kunst. Indem der Künstler an diesen Gegenständen das Wunder der »Dingwerdung«<sup>40</sup> – Rilkes bezeichnende Übersetzung der cézanneschen *realisation* – vollzieht, erreicht

<sup>32</sup> Vgl. ebd., S. 633.

<sup>33</sup> Vgl. ebd., S. 602.

<sup>34</sup> Vgl. ebd., S. 604.

<sup>35</sup> Ebd., S. 619.

<sup>36</sup> Ebd., S. 603.

<sup>37</sup> Ebd., S. 611.

<sup>38</sup> Ebd., S. 622.

<sup>39</sup> Ebd., S. 627.

<sup>40</sup> Ebd., S. 608.

er »Heiligkeit« und »neue Seligkeit«. <sup>41</sup> Diese ist jedoch nicht mehr in der Transzendenz angesiedelt, sondern im Sein selbst. Der Künstler ist derjenige, der die auf die Abwege ziellosen Werdens gebrachte Menschheit zum einfachen Sein zurückbringen kann, indem er, in einzelnen Akten der ›Dingwerdung‹, Vergängliches in der unvergänglichen Parallelwelt der Kunst konserviert: als Wahrnehmungs- und Erlebnispotenzial für kommende Generationen, denen die Äpfel ausgegangen sind, für die Sessel keine Persönlichkeit mehr haben und die einen hellen Morgen nur noch virtuell ›erleben‹ können (oder eben auch nicht).

#### IV

### Peter Handkes »Lehre der Sainte-Victoire«: »Und es war das alles im Einklang«

Die neun Kapitel von Peter Handkes »Lehre der Sainte-Victoire« <sup>42</sup> illustrieren einen umfassenden Einsichtsprozess, der erstaunliche Parallelen zu demjenigen Rilkes aufweist. So versucht Handke noch verstärkt, seine von Cézanne gewonnenen Lehren an anderen Bild- oder Wortkünstlern abzugleichen – was die enorm stark ausgeprägte Intertextualität des Werks insgesamt erklärt; und auch er zieht in einem entscheidenden Stadium des Lernprozesses eine unbeteiligte Freundin hinzu. Handke orientiert sich dabei beinahe ausschließlich am wesentlich abstrakteren Spätwerk des Malers. Technische Aspekte, wie die vielfachen formalen Wechselbeziehungen zwischen Malerei und Dichtung bei Rilke, spielen kaum noch eine Rolle. Hingegen werden die Reflexionen über die inneren Wort-Bild-Beziehungen verstärkt – was wiederum zum extrem selbstreflexiven Charakter des Textes beiträgt. Dort hingegen, wo es Rilke vor allem auf die Produktionsweise und das Arbeitsethos Cézannes ankommt, stellt Handke exemplarische Rezeptionsvorgänge in den Vordergrund. Das zentrale Vergleichsapriori ist die Denk- und Anschau-

<sup>41</sup> Ebd., S. 624.

<sup>42</sup> Vgl. zur Forschung: Manfred Durzak, Peter Handke und die deutsche Gegenwartsliteratur. Narziß auf Abwegen. Stuttgart 1982, v.a. Kap. IX; Ingeborg Hoesterey, Verschlungene Schriftzeiten: Intertextualität von Literatur und Kunst in der Moderne/Postmoderne. Frankfurt a.M. 1988; Ralph Köhnen, Zwischen Zeichenspiel und Wahrheit: Peter Handkes Cézanne-Rezeption. In: Intermedialität: Vom Bild zum Text. Hg. von Thomas Eicher. Bielefeld 1994, S. 185–220; Waltraud Wiethölter, Auge in Auge mit Cézanne. Handkes »Lehre der Sainte-Victoire«. In: GRM 71/1990, S. 422–444.

ungsform des ›Zusammenhangs‹, den Handke in Cézannes späten Werken beispielhaft dicht gestaltet sieht. ›Zusammenhang‹ ist dabei auch für Handke nicht nur eine ästhetische Kategorie, sondern ebenso lebensweltliches Bedürfnis wie soziales Wunschbild. Und die Rezeptionsfigur, die diesem Zusammenhang entspricht, ist die Epiphanie: Die Bildbetrachtung wird nicht mehr, wie bei Rilke, als exemplarischer Nachschöpfungsprozess vorgeführt, sondern als exemplarisches, sich von seinem Ursprung verselbstständigendes Einheitserlebnis erfahren.

Dies ist der Grund, weshalb Epiphanie-Figuren den Text auf all seinen Ebenen und in verschiedenen Varianten durchziehen. Im Kapitel »Das Bild der Bilder« beschreibt der Erzähler eine Art Fortsetzungsepiphanie, die ihn angesichts eines Gemäldes von Cézanne mit dem Titel »Roches pres de grottes au-dessus de Château-Noir« (dargestellt ist eine Naturszene mit Felsblöcken und Kiefern) überkam. Spontan evozierte es damals beim Erzähler das »Gefühl ›Nähe‹«. <sup>43</sup> Als er Jahre später versucht, sich dieses Gefühl zu vergegenwärtigen, kommt ihm eine Filmszene in den Sinn: »Henry Fonda, wie er in John Fords *Die Früchte des Zorns* mit der eigenen Mutter tanzt«. <sup>44</sup> Diese Vorstellung ergänzt die ursprüngliche »Nähe« durch die Assoziation von »Gefahr, Tanz, Zusammenhalt, Herzlichkeit«. <sup>45</sup> Das wiederum erinnert ihn daran, dass Cézanne einmal, um sein Verständnis von Motiv zu erklären, einfach die gespreizten Finger beider Hände verschränkte; ein gestisch produziertes optisches Muster, das der Erzähler nun mit »verschlungenen Schriftzeichen« assoziiert und mit Cézannes Definition der Kunst als Harmonie parallel zur Natur in eins denkt:

Und dann verstand ich, durch die Praxis der Leinwand: die Dinge, die Kiefern und die Felsen, hatten sich in jenem historischen Moment auf der reinen Fläche – nicht mehr rückgängig zu machendes Ende der Raumillusion –, aber in ihren dem Ort und der Stelle [...] verpflichteten Farben und Formen!, zu einer zusammenhängenden, in der Menschheitsgeschichte einmaligen Bilderschrift verschränkt. [...] Hierher gehört nun jene einzelne Zimmerpflanze, die ich einmal durch ein Fenster vor der Landschaft als chinesisches Schriftzeichen erblickte: Cézannes Felsen und Bäume waren mehr als solche Schriftzeichen; mehr als reine Formen ohne Erdenspur – sie waren zusätzlich, von dem dramatischen *Strich* [...] der Malerhand, ineinandergefügt zu Beschwörungen – und erscheinen mir [...] jetzt verbunden mit den frühesten

<sup>43</sup> Handke, *Lehre* (wie Anm. 3), S. 60.

<sup>44</sup> Ebd.

<sup>45</sup> Ebd., S. 61.

Höhlenzeichnungen. – Es waren die *Dinge*; es waren die *Bilder*; es war die *Schrift*; es war der *Strich* – und es war das alles im Einklang.<sup>46</sup>

Was genau ist nun an diesem assoziativen Gefüge verschiedener Epiphanien, verbunden durch ästhetische Reflexion, »Weltgeschehen«?<sup>47</sup> Es empfiehlt sich, wie meistens bei Handke, den Begriff wörtlicher zu nehmen, als er in der Alltagssprache gebraucht wird: »Weltgeschehen« wäre dann ein Ereignis, das in seiner Erfahrungsdimension die Welt umfasst und nicht einzelne Gegenstände oder Sachverhalte; es wäre, sozusagen, die Epiphanie der Epiphanien, die die Lesbarkeit der gesamten Welt und deren inneren Zusammenhang in einem exemplarischen Akt unter Beweis stellen würde. Das »Bild der Bilder« zeigt für den Betrachter zunächst das Ineinanderfallen von Raum und Nicht-Raum; es ist »reine Fläche« (als Farbentafel) und doch gebunden an seinen konkreten dreidimensionalen Entstehungsort, der diese Farberfahrung evozierte. Es zeigt aber auch das Ineinanderfallen von Zeit und Nicht-Zeit: In seiner Entstehung zwar konkret auf das Jahr 1904 und eine unwiederholbare Situation datierbar, bewirkt es in der Gegenwart das »Erlebnis des Sprungs, mit dem zwei Augenpaare, in der Zeit auseinander, auf einer Bildfläche zusammenkamen«.<sup>48</sup> Und schließlich zeigt das Bild ein exemplarisches Ineinanderfallen von Bild und Schrift; dabei ist das physische Äquivalent des komplexen Bildzusammenhangs der Tanz mit seinen Bewegungsmustern, das der Schrift der Beschwörungsgestus des Malerstrichs. Bedeutung über ein intermediales Kuriosum hinaus kommt diesem »Weltgeschehen« insofern zu, als der »in der Menschheitsgeschichte nur einmal mögliche Ding-Bild-Schrift-Strich-Tanz unsereinem machtvoll und dauernd das Reich der Welt offenhält«.<sup>49</sup> Im »Bild der Bilder« ist die Wirklichkeit zwar zur malerischen Form geronnen, eröffnet aber gleichzeitig durch ihre sprachliche, physische und moralische Wiederauflösbarkeit immer neue (um mit den Phänomenologen zu sprechen) »Horizonte«.

Die Welt-»Offenheit« wird dabei gleichzeitig als ethisches Potenzial verstanden. Handke baut seine Parallelwelt in der »Lehre der Sainte-Victoire« wie Rilke als Kontrastprogramm zu einer schlechten Wirklich-

<sup>46</sup> Ebd., S. 62.

<sup>47</sup> Ebd., S. 61.

<sup>48</sup> Ebd., S. 29.

<sup>49</sup> Ebd., S. 63.

keit, die im Text meist als das Böse schlechthin personifiziert wird und als Sprachverlust und Einengung des Wirklichkeitsbildes nachweisbar ist.<sup>50</sup> Darauf reagiert der Erzähler mit der Suche nach einer neuen, »entstofflichten und doch materiellen Sprache«,<sup>51</sup> die den zweiten Textbogen prägt. Und wieder ist es der Berg Sainte-Victoire, der den Erzähler bei seinem zweiten Aufstieg zu einer neuen Einsicht führt. Diesmal macht er sich mit der Freundin D. auf die Suche nach einer Bruchstelle zwischen zwei unterschiedlichen geologischen Gesteinsschichten, die auf Cézannes Gemälden als eine Art »Schlüssel«<sup>52</sup> in den Schattenbahnen immer wiederkehrt. Als er diesen Punkt beinahe zufällig findet, verwandelt dieser sich in seiner Wahrnehmung zum »Drehpunkt«,<sup>53</sup> um den sich alle Einzelformen und -farben in einem »ewigen Kreiseln« bewegen. In all diesem erlebt der Erzähler nun den »Großen Geist der Form«, der ihm das »Reich der Wörter«<sup>54</sup> ein für alle Mal eröffnet.

Die Passage erscheint ähnlich unvermittelt und überraschend wie die Weltgeschehensepiphanie: Was ermöglicht denn eigentlich diese besondere Erfahrung von Offenheit? Wie hängen die erlebten Kreisfiguren und -bewegungen mit dem »Geist der Form« schlechthin zusammen? Zunächst folgt auf dieses intensive Erleben unvermittelt eine extrem reflexive Passage; die Freundin D. erläutert nämlich ihre Probleme bei der Herstellung des »Mantels der Mäntel«, die um die angemessene Herstellung des Übergangs kreisen. Durch einen intermedialen Vergleich – sie studiert die Baupläne chinesischer Dachkonstruktionen – wird ihr die Bedeutung von »Überleitungen« als eigenständigem »Bereich des Dazwischen« deutlich; sie formuliert ihre Einsicht in einem paradoxen Satz: »Der Übergang muß für mich klar trennend und ineinander sein.«<sup>55</sup> Beides zusammengenommen – das Epiphanie-Erlebnis vom »großen Geist der Form« und der Hinweis auf die prekäre Stellung von Übergängen und Zwischenräumen – bringt nun geradezu mit logischer Konsequenz das viel diskutierte Schlusskapitel »Der große Wald« hervor, in dem

<sup>50</sup> Wobei bei Handke interessanterweise die bei Rilke so positiv konnotierten Hunde wegen ihrer Aggressivität dem Wanderer gegenüber für das Böse schlechthin stehen (vgl. die Begegnung mit dem Hund, ebd., S. 43–49).

<sup>51</sup> Ebd., S. 58.

<sup>52</sup> Ebd., S. 86.

<sup>53</sup> Ebd., S. 89.

<sup>54</sup> Ebd., S. 90.

<sup>55</sup> Ebd., S. 93.



sich Handke an einem sprachlichen Realisationsprojekt versucht.<sup>56</sup> Der Morzger Wald, den Handke hier in äußerst detaillierter Beschreibung schildert, ist für ihn »wunderbar wirklich«;<sup>57</sup> und er ist gleichzeitig ein geografisch konkreter Zwischenraum: »Doch wenige wissen von dem Morzger Wald dazwischen.«<sup>58</sup> Innerhalb dieses Zwischenraums werden permanent sanfte Übergänge vom Bereich der Kultur (der Stadt) in den der Natur (der Wald) beschworen, sehr ähnlich wie in Rilkes Paris-Beschreibung »Aber der Morgen hell«. Dabei begegnen dem Leser auf Schritt und Tritt in äußerst dichter Fügung die wichtigsten Motive, Konzepte und Strukturen des Textes; er kann damit, zumindest potenziell, eine Leseepiphanie nach der anderen erleben. All dies gipfelt in der letzten, endgültigen und von vielen Kritikern wegen ihres hybriden Duktus am meisten geschmähten Epiphanie des Textes:

An der Schwelle zwischen dem Wald und dem Dorf, wo im Weg neu die Steine der Römerstraße leuchten, wieder ein Holzstoß, zugedeckt mit einer Plastikplane. Der rechteckige Stapel mit den gesägten Kreisen ist das einzige Helle vor einem dämmerigen Hintergrund. Man richtet sich davor auf und betrachtet ihn, bis nur noch die Farben da sind: die Formen folgen. Es sind auf den Betrachter zeigende Läufe, die aber im einzelnen jeweils woanders hinzielen. Ausatmen. Bei einem bestimmten Blick, äußerste Versunkenheit und äußerste Aufmerksamkeit, dunkeln die Zwischenräume im Holz, und es fängt in dem Stapel zu kreisen an. Zuerst gleicht er einem aufgeschnittenen Malachit. Dann erscheinen die Zahlen der Farbentest-Tafeln. Dann wird es auf ihm Nacht und wieder Tag. Mit der Zeit das Zittern der Einzeller; ein unbekanntes Sonnensystem; eine steinerne Mauer in Babylon. Es wird der umfassende Flug, mit gebündelten Düsenstrahlen; und schließlich, in einem einmaligen Flimmern, offenbaren die Farben quer über den ganzen Holzstoß die Fußspur des ersten Menschen.<sup>59</sup>

<sup>56</sup> Eine bis in Details ähnliche Szenerie wird auch im vierten Briefe der »Briefe des Zurückgekehrten« von Hugo von Hofmannsthal beschrieben (vgl. GW E, S. 565); und auch hier löst sie ein vergleichbares Zusammenhangserlebnis in Form einer Epiphanie aus: »Und nun konnte ich, von Bild zu Bild, ein Etwas fühlen, konnte das Untereinander, das Miteinander der Gebilde fühlen, wir ihr innerstes Leben in der Farbe vorbrach und wie die Farben eine um der andern willen lebten [...], konnte fühlen, konnte wissen, konnte durchblicken, konnte genießen Abgründe und Gipfel, Außen und Innen, eins und alles im zehntausendsten Teil der Zeit« (ebd., S. 566).

<sup>57</sup> Handke, *Lehre* (wie Anm. 3), S. 95.

<sup>58</sup> Ebd., S. 100. Vgl. zum ästhetischen Status von Zwischenräumen auch: Jutta Heinz, *Zwischenräume. Zu einem Motivkomplex in Rilkes zweiter Duineser Elegie und dessen Tradition*. In: *World Literature Studies* 5/2012, S. 38–49.

<sup>59</sup> Handke, *Lehre* (wie Anm. 3), S. 108.

Dieses finale Erlebnis unterscheidet sich in zentralen Merkmalen von allen anderen Textepiphanien. Sein Auslöser ist zwar, wie meist zuvor, eine Farbwahrnehmung; der eigentliche Prozess wird jedoch durch bewusste Konzentration als Kontemplation willentlich in Gang gesetzt: »Ausatmen. Bei einem bestimmten Blick äußerste Versunkenheit und äußerste Aufmerksamkeit«. Und auch in seinem Verlauf herrschen größere Freiheiten als bisher: Die sich einstellenden Vergleichsbilder entwickeln sich in freier Assoziation sowie zeitlich und räumlich ins Extreme gesteigert zum ›Weltgeschehen‹. Dieses gipfelt im Bild von der »Fußspur des ersten Menschen«, das an die Höhlenzeichnungen im »Ding-Bild-Schrift-Strich-Tanz« erinnert; aber mit einem bezeichnenden Unterschied: Die Fußspur ist keine künstlerische Leistung eines Urzeitmenschen, sondern bewahrt seine tatsächliche physische Gegenwart.

Auch die bewusst eingeleitete Epiphanie führt in ihrem Verlauf zu einer kreisenden Bewegung, die von den »Zwischenräume[n]«, nämlich den Lücken zwischen den einzelnen Stämmen, ausgeht. Offensichtlich sind diese Zwischenräume der Dreh- und Angelpunkt des Kreiserlebnisses im wahrsten Sinn des Wortes: Eine geschlossene Oberfläche würde ebenso wenig wie ein leerer Raum einen natürlichen Ansatz für eine Rotation bieten. Indem ein solcher Zwischenraum temporär zum Zentrum der Welt wird – wie der Ort des Künstlers, der weder ein geografischer noch ein imaginärer ist, sondern etwas dazwischen –, muss die von ihm ausgehende Erfahrung weder Wirkliches und Seiendes überschreiben noch halt- und bezugsloses Neues erfinden. Er vermittelt Geborgenheit,<sup>60</sup> ohne dabei die Offenheit der Welt als Möglichkeit zu zerstören. Das Eintreten des Kreiseffektes belegt schließlich, dass dieser eine Zwischenraum für die Dauer der Epiphanie tatsächlich zum Zentrum der Welt geworden ist, die nun um ihn herum zu kreisen beginnt.

Mit der zum anfänglichen »Ausatmen« komplementären Handlung des »Einatmens« findet die Kreisbewegung ein ebenso gezielt herbeigeführtes Ende; sie vollzieht sich damit auch in einer natürlich begrenzten ›Zwischenzeit‹. Das Erzähler-Ich kehrt sich ab vom Wald zur Stadt, von den Urzeitmenschen zu den »heutigen Menschen«. Was er mitbringt, ist

<sup>60</sup> Der Holzstoß ist eines der vielen Leitmotive des Textes; vgl. die zentrale Stelle: »Und (sich schließender Kreis?) ein Wunschbild von mir, als dem Schriftsteller, wurde es dann einmal, mit meinem Geschriebenen für jemand anderen [...] ein Bohlenweg zu sein, oder eben ein heller, gleichmäßiger, dichtgefügtter ›Holzstoß‹« (ebd., S. 56).

ein Teil gerettete Wirklichkeit; kein besonders bedeutsamer Wald und auch kein besonders schöner, aber einer, der zumindest einem Menschen zu einer bestimmten Zeit betrachtbar und beschreibbar, ein »Augenstoff« und gleichzeitig Erzählstoff wurde. Und wenn am Schluss die offene Frage steht »Zu Hause das Augenpaar?«, dann ist damit ein letztes Mal zum Ausdruck gebracht, dass es hier nicht um individuelle Ekstasen oder künstlerische Feinheiten geht, sondern um »geltende Wirklichkeit«<sup>61</sup> und einen »berechtigten Vorschlag« einer »gemeinsamen Daseinsform«<sup>62</sup> für das Volk der Leser, das Handke in all seinen Schriften zu versammeln sucht.

## V

### Literarische Phänomenologie: »Zeigt sich hier ein Pfad, der in ein Zusammen-Gehören des Dichtens und des Denkens führt?«

Ich habe zu zeigen versucht, dass in der Auseinandersetzung Rilkes und Handkes mit Cézannes Werk, Person, Kunstauffassung und Arbeitsweise sich komplexe intermediale Prozesse vollziehen, die teilweise im Bereich der stofflichen Übernahmen, teilweise im Bereich formaler Wechselwirkungen stattfinden, sich aber immer stärker auf die Ebenen der als komplementär verstandenen inneren Wort-Bild-Zusammenhänge sowie exemplarischer, mit ethischer Bedeutung aufgeladener Produktions- und Rezeptionsvorgänge verlagern. Die Malerei Cézannes kann zunächst deshalb für Rilke und Handke zur Lehre werden, da in den Bild-Medien – bei Cézanne: speziell durch die Bedeutung der Farbe – ein stärkeres Absehen von vorgeformten Bedeutungskomponenten leichter möglich ist als in der Sprache. Cézanne beweist zum Zweiten, dass Kunstwerken Erkenntnischarakter zukommen kann: Malerei kann eine zweite Wirklichkeit parallel zur Natur errichten, die gleichzeitig eigengesetzlich und über die homologe Struktur der Harmonie mit dem großen Ganzen der Natur verbunden ist. Und zum Dritten demonstriert Cézanne, dass ein distanziertes Zurücktreten von den überlieferten ästhetischen Gegenständen und Werthierarchien möglich ist, ohne dass die Kunst die Wirklichkeit ganz aus den Augen verliert: Cézannes Äpfel bereiten

<sup>61</sup> Ebd., S. 20f.

<sup>62</sup> Ebd., S. 57f.

den Weg für Rilkes Hunde und Handkes Holzstöße. Dabei dienen die Dinge als Vermittlungsmodell zwischen Natur – als dem traditionellen Gegenstand literarischer Beschreibung, der vom Verschwinden bedroht ist – und Kultur – als dem der Literatur neu und dauerhaft zu erschließenden Tätigkeitsgebiet des Menschen.

Was die Kunst Cézannes wie auch Rilkes und Handkes durch diese Distanzierung und Abwendung vom Menschlichen an subjektivem Wert verliert, gewinnt sie auf der anderen Seite an intersubjektiver Verbindlichkeit. Für Cézanne war der Akt der Realisation bereits eine Art Konservierung der vom Verschwinden bedrohten Dinge und Kunst eine Lebensform der Bestätigung.<sup>63</sup> Rilke und Handke spitzen die ethischen Funktionen der Kunst dann in unterschiedlichem Maße zu: Beide nehmen das Rettungsmotiv der Dinge auf, retten aber dazu noch im gleichen Atemzug die persönliche Identität, die harmonische Lesbarkeit der Welt, die soziale Verbindlichkeit ästhetischer Normen und das Bedürfnis des Menschen nach Transzendenz schlechthin. An diesem letzten Punkt lässt sich auch die Differenz zwischen Rilke und Handke recht deutlich zeigen. Rilke neigt insgesamt zur Vergegenständlichung des Transzendenten: Er findet das Abendmahl in einem Antiquariatsfenster, die Dingwerdung in jedem gelungenen Kunstwerk und die Seligkeit in der hingebungsvollen künstlerischen Arbeit. Handke hingegen neigt zur Mythisierung des Immanenten: Motive aus dem Bereich der Lebenswelt werden zu Formeln einer Heiligsprechung des Alltags und die neue Sprache stiftet eine Glaubensform. Beide jedoch verfolgen damit eine für ihr intermediales Verfahren typische Komplementärbewegung: Rilke zeigt in seinen Beschreibungstexten, wie bildliche Simultaneität in der Erfahrung zu Sukzessivität verflüssigt werden kann (»Madame Cézanne im roten Sessel«) bzw. wie eine sukzessive Handlung in ein sprachliches Landschaftsbild verfestigt werden kann (»Aber der Morgen

<sup>63</sup> »Man glaubt, daß eine Zuckerdose keine Physiognomie, keine Seele hat. Aber das verändert sich auch täglich. Man muß sie zu nehmen wissen, sie umschmeicheln, diese Herren da ... Diese Gläser, diese Teller, die sprechen miteinander, sie tauschen unentwegt Vertraulichkeiten aus [...]. Die Früchte sind treuer. Sie lassen sich gern malen. Es ist, als wollten sie um Vergebung bitten, daß ihre Farbe vergeht. Ihre Idee strömt mit ihrem Duft aus. Sie kommen zu Ihnen in allen ihren Gerüchen, erzählen Ihnen von den Feldern, die sie verlassen haben, von dem Regen, der sie genährt, von den Morgenröten, die sie erschaut. [...] Warum zerteilen wir die Welt? Ist es unser Egoismus, der sich darin spiegelt? Wir wollen alles zu unserem Gebrauch. [...] Die Gegenstände durchdringen sich gegenseitig. ... Sie hören nicht auf zu leben, verstehen Sie?« (Cézanne, Gespräche [wie Anm. 5], S. 193f.)

hell«). Handke hingegen zielt in seinem »Ding-Bild-Schrift-Strich-Tanz« auf eine Kreisbewegung, in der alle medialen Formen ineinander umschlagen können und die letztlich die Lesbarkeit der Welt durch ihre Betrachtbarkeit – bzw. umgekehrt, ihre Betrachtbarkeit durch ihre Lesbarkeit – herstellt.

Der Anachronismus dieser Kunstauffassungen sowie ihre umfassende Harmonisierungstendenz werden von allen drei Künstlern billigend in Kauf genommen. Er ist ihre Antwort auf Modernisierungstendenzen nicht nur in der Lebenswelt, sondern auch in der Kunst, die mit der Avantgarde-Bewegung letztendlich den gleichen Spezialisierungs- und Ausdifferenzierungsvorgang durchläuft wie die Wissenschaften und die Technik. Kunstauffassungen, die ohne eine ausgeführte Programmatik nicht mehr zu verstehen sind (und bei denen selbst das Verständnis der Programmatik unter Umständen nur noch von dazu eigens ausgebildeten philologischen und kunstwissenschaftlichen Spezialisten geleistet werden kann), sind für Cézanne, Rilke und Handke in gleicher Weise alltagsfremd, lebensfern, dem unmittelbaren Erleben nicht mehr zugänglich – und damit ihrem Zweck entfremdet und irrelevant. Sie propagieren dagegen ein Verständnis von Kunst als einfacher Lebensäußerung, die grundlegende Wahrnehmungs- und Bewusstseinsvorgänge wie Schauen und Denken, Zusammenstellen und Trennen einübt und in ihrer komplementären Struktur vorführt. Insofern ist ihr »phänomenologisch« orientiertes Kunstverständnis durchaus nicht rein affirmativ, sondern nur auf einer sehr viel substanzielleren Ebene kritisch.

Die Beziehungen zur philosophischen Phänomenologie – als interdisziplinäres Pendant zu den Wechselwirkungen zwischen Kunst und Literatur – können hier nur kurz angedeutet werden.<sup>64</sup> Edmund Husserl beschreibt in seinen »Pariser Vorträgen« (1929), einer seiner Grundlagentexte, die Wirkungen, die der Vollzug der *epoché*, der Urteilsenthaltung, auf das Tun des Phänomenologen hat:

<sup>64</sup> Auf diesen Zusammenhang ist in der Forschung bereits sporadisch verwiesen worden; vgl. Käte Hamburger, Die phänomenologische Struktur der Dichtung Rilkes. In: Dies., Rilke in neuer Sicht. Stuttgart 1971, S. 83–158; Anthony Phelan, »Gesicht aus Aussehen: Rilke, Cézanne und Merleau-Ponty. In: Rilke und die Moderne. Hg. von Adrian Stevens und Fred Wagner. München 2000, S. 135–154; Gerhard Melzer, »Lebendigkeit: ein Blick genügt«. Zur Phänomenologie des Schauens bei Peter Handke. In: Peter Handke, Die Arbeit am Glück. Hg. von Gerhard Melzer und Jale Tükel. Königstein 1985, S. 126–152.

[...] das heißt also, in die offen endlose transzendente Erfahrung eintreten, sich nicht mit dem vagen *ego cogito* begnügen, sondern dem beständigen Fluß des cogitierenden Seins und Lebens nachgehen, es sich nach allem, was daran zu schauen ist, ansehen, explizierend eindringen, es beschreibend in Begriffe und Urteile fassen, und rein in solche, die aus diesen anschaulichen Beständen ganz ursprünglich geschöpft sind.<sup>65</sup>

Letztlich ist damit genau das ›sehende Sehen‹ Cézannes, das ›sachliche Sagen‹ Rilkes, die Beschreibungslust Handkes und die unhintergehbare Komplementarität von »Begriffen und Urteilen« auf der einen Seite und den »anschaulichen Beständen« auf der anderen ausgedrückt.<sup>66</sup> Martin Heidegger hat diesen Gedanken im Blick auf Cézanne – er kannte und schätzte im Übrigen auch Rilkes »Briefe über Cézanne« sehr – nicht nur deutlich gesehen, sondern bezeichnenderweise poetisch ausgedrückt: nämlich im Gedicht »Gedachtes, gewidmet René Char«:

Das nachdenksam Gelassene, das inständig  
Stille der Gestalt des alten Gärtners  
Vallier, der Unscheinbares pflegte am  
chemin des Lauves.

Im Spätwerk des Malers ist die Zwiefalt  
von Anwesendem und Anwesenheit einfältig  
geworden, »realisiert« und verwunden zugleich,  
verwandelt in eine geheimnisvolle Identität.

Zeigt sich hier ein Pfad, der in ein Zusammen-  
gehören des Dichtens und des Denkens führt?<sup>67</sup>

<sup>65</sup> Edmund Husserl, *Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge*. Hg. von Stephan Strasser. Den Haag 1950, S. 14.

<sup>66</sup> Zur Hochschätzung der Kunst und speziell der Literatur in diesem Zusammenhang führt Husserl in den »Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie« aus: »Außerordentlich viel Nutzen ist zu ziehen aus den Darbietungen der Geschichte, in noch reicherm Maße aus denen der Kunst und insbesondere der Dichtung, die zwar Einbildungen sind, aber hinsichtlich der Originalität der Neugestaltungen, der Fülle der Einzelzüge, der Lückenlosigkeit der Motivation über die Leistungen unserer eigenen Phantasie hoch emporragen und zudem durch die suggestive Kraft künstlerischer Darstellungsmittel sich bei verstehendem Auffassen mit besonderer Leichtigkeit in vollkommen klare Phantasien umsetzen. So kann man denn wirklich, wenn man paradoxe Reden liebt, sagen [...] daß die ›Fiktion‹ das *Lebenselement der Phänomenologie, wie aller eidetischen Wissenschaft, ausmacht*, daß Fiktion die Quelle ist, aus der die Erkenntnis der ›ewigen Wahrheiten‹ ihre Nahrung zieht« (in: Edmund Husserl, *Gesammelte Schriften*. Bd. 5. Hg. von Elisabeth Ströker. Hamburg 1992, S. 148).

<sup>67</sup> Zit. nach Günter Seubold, *Der Pfad ins Selbe. Zur Cézanne-Interpretation Martin Heideggers*. In: *Philosophisches Jahrbuch* 94/1987, S. 64–78, hier S. 66.



Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.

## Mitteilungen



Wolfgang Nehring  
(15. November 1939 – 3. Januar 2013)

Am 3. Januar 1913 starb Wolfgang Nehring vollkommen überraschend und ohne vorherige Krankheit in seinem Haus in Los Angeles. Mit ihm verliert die Hofmannsthal-Gesellschaft eines ihrer engagiertesten und treuesten Mitglieder.

Wolfgang Nehring gehört fast noch zum Gründungsstamm, sein Name als neues Mitglied ist in den »Hofmannsthal-Blättern 2« (September 1968 – April 1969) vermerkt. Auf der Wiener Tagung 1971 wurde er als Schriftführer in den Vorstand gewählt, dem damals Martin Stern als Vorsitzender, Norbert Altenhofer und Wolfram Mauser als Stellvertreter angehörten. Da aber diese Tätigkeit nicht von den USA aus zu bewältigen war, wohin er als Professor berufen worden war, trat er 1974 zurück und wurde stattdessen auf der vierten Tagung der Gesellschaft in St. Moritz am 28. August 1976 (damals noch in geheimer Wahl) in den wissenschaftlichen Beirat gewählt, eine Funktion, die er bis zu seinem Tod innehatte. Schon diese äußere Kontinuität deutet an, wie eng die wissenschaftliche Biografie Nehrings mit der Geschichte der Gesellschaft verbunden ist.

Seine persönliche Laufbahn zeichnete eine Mitgliedschaft geradezu vor: Er hatte bei Richard Alewyn studiert und wurde über Hofmannsthal promoviert. Alewyn, so sagte er einmal, habe keine Doktorarbeiten über Hofmannsthal gewollt, nur seine habe er akzeptiert. Die Arbeit mit dem Titel »Die Tat bei Hofmannsthal: eine Untersuchung zu Hofmannsthals großen Dramen« erschien 1966 bei Metzler und war ab da ein viel zitiertes Standardwerk.

Die Wertschätzung Alewyns zeigte sich auch in der Ernennung Nehrings zu seinem Assistenten; umgekehrt blieb Alewyn lebenslang das wissenschaftliche Vorbild für Wolfgang Nehring, bis hin zu einigen gemeinsamen Forschungsschwerpunkten: den Spätromantikern – Nehring veröffentlichte unter anderem eine Monografie über Eichendorff und E.T.A. Hoffmann – und vor allem Hofmannsthal.

In seiner Funktion als Mitarbeiter Alewyns hat Nehring in den Jahren 1963 bis 1965 in Bonn den Londoner Nachlass Hofmannsthals, vor allem Briefe und Bibliotheksbinden, katalogisiert. Schon 1965 wurde der

Bestand dem FDH in Frankfurt übergeben. Aber in der kurzen Zeit hatte Nehring eine kompetente Gesamtinventarisierung vorgenommen. Überall auf den Autografen und in den Büchern sind seine Spuren zu finden: So entdeckte ich auf den Briefen Hermann Bahrs seine Handschrift mit Briefnummern in feinen Bleistiftstrichen, die zugleich als Vorschläge zur Chronologie gedacht waren.

Zu Beginn der 1970er Jahre wurde Wolfgang Nehring auf eine Professur an der University of California Los Angeles (UCLA) berufen. Seine Lehrtätigkeit dort unterbrach er aber bald durch einen zweijährigen Forschungsaufenthalt in der Schweiz: Von 1972–1974 war er Mitarbeiter der Kritischen Hofmannsthal-Ausgabe an der Arbeitsstelle Basel unter Martin Stern. Er gab »Ödipus und die Sphinx« heraus, in einem Band mit dem »König Ödipus«, den Klaus E. Bohnenkamp edierte (SW VIII Dramen 6). Das Manuskript war, wie Nehrings Nachwort erläutert, 1975 abgeschlossen, erschien aber, auf Grund organisatorischer, finanzieller und personeller Probleme des großen Editionsunternehmens, erst 1983.

Seinen Beruf als Professor der Deutschen Literaturwissenschaft in Los Angeles füllte Nehring mit Hingabe und Enthusiasmus aus. Vor allem sorgte er unermüdlich dafür, dass sein Lieblingsdichter auch in den USA unter seinen Studenten Verbreitung fand. Er betreute – im Unterschied zu seinem eigenen Doktorvater – mehrere Doktorarbeiten zu Hofmannsthal, er organisierte im Jubiläumsjahr 1974 eine große Tagung in Los Angeles, zu der viele namhafte Wissenschaftler geladen waren.

Auch als Beirat war Wolfgang Nehring ein aktives Leitungsglied der Gesellschaft: Er war an jeder Tagung präsent, als Vortragender, als Moderator und als lebhafter Mitdiskutant, manchmal von einer erfrischenden Direktheit und völligen Immunität gegen jedwede methodische Zuspitzung. Ganz im Sinne des aristotelischen Tugendbegriffs war ihm die höchste Tugend, die Mitte, die *temperantia*, in hohem Maße eigen. Scharfe Thesen, pointierte Einseitigkeiten waren ihm suspekt, in den Dienst einer Theorie gestellten Interpretationen, gleichwelcher Provenienz, misstraute er und fürchtete für die philologische Qualität, die sich allein vom Text leiten lassen sollte. Sein literarisches Credo war das Maß und der Ausgleich. Dazu passte die vornehme, manchmal leicht melancholische Gelassenheit seiner eleganten Erscheinung.

Im Sommer 2011, kurz vor der Tagung in Tutzing, schrieb er mir, diesmal könne er nicht kommen wegen einer Operation seiner Frau, die er nicht alleine lassen wollte. Es sei das erste Mal seit seiner Aufnahme in die Gesellschaft. Natürlich sollte es nur ein einmaliges Fernbleiben sein. Niemand konnte ahnen, dass es für immer sein würde. In den 1990er Jahren hatte Wolfgang Nehring mit einer Krebserkrankung zu kämpfen, der er sich tapfer und sehr offen stellte. Er war inzwischen vollkommen geheilt und auch sonst bei guter Gesundheit. Wie dem Nachruf seiner Tochter Cristina im Internet zu entnehmen ist, soll er am ersten Januar 2013 bemerkt haben, dass er der einzige der Familie sei, der die Feiertage ohne Krankheit überstanden habe; am 2. Januar abends wurde er mit beunruhigendem Fieber ins Krankenhaus eingeliefert, am 3. morgens war er tot. Aus den Berichten wird nicht klar, woran er gestorben ist, offensichtlich ein Virus, aber genau wissen es anscheinend auch die Ärzte nicht.

Wolfgang Nehring war der Literatur verschworen. In seiner Selbstdarstellung auf der Webseite seiner Universität lautete das Bekenntnis seiner Literaturbegeisterung, das sich nun wie ein Vermächtnis liest:

To this day, I believe that the study of literature is the most intriguing way to investigate our historical past and present with all their intellectual, emotional, psychological, and social complexities. In addition, I think that nothing stimulates our imagination and creativity more than this kind of study.

Auch seine Leidenschaft für die Lehre der Literatur blieb zeitlebens ungeboren. Noch mit seinen 73 Jahren war er nicht in den Ruhestand getreten, weil er den Umgang mit seinen Studenten nicht missen wollte.

Aber in seinen letzten Jahren gab es auch noch eine andere Leidenschaft: seine Enkeltochter. Dieses kleine Mädchen, das mit dem Down-Syndrom geboren worden war und zu der von ihm so geliebten Sprache bislang keinen Zugang fand, hatte sein Herz eingenommen. Kurz vor Weihnachten, zwei Wochen vor seinem rätselhaften Tod schrieb er mir: »Wir haben einen dicken Zaun um jeden Zugang zu unserem Haus gebaut, damit die wilde kleine Draufgängerin nicht wieder auf den Sunset-Boulevard entweichen kann wie im letzten Jahr.« Die kleine Draufgängerin war dabei, als er für immer in den plötzlichen Tod entwich. Sie wird ihn sehr vermissen. Die Hofmannsthal-Gesellschaft ebenfalls.

Elsbeth Dangel-Pelloquin

## Hofmannsthal-Bibliographie online

Seit dem 1. Juli 2008 ist die Bibliographie der Hofmannsthal-Gesellschaft öffentlich im Internet zugänglich. Derzeit sind hauptsächlich die Jahrgänge 1995–2012 bibliographisch erfaßt und inhaltlich erschlossen; die Jahrgänge ab 1977 sollen Schritt für Schritt folgen.

Zu erreichen ist die Datenbank über die *Website* der Gesellschaft (*Hofmannsthal.de*) oder direkt unter *Hofmannsthal.bibliographie.de*.

Die Meldung entlegener Literatur erbitten wir an die Bearbeiterin Dr. Gisela Bärbel Schmid (*Hofmannsthal-gesellschaft@web.de*).

Neue Mitglieder der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft  
(November 2012 – Oktober 2013)

Dr. Marie-Claire Méry, Dijon, Frankreich

Dr. Boris Previšić, Wallisellen, Schweiz

Dr. Gerd-Uwe Rürger, Heppenheim

Interessierte wenden sich bitte an das Büro der Gesellschaft:

Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft e.V.

c/o Freies Deutsches Hochstift

Großer Hirschgraben 23–25

60311 Frankfurt a. M.

Tel. 069/13880–247

E-Mail: [Hofmannsthal-gesellschaft@web.de](mailto:Hofmannsthal-gesellschaft@web.de)

<http://Hofmannsthal.de>

## Siglen- und Abkürzungsverzeichnis

*SW* Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hg. von Anne Bohnenkamp (seit 2004), Heinz Otto Burger (bis 1977), Rudolf Hirsch (bis 1996), Clemens Köttelwesch (1980–1988), Detlev Lüders (bis 1980), Mathias Mayer (seit 1996), Christoph Perels (seit 1989), Edward Reichel (seit 1993), Heinz Rölleke (seit 1974), Martin Stern (bis 1974), Ernst Zinn (bis 1990). Frankfurt a. M.

- SW I Gedichte 1* Hg. von Eugene Weber. 1984.  
*SW II Gedichte 2* Aus dem Nachlaß. Hg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber. 1988.
- SW III Dramen 1* Kleine Dramen. Hg. von Götz Eberhard Hübner, Klaus-Gerhard Pott und Christoph Michel. 1982.  
*SW IV Dramen 2* Das gerettete Venedig. Hg. von Michael Müller. 1984.  
*SW V Dramen 3* Die Hochzeit der Sobeide / Der Abenteurer und die Sängerin. Hg. von Manfred Hoppe. 1992.  
*SW VI Dramen 4* Das Bergwerk zu Falun. Semiramis. Die beiden Götter. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1995.  
*SW VII Dramen 5* Alkestis / Elektra. Hg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer. 1997.  
*SW VIII Dramen 6* Ödipus und die Sphinx / König Ödipus. Hg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp. 1983.  
*SW IX Dramen 7* Jedermann. Hg. von Heinz Rölleke. 1990.  
*SW X Dramen 8* Das Salzburger Große Welttheater / Pantomimen zum Großen Welttheater. Hg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz. 1977.  
*SW XI Dramen 9* Florindos Werk. Cristinas Heimreise. Hg. von Mathias Mayer. 1992.  
*SW XII Dramen 10* Der Schwierige. Hg. von Martin Stern. 1993.  
*SW XIII Dramen 11* Der Unbestechliche. Hg. von Roland Haltmeier. 1986.  
*SW XIV Dramen 12* Timon der Redner. Hg. von Jürgen Fackert. 1975.  
*SW XV Dramen 13* Das Leben ein Traum / Dame Kobold. Hg. von Christoph Michel und Michael Müller. 1989.

<i>SW XVI.1 Dramen 14.1</i>	Der Turm. Erste Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 1990.
<i>SW XVI.2 Dramen 14.2</i>	Der Turm. Zweite und dritte Fassung. Hg. von Werner Bellmann. 2000.
<i>SW XVII Dramen 15</i>	Übersetzungen, Bearbeitungen, Prologe, Vorspiele. Hg. von Gudrun Kotheimer und Ingeborg Beyer-Ahlert. 2006.
<i>SW XVIII Dramen 16</i>	Fragmente aus dem Nachlaß 1. Hg. von Ellen Ritter. 1987.
<i>SW XIX Dramen 17</i>	Fragmente aus dem Nachlaß 2. Hg. von Ellen Ritter. 1994.
<i>SW XX Dramen 18</i>	Silvia im »Stern«. Hg. von Hans-Georg Dewitz. 1987.
<i>SW XXI Dramen 19</i>	Lustspiele aus dem Nachlaß 1. Hg. von Mathias Mayer. 1993.
<i>SW XXII Dramen 20</i>	Lustspiele aus dem Nachlaß 2. Hg. von Mathias Mayer. 1994.
<i>SW XXIII</i>	Der Rosenkavalier. Hg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh. 1986.
<i>Operndichtungen 1</i>	
<i>SW XXIV</i>	Ariadne auf Naxos / Die Ruinen von Athen. Hg. von Manfred Hoppe. 1985.
<i>Operndichtungen 2</i>	
<i>SW XXV.1</i>	Die Frau ohne Schatten / Danae oder die Vernunft- heirat. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1998.
<i>Operndichtungen 3.1</i>	
<i>SW XXV.2</i>	Die ägyptische Helena / Opern- und Singspielpläne. Hg. von Ingeborg Beyer-Ahlert. 2001.
<i>Operndichtungen 3.2</i>	
<i>SW XXVI</i>	Arabella / Lucidor / Der Fiaker als Graf. Hg. von Hans-Albrecht Koch. 1976.
<i>Operndichtungen 4</i>	
<i>SW XXVII Ballette –</i>	Hg. von G. Bärbel Schmid und Klaus-Dieter Kra- biel. 2006.
<i>Pantomimen – Filmszenarien</i>	
<i>SW XXVIII Erzählungen 1</i>	Hg. von Ellen Ritter. 1975.
<i>SW XXIX Erzählungen 2</i>	Aus dem Nachlaß. Hg. von Ellen Ritter. 1978.
<i>SW XXX Roman</i>	Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d’Austria. Hg. von Manfred Pape. 1982.
<i>SW XXXI Erfundene</i>	Hg. von Ellen Ritter. 1991.
<i>Gespräche und Briefe</i>	
<i>SW XXXIII</i>	Hg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter. 2009.
<i>Reden und Aufsätze 2</i>	

<i>SW XXXIV</i>	Hg. von Klaus E. Bohnenkamp, Katja Kaluga und Klaus-Dieter Krabiel. 2011.
<i>Reden und Aufsätze 3</i>	
<i>SW XXXVIII</i>	Hg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth. 2013.
<i>Aufzeichnungen (Text)</i>	
<i>SW XXXIX</i>	Hg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth. 2013.
<i>Aufzeichnungen (Erläuterungen)</i>	
<i>SW XL Bibliothek</i>	Hg. von Ellen Ritter in Zusammenarbeit mit Dalia Bukauskaitė und Konrad Heumann. 2011.

*GW* Hugo von Hofmannsthal: Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Hg. von Bernd Schoeller (Bd. 10: und Ingeborg Beyer-Ahlert) in Beratung mit Rudolf Hirsch. Frankfurt a. M. 1979f.

<i>GW GD I</i>	Gedichte. Dramen I: 1891–1898
<i>GW D II</i>	Dramen II: 1892–1905
<i>GW D III</i>	Dramen III: 1893–1927
<i>GW D IV</i>	Dramen IV: Lustspiele
<i>GW D V</i>	Dramen V: Operndichtungen
<i>GW D VI</i>	Dramen VI: Ballette. Pantomimen. Bearbeitungen. Übersetzungen
<i>GW E</i>	Erzählungen. Erfundene Gespräche und Briefe. Reisen
<i>GW RA I</i>	Reden und Aufsätze I: 1891–1913
<i>GW RA II</i>	Reden und Aufsätze II: 1914–1924
<i>GW RA III</i>	Reden und Aufsätze III: 1925–1929. Buch der Freunde. Aufzeichnungen: 1889–1929

Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Hg. von Herbert Steiner. Frankfurt a. M. 1945ff. (bei später abweichender Paginierung 1. Aufl. mit Erscheinungsjahr).

<i>PI (1950)</i>	Prosa I. 1. Aufl. 1950
<i>PI</i>	Prosa I. 1956
<i>PII (1951)</i>	Prosa II. 1. Aufl. 1951
<i>PII</i>	Prosa II. 1959
<i>PIII</i>	Prosa III. 1952
<i>PIV</i>	Prosa IV. 1955



<i>A</i>	Aufzeichnungen. 1959
<i>E</i>	Erzählungen. Stockholm 1945. 2. Aufl. 1949. 3. Aufl. 1953
<i>GLD</i>	Gedichte und Lyrische Dramen. Stockholm 1946. 2. Aufl. 1952
<i>D I</i>	Dramen I. 1953
<i>D II</i>	Dramen II. 1954
<i>D III</i>	Dramen III. 1957
<i>D IV</i>	Dramen IV. 1958
<i>L I (1947)</i>	Lustspiele I. 1. Aufl. 1947
<i>L I</i>	Lustspiele. 1959
<i>L II (1948)</i>	Lustspiele II. 1. Aufl. 1948
<i>L II</i>	Lustspiele II. 1954
<i>L III</i>	Lustspiele III. 1956
<i>L IV</i>	Lustspiele IV. 1956
<i>B I</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1890–1901. Berlin 1935.
<i>B II</i>	Hugo von Hofmannsthal: Briefe 1900–1909. Wien 1937.
<i>BW Andrian</i>	Hugo von Hofmannsthal – Leopold von Andrian: Briefwechsel. Hg. von Walter H. Perl. Frankfurt a. M. 1968.
<i>BW Auernheimer</i>	The Correspondence of Hugo von Hofmannsthal and Raoul Auernheimer. Ed. Donald G. Daviau. In: <i>Modern Austrian Literature</i> 7 (1974), Numbers 3 & 4, S. 209–307.
<i>BW Beer-Hofmann</i>	Hugo von Hofmannsthal – Richard Beer-Hof- mann: Briefwechsel. Hg. von Eugene Weber. Frankfurt a. M. 1972.
<i>BW Bodenhausen</i>	Hugo von Hofmannsthal – Eberhard von Boden- hausen: Briefe der Freundschaft. Hg. von Dora von Bodenhausen. Düsseldorf 1953.
<i>BW Borchardt</i>	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Hg. von Marie Luise Borchardt und Herbert Steiner. Frankfurt a. M. 1954.
<i>BW Borchardt (1994)</i>	Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Borchardt: Briefwechsel. Text. Bearbeitet von Gerhard Schu- ster. München 1994.

- BW Burckhardt* Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt a. M. 1956.
- BW Burckhardt (1957)* Hugo von Hofmannsthal – Carl J. Burckhardt: Briefwechsel. Hg. von Carl J. Burckhardt. Frankfurt a. M. 1957 (erw. Ausgabe).
- BW Burckhardt (1991)* Hg. von Carl J. Burckhardt und Claudia Mertz-Rychner. Erw. und überarb. Neuausgabe. Frankfurt a. M. 1991.
- BW Degenfeld* Hugo von Hofmannsthal – Ottonie Gräfin Degenfeld: Briefwechsel. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingeleitet von Theodora von der Mühl. Frankfurt a. M. 1974.
- BW Degenfeld (1986)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Ottonie Gräfin Degenfeld und Julie Freifrau von Wendelstadt. Hg. von Marie Therese Miller-Degenfeld unter Mitwirkung von Eugene Weber. Eingel. von Theodora von der Mühl. Erw. und verb. Auflage. Frankfurt a. M. 1986.
- BW Dehmel* Hugo von Hofmannsthal – Richard Dehmel: Briefwechsel 1893–1919. Mit einem Nachwort. Hg. von Martin Stern. In: HB 21/22 (1979), S. 1–130.
- BW Eysoldt* Gertrud Eysoldt – Hugo von Hofmannsthal: Der Sturm Elektra. Briefe. Hg. von Leonhard M. Fiedler. Salzburg 1996.
- BW Clemens Franckenstein* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. In: HJb 5 (1997), S. 7–146.
- BW Clemens Franckenstein (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Clemens von Franckenstein. Hg. von Ulrike Landfester. Freiburg i. Br. 1998.
- BW George* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. Hg. von Robert Boehringer. Berlin 1938.
- BW George (1953)* Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal. 2. erg. Aufl. Hg. von Robert Boehringer. München/Düsseldorf 1953.

- BW Gomperz* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Marie von Gomperz 1892–1916 mit Briefen von Nelly von Gomperz. Hg. von Ulrike Tanzer. Freiburg i. Br. 2001.
- BW Haas* Hugo von Hofmannsthal – Willy Haas: Ein Briefwechsel. Hg. von Rolf Italiaander. Berlin 1968.
- BW Harden* Hugo von Hofmannsthal – Maximilian Harden. Hg. von Hans-Georg Schede. In: HJb 6 (1998) S. 7–115.
- BW Hauptmann* Hugo von Hofmannsthal und Gerhart Hauptmann. Chronik ihrer Beziehungen 1899–1929. Aus Briefen und Dokumenten zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Martin Stern. In: HB 37/38 (1988), S. 5–141.
- BW Hellmann* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Paul und Irene Hellmann. Hg. von Werner Volke. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 11. Stuttgart 1967. S. 170–224.
- BW Herzfeld* Hugo von Hofmannsthal: Briefe an Marie Herzfeld. Hg. von Horst Weber. Heidelberg 1967.
- BW Heymel I* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 1: 1900–1908. Hg. von Werner Volke. In: HJb 1 (1993), S. 19–98.
- BW Heymel II* Hugo von Hofmannsthal – Alfred Walter Heymel: Briefwechsel. Teil 2: 1909–1914. Hg. von Werner Volke. In: HJb 3 (1995), S. 19–167.
- BW Heymel (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Alfred Walter Heymel. Hg. von Werner Volke. Freiburg i. Br. 1998 (= BW Heymel I und II).
- BW Insel* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit dem Insel-Verlag 1901 bis 1929. Hg. von Gerhard Schuster. Frankfurt a. M. 1985.
- BW Karg Bebenburg* Hugo von Hofmannsthal – Edgar Karg von Bebenburg: Briefwechsel. Hg. von Mary E. Gilbert. Frankfurt a. M. 1966.

- BW Kassner I* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil I: 1901–1910. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 11 (2003), S. 7–136.
- BW Kassner II* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner. Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Teil II: 1910–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. In: HJb 12 (2004), S. 7–190.
- BW Kassner (2005)* Hugo von Hofmannsthal und Rudolf Kassner: Briefe und Dokumente samt ausgewählten Briefen Kassners an Gerty und Christiane von Hofmannsthal. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp. Freiburg i.Br. 2005 (= BW Kassner I und II).
- BW Kessler* Hugo von Hofmannsthal – Harry Graf Kessler: Briefwechsel 1898–1929. Hg. von Hilde Burger. Frankfurt a.M. 1968.
- BW Lichnowsky* Hugo von Hofmannsthal – Mechtilde Lichnowsky. Hg. von Hartmut Cellbrot und Ursula Renner. In: HJb 5 (1997), S. 147–198.
- BW Lieben* Hugo von Hofmannsthal – Robert und Annie von Lieben. Hg. von Mathias Mayer. In: HJb 4 (1996), S. 31–66.
- BW Meier-Graefe* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg, 1998. In: HJb 4 (1996), S. 67–168.
- BW Meier-Graefe (1998)* Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel mit Julius Meier-Graefe. Hg. von Ursula Renner. Freiburg i.Br. 1998.
- BW Mell* Hugo von Hofmannsthal – Max Mell: Briefwechsel. Hg. von Margret Dietrich und Heinz Kindermann. Heidelberg 1982.
- BW Michel* Hugo von Hofmannsthal und Robert Michel. Briefe. Mitgeteilt und kommentiert von Riccardo Conetti. In: HJb 13 (2005), S. 11–167.

- BW Nostitz* Hugo von Hofmannsthal – Helene von Nostitz: Briefwechsel. Hg. von Oswald von Nostitz. Frankfurt a. M. 1965.
- BW Oppenheimer I* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil I: 1891–1905. Hg. von Nicoletta Giacon. In: HJb 7 (1999), S. 7–99.
- BW Oppenheimer II* Hugo von Hofmannsthal – Felix, Yella und Mysa Oppenheimer: Briefwechsel. Teil II: 1906–1929. Hg. von Nicoletta Giacon. In: HJb 8 (2000), S. 7–155.
- BW Pannwitz* Hugo von Hofmannsthal – Rudolf Pannwitz: Briefwechsel. 1907–1926. In Verb. mit dem Deutschen Literaturarchiv hg. von Gerhard Schuster. Mit einem Essay von Erwin Jaeckle. Frankfurt a. M. 1994.
- BW Redlich* Hugo von Hofmannsthal – Josef Redlich: Briefwechsel. Hg. von Helga (Ebner-)Fußgänger. Frankfurt a. M. 1971.
- BW Rilke* Hugo von Hofmannsthal – Rainer Maria Rilke: Briefwechsel 1899–1925. Hg. von Rudolf Hirsch und Ingeborg Schnack. Frankfurt a. M. 1978.
- BW Schmuylow-Claassen* Ria Schmuylow-Claassen und Hugo von Hofmannsthal. Briefe, Aufsätze, Dokumente. Hg. von Claudia Abrecht. Marbach a. N. 1982.
- BW Schnitzler* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler: Briefwechsel. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a. M. 1964.
- BW Schnitzler (1983)* Hugo von Hofmannsthal – Arthur Schnitzler. Hg. von Therese Nickl und Heinrich Schnitzler. Frankfurt a. M. 1983.
- BW Strauss* Richard Strauss: Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal. Hg. von Franz Strauss. Berlin/Wien/Leipzig 1926.
- BW Strauss (1952)* Richard Strauss – Hugo von Hofmannsthal: Briefwechsel. Hg. von Franz und Alice Strauss. Bearb. von Willi Schuh. Zürich 1952
- BW Strauss (1954)* Erw. Auflage. Zürich 1954.

- BW Strauss (1964)* Im Auftrag von Franz und Alice Strauss hg. von Willi Schuh. 3., erw. Aufl. Zürich 1964. Hg. von Willi Schuh.
- BW Strauss (1970)* 4., erg. Aufl. Zürich 1970.
- BW Strauss (1978)* 5., erg. Aufl. Zürich/Freiburg i. Br. 1978.
- BW Taube* Hugo von Hofmannsthal und Otto von Taube. Briefe 1907–1929. Mitgeteilt und kommentiert von Klaus E. Bohnenkamp und Waldemar Fromm. In: *HJb* 14 (2006), S. 147–237.
- BW Thun-Salm* Hugo von Hofmannsthal – Christiane Thun-Salm. Briefwechsel. Hg. von Renate Moering. Frankfurt a. M. 1999.
- BW Wiegand* Briefe an Willy Wiegand und die Bremer Presse. Hg. von Werner Volke. *JbDSG* VII (1963), S. 44–190.
- BW Wildgans* Der Briefwechsel Hofmannsthal – Wildgans. Erg. und verb. Neudruck. Hg. von Joseph A. von Brädisch. Zürich/München/Paris 1935.
- BW Wildgans (1971)* Hugo von Hofmannsthal – Anton Wildgans: Briefwechsel. Neuausg. Hg. und kommentiert von Norbert Altenhofer. Heidelberg 1971.
- BW Zifferer* Hugo von Hofmannsthal – Paul Zifferer: Briefwechsel. Hg. von Hilde Burger. Wien (1983).
- B Christiane* Christiane von Hofmannsthal. Ein nettes kleines Welttheater. Briefe an Thankmar von Münchhausen. Hg. von Claudia Mertz-Rychner in Zusammenarbeit mit Maya Rauch. Frankfurt a. M. 1995.
- TB Christiane* Christiane von Hofmannsthal. Tagebücher 1918–1923 und Briefe des Vaters an die Tochter 1903–1929. Hg. von Maya Rauch und Gerhard Schuster, Frankfurt a. M. 1991.
- TB Christiane (²1991)* 2. überarb. Aufl. Frankfurt a. M. 1991.
- Brief-Chronik* Hugo von Hofmannsthal. Brief-Chronik. Regest-Ausgabe. 3 Bde. Hg. von Martin E. Schmid unter Mitarbeit von Regula Hauser und Severin Perrig. Red. Jilline Bornand. Heidelberg 2003.
- Brief-Chronik I* Bd. 1: 1874–1911.
- Brief-Chronik II* Bd. 2: 1912–1929.

<i>Brief-Chronik III</i>	Bd. 3: Register.
<i>Hirsch</i>	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Frankfurt a. M. 1995.
<i>Hirsch (1998)</i>	Hirsch, Rudolf: Beiträge zum Verständnis Hugo von Hofmannsthals. Zusammengestellt von Mathias Mayer. Nachträge und Register. Frankfurt a. M. 1998.
<i>HB</i>	Hofmannsthal-Blätter. Veröffentlichung der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Heidelberg 1968ff.
<i>HF</i>	Hofmannsthal-Forschungen. Im Auftrag der Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft. Hg. von Martin Stern u. a. Basel u. a. 1971ff.
<i>Hjb</i>	Hofmannsthal-Jahrbuch. Hg. von Gerhard Neumann, Ursula Renner, Günter Schnitzler und Gotthart Wunberg. Freiburg i. Br. 1993ff.
<i>Weber</i>	Weber, Horst: Hugo von Hofmannsthal-Bibliographie: Werke, Briefe, Gespräche, Übersetzungen, Vorträge. Bearbeitet von Horst Weber. Berlin/ New York 1972.

Alle gängigen Zeitschriften werden abgekürzt nach der Bibliographie der Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft (BDSL).

## Anschriften der Mitarbeiter

*Prof. Dr. Maximilian Bergengruen*  
Université de Genève  
Département de langue et de littérature  
allemandes  
Faculté des lettres / UNI-Bastions  
Rue de Candolle 5  
CH-1211 Genève 4

*Dr. Rudolf Brandmeyer*  
23 rue de la Grange aux Belles  
F-75010 Paris

*Hans Peter Buohler, M.A.*  
Hagelberger Straße 43  
D-10965 Berlin

*Prof. Dr. Elsbeth Dangel-Pelloquin*  
Universität Basel  
Deutsches Seminar  
Nadelberg 4  
CH-4051 Basel

*Dr. Jutta Heinz*  
Starenweg 14  
D-73274 Notzingen

*Prof. Dr. Gerhard Neumann*  
Lietzenseeufer 3  
D-14057 Berlin

*Prof. Dr. Ursula Renner[-Henke]*  
Universität Duisburg-Essen  
Fachbereich Geisteswissenschaften/  
Germanistik  
Universitätsstraße 12  
D-45117 Essen

*Prof. Dr. Heinz Rölleke*  
Goetheweg 8  
D-41469 Neuss-Hoisten

*Rina Schmeller*  
Mittenwalder Str. 27  
D-10961 Berlin

*Prof. Dr. Günter Schnitzler*  
Universität Freiburg  
Deutsches Seminar  
Platz der Universität 3  
D-79085 Freiburg i.Br.

*Prof. Dr. Waltraud Wiethölder*  
Mahlestraße 34b  
D-70376 Stuttgart

*Prof. Dr. Gotthart Wunberg*  
Hartmeyerstraße 42  
D-72076 Tübingen

*Till Matthias Zimmermann*  
Breite Straße 39a  
D-13187 Berlin





# Register

- Abbas II. (eigentl. Abbas Hilmi Pascha) 70, 90
- Abbondanza, Elisabetta 10
- Adenauer, Konrad 53
- Adolph, Rudolf 48, 145
- Albert I., König von Belgien 69
- Alberti, Herbert 63
- Albrecht, Nicol 242
- Alewyn, Richard 392
- Allen, Richard H. 212
- Alloa, Emmanuel 302
- Altenhofer, Norbert 392
- Ammer, Andreas 348
- Antonin, Daniela 62
- Arco-Zinneberg, Helene von (s. Harrach, Helene von)
- Aristoteles 252
- Arndt, Ernst 218
- Arnim, Achim von 293, 353f., 356, 361, 363–366
- Arnold-de Simine, Silke 329
- Auguste Viktoria, deutsche Kaiserin, Königin von Preußen 118
- Bacon, Francis 48
- Baczko, Felicitas von 139
- Badt, Kurt 370, 377
- Bahr, Hermann 393
- Balajthy, Robert von 211, 218
- Ballin, Albert 79
- Bang, Herman 211
- Barcel, W. Eric 266
- Barlach, Ernst 99
- Barthes, Roland 297f., 300, 302
- Baudelaire, Charles 251f., 315, 378
- Baumann, Gerhart 177
- Baurath, Anna (s. Meier-Graefe, Anna)
- Beardsley, Aubrey Vincent 12, 27
- Bechstein, Ludwig 353
- Beck, Heinrich Enrique 54
- Becker, Claudia 320
- Becker, Sabina 329
- Beckmann, Martin 332
- Beckmann, Max 99
- Begemann, Christian 329, 338, 343
- Behrens, Peter 53
- Behrens, Theo 52
- Belgum, Kirsten L. 341, 345, 350
- Benade, Julius 44
- Beneckendorff und Hindenburg, Helene von (s. Nostitz-[Wallwitz], Helene von)
- Berghoff, Hartmut 9
- Berner, Henry 242f.
- Berry, Gertrud 241f.
- Bethmann Hollweg, Theobald von 17, 20f., 45, 79, 83, 103, 112f., 115, 118, 129, 146
- Bethusy-Huc, Maximilian von 98
- Bettelheim, Anton 228
- Biedermann, Gabriele 14
- Bierbaum, Otto Julius 12, 15, 18, 28, 65, 171
- Biermann, Leopold Otto Heinrich 29, 52, 60, 147f.
- Binding, Rudolf Georg 67
- Bippus, Elke 302
- Bischoff, Jürg 370
- Bismarck, Otto von 109, 155
- Bissing, Friedrich Wilhelm von 129
- Bissing, Moritz von 128f.
- Blasberg, Cornelia 74
- Blasius (s. Lutz, Walther)
- Blaukopf, Herta 356
- Bleibtreu(-Roempler), Hedwig 211, 218

- Blohm, Otto 37f.  
 Blume, Friedrich 353  
 Bobrik, Günther 242f.  
 Bobrowsky, Manfred 129  
 Bode, Wilhelm von 7, 12, 161, 171  
 Bodenhausen Christa von 36, 39, 56, 64, 71, 106, 154  
 Bodenhausen, Dorothea von (Dora, Mädi, geb. von Degenfeld-Schonburg) 8, 10f., 25–30, 34–36, 38f., 45, 47, 51, 54–56, 58, 63–66, 71, 77f., 105f., 120, 122–128, 130, 133, 135–138, 140, 145–147, 151–175, 311  
 Bodenhausen, Eberhard von 7–175, 269, 271, 301  
 Bodenhausen, Hans Heinrich von (Hansi) 11, 37, 63, 135, 152  
 Bodenhausen, Hans Wilke von 36, 39, 55f., 58, 64, 71, 106, 136, 154  
 Bodenhausen, Julie von (Luli) 36, 39, 56, 64, 71, 106, 154,  
 Bodenhausen, Karin von 36, 39, 41, 56, 64, 71, 106, 154, 159  
 Bodmer, Martin 100  
 Boehm, Gottfried 370, 372  
 Böhler, Michael 348  
 Boelcke, Willi Alfred 23  
 Bohnenkamp(-Renken), Anne 263, 265f., 286, 293, 297  
 Bongard, Oskar 73  
 Borchardt, Cornelius 26  
 Borchardt, Karoline (geb. Ehrmann) 29, 46f., 61  
 Borchardt, Marie Luise (geb. Voigt) 104, 123  
 Borchardt, Rudolf 9f., 12, 15–17, 19, 28f., 38, 46–49, 53f., 59, 61, 66, 70, 74f., 100, 104, 122–126, 129, 134, 140–142, 145, 147f. 150–153, 161f., 308  
 Bosch, Robert 129  
 Bossuet, Jacques Bénigne 259  
 Boxberger, Robert 354  
 Bradley, Brigitte L. 375  
 Bräuer, Hermann 242f.  
 Brahm, Otto 196  
 Brandmeyer, Rudolf 245–262  
 Brandt, Anna Meta 63  
 Brätianu, Ion I.C. 110  
 Braun, Stefan 351  
 Braunwarth, Peter Michael 177, 180  
 Brecht, Christoph 299  
 Brecka, Hans (Ps. Stiftegger, Hans) 205  
 Bredekamp, Horst 294  
 Brehmer, Hermann 104  
 Brentano, Clemens 353f., 356, 361–366  
 Breyholdt, Hans Walter 243  
 Brod, Max 99  
 Bruckmann, Friedrich 119  
 Bruckmann, Hugo 119  
 Brück, Werner Friedrich 69  
 Brückner, Jörg 26  
 Bruhn, Matthias 294  
 Brunetière, Ferdinand 246–248, 254, 262  
 Buber, Martin 99  
 Bühner, Werner 96  
 Bülow, Bernhard von 110  
 Bülow, Ulrich von 26  
 Bunzel, Wolfgang 266  
 Buohler, Hans Peter 177–243  
 Burchardt, Lothar 43, 69  
 Burckhardt, Carl Jacob 8, 170  
 Busch, Kathrin 302  
 Busch, Wilhelm 40  
 Byron, George Gordon, Lord 241  
 Camoin, Charles 371, 378  
 Caprivi, Leo von 43, 109  
 Carol I., König von Rumänien 110  
 Cassirer, Paul 99

- Castelli, Ignaz Franz 200  
 Cecilie zu Mecklenburg-Schwerin 118  
 Certeau, Michel de 334  
 Cézanne, Marie-Hortense 376  
 Cézanne, Paul 367–389  
 Cézanne, Paul (Sohn von Paul Cézanne) 371  
 Chickering, Roger 45  
 Claß, Heinrich 20–23, 42f.  
 Coenen, Frederic Edward 212  
 Colli, Giorgio 155  
 Collier, Hiram Price 34  
 Collier, Katherine (geb. Delano) 34  
 Collin, Heinrich Joseph von 200, 222  
 Compagnon, Antoine 245  
 Conrad, Michael Georg 67, 84, 100  
 Corneille, Pierre 12  
 Cossmann, Paul Nikolaus 129  
 Courten, Carlo von 158f.  
 Courten, Felix von 158f.  
 Couture, Thomas 378  
 Cross, Donatella (s. Goloubeff, Natascha von)  
 Curjel, Hans 53  
 Curtiz, Michael 177
- D’Annunzio, Gabriele 32  
 Dangel-Pelloquin, Elsbeth 341, 346, 292–394  
 Danyel, Jürgen 21  
 Dauthendey, Max 236  
 David, Gerard 7, 9, 119, 171  
 Degenfeld-Schonburg, Anna von (geb. von Hügel) 65, 105, 127, 130, 133  
 Degenfeld-Schonburg, Christoph Martin von 269–271, 282f.  
 Degenfeld-Schonburg, Dorothea von (s. Bodenhausen, Dorothea von)  
 Degenfeld-Schonburg, Julie von (s. Wendelstadt, Julie von)  
 Degenfeld-Schonburg, Ottonie von (geb. von Schwartz) 28–30, 34, 53, 65, 67, 77, 105, 127, 137, 146–148, 154, 263–313  
 Dehmel, Ida 7  
 Dehmel, Richard 7, 15, 65, 67f., 73, 80, 101, 114, 171  
 Dehn-Schmidt, Georg 149f.  
 Deist, Wilhelm 68  
 Delacroix, Eugène 62  
 Delano, Katherine (s. Collier, Katherine)  
 Delbrück, Hans 129  
 Delignon, Françoise 262  
 Derrida, Jacques 303  
 Didi-Huberman, Georges 272, 294  
 Diederichs, Carl Friedrich 168  
 Diederichs, Eugen 168f.  
 Diederichs, Peter 168–170, 172  
 Dieke, Hildegard 26  
 Döring, Jörg 332  
 Dörner, Wilhelm 131  
 Doerries, Reinhard R. 19  
 Doppler, Alfred 316  
 Doran, Michael 370  
 Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 49  
 Dotti, Johanna (s. Solf, Johanna)  
 Doublrier, Gertrud 211  
 Droste-Hülshoff, Annette von 358  
 Dünkel, Vera 294  
 Dünne, Jörg 332  
 Duisberg, Carl 128  
 Dumas, Alexandre d.Ä. 215  
 Durlach, Henriette (Henny) 62  
 Durlach, Lina (geb. Meyer) 62  
 Durzak, Manfred 380  
 Dusini, Arno 179
- Eckermann, Johann Peter 84  
 Edzard, Dietrich Hermann (Dietz) 62  
 Eggebrecht, Hans Heinrich 365  
 Ehrmann, Karoline (s. Borchardt, Karoline)  
 Ehksam, Thomas 54

- Eichendorff, Joseph von 362, 364, 392  
 Eicher, Thomas 380  
 Eichholz, Anita 269  
 Einödshofer, Julius 242  
 Einödshofer, Maria 241–243  
 Eisermann, Judith 211  
 El Greco 9  
 Elster, Hanns Martin 356  
 Emerson, Ralph Waldo 155  
 Erdmann, Karl Dietrich 90  
 Erzberger, Matthias 20, 79  
 Eschenbacher, Jakob 199  
 Eschmann, Ernst-Wilhelm 168, 172  
 Eulenberg, Herbert 232  
 Eulenburg und Hertefeld, Philipp zu 140, 270  
 Exner, Richard 315
- Faing d'Aigremont, Augustin Edouard Michel du 73  
 Falke, Gustav 15  
 Falkenhayn, Erich von 91, 118  
 Feldman, Gerald Donald 9  
 Felle, Eugen 28, 47  
 Finckh, Ludwig 15  
 Finkelde, Dominik 330, 339, 349  
 Fischer, Fritz 21f.  
 Fischer, Jens Malte 362  
 Fischer, Paul David 146  
 Fischer, Samuel 177  
 Fischer-Dieskau, Friedrich 354  
 Flach, Sabine 332  
 Flaischlen, Cäsar 8, 14, 161  
 Flaubert, Gustave 245, 256, 315, 378  
 Flex, Walter 67  
 Fliedl, Konstanze 179  
 Fliegel, Alice 240  
 Fliegner, Siegfried 62  
 Flotow, Hans (Johannes) von 110f.  
 Fonda, Henry 381  
 Fontana, Oskar Maurus 205  
 Fontane, Theodor 293, 340
- Ford, John 381  
 Fränzl, Lorenz 30  
 France, Anatole 246  
 Franckenstein, Georg von 140  
 Frank, Eugen 196  
 Franz I., Kaiser von Österreich 178, 199  
 Franz Ferdinand von Österreich-Este 59  
 Freytag, Gustav 364  
 Friedmann, Mitzi 211  
 Friedrich II. (auch Friedrich der Große), König von Preußen 230  
 Fromentin, Eugène 8  
 Frühwald, Wolfgang 316  
 Fuchs, Carl Johannes 88
- Gabler, Thorsten 293f., 297, 299  
 Gall, Lothar 22, 71  
 Gamper, Michael 337  
 Ganz, Hugo 228  
 Gasquet, Joachim 371  
 Gautier, Théophile 251f.  
 George, Stefan 248  
 Gerasch, Alfred 205, 211, 217f.  
 Gezelle, Guido 145  
 Giese, Harry 241f.  
 Gill, Eric 32f.  
 Giotto di Bondone 372  
 Giuriato, Davide 297  
 Goebel, Klaus 10, 27, 33, 35, 163  
 Goericke, Claire 241–243  
 Goethe, Johann Wolfgang von 17, 48, 84, 107, 276, 285, 298–300, 304, 360, 365  
 Gogh, Vincent van 368, 378f.  
 Gold, Alfred 99  
 Goloubeff, Natascha von (Tata, Ps. Cross, Donatella) 32  
 Goloubeff, Victor von 32, 60  
 Goltz, Alexander Demetrius 197  
 Goncourt, Edmond de 256

- Goncourt, Jules de 256  
 Grabbe, Christian Dietrich 241  
 Grätz, Katharina 329  
 Graham, Stephen 96  
 Gratton, Peter 302  
 Grillparzer, Franz 199f., 224  
 Grimm, Hans 76  
 Grimm, Jacob 300, 353, 355f.  
 Grimm, Wilhelm 300, 353, 355f., 366  
 Grimm-Einödshofer, Maria 242  
 Gropius, Walter 53  
 Große Kracht, Klaus 21  
 Grossmann, Stefan 228  
 Gumpert, Gregor 348  
 Guthmüller, Marie 245  
 Gyp (d.i. Sibylle Gabrielle Riqueti de  
 Mirabeau-Martel, auch Comtesse de  
 Martel) 249
- Haag, Saskia 337f., 345  
 Haas-Heye, Otto Ludwig 84, 99  
 Halefeldt, Horst O. 240  
 Hamburger, Käte 388  
 Handke, Peter 367–389  
 Harden, Maximilian 140  
 Hardt, Ernst 19  
 Harms, Wolfgang 369  
 Harnack, Wilhelm 129  
 Harrach, Hans Albrecht von 31, 112f.,  
 126, 128–130, 136  
 Harrach, Helene von (geb. von Arco-  
 Zinneberg) 31f.  
 Harrach, Helene von (geb. de  
 Pourtalès) 113  
 Hart, Heinrich 198  
 Hartlaub, Gustav Friedrich 151  
 Hartmann (s. Lutz, Walther)  
 Hartmann, Ernst 196f.  
 Hartmann, Wilhelm 31  
 Hartmann von Aue 48  
 Hauptmann, Gerhart 67, 242  
 Hauswedell, Ernst Ludwig 76
- Hebbel, Friedrich 192, 358  
 Heckenast, Gustav 315  
 Hecker, Max 48  
 Heeringen, Josais Oskar Otto von 45,  
 79  
 Heidegger, Martin 389  
 Heiderich, Günter 13, 29, 38, 52, 60,  
 62f.  
 Heiderich, Ursula 13, 29, 38, 52, 60,  
 62f.  
 Heine, Albert 218  
 Heinrich III., König von Frankreich  
 201  
 Heinrich IV. (auch Heinrich von  
 Bourbon), König von Frankreich  
 201  
 Heinz, Jutta 367–389  
 Heister, Hans S. von 242  
 Helf-Diederichs, Ursula 168  
 Helfferich, Karl 79, 88  
 Heller, Adolf 63  
 Heller, Hugo 67  
 Helmhold, Heidi 342  
 Herbst, Hans 16, 52, 78, 123, 145  
 Heredia, José María 251  
 Hering, Rainer 21, 43  
 Herterich, Franz 197  
 Herwarth von Bittenfeld, Hans  
 Wolfgang 137, 270  
 Herwig, Wolfgang 166  
 Herzlieb, Minna 276  
 Herzog, Rudolf 67  
 Hettche, Walter 316  
 Heumann, Konrad 26, 263, 277  
 Heuss, Theodor 168, 170  
 Heydt, Eduard von der 149  
 Heye, August 103  
 Heye, Clara (Clärchen, Klärchen, geb.  
 Schröder) 34, 39, 62, 103f., 135,  
 139f., 145, 147, 150, 152  
 Heye, Elly 38  
 Heye, Georg 38

- Heyl, Hedwig 119
- Heymel, Alfred Walter von 9, 12,  
14–17, 27, 29, 33–35, 37, 48, 51–54,  
59f., 64, 66, 70, 73, 80, 95, 97–99,  
101, 103–105, 107, 113–115, 118,  
122f., 126f., 130, 138, 147
- Heymel, Marguerite von (Gitta, geb.  
von Kühlmann) 33, 51
- Hiebler, Heinz 306
- Hildenbrandt, Willy 27, 153, 155
- Hillebrand, Bruno 340
- Hirsch, Rudolf 25, 136
- Hirschfeld, Gerhard 68
- Hoesterey, Ingeborg 380
- Hoffmann, E.T.A. 392
- Hoffmann, Wilhelm 25
- Hofmann, Ludwig von 171
- Hofmannsthal, Franz von 308
- Hofmannsthal, Gertrud (Gerty) von  
33f., 41, 46, 64, 100, 145, 173, 263,  
269, 313
- Hofmiller, Josef 134
- Hofteufel, Marie 218
- Hohendahl, Peter Uwe 318, 334
- Hohlwein, Hans 120
- Holenstein, Elmar 302
- Holmes, Tove 326
- Holz, Arno 15
- Holzer, Rudolf 228
- Homer 12, 17, 29, 32f., 37, 53, 66, 68,  
132f., 135
- Hoops, Johannes 48
- Horaz 12, 17, 146, 163
- Hormayr, Joseph von 178
- Housman, Laurence 28
- Huber, Jörg 302
- Hügel, Anna von (s. Degenfeld-  
Schonburg, Anna von)
- Hugenberg, Alfred 22f., 43, 79, 129
- Hugo, Victor 234
- Humboldt, Wilhelm von 38
- Hunfeld, Barbara 321
- Husserl, Edmund 388f.
- Ihlenfeld, Kurt 76
- Imdahl, Max 372
- Isolani, Eugen 211
- Iwan IV. (auch Iwan der Schreckliche),  
Zar von Russland 230
- Jacopo della Querica 61
- Jagow, Gottlieb von 23
- Jakob, Julius 78
- Jakobson, Roman 302
- James, Harold 43
- James, Ian 302
- Jaron, Norbert 198
- Jordan, Ernst 80
- Jünger, Ernst 10
- Junghanns, Inga 166
- Kabakov, Ilya 320
- Käsinger, Reinhard 10, 27, 33, 35, 163
- Kästner, Herbert 17
- Kainz, Josef 211
- Kallina, Anna 196
- Kaluga, Katja 26
- Kamzelak, Roland Stephen 9
- Kant, Immanuel 75
- Karg von Bebenburg, Edgar 267
- Karl von Österreich-Teschen 222
- Karthauss, Willi 243
- Kasack, Hermann (Ps. Marten, Hans)  
242
- Katte, Maria von 7, 9, 63, 135, 153,  
155, 158–160
- Kayser, Wolfgang 360
- Keim, August 43, 45
- Keller, Gottfried 340f.
- Keller, Thomas 318, 339
- Keller, Willibald 115
- Kemp, Friedhelm 365
- Kennert, Christian 99
- Kerr, Alfred 232

- Kertész, Mihály 177
- Kessler, Harry Graf 7–9, 12–16, 27,  
29, 32–34, 36, 46f., 53, 59f., 62, 74f.,  
122, 127, 134, 161, 164
- Kesßler, Uwe 9
- Keyserling, Eduard von 100
- Kiening, Christian 351
- Kippenberg, Anton 15f., 35, 37, 53,  
60, 62, 80, 84, 99, 101, 106f., 114f.,  
120, 126, 129–131
- Kippenberg, Jutta 63
- Kippenberg, Katharina 63
- Kirdorf, Emil 128
- Kirsch, Arnold (s. Korff, Arnold)
- Kirsch, Jan-Holger 21
- Kleist, Heinrich von 234, 236, 266
- Klinger, Max 171
- Klöckner, Peter 128
- Knoop, Adele von (s. Wolde, Adele)
- Koch, Hans-Albrecht 265
- Kocka, Jürgen 9
- Köhnen, Ralph 374f., 380
- Koëningstein, François Claudius (s.  
Ravachol)
- Körner-Hofmann, Elisabeth 242
- Kohnstamm, Oscar 66
- Kolb, Annette 84, 100
- Kollwitz, Käthe 99
- Konfuzius 28
- Korff, Arnold (eigentl. Kirsch, Arnold)  
197
- Korten, Lars 142
- Koschorke, Albrecht 303, 331f., 339,  
341, 348f.
- Krähe, Ludwig 364
- Krahmer, Catherine 79
- Kraus, Karl 179, 220
- Kreidemann, Franz 242
- Kruck, Alfred 42f.
- Krumm, Hermann 358
- Krupp (von Bohlen und Halbach),  
Alfried 172
- Krupp (von Bohlen und Halbach),  
Bertha 22
- Krupp (von Bohlen und Halbach),  
Gustav 22–24, 43, 45, 129
- Kruszynski, Willy 242
- Kühlmann, Marguerite von (s. Heymel,  
Marguerite von)
- Kühlmann, Richard von 60, 147–150
- Kurz, Martina 367
- Kutschera, Mathilde 197
- Kutschera, Victor 197
- Lachinger, Johann 351
- Lahusen, Friedrich 120
- Lancken(-Wakenitz), Oscar von der  
126, 128–130
- Langenbacher, Wolfgang Rudolf 129
- Lanson, Gustave 245–262
- Lasker-Schüler, Else 267
- Le Fort, Gertrud von 67
- Lehnacker, Josef 48
- Leistenschneider, Stephan 43
- Lemaître, Jules 246f., 262
- Lichtwark, Alfred 161, 165, 171
- Liebermann, Max 99, 171
- Lienhard, Friedrich 67
- Liliencron, Detlev von 7, 15, 171
- Lindner, Anton 196
- Löhr, Friedrich 356, 361
- Lorens, Carl 198
- Lucilius Iunior 294
- Ludendorff, Erich 45
- Ludwig XI., König von Frankreich 97
- Ludwig XIV., König von Frankreich 74
- Ludwig XVIII., König von Frankreich,  
Graf von Provence 229
- Lührs, Wilhelm 62
- Luther, Martin 356
- Lutz, Walther (Ps. Blasius, Hartmann)  
221



- Mahler, Gustav 353–366  
 Maillol, Aristide 32f.  
 Mallarmé, Stéphane 245–262  
 Marées, Hans von 61  
 Marie-Louise von Österreich 230  
 Marten, Hans (s. Kasack, Hermann)  
 Martynkewicz, Wolfgang 119  
 Matthes, Ernst 38  
 Matz, Wolfgang 315, 321  
 Mauser, Wolfram 392  
 Maxtone-Mailer, Reinhild 26  
 Medelsky, Lotte 196, 211, 218  
 Meier-Gräfe, Anna (Rieke, geb. Baurath) 7, 63, 99, 102  
 Meier-Gräfe, Julius 7, 9, 14, 60f., 63, 65, 79, 102, 127, 161, 171  
 Meinecke, Friedrich 129  
 Melchers, Emmy 61  
 Melchers, Magda (s. Pauli, Magda)  
 Mell, Maria (Josefa) 197  
 Mell, Max 197  
 Melzer, Gerhard 388  
 Merleau-Ponty, Maurice 302, 388  
 Mersch, Dieter 264, 272  
 Méry, Marie-Claire 396  
 Mews, Siegfried 212  
 Meyer, Elisabeth (s. Schröder, Elisabeth)  
 Meyer, Herman 374  
 Meyer, Lina (s. Durlach, Lina)  
 Miller-Degenfeld, Marie Therese 25, 264, 266, 269–271, 281f., 304, 313  
 Minne, Georges 48  
 Mirabeau-Martel, Sibylle Gabrielle  
 Riqueti de (auch Comtesse de Martel) (s. Gyp)  
 Möhrmann, Renate 198  
 Moellendorff, Wichard von 69  
 Mörike, Eduard 364  
 Molière 12, 254  
 Moltke, Helmuth Johannes Ludwig von 45  
 Mommsen, Wolfgang J. 10, 20f.  
 Montinari, Mazzino 155  
 Morin, Marie-Eve 302  
 Mozart, Wolfgang Amadeus 360  
 Mühlau, Erna 241f.  
 Mühsam, Erich 236  
 Müller, Friedrich von 84  
 Müller, Hedwig 198  
 Müller, Jutta 177  
 Müller, Klaus-Detlef 327  
 Müller, Lothar 297  
 Müller, Wilhelm 358, 362f.  
 Müller-Hamdorf, Erwin 242  
 Müller-Hanno, Otto 242f.  
 Müller-Krumbach, Renate 33  
 Münsterberg, Hugo 97  
 Münz-Koenen, Inge 332  
 Muscheler, Ursula 14, 18  
 Muthesius, Hermann 53  
 Mutzenbecher, Kurt von 161  
 Mutzenbecher, Viktor von 79  
 Nalewski, Horst 367  
 Nancy, Jean-Luc 301f., 303  
 Napoleon Bonaparte, Kaiser von Frankreich 88, 199f., 209f., 230  
 Nauhaus, Wilhelm 173  
 Neeck, Gertrud 242f.  
 Nehring, Cristina 394  
 Nehring, Eurydice 394  
 Nehring, Wolfgang 392–394  
 Neteler, Theo 8  
 Neumann, Gerhard 123, 177, 333f.  
 Newton, Isaac 254  
 Nickl, Therese 180  
 Nieritz, Karl Gustav 235  
 Nietzsche, Friedrich 155  
 Nostitz-(Wallwitz), Alfred von 15, 40f.  
 Nostitz-(Wallwitz), Helene von (geb. von Beneckendorff und Hindenburg) 40f.

- O'Byrne, Anne 302  
 Oppenheimer, Yella von 60  
 Osthaus, Karl Ernst 54  
 Ott, Ulrich 9, 25, 123, 134  
 Overlack, Anne 267, 276
- Pan Mallet, Louis du 89  
 Pannwitz, Rudolf 11, 51, 55, 129–131, 141, 146f.  
 Pascal, Blaise 262  
 Pauli, Gustav 61  
 Pauli, Magda (geb. Melchers) 61  
 Pehle, Margot 9  
 Peirce, Charles Sanders 294  
 Pertlik, Susanne 177  
 Phelan, Anthony 388  
 Philippe, Gilles 256  
 Piat, Julien 256  
 Piccolomini, Octavio 231  
 Pichler, Caroline 178  
 Plachta, Bodo 358  
 Platon 75  
 Poe, Edgar Allan 245  
 Pogge von Strandmann, Hartmut 34  
 Poincaré, Raymond 116  
 Poisl, Josephine 353  
 Polgar, Alfred 179, 213f.  
 Polt-Heinzl, Evelyn 214  
 Pope, Alexander 12  
 Portz, Thomas 128  
 Post, Herbert 48  
 Poten, Bernhard von 203  
 Previšić, Boris 396  
 Proust, Marcel 245  
 Przybyszewski, Stanislaw 7, 65  
 Puschner, Uwe 43
- Racine, Jean 12  
 Ragg-Kirkby, Helena 319  
 Rapp, Jean 199, 210  
 Rasch, Manfred 9, 12
- Rathenau, Walther 22, 33f., 69–71, 74f., 79, 128f.  
 Ravachol (eigentl. Koëningstein, François Claudius) 261  
 Rechberg, Arnold 96  
 Redlich, Walter 243  
 Régnier, Henri de 262  
 Reich-Ranicki, Marcel 213  
 Reimers, Georg 197  
 Reinhardt, Max 34  
 Retté, Adolphe 248  
 Rewald, John 370  
 Richter, Dorothee 302  
 Richter, Johanna 353, 356, 361  
 Ricœur, Paul 302  
 Riederer, Günter 9, 134  
 Riehl, Wilhelm Heinrich 345  
 Riezler, Kurt 90  
 Rilke, Clara 374, 376  
 Rilke, Rainer Maria 84, 99f., 166, 265, 367–389  
 Rippler, Heinrich 45  
 Ritter, Ellen 267  
 Ritter, Johanna 356  
 Rölleke, Heinz 353–366  
 Römer, Georg 48  
 Römer, Joseph 241  
 Römpler-Bleibtreu, Hedwig (s. Bleibtreu[-Roempler], Hedwig)  
 Rößler, Johannes 9  
 Rogge, Bernhard Friedrich Wilhelm 120  
 Rops, Félicien 246, 253, 257  
 Rosenbach, Manfred 294  
 Rosenthal, Friedrich 205  
 Rousseau, Jean-Jacques 304  
 Rub, Marianne 197  
 Rub, Otto 197  
 Rubiner, Ludwig 84  
 Rühle, John Walter (Ps. Walther, John) 242

- Rünger, Gerd-Uwe 396  
 Rysselberghe, Théo van 33
- Sabrow, Martin 21  
 San Giuliano, Antonio di 111  
 Schäfer, Carina 14  
 Schaukal, Richard 67  
 Scheerbart, Paul 7  
 Schelbert, Tarcisius 302  
 Scheufele, Claudia 10  
 Schidrowitz, Leo 196  
 Schiller, Friedrich 179, 200, 215, 231  
 Schimmer, Karl August 178  
 Schlaf, Johannes 7  
 Schlegel, Friedrich 262  
 Schleich, Carl Ludwig 114  
 Schlenther, Paul 195f.  
 Schmalz, Björn 26  
 Schmeller, Rina 315–352  
 Schmidt, Wolfgang 87  
 Schmitz, Walter 43  
 Schneider, Paul-Peter 56  
 Schneider, Sabine 321, 351  
 Schnitzler, Arthur 177–243  
 Schnitzler, Heinrich 177, 180f.  
 Schönherr, Karl 179, 228f.  
 Schönholz, Friedrich Anton von 178  
 Schönthan, Franz Hans Edler von  
 Pernwald 226  
 Schönthan, Paul Edler von Pernwald  
 226  
 Schöß, Paul 37  
 Schopenhauer, Arthur 75  
 Schroder, Carl-Gerrard (s. Schröder,  
 Karl Gerhard)  
 Schröder, Clara (s. Heye, Clara)  
 Schröder, Dora 60f., 63, 148, 156,  
 169, 171  
 Schröder, Elisabeth (geb. Meyer) 38,  
 46, 62  
 Schröder, Else 60f.  
 Schröder, Hilda (s. Schütte, Hilda)
- Schröder, Johann Gottfried William  
 (Hans) 60, 62  
 Schröder, Johannes 12, 63, 76, 121,  
 137f.  
 Schröder, Karl Gerhard (auch Carl-  
 Gerrard Schroder) 242f.  
 Schröder, Lina (s. Voigt, Lina)  
 Schröder, Rudolf Alexander 7–175,  
 308  
 Schubert, Franz 358, 362f.  
 Schütte, Georg 60  
 Schütte, Gustav Albrecht 52  
 Schütte, Hilda (geb. Schröder) 38, 60f.  
 Schütte, Meta 52  
 Schütte, Toni 60  
 Schulte, Birgit 54  
 Schulden, Anne 8  
 Schulze, Sabine 320  
 Schulze, Ulrich 54  
 Schuster, Gerhard 9, 15, 26, 74, 122f.,  
 142, 150  
 Schuster, Jörg 9, 34, 267, 276  
 Schwartz, Ottonie von (s. Degenfeld-  
 Schonburg, Ottonie von)  
 Schwerin, Botho von 171  
 Seckendorff, Götz von 73  
 Seidel, Ina 67  
 Seidler, Herbert 328  
 Sellnitz, Georg 242  
 Sembach, Klaus-Jürgen 54  
 Seneca 293f., 301  
 Seng, Joachim 267, 269f.  
 Servaes, Franz 228  
 Seubold, Günter 389  
 Shakespeare, William 12, 60, 62, 236,  
 241  
 Shaw, George Bernhard 232  
 Shaw, Ida Rosmarie 197  
 Shelley, Percy Bysshe 75  
 Shevin-Coetzee, Marilyn 42f.  
 Siepelt, Karen 26  
 Simolin, Rudolf von 60

- Simon, Claude 256  
 Simon, Hans-Ulrich 8, 12  
 Simons, Anna 48  
 Slevogt, Max 99  
 Sösemann, Bernd 128f.  
 Solf, Johanna (Hanna, geb. Dotti) 120  
 Solf, Wilhelm Heinrich 20, 118–120, 129  
 Sprengel, Peter 12  
 Stahl, August 323  
 Stamm, Hans Günter 242  
 Staps, Friedrich 203f., 210  
 Staps, Friedrich Gottlob 203  
 Stefl, Max 321  
 Stein, Ludwig 126  
 Steiner, Gabor 220  
 Steiner, Herbert 100  
 Stenger, Jan 266, 293, 296  
 Stern, Joseph Peter 349  
 Stern, Martin 392f.  
 Sternheim, Thea 54  
 Stevens, Adrian 388  
 Stevenson, Robert Alan Mowbray 8, 119  
 Stiehm, Lothar 315  
 Stiftegger, Hans (s. Brecka, Hans)  
 Stifter, Adalbert 299, 315–352, 386  
 Stinnes, Hugo 128  
 Stirner, Max 260  
 Stockhammer, Robert 326, 332  
 Stolberg, Auguste zu 285  
 Strachwitz, Moritz von 356, 359f., 362f.  
 Strätling, Susanne 372  
 Strasser, Stephan 389  
 Strassni, Fritz 218  
 Strauss, Richard 53  
 Streisand, Marianne 332  
 Strindberg, August 65  
 Ströker, Elisabeth 389  
 Suhrkamp, Peter 166, 170  
 Tacitus 48  
 Tenfelde, Klaus 22, 24  
 Tenschert, Heribert 33  
 Tewes, Rudolf 38  
 Tgahrt, Reinhard 10, 12  
 Thielmann, Tristan 332  
 Thiersch, Frieda 48  
 Thimme, Friedrich 111  
 Thode, Henry 171  
 Thomas, Jean-Jacques 245  
 Thorel, Jean 260  
 Thorvaldsen, Bertel 62  
 Thraede, Klaus 293f., 296  
 Thyssen, August 20, 22  
 Toepfer, Fritz 136  
 Trebitsch, Siegfried 232  
 Tressler, Otto 211, 218  
 Troeltsch, Ernst 129  
 Trommler, Frank 349  
 Tschernich, Erika 211  
 Tschudi, Hugo von 54  
 Tükel, Jale 388  
 Ulbricht, Justus H. 43  
 Ullrich, Volker 20–22, 71  
 Urbach, Reinhard 177  
 Valentini, Rudolf von 23  
 Velázquez 8, 119  
 Velde, Henry van de 11, 14, 32f., 41, 46, 49, 53f., 64, 105, 146, 161, 165  
 Velde, Maria van de 64, 105, 146  
 Velde, Thylbert van de 64, 105  
 Velde, Thylberte van de 64, 105  
 Vellemann, Anton 55  
 Vergil 12, 146  
 Vermeer, Jan 320  
 Vielé-Griffin, Francis 262  
 Vietsch, Eberhard von 118  
 Vogel, Juliane 321, 339  
 Voigt, Lina (geb. Schröder) 60–62, 104

- Voigt, Marie Luise (s. Borchardt, Marie Luise)
- Voigt, Robert 60, 62, 104
- Volke, Werner 40
- Vollmoeller, Mathilde 378
- Voltaire 38
- Voß, Heinfried 26
- Voßkamp, Wilhelm 318
- Vouillé, Ronald 334
- Wagner, Fred 388
- Wagner, Karl 337
- Waldmann, Emil 13, 60
- Waldthausen, Julius von 110
- Wallraf, Max 53
- Walter-Schneider, Margret 349
- Walther, John (s. Rühle, John Walter)
- Wangenheim, Hans von 90
- Warneck, Martin 137
- Watkin, Christopher 302
- Watzdorf-Bachoff, Erika von 19
- Weber, Julia 328
- Wedekind, Frank 15
- Weinzierl, Ulrich 8, 214, 267f., 270, 306
- Weiß, Emil Rudolf 62
- Weiss, Robert O. 198
- Weissberg, Liliane 349
- Wendelstadt, Jan von 27, 29, 269f.
- Wendelstadt, Julie von (geb. von Degenfeld-Schonburg) 27–30, 34, 65, 106, 127, 137, 154, 263, 270f.
- Werner, Gabriele 294
- Weyhausen, Helene 52
- Wichert, Fritz 148–150
- Wichmann, Willi 242f.
- Wiegand, Willy 47, 60
- Wieland, Christoph Martin 28, 242
- Wiethölter, Waltraud 263–313, 380
- Wilderotter, Hans 128
- Wilhelm II., deutscher Kaiser, König von Preußen 10, 43
- Willems, Gottfried 369, 377
- Winckler, Josef 56
- Witrofsky, Egon 196
- Witt, Lotte 196
- Witte, Georg 272
- Wittmann, Hugo 197
- Woesler, Winfried 358
- Wohlgemuth, Else 205, 211
- Wohlleben, Stephan Edler von 199
- Wolde, Adele (geb. von Knoop) 14, 61f.
- Wolde, Heinrich August 146
- Wolde, (Johann) Georg 14, 37f., 46, 60, 62, 146f.
- Wolde, Ludwig (Lutz) 47, 60, 62
- Wolff, Max Joseph 62
- Wolzogen, Hans von 15, 67
- Wrochem, Johannes von 42, 45
- Wyss, Regula 54
- Zehm, Edith 123
- Zeller, Bernhard 8, 25, 173
- Zelnik, Friedrich 242
- Ziegler, Dieter 9
- Zillmer, Else 242f.
- Zimmermann, Till Matthias 7–175
- Zinn, Ernst 39, 163, 165–167
- Zola, Émile 254